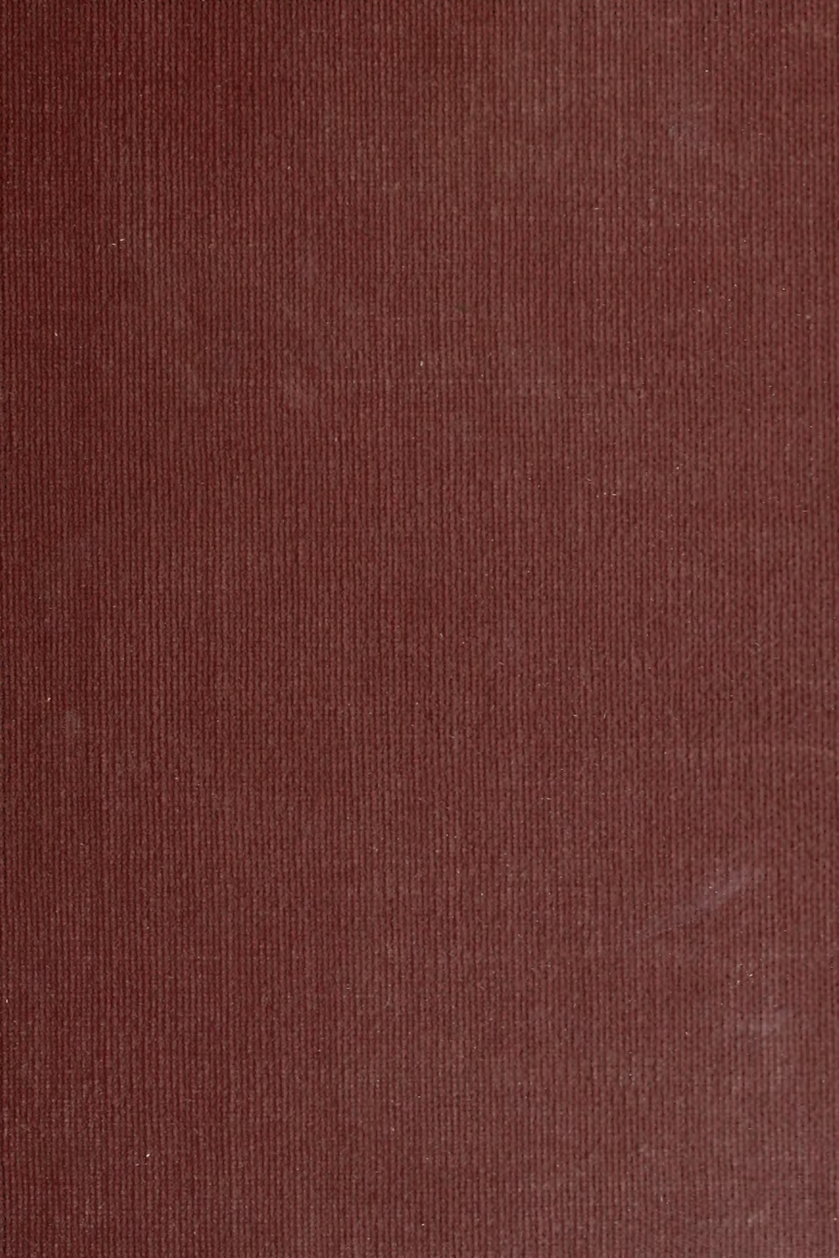












Zehntes Heft Oktober 1915

Die neue Rundschau

XXVIter Jahrgang der freien Bühne

Inhalt

Gustavus Myers, Das amerikanische Proletariat
Alexander Solomonica, Herr Heckfisch. Erzählung
Frederik van Ouwerkerk, Die internationale Bedeutung der flämischen Bewegung
Moritz Heimann, Die Erscheinung des Vaters. Novelle
Karl Scheffler, Deutsche Plastik
Oskar Loerke, Südliche Inseln

Rundschau:

Carl Ludwig Schleich, Paul Ehrlich. Ein Nekrolog
Samuel Saenger, Der Anfang
Felix Poppenberg, Ägyptische Gesichte
Alfred Kerr, Dem abgeschiedenen Felix Poppenberg
Junius, Chronik: Schicksal als Unterrichtsfach

Anmerkungen:

Samuel Saenger, Den Chesterton-Verehrern ins Stammbuch / Alfred Wolfenstein, Lyrischer Landschafter / Oskar Bie, Das Tier.

Vierteljährlich drei Hefte 7 Mark. Einzelhefte 2 Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag

Inhalt

Gustavus Myers, Das amerikanische Proletariat 1297
Alexander Solomonica, Herr Heckfisch. Erzählung 1330
Frederik van Ouwerkerk, Die internationale Bedeutung der flämischen Bewegung 1354
Moritz Heimann, Die Erscheinung des Vaters. Novelle 1377
Karl Scheffler, Deutsche Plastik 1391
Oskar Loerke, Südliche Inseln 1405

Rundschau:

Carl Ludwig Schleich, Paul Ehrlich. Ein Nekrolog 1409
Samuel Saenger, Der Anfang 1419
Felix Poppenberg, Ägyptische Gesichte 1425
Alfred Kerr, Dem abgeschiedenen Felix Poppenberg 1430
Junius, Chronik: Schicksal als Unterrichtsfach 1434

Anmerkungen:

Samuel Saenger, Den Chesterton-Verehrern ins Stammbuch 1438
Alfred Wolfenstein, Lyrischer Landschafter 1439
Oskar Bie, Das Tier 1440

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktio[n] werden ohne Namensnennung nach Berlin W., Bülowstraße 90 erbeten. Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garanti[e] übernommen werden. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von 9—10 Bogen Umfang
... Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.
...ei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vo[m]
...Mark, ganzjährig 28 Mark. Einzelhefte Mark 2.5[0]

Das amerikanische Proletariat

von Gustavus Myers

Vorbemerkung

Wer es einmal unternehmen wird, die Rolle zu definieren, die die Vereinigten Staaten in diesem Kriege, vor den Augen der Welt und der zivilisierten Völker spielen, wird nicht umhin können, ein paar Namen aufzuzeichnen, in denen sich keine offenbare politische Macht verkörpert und die doch die Lenker der Geschicke ihres Landes vorstellen, im vollsten Maße verantwortlich sind für die moralische Katastrophe, die über ihr Land hereingebrochen ist. Einige wenige große Namen repräsentieren auch in der Geschichte der vergangenen Zeiten des jungen Kontinentes die Schicksale Amerikas. Es sind die Namen der Gelddynastien, die sich allmählich, neben den rasch wechselnden politischen Machtfaktoren einen dauernden, erblichen Einfluß auf die Geschicke des amerikanischen Volkes geschaffen haben. Wer die Geschichte Amerikas schreibt, muß die Geschichte dieser Dynastien schreiben, die keinen in Europa gangbaren Titel vor ihre Namen zu setzen haben, nur den stolzen: civis americanus, deren Macht aber an feudaler Bodenständigkeit mit der Macht europäischer Potentaten wetteifern darf. Die Geschichte Amerikas ist zugleich die Geschichte, wie diese Macht aus dem reichen Urboden herauf gewachsen und gewachsen ist, bis sie schließlich den ganzen Kontinent beschattet hat. Wer heute die Geschichte Amerikas, ohne die Absicht, sie von Grund auf zu fälschen, schreibt, verfolgt ein undankbares Geschäft. Der gewissenhafte Geschichtsforscher, der die Wahrheit zu melden gesonnen ist (und diese deckt sich in Amerika dichter als anderswo mit der materialistischen Auffassung der Geschichte), darf sich darauf gefaßt machen, daß sein Werk totgeschwiegen, seine persönliche Existenz aber von den Gefahren umstellt sein wird, die der Kühne auf sich lädt, wenn er mit den Mächtigen anbindet. Myers ist ganz diese, im Boden des Gegenwärtigen wurzelnde, aus dem Kampf ihre beste Kraft saugende Natur, um solches Schicksal gelassen zu erdulden. Kaum hatte er, unter Gott weiß welchen Schwierigkeiten und Gefahren, sein erstes großes Werk über die „Geschichte der

großen amerikanischen Vermögen" vollendet, als er sich auch schon nach der anderen Hälfte des Kontinentes hinüberbegab, um dort unter noch ungünstigeren, verschärften Bedingungen die „Geschichte der großen kanadischen Vermögen" zu schreiben. Diese beiden Werke sind grundlegend für die Kenntnis der wirtschaftlichen, politischen und moralischen Daseinsbedingungen des amerikanischen Volkes. Das Totgeschwiegenwerden, die Verfemung und Verfolgung, die die Werke und ihr Verfasser zu erdulden haben, werden ihr Gewicht verstärken, wenn die Stunde der Gesundung für den großen, irregeführten und mißbrauchten Kontinent geschlagen haben wird. A. H.

Zwischen der Klasse der Magnaten, die den Reichtum der Vereinigten Staaten besitzen oder beherrschen, und dem Proletariat liegt eine so breite und tiefe Kluft, daß selbst der kühnste und blendendste Wortführer der herrschenden kapitalistischen Klasse die Torheit eines Versuches erkennt, die arbeitenden Klassen mit der unsinnigen Hoffnung zu täuschen, sie könnten sich von ihrer dienenden Stellung losreißen und selbst Kapitalisten werden. Für einige der Arbeiter hätte dies in längst vergangenen Tagen ausführbar sein können, als die Werkstätten noch mit dem einfachsten und billigsten Instrumentarium betrieben wurden und deshalb wenig Kapital notwendig war. Aber heutzutage sind ungeheure Geldsummen nötig, um Industrieanlagen auszustatten und zu betreiben; selbst mittlere Kapitalisten mit ihren Hilfsquellen von Hunderttausenden oder Millionen Dollar können nicht hoffen, mit den Trusten und ihrem angehäuften Kapital von Billionen den Wettbewerb aufzunehmen. Es gibt in den Vereinigten Staaten vielleicht sechstausend Millionäre, aber sie sind zum größten Teile unbekannt und treten nicht hervor, und man kann sie passend als Abhängige und Untergebene, wenn nicht als Trabanten der großen Multimillionär-Magnaten bezeichnen. Kostbarer städtischer Grundbesitz oder Fabriken oder große Warenhäuser mögen ihnen gehören, oder sie mögen Aktionäre in einer oder der anderen Art von Gesellschaften sein; trotz alledem sind sie nicht die Männer, die die suveräne Herrschaft über die Hilfsquellen und den Reichtum der Nation ausüben.

Diese Herrschaft ist (wenn wir die Verhältnisse vor dem Krieg zugrunde legen) in den Händen von weniger als einem Dutzend Magnaten vereint, unter denen John D. Rockefeller und J. Pierpont Morgan (früher der Vater, jetzt der Sohn) die bedeutendsten sind. Als tatsächliches Haupt der Standard Oil Company hat Rockefeller mit seinen Handelsgenossen die Herrschaft oder doch die Hauptstimme in einer großen Anzahl angeschlossener oder Hilfs-Truste, mit Einschluß gewerblicher Truste — Eisenbahnen-, Straßenbahnen-, Gas- und Elektrizitäts-Anlagen — die alle zusammen

eine ungeheuer große Vereinigung von Gesellschaften bilden. Das besondere United States Congressional Committee on Banking and Currency berichtete, daß J. Pierpont Morgan und John D. Rockefeller zusammen mehr als ein Drittel – 36 Prozent – des tatsächlichen Vermögens und der Naturhilfsquellen der Vereinigten Staaten beherrschen. Die allmächtigen kapitalistischen Gruppen, an deren Spitze diese Männer stehen, wirken in gutem Einvernehmen miteinander und befolgen dasselbe Verfahren. Die Gesamt-Aktiva, die sie beherrschen, werden auf 93711328678 $ berechnet und umfassen 15636853814 $ in Industrie und öffentlichen Anlagen; 17250000000 $ in Eisenbahnbesitz; 4000911932 $ in Bank- und andern finanziellen Unternehmungen; 1500949342 $ in Bergwerks- und Ölbetrieben und 1322613000 $ in verschiedenem anderem Besitz. In den Protokollen der genannten Kommission werden viele von diesen Gesellschaften als „Morgan-Geschäft" bezeichnet, viele als „Standard Oil-", einige als „Gould-", einige als „Vanderbilt-", andere als „Hill-" und „Guggenheim-"Besitz und noch andere als „Ryan und Belmont-" oder als „Unabhängige Geschäfte". Die Tatsachen zeigen aber, daß die Morgan-Rockefeller-Anteile beherrschenden Einfluß haben und miteinander verbunden arbeiten.

Morgan persönlich beherrscht – nach den der Kommission vorgelegten Berichten – direkt die ungeheure Summe von 22245000000 $. Die von Morgan beherrschten five banks- und Banktrust-Gesellschaften verfügen über alle Hilfsmittel dieser Summe und haben in 112 Gesellschaften 341 Direktorstellen. Die Firma J. Pierpont Morgan und Co. hat allein 63 Direktoren in 39 Gesellschaften, welche über alle Hilfsmittel oder über die Kapitalisierung von 10036000000 $ verfügen. Eine Ergänzung dieser ungeheuren Geldmacht und dieses Kapitals wird durch Morgans indirekte Beherrschung noch weiterer Hilfsquellen gebildet. Achtzehn Gesellschaften und Privatfirmen, die eng mit ihm verbunden sind, bilden eine Vereinigung von 746 Direktorstellen in 134 Gesellschaften, welche über alle Hilfsmittel oder über die Kapitalisierung der verblüffenden Summe von 24325000000 $ verfügen. Das gesamte jährliche Einkommen von Großbritannien beträgt 950000000 $; das der Vereinigten Staaten 900000000 $, das Deutschlands 1800000000 $; das Frankreichs 850000000 $ und das Italiens 450000000 $. Morgan verfügt über viermal soviel als die Einkommen der genannten vier europäischen Nationen zusammen betragen; er verfügt über zwanzigmal soviel, als die Jahreseinnahme der Vereinigten Staaten beträgt. In seiner Eigenschaft als Bankier hat Morgan in seinen Bankhäusern für 162000000 $ Depositen; diese Summe stellt die Depots von Gesellschaften und Privatpersonen dar. Diese 162000000 $ sind totes Kapital, das bei seiner Firma angelegt ist.

Nach den Steuerergebnissen von 1904 — den letzten, die zugänglich sind — wurde der Gesamtreichtum der Vereinigten Staaten auf 107104211917 $ geschätzt. Gegenwärtig kann er auf mehrere Billionen Dollar höher geschätzt werden. Wir sehen also, daß die beiden kapitalistischen Gruppen, an deren Spitze John D. Rockefeller und J. Pierpont Morgan stehen, direkt oder indirekt über mehr als ein Drittel dieser ungeheuren Summe verfügen. Mit dieser Angabe wird durchaus nicht behauptet, daß diese beiden Gruppen die Gesamtheit der Banksysteme, die Eisenbahn-, Industrie-, Bergwerk-, Wasserkraft- und die andern Vermögen besitzen. Ihr Besitz ist zweifellos ungeheuer groß, aber zwischen Besitz und Herrschaft besteht ein sehr bemerkbarer Unterschied. Der in Anlagen vorhandene Besitz eines beträchtlichen Teiles dieser Vermögen gehört Tausenden von Millionären und Multimillionären in allen Teilen der Vereinigten Staaten. Andere Teile des Kapitals sind im Besitz einer beträchtlichen aber abnehmenden Anzahl von kleinen wohlhabenden Aktionären. Aber der überwiegende Besitz und die unumschränkte Herrschaft befinden sich in den Händen und zur Verfügung einiger weniger größter Magnaten. Mit ihnen verbunden oder unter ihnen steht eine Reihe weiterer Magnaten, wie James J. Hill, der die Eisenbahnen des Nordwestens beherrscht; die Familie Armour, die den „Beeftrust" beherrscht; die Vanderbilts, Goulds, Astors, Thomas F. Ryan und andere Multimillionäre dieser Art, von denen jeder in seiner Sphäre mächtig ist, die aber in verschiedener Weise niedrigere und untergeordnetere Schichten beherrschen als Rockefeller und Morgan.

Da das Proletariat von der klaren Erkenntnis aller dieser Tatsachen und Verhältnisse durchdrungen ist, wissen die erfahrenen Anhänger des bestehenden Systems sehr wohl, wie abgeschmackt es ist, bei der alten Ausflucht zu bleiben, daß die Arbeiter selbst Kapitalisten werden können — eine Ausflucht, die sich durch die Verhältnisse sofort als irreleitend und unsinnig erweist. Daher haben die milder gesinnten Magnaten den Versuch, das Proletariat nach dieser Richtung hin mit den bestehenden Verhältnissen auszusöhnen, aufgegeben und vor einigen Jahren angefangen, eine neue Politik zu verfolgen. Mit einer Dreistigkeit, die derjenigen entspricht, die sie bei der Ausgabe von ungeheuren Mengen nur nominell erhöhter Aktien anwandten, sind sie kühn ausgezogen, um sogar den Himmel zu annektieren, indem sie erklärten, daß den Männern und Frauen von großem Reichtum dieser Reichtum von Gott anvertraut sei, damit sie als Verwalter für das übrige Volk handelten. Dies war die berühmte Erklärung, die George F. Baer, der Titularchef des Kohlentrustes, im Jahre 1902 während des Streiks der Kohlenarbeiter abgab. Der Gedanke war jedoch durchaus nicht originell; er war den von der Geistlichkeit oft verbreiteten Lobpreisungen philanthropischer Kapitalisten entlehnt. Seit der Zeit hat man den Ge-

danken noch soweit verbessert, daß man die Eigenschaft eines Verwalteramtes fallen ließ und das Dogma auf ein Gottesgnadentum beschränkte. Als E. H. Harriman vor einigen Jahren seine ungeheuren Betrügereien ausführte, behauptete sein — nebenbei bemerkt, sehr berühmter — juristischer Vertreter von Harriman, daß „er sich in einer geheiligten Sphäre bewege, in die keinem von uns gestattet sei einzutreten". Und kürzlich, am 23. November 1912, bei der gerichtlichen Verhandlung in dem von der Regierung der Vereinigten Staaten zur Auflösung des Mähmaschinen-Trustes eingeschlagenen Verfahren, wurde ein von E. N. Wood, dem Sekretär der internationalen Mähmaschinen-Gesellschaft, geschriebener Brief vorgebracht, in dem Wood geschrieben hatte, daß die Bildung des Trustes sich „in Übereinstimmung mit der göttlichen Weltordnung" befände.

In einem orthodoxen, religiösen Zeitalter hätte man diesen weitgehenden Ansprüchen auf göttliches Recht unter den Abergläubischen und Unwissenden mit einiger Wirkung Nachdruck verleihen können. Aber in dieser bilderstürmenden, rationalistischen Zeit sind sie mit unbändigem Gelächter aufgenommen worden. In einer Periode, in der man das Gottesgnadentum der Könige nicht ernst nimmt, kann man nicht wohl den Geldkönigen das zugestehen, was man den erblichen Königen verweigert.

Nur wenn man die unerträglichen Bedingungen, unter denen das amerikanische Proletariat zu leben gezwungen ist und den leidenschaftlichen Geist des Grolls und der Empörung kennt, der in großen Kreisen desselben in der Tiefe glimmt und immer höher anschwillt, versteht man, warum die großen Magnaten, nachdem sie alle andern Methoden versucht haben, sich als auserwählte Statthalter der Gottheit erklären, in einem letzten verzweifelten Versuch, den Verstand und den Arm des Proletariats zu lähmen, indem sie für ihre Person und ihren Reichtum religiöse Ehrfurcht anrufen.

Die ökonomischen Verhältnisse haben sich in den Vereinigten Staaten mit solcher Geschwindigkeit bewegt, daß es jetzt ein großes und deutlich erkennbares ländliches Proletariat gibt, das im Begriffe ist, sich in Mitgefühl und in den Zielen mit dem gewerblichen Proletariat der Städte rasch zu verbünden. Wohl hat es immer eine große ländliche Arbeiterbevölkerung gegeben — eine Bevölkerung ländlicher Lohnempfänger, die sich von vielleicht einer Million im Jahre 1820 auf ungefähr fünf Millionen im Jahre 1910 vermehrt hat. Aber bis in die neueste Zeit hinein stand sie abseits von dem gewerblichen Proletariat, da sie glaubte, daß sie mit den Arbeitern in Fabriken, Bergwerken, Werkstätten oder an Eisenbahnen nichts gemein habe. Bis vor zwei Jahrzehnten glaubten viele der Landarbeiter — wenn man sie als Ganzes betrachtet und die 2 Millionen Neger unter ihnen ausnimmt — aufrichtig, daß es in den Vereinigten Staaten außerordentlich günstige Gelegenheiten zum selbständigen Vorwärts-

kommen gäbe. Jahrelang waren von allen Seiten glühende Zeitungsartikel und politische Reden erschienen, die die unbegrenzten günstigen Gelegenheiten beschrieben: wie im Westen und Südwesten weite Strecken öffentlichen Gebietes lägen, die auf Ansiedelung warteten, und wie dieses Land frei in Besitz genommen oder mit sehr geringen Kosten erworben werden könne. Den ländlichen Elementen wurde das Ideal vorgehalten, daß jeder Mann, der es wünscht, seine eigne Farm haben könne. Horace Greeleys Ausspruch: „Gehe nach dem Westen, junger Mann," war ein bündiger Ausdruck dieses allgemein herrschenden Glaubens. Und dieser Glaube lebte noch lange als Tradition fort, obgleich eine Anzahl volkswirtschaftlicher Veränderungen zusammenwirkten, um ihn wertlos zu machen. Große Scharen von eingeborenen und eingewanderten Farmern und Landarbeitern wanderten tatsächlich nach den westlichen Staaten. In der Regel fanden sie, daß ungeheure Flächen des besten und am leichtesten zugänglichen Landes schon von Eisenbahn- und andern Gesellschaften erworben worden waren, die es auf Grund von staatlichen Landbewilligungen besaßen, welche gewöhnlich in betrügerischer Weise durch käufliche Gesetzgebung oder durch amtliche strafbare Nachsicht erlangt waren. Begünstigte Privatpersonen erwarben gleichfalls ausgedehnte Landbewilligungen. Reichlich 200000000 Acker gingen auf diese Art in den Besitz auswärts lebender Grundbesitzer über, von denen die Ansiedler das Land oft zu übertrieben hohen Preisen kaufen mußten.

In den Jahren 1891—1893 wurde die letzte große Fläche nationalen öffentlichen Gebietes — der jetzige Staat Oklahama — der Ansiedelung erschlossen; viel von dieser Fläche wurde auch Eigentum auswärtiger Grundbesitzer. Die Verfügung über diese große Landstrecke erschöpfte tatsächlich die zu Gebote stehende Fläche öffentlichen Gebietes. Gleichzeitig waren andere Faktoren in Tätigkeit, die rasch darauf hinarbeiteten, ein landwirtschaftliches Proletariat hervorzubringen. Primitive Geräte genügten nicht mehr für die Landwirtschaft; um die Landwirtschaft in modernem Maßstabe zu betreiben, waren kostbare Werkzeuge und Maschinenkraft erforderlich; um diese zu erlangen mußte der Farmer oft Schulden machen. Gleichzeitig waren die hohen Frachtsätze der Eisenbahnen und die Erpressungen von Getreidespeicher-Kompanien und allen möglichen Vereinigungen und Trusten für die große Masse der Farmer eine schwere Last, die von dem, was er produzierte, die Sahne abschöpfte.

Die Folge dieser und anderer zusammenwirkender Umstände ist, daß, wie aus der Volkszählung von 1910 hervorgeht, nicht weniger als 2349245 von den 6362000 Farmen der Vereinigten Staaten von Pächtern betrieben werden — eine Zunahme von 320000 Pächtern seit 1900. Das Anwachsen der Pächterbevölkerung hat seit 1880 beständig zugenommen und jetzt einen

so hohen Grad erreicht, daß die Pächter ein Drittel der ackerbautreibenden Bevölkerung der Vereinigten Staaten bilden.

Dieses ist ein wesentlich anderer Zustand als der, auf den man vor vierzig Jahren hinwies, daß jeder Landwirt Gelegenheit habe, Eigentümer einer Farm zu werden.

Das Überwiegen der Pachtwirtschaft zeigt sich am deutlichsten darin, daß sie besonders zahlreich in ausgesprochenen Ackerbaustaaten und vorzugsweise in den reichen Baumwolle-, Mais-, Weizen-, Tabak- und Obstlandstrichen auftritt. In einem Gesamtgebiet von 1080 Kreisen, das sich von Virginia bis an die Grenzen von Texas erstreckt (wobei die Gebirgsgegenden nicht mitgerechnet sind) gibt es 700000 Pächter, von denen mehr als 500000 Neger sind. Diese Gegend bildet den sogenannten „Schwarzen Gürtel" – das heißt, es sind dies die Staaten, die eine dichte Negerbevölkerung haben. Es ist die Gegend, die die Baumwolle und in ausgedehntem Maße die Tabakernte der Vereinigten Staaten erzeugt. Die früheren großen Farmen sind in solche Unterabteilungen zerlegt, daß die Durchschnittsgröße einer Pachtung, auf der Baumwolle gebaut wird, nur zwischen fünfzehn bis siebzehn Ackern schwankt. Der Besitzer des Landes ist gewöhnlich der Dorf- oder Stadtbankier oder Ladeninhaber und er fordert folgenden Tribut: Wenn der Pächter mit eignem Pfluge, Maulesel und Düngemittel versehen ist, dann gibt er dem Besitzer für die Benutzung des Landes und für ein sehr minderwertiges Gebäude ein Drittel der Baumwollernte, ebensoviel dort, wo Getreide gebaut wird, von der Getreideernte und ein Viertel der Maisernte. Aber wenn der Besitzer Pflug, Maulesel und Düngemittel liefert, dann erhält der Besitzer die Hälfte der Ernte und häufig noch ein Pachtgeld in der Form einer Tantieme von 1–3 $ für den Acker. Die 700000 Pächter im Süden produzieren jährlich 350000000 $ in Ernten. Die jährlichen Einnahmen des einzelnen Pächters belaufen sich auf 450 bis 500 $, aber von dieser Summe gehen von einem Drittel bis zur Hälfte oder mehr in Bargeld oder seinem Äquivalent an den Besitzer. Nachdem der Pächter seine Pacht und andere Unkosten bezahlt hat, behält er weniger als 225 $ für seine Jahresarbeit und muß aus dieser Summe noch seine Hilfskräfte bezahlen, wenn er keine Familie hat, die ihn in der Feldarbeit unterstützt. Und hier mag erwähnt werden, daß der in der europäischen Landbevölkerung so bemerkenswerte Zustand, daß Frauen auf dem Felde arbeiten müssen, in den Vereinigten Staaten in voller Wirkung ist, obgleich er nicht ebenso entschuldigt werden kann wie in Europa, wo der Militärdienst die Männer in die Armee treibt. Es gibt in den Vereinigten Staaten mehr als 700000 Frauen. die in der Landwirtschaft beschäftigt sind.

Sehr viele Landbesitzer im Süden erhalten nicht nur Pachtgeld, sondern

belasten in ihrer Eigenschaft als Bankiers und Warenhausbesitzer den Pächter noch mit einer Abgabe von zehn bis hundert Prozent für alles, was er kauft oder leiht. Das unvermeidliche Resultat ist, daß der Pächter in das größte Elend gerät und rasch in einen Zustand getrieben wird, der vollständiger Verarmung sehr nahe kommt.

Wenn man die ungefähr 500000 Neger unter den Pächtern im Süden abzieht, sind die von der Gesamtzahl der 2349245 Pächter in den Vereinigten Staaten Übrigbleibenden hauptsächlich Weiße.

Ohne hier auf eine erschöpfende Darlegung des Pachtbesitzes in den Vereinigten Staaten einzugehen, können doch von den Zuständen, die in anderen reichen ackerbautreibenden Staaten herrschen, noch einige auffallende Tatsachen erwähnt werden. Der nördliche Zentralbezirk ist eins der wichtigsten ackerbautreibenden Gebiete von allen. Er umfaßt die zwölf Staaten Ohio, Indiana, Jowa, Illinois, Michigan, Wisconsin, Nebraska, Kansas, Missouri, Minnesota, Nord-Dakota und Süd-Dakota. In diesem Gebiete werden zwei Drittel der Weizenernte der Vereinigten Staaten hervorgebracht, ein sehr bedeutender Teil der Gerstenernte, sieben Zehntel der Maisernte, acht Zehntel der Haferernte und sechs Zehntel der Heu- und Futterernte. Dieses fruchtbare Gebiet ist in hohem Maße die Kornkammer der Nation. Es liefert den größten Teil des Brotmarktes und sehr viele Erzeugnisse von Meiereierträgen und Obst. In Michigan und Wisconsin sind nicht ganz zwanzig Prozent der Farmer Pächter, und in Ohio, Minnesota und Süd-Dakota beinahe dreißig Prozent. In den Staaten von Nebraska hingegen gibt es 38,1 Pächter unter je hundert Farmern; in Jowa 37,8, in Kansas 36,8, in Indiana 30,0, in Missouri 29,9 und in Illinois 41,1 unter je hundert. Es sind andere reiche ackerbautreibende Staaten vorhanden, in denen die Hälfte der Farmer oder mehr Pächter sind, wie in Arkansas, wo unter je hundert Farmern fünfzig Pächter und in Louisiana, wo unter je hundert Farmern 55,3 Pächter sind. In Oklahoma (das, wie wir gesehen haben, bis 1891/93 öffentliches Gebiet war) gibt es jetzt 104137 Pächter oder 54,8 unter je hundert Farmern. Texas allein hat 219575 Pächter oder 52,6 unter je hundert Farmern. Wenn diese Verhältnisse auch hoch sind, so werden sie doch noch durch die in den Staaten Alabama, Süd-Carolina, Georgia und Mississippi übertroffen – die alle fruchtbare Baumwollstaaten sind – wo die Pachtungen zwischen sechzig und siebzig Prozent ausmachen.

Hier gibt es ein klar bestimmtes ländliches Proletariat. Seine Lage ist in mancher Hinsicht viel schlimmer als die des gewerblichen Proletariats. Große Scharen sehen niemals Geld, und alle stehen hilflos und wehrlos unter dem zermalmenden Druck des Pacht-, Tantiemen- und Wuchersystems. Sie können nicht hoffen, Eigentümer des von ihnen bestellten

Landes zu werden, da gerade in den Gebieten, wo der Durchschnittspreis für Ackerland am höchsten, Pachtbesitz am zahlreichsten ist.

In Nord-Dakota zum Beispiel, wo das Ackerland auf 25,70 $ für den Acker geschätzt wird, sind unter je hundert Farmern fünfzehn Pächter. In Michigan, wo der Preis 32 $ für den Acker beträgt, sind unter hundert Farmern sechzehn Pächter. In Süd-Dakota beträgt der Preis des Landes 34,70 $ für den Acker; dort sind beinahe fünfundzwanzig von hundert Farmern Pächter. Der Durchschnittswert des Ackerlandes in Kansas beträgt 35,50 $ für den Acker; in diesem Staate sind beinahe 37 Prozent der Farmer Pächter. Das Ackerland von Iowa hat einen Durchschnittsverkaufswert von 83 $ für den Acker, der Anteil der Pächter in diesem Staate beträgt beinahe 38 Prozent. In Illinois, wo das Ackerland durchschnittlich auf 94,90 $ für den Acker geschätzt wird, sind unter je hundert Farmern beinahe zweiundvierzig Pächter.

Die Lage des Pächters ist daher im allgemeinen offenbar hoffnungslos. Er kann nicht hoffen, Farmbesitzer zu werden, wenigstens nicht in den Vereinigten Staaten. Allerdings bietet Kanada einen Ausweg dar, wohin seit 1897 784139 Ansiedler aus den Vereinigten Staaten ausgewandert sind, um den Ackerbau in den westlichen kanadischen Provinzen in Angriff zu nehmen. Dies ist an und für sich eine bedeutsame Tatsache; die landwirtschaftliche Wanderbewegung, die so lange in die Vereinigten Staaten geführt hat, besteht jetzt in der Auswanderung aus den Vereinigten Staaten. Die Hauptmasse der amerikanischen Ansiedler, die nach Kanada gehen, bestand und besteht jedoch aus amerikanischen Farmbesitzern, die ihr Ackerland haben verkaufen können und sich mit dem Ertrage in Kanada niedergelassen haben, wo unbesiedeltes, fruchtbares Land für einen geringeren Preis erlangt oder frei in Besitz genommen werden kann. Der wirkungsvolle Betrieb des Landbaus auf dem Prärieboden von Kanada erfordert die neuesten landwirtschaftlichen Maschinen, und damit eine Ausgabe von wenigstens einigen tausend Dollar. Der amerikanische Pächter, der kein Geld und gewöhnlich Schulden hat, kann sich diese günstigen Gelegenheiten in Kanada nicht zunutze machen. Er muß an den Boden gefesselt bleiben.

Außer den 2 Millionen Pachtfarmen in den Vereinigten Staaten gibt es 1327439 andere Farmen (unter im ganzen 3933705 Eigentumsfarmen), die mit Hypotheken belastet sind. Die Besitzer dieser Farmen sind jedoch rechtlich und psychologisch Eigentümer und können nicht unter das ländliche Proletariat gerechnet werden.

Das Los eines Pächters ist im allgemeinen und besonders in den reichen ackerbautreibenden Staaten ganz verzweifelt. Um die geforderte drückende Pacht zu bezahlen, muß er den Boden bis auf das Letzte, das er hergeben

will, auspressen; er kann es sich nicht gestatten, irgendeinen Teil seines Landes ruhen zu lassen; auch kann er keine wechselnde Fruchtfolge haben, da seine Farm nicht groß genug ist. Diese beständige Ausnutzung des Bodens hat zur Folge, daß er seine Fruchtbarkeit rasch verliert. Darin liegt ein Grund, weshalb die Versorgung mit Nahrungsmitteln nicht mit dem Bedarf der zunehmenden Bevölkerung Schritt gehalten hat und weshalb nach wenigen Jahren die Vereinigten Staaten aufgehört haben werden, Nahrungsprodukte zu exportieren, und gezwungen sein werden, sie zu importieren. Dies zeigt sich auffallend in der Statistik der Produktion und des Exports. Vor zehn Jahren produzierten die Vereinigten Staaten 500000000 Bushel Weizen und exportierten 37,5 Prozent; sie produzierten damals 2500000000 Bushel Mais und exportierten 17 Prozent. Heute erzeugen die Vereinigten Staaten 700000000 Bushel Weizen, von denen sie 17 Prozent exportieren; und von der gegenwärtigen Produktion von 2750000000 Bushel Mais exportieren sie nur drei Prozent.

Schon in Texas und den benachbarten Staaten haben die Pächter Landpächterverbände gebildet, die in der Organisation den Gewerbeverbänden der Fabrik- und Bergwerkarbeiter ähnlich sind. Diese Tatsache ist im höchsten Grade bedeutungsvoll; sie zeigt, daß eine beträchtliche Anzahl der Pächter sich zum Proletariat rechnet und sich bereit macht, eine Verbindung mit dem gewerblichen Proletariat herzustellen. Dieses ist an und für sich ein stark revolutionärer Schritt, aber das ausgesprochene Ziel der Pächterverbände hat sogar einen noch stärkeren revolutionären Charakter. Diese Verbände verlangen, daß der Besitz des Landes sich nur auf Benutzung und nicht auf geschriebene Ansprüche gründe. Eine solche Forderung bedeutet einen Umsturz des ganzen bestehenden Systems des Landbesitzes, und diesen kann nur eine vollständige Revolution herbeiführen. Eine solche Revolution wird nur durch Zuziehung des gewerblichen Proletariats erreicht werden, aber das rasch an Boden gewinnende gewerbliche Verbandwesen verspricht beide Elemente in einer mächtigen Bewegung zu vereinigen.

Zu derselben Zeit droht Unruhe von einem beträchtlichen Teile der Landarbeiter. Die Volkszählung von 1900 ergab eine Gesamtsumme von 4410877 landwirtschaftlichen Lohnarbeitern. Von dieser Zahl waren 663209 Mädchen oder Frauen. Im Gegensatz zu den in der Fabrikindustrie herrschenden Verhältnissen ist nur ein kleiner Teil der Landarbeiter im Auslande geboren. Selbst in den Staaten im äußersten Osten, wo die Landwirtschaft nicht in so ausgedehntem Umfange wie in den westlichen Staaten betrieben wird, ist die Tendenz zur ständigen Abnahme der Landarbeiter bemerkbar. Aber in den Bezirken, in denen es ausgedehnte Farmen gibt, und in denen der Prärieboden die Benutzung landwirtschaftlicher maschineller Geräte leicht macht, wird jetzt diese Tendenz entschieden bemerkt.

Die fortdauernde Einführung und Benutzung neuerer landwirtschaftlicher Maschinen, die beständig Verbesserungen erfahren, macht es unvermeidlich, daß der Bedarf an Handarbeit dauernd abnimmt. Maschinen, die noch vor wenigen Jahren als die modernsten angesehen wurden, und die ein gewisses Maß von Handarbeit ersetzten, gelten jetzt als veraltet. Es werden Schleppflüge angefertigt, die mit einem Schlage mehrere, sechs Zoll tiefe Furchen in den Boden schneiden und, mit starkem elektrischen Licht versehen, Tag und Nacht betrieben werden können. Diese Pflüge sind ebenso wie Traktor-Sämaschinen, -Mähmaschinen und -Garbenbinder bei großer Ersparnis von Zeit und Geld für die Bebauung und die Ernte sehr großer Flächen wunderbar geeignet und bringen die kleine und sogar die mäßig große Farm in einen deutlichen Nachteil im Wettbewerb mit den sehr großen. Die Einführung dieser Maschinen bedeutet eine noch größere Verdrängung ländlicher Arbeit und weist darauf hin, daß die Zeit gekommen ist, in der Kapitalisten die Landwirtschaft in ungeheurem Maßstabe betreiben werden; und es hat in der Tat bereits eine Anzahl von Gesellschaften, zur Anlage ihres Geldes, damit den Anfang gemacht.

Auf diese Weise geht die Nachfrage nach ländlicher Lohnarbeit immer mehr zurück. Auf sehr vielen Getreide- und andern Farmen, auf denen landwirtschaftliche Maschinen gebraucht werden, herrscht keine Nachfrage mehr nach den kräftigen, geübten, erfahrenen Landleuten des alten Schlages. Die verlangte Arbeit ist mehr mechanischer Art; es werden Männer gebraucht, die mit Maschinen umzugehen verstehen, denn was das Pflügen, Säen, Pflanzen und Ernten betrifft, so werden diese Verrichtungen von den Maschinen automatisch besorgt. Die Nachfrage nach Arbeitskräften wird am dringendsten zur Erntezeit; jeder Tag, an dem die Hilfe fehlt, zieht dann für den Arbeitgeber einen empfindlichen wirtschaftlichen Verlust nach sich; die Ernte muß innerhalb einer kurzen und beschränkten Zeit eingebracht werden, sonst verfault sie auf dem Boden. Folglich erzeugen diese Umstände in hohem Maße nomadische ländliche Arbeitselemente; zur Erntezeit ziehen Scharen von wandernden Fabrik-, Werkstätten-, Gruben-, Eisenbahn- und andern Arbeitern, die in ihrem besondern Beruf keine Arbeit haben, nach den Gegenden, wo Ernten im Gange sind, und wo sie einige Dollar auflesen können. Dieselben Maschinenkräfte, die darauf hinwirken, das Bedürfnis nach Feldarbeit herabzusetzen, wirken, wie wir sehen werden, ähnlich auf beinahe alle Gebiete gewerblicher Tätigkeit ein. Die Männer, die auf diese Art entbehrlich werden, wandern oft weite Strecken, um zur Erntezeit Arbeit zu finden. Da es ihnen an Geld fehlt, reisen sie als blinde Passagiere auf Frachtwagen oder „hoof it", das heißt, sie laufen zu Fuß; daher wird die Bezeichnung „hobo" auf sie angewandt. Ein beträchtlicher Teil der Erntearbeit wird von diesen „hoboes" ausgeführt, die

nichts mehr oder weniger sind als entlassene oder vertriebene Arbeiter, die heruntergekommen sind, weil sie in ihrem eignen Gewerbe keine Arbeit bekommen können, oder weil sie sich weigern, länger Maschinensklaven zu sein.

Diese Männer sind oft intelligent und aufrührerisch, wohlbelesen, durchdrungen von dem Geist des Klassenbewußtseins und erfüllt von einem bittern Haß gegen das bestehende System. Viele von ihnen sind Mitglieder der Arbeiterverbände und sind mit den Zielen und Methoden der Streike vertraut. Überall, wo sie hinkommen, säen sie ihre Propaganda in ruhiger, wirksamer Weise aus; wenn sie mit dem ausschließlich ländlichen Proletariat in Verbindung treten, erwecken sie sein Gefühl für Klassenbewußtsein, pflanzen ihm neue Ideen ein und machen aus dem Landarbeiter, der ein gedankenloser, selbstzufriedener, lenksamer Arbeitsmann war, einen bewußten Rebellen. Wo früher Farmbesitzer oder Gesellschaft mit der Unterwürfigkeit und Abgeschlossenheit der Arbeiter rechnen konnten und keiner organisierten Forderung nach kürzeren Arbeitsstunden und höherem Lohn begegnen mußten, müssen sie jetzt (wenigstens in einigen Landstrichen) mit Männern kämpfen, die Denker, gute Organisatoren und geschickte Führer sind. Vereinzelt auftretende Streike auf Farmen sind jetzt durchaus nichts Seltenes; und wenn der arbeitgebende Farmer hartnäckig ist, wird er bald zu der Erkenntnis gebracht, daß es für ihn billiger ist, nachzugeben. Er erlebt es, daß zur Erntezeit, wenn jede Minute zählt, ein Teil seiner landwirtschaftlichen Maschinen plötzlich zusammenbricht und verschwindet.

Auch im besten Falle sind die Löhne der Landarbeiter sehr gering. Im Süden, wo die Negerarbeit erbarmungslos ausgenutzt wird, erhält der Landarbeiter durchschnittlich 13,10 $ monatlich und den dürftigsten Unterhalt. Auf den nördlichen Farmen beträgt der Lohn durchschnittlich 20,73 bis 22,22 $ monatlich mit Unterhalt; und im Westen sind die Durchschnittslöhne 31,30 $ monatlich mit Unterhalt. Diese Löhne beziehen sich auf die Arbeiter, die für das Jahr gemietet werden. Während der Erntezeit ist der Durchschnittslohn für die Arbeiter, die für die Säson gemietet werden, überall in den Vereinigten Staaten 1,43 $ täglich, manchmal mehr, je nach der Fähigkeit und nach besondern Umständen.

Während sich die Reihen der Landarbeiter so in beträchtlicher Weise aus denen der entlassenen gewerblichen Arbeiter ergänzen, haben auch noch andere Umstände einen mächtigen Einfluß auf die psychologische Neugestaltung der ländlichen Elemente und auf die Entwickelung von Gedanken, Gärungsstoffen und Erstrebungen unter dem besonderen ländlichen Proletariat. Allgemein gesprochen ist diese Bevölkerung nicht mehr so abgeschlossen und abgesondert, wie sie es vor Jahrzehnten war. Die Ausdehnung der großen und kleinen Städte, die große Ausdehnung des elektrischen Trolley-Systems

und des Telephons in allen ländlichen Gebieten; die Einführung und Ausgestaltung des ländlichen Postbestellsystems, das die Post selbst bis an die Türen jener ländlichen Heimstätten bringt, die viele Meilen von den Eisenbahnen oder nächsten Postämtern entfernt liegen – alle diese Umstände haben dazu gedient, die alte Atmosphäre des Einsiedlertums zu zerstören und haben die ländliche Bevölkerung in enge Berührung mit den laufenden Ereignissen, Bewegungen und Gärungsstoffen des Tages gebracht. Überall wo es eine Wasserkraft, einen Strom oder einen Fluß gibt, ist oder wird eine Fabrik gebaut; einige der Landarbeiter suchen dort Arbeit; und während die Landarbeiter nach den Städten streben, kommen aus den Städten die Arbeiter hinaus, die durch allmähliche, wenn auch unterdrückte Propaganda neue wirtschaftliche Lehren und Ideen verbreiten und die Grundlagen des Glaubens erschüttern, der früher in den Gegenden herrschte, in denen man den arbeitgebenden Farmer oder den Kapitalisten als Wohltäter und Vorgesetzten der Arbeiter ansah. Dies sind nur einige der eng miteinander verbundenen Umstände, die dazu dienen, revolutionäre Veränderungen unter dem ländlichen Proletariat zu bewirken, das in der Tat sehr oft (wie hier kurz angegeben wurde) eine Zusammensetzung aus gewerblichem und ländlichem Proletariat ist.

In die amtliche Zählung der Landarbeiter sind annähernd 125000 Bauholzarbeiter, Flößer, Holzfäller und Terpentinarbeiter mit eingeschlossen. Wenn bei der vollen Öffentlichkeit der städtischen Verhältnisse die Arbeiter brutaler, unbarmherziger Unterdrückung unterworfen sind, dann kann man wohl annehmen, daß die Art und Weise der Unterdrückung in den fern im Urwald liegenden Holzfällerlagern sogar noch viel schlimmer ist. In den Terpentinlagern des Südens herrschte lange Zeit ein Zustand der Dienstbarkeit, bei dem die weißen ebenso wie die schwarzen Arbeiter durch bewaffnete Gewalt wirksam zur Arbeit angehalten wurden; und obgleich die Regierung zahlreiche Fälle verfolgt hat, ist es doch durchaus nicht sicher, daß diese Art Sklaverei aufgehört hat. Nur wenn irgendein außergewöhnlicher Streik unter den Holzarbeitern vorkommt, erfährt die ganze Welt etwas von den empörenden Zuständen in diesen Lagern. Die kürzlich in Grabow, Louisiana und in Hattiesburg, Texas von den Industrial Workers of the World organisierten Streike haben die lasterhaften Zustände in den Waldlagern aufgedeckt.

Die Holzquellen der Vereinigten Staaten sind tatsächlich von dem Bauholz-Trust monopolisiert, der sich aus einer Anzahl scheinbar getrennter Gesellschaften zusammensetzt. In dem Lager von Grabow hat man die Arbeiter gezwungen elf Stunden täglich für einen Lohn von 1 $ den Tag zu arbeiten. Aber da dieser Lohn nicht wöchentlich sondern monatlich ausgezahlt wurde, waren sie gewöhnlich lange bevor der Monat zu Ende ging

ohne Mittel. Einen bedeutenden Teil ihrer Löhne erhält die Gesellschaft wieder zurück, indem sie für elende Hütten, die ihr gehören und die sie mit dem ehrenvollen Namen „Häuser" bezeichnet, die unerhörte Miete von 15 bis 20 $ monatlich erhebt. In diesen ekelerregenden Gebäuden sind die Arbeiter in primitiven Räumen zusammengedrängt, die keine Spur von Kanalisierung oder andern sanitären Einrichtungen aufweisen. Die dafür geforderte Miete ist ebenso hoch, ja höher, wie die für leidlich gute Häuser in kleineren Städten, wo der Grundbesitz hohen Wert hat. Ein weiterer großer Teil der bezahlten Löhne wird den Arbeitern dadurch wieder abgezwungen, daß sie in der Zeit zwischen den Zahltagen nichts anders erhalten als Kassenscheine der Gesellschaft, die nur gegen Waren eingetauscht werden können. Da die Gesellschaft ihre eignen Proviant-Detailgeschäfte besitzt, erpreßt sie aus ihren Arbeitern einen übermäßig hohen Preis für Lebensbedürfnisse — 20 bis 25 Prozent mehr als in andern Detailgeschäften verlangt wird.

Ein solches Ausbeutungssystem bedeutet unvermeidlich Sklaverei; kaum kommt der Zahltag heran, so wird der ganze, oder beinahe der ganze Lohn für Schulden und Miete in Abzug gebracht. Als kürzlich A. L. Emerson, der Präsident der neuorganisierten Holzarbeiter Amerikas, zu diesen Holz-Sklaven in Grabow sprach und in sie drang, sich zu organisieren, feuerte eine Schar bewaffneter Mordbuben unter die Menge und tötete drei der Arbeiter. Dann wurde Emerson mit vielen andern Arbeitern unter dem dreisten Vorwand, daß er und seine Verbündeten den Mord veranlaßt hätten, ohne Annahme einer Bürgschaft ins Gefängnis gebracht. Nach dem Verhör wurden sie später freigesprochen. Das Wagnis, für eine bessere Lage der Arbeiter zu agitieren, wird als schweres Verbrechen angesehen; selbst wenn später Freisprechung erfolgt, ist der Hauptzweck, die Angeklagten so lange wie möglich im Gefängnis zu halten, um ihre Agitation zu verhindern.

In den übrigen Lagern der Holzindustrie herrschen dieselben Zustände — dieselben Hungerlöhne, dieselben Erpressungen, dieselben vernichtenden Ausbeutungen. In diesen Holzlagern haben die Kapitalisten vor dieser Zeit angefangen, das Hilfsmittel anzuwenden, mit dem man in den Lagern der Eisenbahnbauarbeiter und in Bergwerken und Fabriken den Anfang gemacht hat — das Hilfsmittel nämlich, Männer und Frauen der verschiedensten Rassen und Nationalitäten miteinander zu mischen, indem man damit rechnete, daß ihre künstlich genährten Vorurteile und Feindschaften und die Sprachenverwirrung sie verhindern würden, sich zu gemeinschaftlichem Handeln zusammenzuschließen. Aber schwerer wirtschaftlicher Druck veranlaßt jetzt die weißen Arbeiter, sich ohne Rücksicht auf die Nationalität zu entschlossenem Widerstande zu verbinden; und dieselben Ursachen bringen jetzt, wenn auch in langsamerem und geringerem Grade, Neger und weiße

Arbeiter zusammen. Diese letzte Tatsache ist bedeutungsvoll; es gibt 8 Millionen Neger in den Vereinigten Staaten; die großen Kapitalisten machen sich den Vorteil, den sie möglicherweise noch in anderer Hinsicht aus den Rassenvorurteilen ziehen können, so scharfsinnig klar, daß sie bestimmte Pläne entworfen haben, um ein besonderes Negerregiment zu errichten, mit dem weiteren Zweck, im Falle eines allgemeinen Streiks oder einer plötzlich ausbrechenden Revolte uniformierte bewaffnete Schwarze gegen die weißen Arbeiter zu verwenden. Aber dieser Plan wird wahrscheinlich mißlingen; der Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse führt jetzt allmählich große Scharen von Arbeitern zusammen, allerdings nicht zu einer vollständigen menschlichen und sozialen Verschmelzung, auch nicht so weit, daß alte Vorurteile vernichtet werden, aber zu einem direkten und einsichtsvollen Verständnis der Tatsache, daß, da alle unter derselben Ausbeutung leiden, auch alle gegen die Macht, die sie unterdrückt, zusammenstehen müssen.

Noch ein anderer Umstand hat einen wahrnehmbaren Einfluß auf große Teile der ländlichen Elemente. Sehr viele Holzarbeiter sind Ackersleute, die im Winter Holzfällerarbeit übernehmen. Wenn sie in die Holzlager verschlagen werden, sind sie bitteren Erfahrungen ausgesetzt, die ihnen um so deutlicher bewußt werden, als sie in den Lagern mit gewerblichen Arbeitern in Berührung kommen, von denen sie auf die Ursachen und die Resultate des kapitalistischen Systems aufmerksam gemacht werden. Diese Einflößung von Erfahrungen und Kenntnissen erweitert ihren Horizont und vernichtet ihre alte Fügsamkeit; sie fangen an zu verstehen, was das gewerbliche System wirklich bedeutet; und mit dem tatkräftigsten Enthusiasmus werden sie häufig Agitatoren und ziehen als feurige Missionare aus, um sowohl das gewerbliche wie das ländliche Proletariat aufzureizen und zu belehren. Diese Verschiebung und Vermischung von verschiedenen Arten der Arbeit; dieses abwechselnde Durcheinander von ländlicher und gewerblicher Beschäftigung übt die tiefgehendste, zur Gärung treibende Wirkung aus, deren vollen Umfang man bis jetzt noch nicht berechnen kann. Bis vor wenigen Jahren war das ländliche Proletariat gegenüber den Interessen der Mittelstandsbewegung der Farmbesitzer im allgemeinen nachgiebig und sich der Tatsache nicht bewußt, daß es zum Proletariat gehöre. Die großen Veränderungen, die jetzt stattfinden und das ländliche und gewerbliche Proletariat verschmelzen, verkünden das Heranstürzen einer Revolution fürchterlichen Charakters, die wohl geeignet ist, die größte Beunruhigung unter den herrschenden Klassen hervorzurufen.

Bevor wir zu einer Betrachtung des gewerblichen Proletariats schreiten, ist es notwendig, kurz auf ein in nebelhafter Bildung begriffenes Proletariat hinzuweisen. Da es die Kraft geistiger Regsamkeit, ein gewisses Maß von

Muße und die Fähigkeit zum Agitieren besitzt, hat dieses im Entstehen begriffene Proletariat seinen unverkennbaren Einfluß.

Dieses besondere, wachsende Proletariat ist das berufliche oder intellektuelle Proletariat. Die letzten zugänglichen Listen der Volkszählung berichteten von 1258538 Personen, darunter 827941 männliche, die in beruflichem Dienste stehen. Aber mit der charakteristischen Undeutlichkeit offizieller Berichte machen die Listen keinen Unterschied zwischen den für Lohn arbeitenden Fachleuten und denen, die ihr eignes Geschäft haben. Wir können aber eine annähernde Schätzung erreichen.

Von den 34760 Schauspielern, berufsmäßigen Schaustellern usw. sind beinahe alle Lohnempfänger und sich vollständig bewußt, daß sie von der Gnade eines habsüchtigen und gewöhnlichen Theater-Trustes abhängen, der sie nach Belieben auf die schwarze Liste setzen kann. Wie viele von den 29524 Architekten, Zeichnern usw. von Baumeistern beschäftigt werden, kann man unmöglich sagen. Sehr wahrscheinlich besteht die große Masse aus Angestellten. Die 111638 Geistlichen bilden eine Gruppe für sich; nicht viele von ihnen haben reiche und mächtige Gemeinden; und die große Mehrzahl muß sorgenvolle Zeiten durchmachen, wenn sie auskommen will: von den 43239 Zivilingenieuren und Landmessern sind die meisten Angestellte. Die 30038 Journalisten sind meistens Angestellte; im Verhältnis zu der Lebensführung, die von ihnen verlangt wird, ist ihre Bezahlung gewöhnlich gering. Ihre Arbeit ist unsicher, und mit zunehmendem Alter werden sie gewöhnlich als Lohnschreiber auf die Straße gesetzt. Sobald sie den Forderungen an Jugend, Kraft und Frische nicht mehr entsprechen, hält man ihre Dienste in der Regel für überflüssig. Von den 114460 in den Berichten erwähnten Advokaten arbeitet eine große Anzahl für andere Advokaten. Mit der Ausmerzung des Wettbewerbs und mit dem Erlöschen einer großen Anzahl früherer privater Geschäftsbetriebe sind die Aussichten für einträgliche juristische Praxis, verhältnismäßig wenige juristische Firmen ausgenommen, geringer geworden. Die 18844 literarischen und wissenschaftlichen Personen sind für ihren Unterhalt meistens von andern abhängig, und von den 92174 Musikern und Musiklehrern erhält die große Masse Gehalt oder Honorar. Dasselbe gilt von den 446133 Lehrern und Professoren in höheren Bildungsanstalten. Die meisten der 132002 Ärzte und Operateure praktizieren selbständig, aber die Konkurrenz ist scharf. Schließlich gibt es noch eine große Anzahl von Männern und Frauen, die untergeordnete Stellungen im Staatsdienste einnehmen.

Seit dieser Volkszählung ist die Zahl der für den Beruf Ausgebildeten ungeheuer gewachsen. Niemals vorher haben Schulen und Universitäten Männer und Frauen so geschäftig für die Berufe eingepaukt, deren Reihen schon überfüllt sind. Die meisten dieser Persönlichkeiten haben keine be-

stimmten Aussichten außer der unklaren Hoffnung, daß es ihnen auf irgendeine Art gelingen könnte.

Die berufliche Klasse als ein bestehendes Proletariat zu bezeichnen wäre augenscheinlich absurd. Wie arm auch viele ihrer Mitglieder, wie gering auch Lohn oder Gehalt sein mögen, so nimmt sie doch als Ganzes für sich eine Überlegenheit über die Handarbeiter in Anspruch. Da sie sich in einer Atmosphäre von Wohlerzogenheit und Achtbarkeit bewegt, die oft unecht genug ist, versucht sie sich mit einer Miene des Standesbewußtseins und Ansehens zu umkleiden. Trotz alledem wirken materielle Kräfte rasch zusammen, um diese angenommene Abgeschlossenheit niederzubrechen. Wie beschaffen auch immer die Ansprüche der beruflichen Gruppen sein mögen, es lastet auf ihnen die schreckliche Gewalt des wirtschaftlichen Druckes. Die Lebenspreise sind in den letzten zehn Jahren um reichlich 50 Prozent gestiegen – die Mieten nicht eingeschlossen; und während die geübten und oft auch die ungeübten Arbeiter mit Hilfe ihrer Organisationen, Streike, Boykotte und anderer Mittel eine gewisse, wenn auch ungenügende Zulage erzwungen haben, sind die Löhne und Gehälter großer beruflicher Gruppen unverändert geblieben. Die dauernd auferlegte Notwendigkeit, in Kleidung und Wohnung einen guten äußeren Schein aufrecht zu erhalten, hat eine quälende Armut zur Folge, die um so schärfer gefühlt wird, als Klugheit sie zu verbergen zwingt. Diese Tatsache ist auch für die Hunderte und Tausende von Kommis, Verkäufern, Verkäuferinnen und andern solchen, mit dem Verkauf von Handelserzeugnissen beschäftigten Arbeitern zutreffend, wenn auch diese Arbeiter nicht in die beruflichen Gruppen eingereiht sind.

Im allgemeinen sind deshalb die beruflichen Gruppen durchaus nicht mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden, unter denen die meisten von ihnen infolge der niedrigen Löhne und Gehälter bei nur geringer Aussicht vorwärts zu kommen leiden. Diese Unzufriedenheit bedeutet aber noch lange nicht, daß sie sich zum Proletariat rechnen. Ihre Art der Erziehung, ihre Umgebung, das Fehlen jeder Berührung mit der Maschinenarbeit und ihre persönliche Geistesrichtung haben dazu geführt, daß sie für sich eine besondere Stellung geschaffen haben und die Ideen und Maßnahmen der großen Kapitalisten und der Mittelklassenelemente als Grundlagen einer besondern Gesellschaft betrachten. Jedoch die Kraft des wirtschaftlichen Druckes und die erzieherisch wirkende revolutionäre Agitation, die von einer schnell anwachsenden Zahl ihrer eignen Gruppen betrieben wird, sind im Begriff, diese Ideen zu zertrümmern und ihre Anhänglichkeit zu unterminieren, wenn nicht vollständig zu vernichten. Sich innerlich mit dem gewerblichen Proletariat vollständig auf gleiche Stufe zu stellen ist für die beruflich Angestellten eine schwere Aufgabe; und nicht viele bewältigen sie, da sie ihr lange eingewurzeltes Standesbewußtsein ausreißen und sich von den zarten Ein-

flüssen einer Umgebung frei machen müssen, von der sie psychologisch anders beeinflußt werden als der Werkstätten, Bergwerks-, Eisenbahn- oder gewerbliche Arbeiter. Aber die Umwandlung macht Fortschritte; ist der beruflich Angestellte einmal von proletarischem Geist erfüllt, dann wird er einer der furchtbarsten Widersacher des herrschenden Systems, da er seine Gabe zu reden und zu schreiben benutzen kann, um revolutionäre Ideen zu verbreiten und die Menge zu beherrschen.

Wir kommen jetzt zu einer Betrachtung des gewerblichen Proletariats und schließen die Arbeiter für Verkehr und Transport in diese Rubrik mit ein. Die letzten zugänglichen Listen der Volkszählung — die von 1909 — berichteten von 6615046 Lohnempfängern in der Fabrikindustrie. Diese Zahl schließt die 579359 Kommis nicht ein, die als besoldete Personen bezeichnet sind. Von den Lohnempfängern sind — oder waren, als die Volkszählung im Jahre 1909 stattfand — 5163164 Männer von 16 Jahren und darüber; 1290389 waren Frauen von 16 Jahren und darüber; und 161493 waren Kinder unter 16 Jahren. In der Maschinenindustrie gibt es noch ungefähr eine Million mehr Lohnempfänger. Im Verkehr und Transport beläuft sich die Zahl der Lohnempfänger noch nicht auf zwei Millionen, aber es gehört noch eine große Anzahl besoldeter Arbeiter dazu: wie mehr als 100000 Stenographen und Maschinenschreiber, 630000 Schreiber und Kopisten usw. usw. Dazu kommen weitere 3 Millionen unter der Bezeichnung Arbeiter und noch viele Millionen mehr in persönlichen und häuslichen Diensten, wie Barbiere, Büfettkellner, Haushälter, Pförtner, Wäscher und Wäscherinnen, Diener und Kellner, Wächter usw.

Das ganze vorhandene Proletariat der Vereinigten Staaten beläuft sich auf ungefähr 22 Millionen. Die Zahl der dauernd Arbeitslosen läßt sich in dieser Aufzeichnung unmöglich angeben; sie ist unzweifelhaft groß und nimmt aus den hier angegebenen Gründen noch zu. Von den 22 Millionen Lohnempfängern sind reichlich 5 Millionen Frauen. Die Zahl der arbeitenden Kinder im Alter von 16 Jahren oder darunter ist annähernd 1750000. Ungefähr ein Viertel der Lohnempfänger der Vereinigten Staaten, 700000 Kinder eingeschlossen, werden in Fabriken beschäftigt.

Bis jetzt ist kein statistisches Zählergebnis zugänglich, das die ungeheuer großen Veränderungen nachweist, die in den letzten zehn oder zwölf Jahren durch die Konzentration gewerblicher Anlagen und die zunehmende Einführung automatischer Maschinenkraft in der Verdrängung der Arbeiter und der Überfüllung der Reihen der Arbeitslosen bewirkt worden sind.

In einer bemerkenswerten Reihe von Artikeln über „Automatischen Maschinenbetrieb" veröffentlicht Mr. Robert Johnstone Wheeler eine Anzahl überraschender Tatsachen in bezug auf besondere Industriezweige. Bei der

Beschreibung der Glasfabrikation konstatiert Mr. Wheeler, daß es im Jahre 1905 nur eine automatische Maschine gab; im Jahre 1910 gab es 65; bei einer Vermehrung im gleichen Verhältnis werden um 1915 in den Glasfabriken 350 im Gebrauch sein. Die Glasbläser verminderten sich von 10086 im Jahre 1905 auf 7948 im Jahre 1910; wenn das Verhältnis dieses Rückgangs anhält, wird es im Jahre 1915, abgesehen von gewissen besonderen und kostbaren Glasartikeln, tatsächlich keine Glasbläser mehr geben. Handerzeugnisse haben von 12365000 Gros im Jahre 1905 auf ungefähr 8650600 Gros im Jahre 1912 abgenommen, während die Gesamtsumme der Maschinenerzeugnisse von 34710 Gros im Jahre 1905 bis zu 2256968 Gros im Jahre 1910 zunahm.

Mr. Wheelers allgemeine Schlußfolgerungen werden bestätigt, wenn man den kürzlich erschienenen Bericht des „U. S. Bureau of Labor" (Arbeitsbüro der Vereinigten Staaten) über die „Zustände bei der Frauen- und Kinder-Lohnarbeit" in den Vereinigten Staaten zu Rate zieht. Dieser Bericht sagt (Bd. 3, S. 37 und 45), daß die ersten dieser automatischen Maschinen, die im Jahre 1895 eingeführt worden sind, „die Bläser als solche entbehrlich machten, aber daß noch ein geübter Glasausheber zur Versorgung der Maschine und ein geübter Glasarbeiter zur Bewegung der Preß- und Blashebel nötig waren. Verbesserungen wurden jedoch ersonnen und im Jahre 1898 erschien eine vollständig automatische Flaschenblasmaschine. Maschinisten wurden verlangt, aber keine Glasarbeiter der alten Art. Die folgenden Verbesserungen in dem Betrieb der Glasfabrikation berührten nicht nur die geübten Leute; die ungeübten Hilfsarbeiter, die Jungen wurden auch davon betroffen. . . . Der ganze Vorgang ist vollständig automatisch. Keine geübten Glasarbeiter werden verwendet, nur Maschinisten sind notwendig. . . ." Mr. Wheeler schätzt, daß die Zahl der durch diesen Vorgang aus der Arbeit vertriebenen Leute von 26 im Jahre 1905 auf ungefähr 3673 im Jahre 1912 gestiegen ist; bei diesem Zunahmeverhältnis werden, wie man berechnet, um das Jahr 1914 9654 Glasbläser aus der Arbeit vertrieben sein.

Bei der Besprechung der Zementindustrie zeigt Mr. Wheeler, wie die Dampfschaufel und andere solche Einrichtungen die alte Methode der Handarbeit beim Brechen, Laden, Pressen, Kühlen und Packen der Steine schnell verdrängen. Beim Bau von Kanälen und Eisenbahnen, bei der Fundamentierung von Gebäuden und bei anderer Arbeit macht ebenfalls der Gebrauch automatischer Maschinenkraft alle Handarbeit, mit Ausnahme des äußersten notwendigen mechanischen Minimums, entbehrlich. Von den Fabriken sprechend, führt Mr. Wheeler auch die Zustände in den ausgedehnten Anlagen der Westinghouse Electric Company in Pittsburg an, wo im Jahre 1907 reichlich 19000 Mann beschäftigt waren. Um das Jahr 1911

war die Arbeiterzahl auf 10000 Mann herabgesetzt worden. „Nun beachte man, was das bedeutet," bemerkt Mr. Wheeler. „Im Jahre 1911 lieferte jene Industrie mit 10000 Mann einen Ertrag gleich dem, der durch die Arbeit von 19000 Mann im Jahre 1907 hergestellt wurde. Die Armee der von der Westinghouse Company beschäftigten Erfinder tat ihre Arbeit gut. Verbesserte maschinelle Einrichtungen verminderten die notwendige Arbeitskraft um beinahe 50 Prozent in vier Jahren. In jedem Industriezweige findet derselbe Vorgang der Ausscheidung statt. Wunder der Mechanik ersetzen Menschenarbeit in solchem Umfange, daß die Gesellschaft, in Amerika wenigstens, rasch einer sozialen Revolution entgegengetrieben wird. Geschicklichkeit wird wertlos gemacht. Handfertigkeit wird abgeschafft. Berufszweige werden ausgemerzt. . . . Wir haben die Zeit erreicht, in der die Maschinenkraft der Hauptfaktor in der Erzeugung des Reichtums geworden ist. Von jetzt an werden weniger menschliche Wesen in der Industrie notwendig sein.

Jedoch wird nicht nur der geübte Arbeiter verdrängt, sondern die Verhältnisse treiben alle Arbeit im allgemeinen auf eine gemeinschaftliche maschinelle Grundlage. „Wie groß auch das Verhältnis der ungeübten Arbeit zu der gesamten Arbeitskraft in der Eisen- und Stahlindustrie sein mag," sagt der kürzlich erschienene Bericht des U. S. Bureau of Labor über die „Beschäftigungsverhältnisse" in jener Industrie (Bd. 1, S. XVI), „Sachverständige in der Stahlindustrie haben die Tatsache bemerkt, daß in den letzten Jahren das Streben beständig dahingeht, die Zahl besonders geübter angestellter Leute zu vermindern und die Löhne im allgemeinen auf der Grundlage der gewöhnlichen oder ungeübten Arbeit festzusetzen. Auch ist nicht anzunehmen, daß dieses Streben abnehmen wird, da jedes Jahr eine ausgedehntere Anwendung maschineller Hilfsmittel mit sich bringt, zu deren Bedienung ungeübte Arbeit allein leicht erzogen werden kann."

Diese Beispiele machen die Art der fortschreitenden gewerblichen Revolution ohnegleichen klar, die unerbittlich eine ungeheure statische, zweifellos auf Millionen anwachsende Masse von Arbeitslosen schafft. Währenddessen hat sich die Produktion der Fabrikindustrie in zehn Jahren mehr als verdoppelt.

Umfassend in eine genaue Beschreibung der Arbeiterverhältnisse einzudringen, ist im Rahmen dieses Kapitels leider nicht zulässig. Jedoch werden einige der bedeutenderen Tatsachen zweifellos zweckdienlich sein.

In dem einen unbezähmbaren Streben, ihre Produktion mit den geringsten Kosten auf eine möglichst große Höhe zu bringen, haben die amerikanischen Kapitalisten in ihren Fabriken allgemein das sogenannte „Taylor System" eingeführt, oder sind im Begriff, es einzuführen. Dies ist ein System, bei dem den Arbeitern zur Aufstellung einer Normalzeit für rasche

Produktion die Zeit für ein bestimmtes Stück Arbeit vorgeschrieben wird. Man kann eine solche Normalzeit nur erlangen, wenn man die Arbeiter zu einer so halsbrecherischen Eile antreibt, daß jeder kleinste Teil ihrer geistigen und körperlichen Kraft in Anspruch genommen wird. Es ist ein verderbliches, wahnsinnig machendes System in seiner entnervenden Wirkung auf die Arbeiter, da es ihre Lebenskraft schnell verzehrt und ihre Stärke erschöpft. Unter ihm wird die Produktion gewaltig vermehrt, doch ohne irgendeine entsprechende Entschädigung für die Arbeiter. Es ist dies das Erpressungssystem, das die Kapitalisten mit so viel Anerkennung das „Wirksamkeitssystem" nennen – – ein in hohem Grade wirksames System in der Tat, das auf Kosten der Körper von Männern, Frauen und Kindern ein größeres Ausströmen von Dollaren erpreßt, um die Dividenden für massenhaft ausgegebene, nur nominell erhöhte Aktien zu bezahlen. Für die Arbeiter ist es das „Schnelligkeitssystem" – – eine entsetzliche, Menschen schindende Einrichtung, die unerbittlich und ohne Unterschied menschliches Leben verschlingt. Im wesentlichen ist sie nicht neu, das häßliche Schwitzsystem im Bekleidungsgewerbe war ihr Vorläufer. Das „Wirksamkeitssystem" mag verschiedene Formen haben, in dem Resultat für den Arbeiter aber führen diese Verschiedenheiten alle zu demselben Ziel.

Eine kürzlich angestellte Untersuchung des U. S. Bureau of Labor deckte die Tatsache auf, daß von den 173000 in der Stahl- und Eisenindustrie Beschäftigten 50000 sieben Tage in der Woche täglich zwölf Stunden arbeiten, und daß beinahe 43 Prozent sechs Tage in der Woche täglich zwölf Stunden arbeiten. Von den 173000 Arbeitern erhielten 85815 weniger als 18 Cent für die Stunde, die große Masse von ihnen erhielt für die Stunde nur 14 oder 16 Cent. Beinahe 60 Prozent dieser 173000 Arbeiter sind im Ausland geboren; beinahe zwei Drittel sind Slawen. In der Automobilindustrie, in welcher durchschnittlich 75000 Arbeiter beschäftigt sind und in welcher das „Wirksamkeitssystem" eingeführt ist, erhalten die geübtesten Maschinisten den armseligen Lohn von 22 und 25 Cent für die Stunde bei einem gewöhnlich zehnstündigen Arbeitstag – – ein Lohn, der im Verhältnis zu den ungeheuren Kosten des Unterhaltes so gering ist, daß nur wenige von ihnen irgendwie anständig davon leben können. In den riessigen Packhäusern plackt sich die große Menge der Arbeiter 10–14 Stunden täglich für einen Durchschnittslohn von weniger als 7 Dollar wöchentlich; die schrecklichen Armenquartiere von Chicago und anderen Städten erzählen anschaulich, wie sie zu leben gezwungen sind, zusammengepfercht in unbeschreiblichem Schmutz und Elend. Von der Durchschnittszahl von 90000 Arbeitern in diesen Niederlassungen ist auch der größte Teil im Ausland geboren . . . und wird ausdrücklich als billige und lenksame Arbeitskraft eingeführt oder gemietet.

In der Baumwollspinnerei-Industrie, die mit Ausnahme der Gießereien und Maschinenbauwerkstätten mehr Arbeiter als irgendeine andere Fabrikindustrie beschäftigt, sind die Verhältnisse nicht besser. Von der Durchschnittszahl von 378880 Arbeitern in der Baumwollfabrikation sind 128000 Mädchen und junge Frauen und 40000 sind Kinder. Mehr als ein Drittel dieser Mädchen und jungen Frauen sind zwischen 16 und 20 Jahren alt, und eine große Anzahl der Kinder stehen unter dem vorschriftsmäßigen Alter von 16 und 14, in einigen Staaten von zwölf Jahren. Die Gesetze werden vermittelst betrügerischer Bescheinigungen umgangen; mehr als die Hälfte der Baumwollspinnereien sind voll von Kindern in zartem Alter, die für weniger als neun Cent die Stunde arbeiten. Die Arbeiter in den Baumwollspinnereien Neu-Englands bilden eine bunte Ansammlung von französischen Kanadiern und beinahe jeder Art von europäischen Einwanderern, unter denen die Polen und Italiener vorherrschen; in den südlichen Baumwollspinnereien wird die Arbeit beinahe vollständig von eingeborenen Weißen geleitet.

In 44 Baumwollspinnereien Neu-Englands beläuft sich nach einem umfassenden Bericht des U. S. Bureau of Labor über „Frauen- und Kinder-Lohnarbeit in der Baumwoll-Textilindustrie" der durchschnittliche Wochenlohn der großen Masse der männlichen Arbeiter auf 5–6 Dollar; die am besten bezahlte Stufe aller dieser Arbeiter, die Weber, erhalten nicht mehr als einen Durchschnittslohn von 8,78 Dollar wöchentlich. Die Bezahlung der großen Masse der Frauenarbeit schwankt zwischen 4,85 Dollar bis zu weniger als 6 Dollar; für die höchste Stufe der weiblichen Arbeiter, die Weberinnen, beläuft sich der Lohn auf weniger als 8 Dollar wöchentlich.

Aber selbst diese armseligen Löhne, die man gewöhnlich „Hungerlöhne" nennt, werden selten ausgezahlt; durch ein klug ersonnenes, strenges System von Geldstrafen wird den Arbeitern oft ein Viertel entzogen. Geldstrafen werden nicht nur für „unvollkommene Arbeit" und Verspätung auferlegt, sondern für vielerlei höchst unbedeutende Verstöße, wie zum Beispiel für Fortgehen ohne Meldung, für „Mißverhalten", indem man dem Aufseher widerspricht, für das Öffnen eines Fensters ohne Erlaubnis, für zu langes Verweilen, wenn man den Wirkungen der Natur Folge leistet, und für ein Dutzend anderer solcher schwerer Verbrechen, und alle werden mit eiserner Disziplin und mitleidloser Tyrannei eingetrieben. Der Arbeiter kann kaum eine Bewegung machen, ohne streng dafür bestraft zu werden.

Das wenige, was von dem Lohn der Arbeiter übrig bleibt, wird dann in vielen Fällen noch durch die Schulden verkürzt, die er bei der besonderen Gesellschaft, für die er arbeitet, hat. Viele von den Textilgesellschaften

in den Dörfern und kleinen Städten besitzen ihre eignen Blocks von Miethäusern, welche sie ihren Arbeitern zu übertrieben hohem Zins vermieten, und führen ihre eignen Gesellschaftswarenhäuser, in denen sie Lebensmittel und Waren zu übermäßigen Preisen an die Arbeiter verkaufen. Sollten irgendwelche Arbeiter sich weigern, diese zu unterstützen, so würden sie sofort ohne Arbeit sein, und sollten sie wagen zu streiken, so würden sie erbarmungslos vertrieben und dem Hunger preisgegeben werden.

Dieselben Verhältnisse gelten für die Woll- und Kammgarnspinnereien, die von dem Wolltrust beherrscht werden. Diese Spinnereien beschäftigen durchschnittlich 168000 Arbeiter. Der soeben ausgegebene Bericht des U. S. Bureau of Labor über den „Streik der Textilarbeiter in Laurence, Mass." im Jahre 1912 gibt eine lebhafte Beschreibung der entsetzlichen Bedingungen, unter denen diese Leute arbeiten müssen. Die Zustände in den Spinnereien in Laurence sind typisch für die Wollspinnereien und andere Textilfabriken in andern Teilen der Vereinigten Staaten.

Von den 23000 Arbeitern in den Woll- und Kammgarn- und den Baumwollspinnereien in Laurence sind beinahe alle Einwanderer, — Franzosen, Belgier, Litauer, Polen, Italiener, Portugiesen und andere Nationalitäten. Wenn sie auch an eine billige Lebenshaltung gewöhnt waren, so war doch der bezahlte Lohn so gering, daß selbst die kräftigen Leute nicht genug von der gewöhnlichsten Nahrung zu essen bekommen konnten. Ein Drittel der gesamten Arbeitskräfte erhielt wöchentlich weniger als 7 Dollar, und eine große Zahl 6 Dollar oder weniger. Um diesen elenden Lohn zu erhalten, mußten sie sich den beschwerlichen und erschöpfenden Erpressungen des „Schnelligkeitssystems" unterwerfen. „Die Einkommenziffern zeigen klar," erklärt der Bericht überflüssigerweise, „daß die Einkünfte einer großen Zahl der erwachsenen Angestellten, die die volle Zeit arbeiten, für den Unterhalt einer Familie vollständig unzureichend sind." Der Bericht fährt dann fort zu erzählen, wie die „Mahlzeiten" vieler dieser Arbeiter aus einer Tasse Kaffee beständen, oder aus einem Teller Suppe von rechter Armseligkeit und aus einem Stück trocknen Brotes; wie viele Mütter mit ihrer Brut junger Kinder, um einigermaßen auszukommen, gezwungen seien, in ihre schon überfüllten Wohnräume noch Mieter aufzunehmen; und wie andere Mütter und Scharen von Kindern im zartesten Alter aus denselben drastischen Gründen gezwungen seien, in die Spinnereien zu gehen. Von dem übrigen Los der Arbeiter wird noch weiteres in dem Bericht erzählt, wie sie in dünnen hölzernen Behausungen zu enorm hohen Mieten zusammengedrängt sind; wie sie beständig Schulden haben, da sie gezwungen sind, ihre Waren nach dem Abzahlungssystem zu kaufen; und wie sie die Kohlen, da sie in kleinen Mengen kaufen, mit 10—13 Dollar die Tonne bezahlen, das heißt mit einem Zuschlag von 40—80 Prozent zu dem Preis

der Kohlen, wenn man sie tonnenweise kauft. Von gewissen ekelhaften und empörenden Verhältnissen, die das „Heim" und Fabrikleben der Arbeiter mit sich bringen, können wir hier keine Details geben. Aber (Ironie über Ironie!) die Männer, Frauen und Kinder, die unendliche Mengen von Wollstoff produzieren, haben nicht einmal angemessene Unterkleidung und können sich keine Mäntel leisten, um sich in der strengen Winterkälte Neu-Englands zu schützen.

Dies waren die wohlbekannten Verhältnisse, als am Anfang des Jahres 1912 der Wolltrust die Löhne der Arbeiter um 50 Cent wöchentlich herabsetzte. Unter Verhältnissen, in denen jedes Bruchteil eines Cents mitzählt, war dieser Ausfall einem Todesurteil gleichbedeutend. Dann folgte jener denkwürdige „Hungerstreik", der für kommende revolutionäre Ereignisse so prophetisch war. Nicht weniger bedeutungsvoll war die Tatsache, daß sich alle Nationalitäten dabei einmütig zusammenschlossen und daß er von einer revolutionären Körperschaft organisiert wurde, den „Industrial Workers of the World". „Sie haben," so lautet die öffentliche Erklärung des Komitees der Streikenden in dem Teil, der sich auf die kapitalistischen Vorgesetzten bezieht, „unsere Frauen aus ihrer Häuslichkeit gerissen, unsere Kinder sind von den Spielplätzen vertrieben, aus den Schulen gestohlen, in die Spinnereien getrieben und an die Maschinen festgeschnallt worden, nicht nur um die Väter zu zwingen, mit ihnen um die Wette zu arbeiten, sondern damit ihre jungen Körper zum besten einer Schmarotzerklasse in Dollar verwandelt würden, damit sogar ihre Nerven, ihr Lachen und die ihnen versagten Freuden zu Wolle verwebt würden."

Bewaffnete Soldaten wurden in Massen in die Stadt geschickt, um die Streikenden einzuschüchtern, und auf Grund einer zurechtgemachten Anklage, daß sie zum Morde angestiftet hätten, wurden Ettor, Giovannetti und Caruso, die Führer des Streiks, in das Gefängnis geworfen und neun Monate gefangen gehalten, worauf man sie freisprach. Der Streik wurde schließlich gewonnen, aber wenn auch eine Lohnerhöhung erreicht wurde, bestehen doch im Grunde die gleichen Verhältnisse weiter fort.

In den Strickfabriken in Little Falls, Neuyork, in denen der Durchschnittslohn weniger als 7 Dollar wöchentlich betrug und Frauen und Mädchen 65 Stunden wöchentlich für 3 bis 4 Dollar die Woche arbeiteten, wurde ein ebensolcher Hungerstreik von den Spinnerei-Kapitalisten heftig bekämpft. Die erlangten 7 Prozent Lohnerhöhung werden bald durch die beständig wachsenden Kosten des Lebensunterhaltes aufgezehrt sein.

Die Herstellung von Bekleidungsgegenständen ist einer der größten Industriezweige der Vereinigten Staaten. Er beschäftigt Männer und Frauen

in gleicher Zahl; die Zahl der gesamten Arbeitskräfte beläuft sich mit Einschluß der Kinder auf durchschnittlich 240000. Ein umfangreicher Bericht, der von dem U. S. Bureau of Labor ausgegeben wurde, stellt folgende Tatsachen fest: Der Werkstättenlohn für Männer beträgt durchschnittlich weniger als 10 Dollar wöchentlich, und der der Frauen ungefähr 7 Dollar – vorausgesetzt, daß sie die volle Zeit arbeiten. Diejenigen, die unter dem abscheulichen Unterlieferanten-System arbeiten, erhalten verhältnismäßig weniger. 80 Prozent der Werkstätten-Arbeiter in Chicago, 90,7 Prozent derjenigen in Neuyork, 91,4 Prozent derjenigen in Philadelphia, und 98,3 Prozent derjenigen in Baltimore werden mit weniger als 10 Dollar wöchentlich bezahlt. Weniger als 5 Prozent aller Arbeiter erhalten 12 Dollar oder mehr wöchentlich. Diese Zahlen beziehen sich natürlich nicht auf die Kinderarbeit.

Wie leben diese Arbeiter? „Gewisse Krankheiten," sagt der Bericht, „sind in den Armenquartieren aller großen Städte beständig epidemisch, und gerade in diesen Quartieren lebt die Mehrzahl der Fertigmacher." Aber damit ist nicht alles gesagt. Unterernährt, schlecht gekleidet, der Tuberkulose und andern Krankheiten preisgegeben, werden große Mengen dieser Arbeiter durch den Druck der Verhältnisse gezwungen, in ihre dunklen, ungenügend ventilierten Wohnräume Mieter aufzunehmen, so daß manchmal fünf und nicht selten sechs und acht Personen in einem Raum zum Schlafen zusammengedrängt werden."

Die Glasfabriken sind eine weitere typische Industrie. Sie beschäftigen 70000 Lohnarbeiter, von denen die meisten Polen, Slawen, Italiener, Litauer und verschiedene andere Einwanderer sind. In diesen Fabriken erhalten 78,6 Prozent der Männer weniger als 8 Dollar wöchentlich, und 95 Prozent weniger als 10 Dollar wöchentlich. Von den weiblichen Arbeitern werden 88,6 Prozent mit weniger als 8 Dollar die Woche bezahlt, und 96,1 Prozent mit weniger als 10 Dollar wöchentlich. 88 Prozent der Knaben und 100 Prozent der Mädchen unter 14 Jahren erhalten weniger als 6 Dollar wöchentlich. Von diesem dürftigen Lohn muß eine Arbeiterfamilie im Bezirk Pittsburg 124 Dollar jährlich für verpestete Räume in häßlichen kleinen Wohnhäusern zahlen; auch hier erpressen die Gesellschaftswarenhäuser aus dem Verkauf von Lebensmitteln und Waren an die Arbeiter jährliche Dividenden von 10 Prozent.

Dies sind die in der ganzen Fabrikindustrie herrschenden charakteristischen Zustände. In vielen Fabriken hat der Wettbewerb der Frauen die Löhne der Männer so tief herabgedrückt, daß ein Unterschied zwischen beiden kaum noch bemerkbar ist. Die Schrecken der Bedingungen, unter denen die Frauen arbeiten müssen, wurden durch den Staatssenator Robert F. Wagner, den Vorsitzenden der New York States Factory Investi-

gating Commission (Untersuchungskommission für die Neuyorker Staatsfabriken) kürzlich wieder der öffentlichen Beachtung sehr eindringlich vorgeführt. Er erklärte, daß der Durchschnittslohn der 293637 Frauen, die in den Fabrikanlagen des Staates Neuyork beschäftigt werden, wöchentlich 6,54 Dollar betrage. In den Kragen- und Hemdenfabriken müssen erwachsene Frauen von einem Lohne leben, der häufig weniger als 4,50 Dollar wöchentlich beträgt, und in den Zuckerwarenfabriken von Neuyork, Massachusetts und anderen, in denen drei Viertel der Arbeiter junge Frauen, meistens Italienerinnen, sind, erhalten beinahe die Hälfte dieser über 18 Jahre alten Arbeiterinnen durchschnittlich weniger als 5 Dollar wöchentlich — wenn sie die volle Zeit arbeiten.

Wenn wir in Betracht ziehen, was die Familie eines Durchschnittsarbeiters ausgeben muß, um unter Verhältnissen zu leben, die mit der kümmerlichsten ökonomischen Leistungsfähigkeit vereinbar sind, so werden uns die demoralisierenden Wirkungen langer Arbeitsstunden und niedriger Löhne sofort klar. Die Schätzung dieser jährlichen Kosten schwankt bei einer Familie von fünf Mitgliedern zwischen 715 und 1000 Dollar. In der Stadt Neuyork nimmt man 850 Dollar als das niedrigste Budget jährlicher Kosten an, mit dem eine solche Familie eben noch leben kann, und selbst dabei nur mit sehr geringer Sicherheit. In anderen größeren und kleineren Städten sind die Kosten für den Lebensunterhalt etwas, aber nicht viel geringer. Diese vorsichtigen Schätzungen beziehen sich nur auf die allernotwendigsten Bedürfnisse, wie Miete, Brennmaterial, Nahrung, Kleidung und manchen andern Bedarf, die alle notwendigerweise nur mit strengster Sparsamkeit befriedigt werden. Es erübrigt sich zu sagen, daß die Lebensführung der Arbeiter von der billigsten Art ist. Große Scharen sind gezwungen, in schmutzigen, abstoßenden Mietshäusern oder in dumpfen, wenig anziehenden kleinen Häusern zu leben; sie müssen sich mit verdünnter Milch, mit minderwertiger verfälschter Nahrung und mit wertloser Kleidung zufrieden geben; ihre sogenannten „Vergnügungen" können in einen winzigen Umfang zusammengedrängt werden und sind von der armseligen Art, die die Überlegung der Ausgabe jedes Cents bedingt. Obgleich selbst unter diesen schrecklichen Umständen die den notwendigsten Bedürfnissen genügenden normalen jährlichen Ausgaben einer normalen Arbeiterfamilie sich auf 715 bis 850 Dollar oder mehr belaufen, berechnet das U. S. Bureau of Labor, daß die Geldmittel von 41,52 Prozent der normalen Arbeiterfamilien weniger als 600 Dollar jährlich betragen, und die Geldmittel von 21 Prozent noch unter 500 Dollar jährlich sinken.

Einer der Gründe, den die Chicago Vice Commission dafür angibt, daß in den Vereinigten Staaten jährlich 40000 Mädchen Prostituierte werden, ist „der wirtschaftliche Druck des Fabriklebens auf ungeübte Ar-

beiterinnen, mit dem schwächenden Einfluß auf die Willenskraft". Für ihre geringen Löhne müssen sich die Arbeiter unter den schwierigsten und anstrengendsten Arbeitsbedingungen plagen, und diese Verhältnisse haben besonders grausame physiologische Wirkungen auf die Frauen. In den Fabriken sind die Arbeiter jedes Alters und Geschlechtes unaufhörlich Unglück und Tod ausgesetzt, nicht nur durch die Gifte, die in vielen Industriezweigen erzeugt werden, sondern durch die sogenannten „gewerblichen Unfälle" in allen Industriezweigen. In dem Bulletin Nr. 78 des U. S. Bureau of Labor, 1908, wird berechnet, daß zwischen 30000 und 35000 erwachsene Lohnarbeiter in jedem Jahr getötet und 2 Millionen erwachsene Lohnarbeiter jährlich verletzt werden; der Bericht sagt ausdrücklich, daß die Liste der getöteten und arbeitsunfähig gemachten weiblichen und kindlichen Arbeiter in diese Berechnung nicht mit eingezogen sei. Es wird in dem Bulletin erklärt, daß es möglich gewesen wäre, wenigstens die Hälfte dieser Leben durch Sicherheitsvorrichtungen und eine verständige Art der Fabrik-Inspektion und Überwachung zu retten. Und innerhalb und außerhalb der Fabriken müssen alle Arbeiter beständig Krankheiten, Verarmung und Elend Trotz bieten. Die statistischen Berichte der Irrenanstalten zeigen, daß eine ungeheure Zahl von Fällen auf Entbehrung, Qualen und Überarbeitung zurückzuführen sind. Elend, Krankheit, Unterernährung und minderwertige oder verfälschte Nahrung raffen jährlich Hunderte und Tausende von Arbeitern und Mitgliedern ihrer Familien dahin und treiben sie vorzeitig in das Grab. 300000 Kinder sterben jährlich in den Vereinigten Staaten, bevor sie ihr erstes Lebensjahr erreicht haben; die Sterblichkeitsziffer ist in den Armenvierteln ungefähr doppelt so hoch wie in den bessern Stadtteilen.

Die Menge des gewerblichen Proletariats wird noch durch ungefähr eine Million Grubenarbeiter vermehrt, von denen 722335 in den Kohlengruben, die übrigen in Kupfer-, Gold-, Silber- und anderen Bergwerken beschäftigt sind. Von den 722335 Kohlenarbeitern sind 172585 in den Anthrazitgruben von Pennsylvanien beschäftigt und 549750 in den Asphalt- und Braunkohlengruben der Vereinigten Staaten.

Auch in diesem Industriezweige gibt es unter den Arbeitern dieselbe vielsprachige Zusammenwürfelung verschiedener Nationalitäten, die in andern Industriezweigen so bemerkenswert ist. Auch hier ist eine besondere Form des „Wirksamkeits-Systems" in Kraft, nach welchem die Grubenarbeiter nach der Tonne bezahlt werden. Nominell werden ihnen höhere Löhne als in vielen andern Industriezweigen gezahlt; tatsächlich aber werden sie gezwungen, ihre Werkzeuge, ihr Sprengpulver und andere Utensilien zu bezahlen; selbst die Kosten der Sicherheitslampe werden ihnen auferlegt. Sie werden beim Abwiegen der Kohlen in hohem Maße betrogen; die richtige

kurze Tonne wiegt 2000 Pfund, aber die Tonne als Grubenertrag wird zu 2400 Pfund oder mehr gerechnet, und der Arbeiter wird um die Differenz betrogen. Millionen an Lohn werden so den Grubenarbeitern frech geraubt. Selbst bei diesen offenkundigen Erpressungen und Betrügereien könnte der Grubenarbeiter vielleicht in gewissem Grade anständig leben, wenn er das ganze Arbeitsjahr hindurch arbeiten könnte. Aber der kürzlich erschienene Bericht der Geologischen Übersicht der Vereinigten Staaten zeigt, daß die durchschnittliche jährliche Arbeitszeit der Anthrazitgrubenleute 246 Tage beträgt und die der Asphaltgrubenleute 211 Tage. Beinahe 138000 Bergleute arbeiten in Gruben, die zehn Stunden im Betrieb sind. Der durchschnittliche jährliche Gesamtlohn für eine sehr große Zahl der Grubenarbeiter übersteigt bei reichlichster Schätzung nicht 400—525 Dollar; in vielen Fällen belaufen sich die jährlichen Löhne nur auf ungefähr 360 Dollar.

Einen großen Teil dieser Löhne behalten viele der Kohlengesellschaften in der Form von Mieten und Unkosten. Dem Anscheine nach besondere Körperschaften, tatsächlich aber dieselben Gesellschaften, bilden einen mächtigen Kohlentrust. Durch ein System von Gesellschaftswarenhäusern, die viele von ihnen betreiben, erpressen sie Wucherpreise (die oft doppelt so hoch sind, wie die von unabhängigen Detailhändlern verlangten), indem sie Waren und Lebensmittel an die Grubenarbeiter verkaufen. Gleichzeitig besitzen und verwalten die Kohlengesellschaften Gesellschaftsmietshäuser, für welche übertrieben hohe Mieten gefordert werden. Hier und da besitzt ein Bergarbeiter vielleicht ein eignes Haus, aber die meisten der Bergleute leben in den elenden Gesellschaftshäusern. Viele der Mietsverträge, die die Grubenarbeiter zu unterzeichnen gezwungen werden, enthalten eine Klausel, die eine Kündigung festsetzt, für den Fall, daß der Angestellte die Arbeit verlassen oder entlassen werden sollte. Der Bericht des U. S. Bureau of Labor über den „Bergarbeiterstreik in dem Asphaltkohlengebiet in Westmoreland County, Pennsylvania, 1910/11", berichtet (S. 57), daß 1000 Familien auf diese Art unbarmherzig hinausgesetzt wurden und daß unter den Vertriebenen mehrere Frauen in andern Umständen waren. Diese Familien wurden gezwungen, in Zelten zu leben, die von dem Verein der Bergleute besorgt wurden. „Die meisten der Zelte," heißt es in dem Bericht, „hatten nur je einen Raum, und gestatteten den Frauen und Kindern kein Alleinsein ... Beinahe 100 Kinder wurden in diesen Lagern von Zelten und Blockhütten während der 14 oder 15 Monate, in denen sie bewohnt wurden, geboren und die Sorge für die Mütter war notwendigerweise ganz unangemessen." ... Dieselben wohlbeglaubigten Grausamkeiten kamen während des noch kürzere Zeit zurückliegenden Streiks von 5000 Grubenarbeitern in dem Kanawha-Tal in West-Virginia vor.

Bewaffnete Raufbolde trieben Männer, Frauen und Kinder unterschiedslos in brutaler Weise aus den Wohnungen heraus; da gab es einen besonders abscheulichen Fall, den des Bergmanns Isaiah Smith, der mit seiner Frau und einem drei Wochen alten Kinde gezwungen wurde, einen Tag und eine Nacht auf der Landstraße zu liegen, bis die Bergleute Mutter und Kind in Sicherheit bringen konnten. Während dieses Streiks wurden Hunderte von Männern, Frauen und Kindern — von denen viele noch ganz klein waren — vertrieben und gezwungen, in Zelten zu leben, die von dem Verein besorgt wurden; und dort, in diesen schneebedeckten, hin und her schwankenden Wohnstätten mußten sie die bittere Kälte des Gebirges und andere schreckliche Leiden erdulden. Während dieses Streiks geschah es, daß das Militär unter Verkündung des Kriegsrechtes auch die Frauen aus der Häuslichkeit der Streikenden vor ein plötzlich zusammenberufenes Kriegsgericht zerrte — eine Tat, die selbst in einem Lande, in dem terroristische Greuel der kapitalistischen Klasse bis an die äußerste Grenze der Grausamkeit getrieben worden sind, nicht ihresgleichen hat.

Aber das halbe Verhungern, der Raub und die Unmenschlichkeit sind nicht die einzigen Leiden, denen das Bergarbeiter-Proletariat ausgesetzt ist. Die Wahrscheinlichkeit irgendeines, durch den Mangel an Sicherheitsvorrichtungen veranlaßten schrecklichen Unglücksfalls in den Gruben ist immer vorhanden. Nach der Ausgabe des U. S. Government Statistical Abstrakt (Statistische Übersicht der Regierung der Vereinigten Staaten) vom Jahre 1912, das sich auf die Berichte der geologischen Übersicht und des Bergwerksbüros gründet, wurden von 1897 bis 1910 inklusive 25223 Bergleute in den Gruben durch „Unglücksfälle" getötet, und in denselben Jahren wurde eine große Anzahl verletzt. Dem Wesen nach war jeder dieser Todesfälle ein Mord; sie hätten durch Einführung von Sicherheitsvorrichtungen vermieden werden können. Wenn die Witwen oder andere Überlebende der Erschlagenen sich auch nur eine geringe Entschädigung für den Verlust ihrer Ernährer zu sichern suchten, wurden sie von den Gerichtshöfen hartherzig abgewiesen. Mit Richtern besetzt, die entweder kapitalistische Rechtsanwälte oder ehemalige Gesellschafts-Rechtsanwälte sind, haben diese Gerichtshöfe Interpretationen angewandt, wie die Lehren vom „Herrn und Diener" und von dem „Dienstgenossen" und die Lehre von der „die Verletzung befördernden Nachlässigkeit". Nach diesen Lehren wird angenommen, daß der Arbeiter, indem er in das Dienstverhältnis eingetreten ist, das ganze Risiko auf sich genommen hat und alle Verantwortung teilt. Wenn ein Arbeiter durch fehlerhafte Maschinenanlagen, die er auf Befehl des Fabrikdirektors oder Werkführers benutzt hat, zum Krüppel gemacht oder auf andere Weise verletzt wird, so kann er keine Ent-

schädigung erlangen, denn die Gerichtshöfe haben sich nach der „Dienstgenossen"-Lehre dahin entschieden, daß der Direktor oder der Werkführer ein Mitangestellter ist und daß deshalb auf den Fabrikherrn keine Verantwortung fällt.

In bezug auf gewissenlose Ausbeutung sind die Verhältnisse in den andern Bergwerksanlagen dieselben. Dieselbe gewaltsame Anwerbung billiger Einwanderer-Arbeit, dieselben Betrügereien und Räubereien, dasselbe Erpressungssystem mit Gesellschaftswohnhäusern und Warenhäusern, dieselben brutalen Wohnungskündigungen, dasselbe häufige Vorkommen schrecklicher Unglücksfälle.

Es gibt indes noch eine andere große Abteilung des amerikanischen Proletariats, auf die wenigstens kurz hingewiesen werden muß. Dies sind die Lohnarbeiter — zwischen 4 und 5 Millionen — in Verkehr und Transport. Von diesen sind nach dem Zählergebnis von 1900 630127 Schreiber und Kopisten; 254880 Buchhalter und Rechnungsführer; 241162 Agenten; 611139 Verkäufer und Verkäuferinnen; 112364 Stenographen und Maschinenschreiber; 92919 Handelsreisende; 78406 Bootsleute und Matrosen; 538933 Fuhrmänner, Rollkutscher usw., und Leute in andern Beschäftigungen in verschiedener Zahl. Das volle Ergebnis der Zählung von 1910 ist noch nicht zugänglich.

Obgleich eine große Anzahl von Schreibern, Buchhaltern, Verkäufern und Verkäuferinnen für die spärlichsten und unangemessensten Löhne arbeiten, — oft für weniger als 5 Dollar und selten für mehr als 10 Dollar wöchentlich — so können sie als Ganzes doch nur als ein potentielles Proletariat bezeichnet werden. Da sie noch beinahe vollständig unorganisiert und ungeschützt sind, sind sie als Ganzes noch lange nicht an dem Punkte angelangt, wo sie sich der Tatsache bewußt sind, daß sie einen Teil der Arbeiterklasse bilden. Gegenwärtig sind die meisten von ihnen noch innerlich von den organisierten Arbeitern abgesondert und halten sich vielleicht wegen ihrer andern Umgebung für etwas Besseres als die gewerbliche arbeitende Masse.

Die Fuhrmänner, Rollkutscher, Chauffeure, Bootsleute und Matrosen sind sich ihres Proletarier-Charakters durchaus bewußt; das trifft selbst für die Matrosen der Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten zu. Eine der größten Abteilungen der Lohnempfänger in der Gruppe Verkehr sind die Eisenbahnarbeiter. Das Bulletin der Unfälle Nr. 44 der Interstate Commerce Commission von 1912 berichtet, daß am 30. Juni 1912 1729144 Arbeiter auf den Dampfbahnen beschäftigt waren. Diese Statistik schließt nicht die ungefähr 150000 bis 200000 Arbeiter auf den Straßenbahnlinien in den Städten und zwischen den Städten ein.

Selbst die bestbezahlten Eisenbahnarbeiter — die Ingenieure — erhalten selten mehr als 1200 bis 1500 Dollar jährlich an Lohn. Die großen Massen

der Eisenbahnarbeiter erhalten 800 Dollar oder weniger jährlichen Lohn, für lange, starke Anforderungen stellende Arbeitsstunden. Diese Löhne sind allerdings viel höher als die in den meisten Fabrikzweigen gezahlten, aber sie sind noch immer höchst ungenügend. Der U. S. Government Statistical Abstract für 1912 zeigt (Seite 559), daß die durchschnittlichen jährlichen Unterhaltungskosten einer Arbeiterfamilie von 318 Dollar im Jahre 1890 auf 374,75 Dollar im Jahre 1907 gestiegen sind. Seit 1907 sind sie beständig weiter gestiegen. Die Miete beansprucht dazu wenigstens ein Viertel von dem Lohne des Arbeiters. Man kann daraus entnehmen, in welche verzweifelte Notlage selbst die „höher bezahlten" amerikanischen Arbeiter getrieben werden.

Die Art des Eisenbahnbetriebes verlangt unbedingt eine englisch sprechende, intelligente Klasse von Angestellten; die Eisenbahnkapitalisten können, so weit der Betrieb der Eisenbahnen in Betracht kommt, nicht von Einwanderer-Arbeit abhängen. Der amerikanische Arbeiter verlangt bessere Lebensbedingungen, und es gibt beständige Konflikte zur Erlangung steigender Löhne, um die steigenden Kosten des Unterhaltes zu befriedigen.

Für ihre jämmerlich unangemessenen Löhne müssen sich 527463 von den 1201681 Dampfbahn-Arbeitern täglich der Gefahr aussetzen, verstümmelt, verkrüppelt oder getötet zu werden. Dasselbe trifft bei 41299 der 50473 Arbeiter an den elektrischen Bahnen zu. Eine Tabellarisierung in dem neunzehnten Jahresbericht der Interstate Commerce Commission (Seite 109) zeigt, daß von 1888 bis 1907 im ganzen 53046 Eisenbahnangestellte getötet und mehr als 800000 bei der Arbeit verstümmelt oder verkrüppelt worden sind. Seit 1907 ist diese Metzelei in ebenso großem Umfange weitergegangen. Von 1907 bis zum 30. Juni 1912 sind weitere 15177 Dampfbahn-Angestellte getötet und 321007 im Dienste verletzt worden. Diese Berichte schließen die Unfälle auf den Linien der Kopfstation- und Rangier-Gesellschaften nicht mit ein. Auch umfassen sie nicht die Gesamtsumme der Todesfälle; das Bulletin der Unfälle Nr. 44 meldet gefühllos, daß nur diejenigen, die sofort oder innerhalb 24 Stunden nach dem Unfall sterben, in den Listen der Getöteten aufgeführt werden. Die gewöhnlichen Ursachen dieses ungeheuren Blutbades sind klar genug; es liegt auf der Hand, daß die Unfälle durch veraltete und billige Einrichtungen hervorgebracht werden, durch den Mangel an geeigneten Sicherheitsvorrichtungen, durch Mängel im Betriebsmaterial, im Fahrdamm, in den Schienen und andere solche Ursachen. Die Inspektoren der Interstate Commerce Commission prüften kürzlich 74000 Lokomotiven; mehr als 48000 erwiesen sich dabei als fehlerhaft. Die Zahl der Zusammenstöße, die der „Nachlässigkeit" von Zugführern, Signalwächtern

usw. zugeschrieben wird, ist nicht groß; nicht selten finden diese Zusammenstöße statt, wenn die Eisenbahnbeamten durch lange Arbeitsstunden und Mangel an Schlaf erschöpft sind. Die Eisenbahngesellschaften der Vereinigten Staaten verteilen ungefähr 250 Millionen Dollar jährlich an Dividenden auf Aktien, deren größerer Teil nur nominell erhöht ist und 280 Millionen Dollar jährlich Zinsen auf Obligationen, von denen viele betrügerischen Ursprungs sind. Aber die Eisenbahnarbeiter haben sich beinahe in jedem Falle vergeblich nach Entschädigung umgesehen, wenn sie verletzt worden sind, oder nach Zahlungen an die Überlebenden, für den Fall, daß sie getötet werden sollten; wie die Eisenbahngesellschaften jeden solchen vor Gericht gebrachten Fall scharf bestritten haben, das ist eine der tragischsten Geschichten in den Annalen des amerikanischen Proletariats.

Es ist unverkennbar, daß es den drei Millionen oder mehr sogenannten allgemeinen oder gewöhnlichen Arbeitern, die abgesondert und unorganisiert dastehen, von allen männlichen Lohnarbeitern am schlechtesten ergeht; große Scharen ziehen beständig von einem Ort zum andern, um Arbeit zu suchen, und diejenigen, die Arbeit bekommen können, müssen so geringe Löhne annehmen, daß es wunderbar erscheint, wie sie überhaupt leben können. Aber sowohl diese Erscheinung, als auch andere Gesichtspunkte in bezug auf das amerikanische Proletariat können im Verlaufe dieses Kapitels nur flüchtig berührt werden.

Der Zweck der in diesem Kapitel enthaltenen kurzen Darstellung besteht darin, einige bemerkenswerte Tatsachen zusammenzufassen, um zu zeigen, auf welcher Grundlage der kolossale Reichtum und die Macht der kapitalistischen Klasse aufgebaut und aufrecht erhalten wird. Eine solche kurz gefaßte Behandlung macht das Eingehen auf die Details mancher wichtiger Zweige des Gegenstandes unmöglich. Es ist wahr, einige geübte Arbeiter, besonders amerikanische, besitzen eigne Häuser, oder vielmehr Landhäuschen in einigen der größeren und vielen der kleineren Städte, oder wohnen darin zur Miete, und ihr häusliches Leben ist anscheinend von einem gewissen Behagen, während es in Wirklichkeit ein Leben großer Unsicherheit und quälender Ungewißheit ist. Die statistischen Regierungsberichte zeigen, daß ungefähr 72 bis 81 Prozent der Arbeiter in den Vereinigten Staaten nicht ihr eigenes Heim haben, sondern in gemieteten Etagen, Zimmern oder Wohnungen leben. Nur ungefähr zehn Prozent der Arbeiter, die eigne kleine Häuser besitzen, besitzen sie frei von Hypotheken. Nicht nur in den großen Städten, sondern auch in den kleinen, nehmen die bereits in Fäulnis übergehenden Armenquartiere zu, — eine verhängnisvolle Tatsache, die eine ausführliche Darstellung verdient, auf die hier aber nur hingewiesen werden kann. Gegen alle Arbeiter, die Arbeiterorganisationen angehören, kämpfen mit leidenschaftlichster und gewissenlosester

Energie die massiven Truste, mit ihrer geschlossenen modernen Organisationsform, unterstützt durch ungeheure Geldmittel und durch die gewichtige Macht der gesetzlichen, gerichtlichen, polizeilichen und militärischen Gewalt. Die Geschichte dieser riesenhaften Angriffsbewegung gegen die Arbeitervereine — um sie entweder zu hindern, sich nach modernen gewerblichen Grundsätzen zu organisieren oder um sie vollständig zu vernichten — das ist ein so umfassender Gegenstand, daß er ein Kapitel für sich allein verlangt.

Auch können wir hier nicht näher beschreiben, was als Folgeerscheinungen der entsetzlichen Ausbeutung des amerikanischen Proletariats zusammenkommt: — die verübten Gewalttätigkeiten, das Verhungern vieler, das halbe Verhungern großer Mengen, die weitverbreitete Armut und den zunehmenden Pauperismus, die Ursachen der 15000 jährlich in den Vereinigten Staaten verübten Selbstmorde, die zunehmende Entartung vieler Arbeiter und ihrer Kinder aus Mangel an normalen Lebensmitteln. Von den annähernd 20 Millionen Schulkindern in den Vereinigten Staaten haben 300000 bis 400000 organische Herzkrankheiten; wahrscheinlich 1 Million hat tuberkulose Erkrankungen der Lunge gehabt oder hat sie noch; ungefähr 1 Million leidet an Rückgratsverkrümmung oder andern körperlichen Gebrechen; mehr als 1 Million hat mangelhaftes Gehör und ungefähr 5 Millionen haben mangelhaftes Sehvermögen. Kurz, zählt man noch die Millionen anderer hinzu, die an irgendeinem Schaden oder Gebrechen leiden, so sind drei Viertel der 20 Millionen Schulkinder ungesund; dieses sind die Aufstellungen, die Professor Thomas D. Wood of Columbia University in einem Bulletin gemacht hat, das von dem U. S. Bureau of Education veröffentlicht worden ist. Man glaubt (wenn auch diese Schätzung nicht ganz genau verbürgt ist), daß im allgemeinen 10 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten sich in einem chronischen Zustand der Armut befinden. Der Gegenstand zeigt noch eine andere Seite, die hier nicht behandelt werden kann: wie die Gefängnisse mit Proletariern angefüllt sind, von denen viele wegen der geringsten Vergehen verurteilt werden, während die Reichen und Mächtigen das Gesetz bei Straflosigkeit verletzen und überschreiten.

Die in diesem Kapitel erzählten Tatsachen sind nur wenige aus einer umfangreichen Masse; wie zusammengedrängt sie aber auch sein mögen, sie gewähren doch eine ziemlich klare Vorstellung von dem Zustande des amerikanischen Proletariats, aus dessen Arbeit und Märtyrertum die riesenhaften Privatvermögen entstanden sind und entstehen.

Herr Heckfisch

Erzählung von Alexander Solomonica

(Fortsetzung)

Wir kamen in ein fürchterliches Gedränge. Die Geschäfte waren nämlich kurz vorher geschlossen worden, und nun strömten die Angestellten auf die Straße. Es war natürlich eine ganze Schar nicht übler junger Mädchen darunter; viele trugen noch Sommerhüte und helle Jacken. Die meisten werden erwartet, begrüßen ihren Kavalier und promenieren noch einmal die Straße auf und ab, ehe sie nach Hause gehen. Es gibt auch solche, die keinen Begleiter gefunden haben und nun zu zweit oder dritt herumspazieren; alle sind guter Dinge, scherzen und lachen. Um diese Zeit erreicht der Bummel seinen Höhepunkt. Die eleganten Damen haben ihre Einkäufe besorgt und lassen sich nun gleichfalls bewundern. Man sieht auch Leute aus der vornehmen Gesellschaft, Leute in hohen Stellungen, die es nicht nötig haben, zu Fuß zu gehen und es sich dennoch nicht verdrießen lassen... Ich bemerkte höhere Beamte und Offiziere, sah aber keinen einzigen persönlichen Bekannten. Die Kameraden hingegen grüßten nach allen Seiten, scherzten mit den Mädchen, hatten aber auch zu den gutsituierten, ausschlaggebenden Kreisen, wie es schien, die besten Beziehungen. Wenn sie grüßten, so grüßte ich mit, zog tief den Hut, verbeugte mich in übertriebener Weise – und lachte krampfhaft.

„Erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen," begann ich ganz unvermittelt, „aber der Name tut nichts zur Sache. Wichtiger ist der Beruf des Menschen, das, womit er seine Tage verbringt. Und ich habe einen Nebenberuf, eine Passion meinetwegen, ein Privatvergnügen – ganz wie ihr wollt: ich handle mit alten Kleidern. Wenn Sie jemals in die Lage kommen sollten, meine Herren... Sie wissen nun, an wen Sie sich zu wenden haben. Postkarte genügt, ich komme sofort... Übrigens, wir sind jetzt gerade so gemütlich beisammen, vielleicht ließe sich gleich ein Geschäftchen machen. Ich zahle die höchsten Preise, garantiert, lassen Sie sich von meinen Konkurrenten nichts vorschwindeln. Es laufen nämlich hier in der Linkestraße so ein paar Schächer herum und platzen vor Neid über meine großartigen Verbindungen. Jawohl, meine Herren, Sie und ich, wir haben nämlich dieselbe Schulbank gedrückt, das mache ich mir jetzt natürlich zunutze. Ich appelliere an Ihr kameradschaftliches Gefühl... Das läßt sich einfach nicht aus der Welt schaffen, daß wir allesamt Schüler des kasparstädtischen Gymnasiums waren... Seither sind Sie freilich zu den höchsten Schichten der Gesellschaft emporgestiegen, während ich in den Niederungen des gemeinen Lebens... Aber Sie sind großherzig, erlauben mir sogar, in Ihrer Mitte zu verweilen und an Ihren erlesenen

Gesprächen teilzunehmen. Ich habe dabei mein Profitchen im Auge, kann mans mir verdenken? Doch das ist immer eine knifflige Sache, man muß es verstehen, es ist keineswegs so einfach... Ich freilich bin mit allen Hunden gehetzt und werde mir Sie, meine Herren, auf alle Fälle günstig stimmen... habe Sie vorhin daran erinnert, daß wir eigentlich Kameraden sind, darf aber, was diesen kitzligen Punkt anbelangt, nicht zu weit gehen. Man muß da sehr vorsichtig sein, es könnte Sie verstimmen, und mit Recht; ich erlaube mir nachdrücklichst zu versichern: nichts liegt mir ferner als Überhebung. Ich weiß es gebührend zu schätzen, daß Sie sich zu mir herablassen, bin demütig, vergehe geradezu im Staube vor Ihnen. Mir kommt es nämlich vor allem auf das Geschäft an. Auf von Herrschaften abgelegte Kleider habe ich es abgesehen. Nun, wäre es nicht lächerlich, daran zu zweifeln, daß beispielsweise Herr Berlinghoff zu den Herrschaften zu rechnen ist? Sein Gang, seine Haltung, sein leutseliges Wesen... Herr Berlinghoff," kreischte ich, doch meine Stimme war ohne Kraft und überschlug sich beinahe, „Sie tragen einen Mantel, der das Entzücken aller Kenner erregt. Das heißt, er ist schon etwas abgenutzt und, im Vertrauen gesagt, nicht mehr ganz modern. Ich biete zwanzig Mark. Auch sollten Sie daran denken, Ihre graugestreifte Hose vorteilhaft zu veräußern. Sie ist schon ein wenig ausgefranst und höchstens sechs Mark wert, ich aber biete Ihnen zehn, mit Rücksicht auf unsere langjährige Bekanntschaft."

„Mach das Geschäft, Berlinghoff," schrie Kettlitz, der wie besessen lachte.

„Mir ist es recht," sagte Berlinghoff ruhig.

„Ich wußte, daß Euer Gnaden mein Angebot berücksichtigen würden," murmelte ich begeistert, „also Mantel und Hose sind mein, geruhen Sie, diese Kleidungsstücke abzulegen, jetzt gleich, im Augenblick, ich kann es kaum erwarten... Wie? Sie zögern, Sie fürchten keine gute Figur zu machen? Das sind übertriebene Bedenken, Herr Berlinghoff, es wäre originell, besonders, da Sie so ein schneidiges Monokel tragen..."

Kettlitz lachte noch immer, und auch die anderen schienen belustigt zu sein. So seltsam es klingt: ich fühlte mich geschmeichelt. Plötzlich schob ich den Hut in die Stirn, schlug den Kragen hoch, änderte meine ganze Körperhaltung, gab mir ein plumpes und unbeholfenes Aussehen... Ich eilte voraus und machte den Kameraden Zeichen mit der Hand, sie möchten mir folgen und sich nichts entgehen lassen. Ich faßte einen älteren Herrn ins Auge, der sehr würdig aussah; er hatte einen wohlgepflegten Vollbart und war nach meiner Schätzung so etwas wie ein Oberst außer Dienst. Einen kleinen Knaben, jedenfalls sein Enkelkind, führte er an der Hand. Ich näherte mich diesem Herrn, ging dicht an ihn heran, machte einen Buckel und fragte – vorher aber sah ich mich rasch nach meinen Begleitern um und war ziemlich enttäuscht, denn sie waren nicht außer sich

vor Vergnügen, wie ich erwartet hatte, sondern scheinbar etwas gelangweilt. Nichtsdestoweniger fragte ich den mutmaßlichen Obersten außer Dienst:

„Bitte vielmals um Entschuldigung! Haben Sie vielleicht alte Kleider zu verkaufen?"

Ich fragte es in demütigem Tone, starrte ihm aber dabei unverschämt ins Gesicht. Er blickte erstaunt auf, antwortete nichts und ging weiter. Ich aber war noch immer nicht zufrieden, sondern schlich mich an andere Passanten heran und raunte ihnen zu: „Alte Kleider?" Dabei zog ich die Schultern hoch und bemühte mich überhaupt, eine besonders verächtliche Figur abzugeben. Nebenbei bemerkt, machte ich meine Sache so natürlich, daß ich nicht das mindeste Aufsehen erregte. Und jedesmal wandte ich mich um, um zu sehen, wie gewisse Leute es aufnehmen würden. Auf einmal waren sie verschwunden, ich konnte sie nirgends entdecken; ich war also allein und wurde ganz verzagt, wie ein Kind, das im Gedränge seine Mutter verloren hat. Jetzt überlegte ich, ob es nicht an der Zeit sei, mich wieder in einen angesehenen, Respekt einflößenden mittleren Beamten neunter Rangklasse zu verwandeln. Aber ich fühlte mich im Augenblick völlig unfähig dazu. Irgend etwas zwang mich, den einen oder andern der vorübergehenden Kavaliere aufs Korn zu nehmen, ihnen diskret zu versichern: „eine Postkarte genügt", bei dieser Gelegenheit in Demut zu ersterben und zum Überfluß meine Schultern in komischer Weise zu verrenken – wahrscheinlich war es das verdammte Schnupfenfieber. Ein leises, aufreizendes Lachen, das von irgendwoher an mein Ohr drang, ermunterte mich dazu, an einige junge Damen heranzugehen, die ohne männliche Begleitung waren.

„Darf ich Ihnen fünf Minuten lang meinen männlichen Schutz angedeihen lassen?" fragte ich und zog den Hut. Das alles tat ich in der Erwartung, daß gewisse Leute es von ungefähr bemerken könnten. Ich muß sehr komisch ausgesehen haben, denn die Mädchen fingen zu lachen an.

„Denken Sie nichts Schlechtes von mir," flüsterte ich devot, „ich habe keine unlauteren Pläne, sondern im Gegenteil die reellsten Absichten. Ich handle mit alten Kleidern, Herrengarderobe, versteht sich . . . Nun, meine verehrten jungen Damen, Sie haben sicherlich einen Vater zu Hause oder einen Sohn oder gar einen Bräutigam, der Ihnen mit schwärmerischer Liebe ergeben ist. Empfehlen Sie mich, um Jesu Christi willen, diesen Herrschaften . . ."

Da tauchte Berlinghoffs Monokel irgendwo in der Menge auf; ich ließ die Mädchen stehen und steuerte darauf zu. Doch es war eine Verwechslung, die Kameraden blieben verschwunden. Ich machte mich auf die Suche, schob mich durch das Gewühl und verspürte urplötzlich eine übergroße Mattigkeit in allen Knochen. Ich war ernstlich unwohl und dabei

in einer so eigentümlichen Verfassung, daß ich zu träumen vermeinte. Das, was ich jetzt tat, war gar zu verschieden von dem, was ich ursprünglich geplant hatte; besonders, wenn man bedenkt, daß ja meine harmlose Absicht gewesen war: ins Grand Café zu gehen und Billard zu spielen, wie noch jedesmal an meinen dienstfreien Nachmittagen. Es begann zu regnen und eine unbeschreibliche Wut erfüllte mich, Wut bis zu Tränen und Seitenstichen; ich konnte nur mit Mühe Atem holen, er blieb mir im Halse stecken. Ich haßte und verachtete Berlinghoff und diese anderen Laffen, diese Hohlköpfe, die nichts Besseres zu tun wußten, als in der Linkestraße stundenlang auf- und abzurennen, sich gegenseitig anzuöden und dazu eine hochmütig-gelangweilte Miene aufzusetzen. Ich hätte jedem einzelnen von ihnen ins Gesicht spucken mögen ... Und noch ein anderer tückischer Gedanke kam hinzu, bei dessen Aufblitzen ich einen Tobsuchtsanfall herannahen fühlte. „Du hast dich nicht ganz richtig benommen," sagte ich mir, „du hast dich nicht ganz deiner Würde entsprechend verhalten, warst vor allen Dingen viel zu wenig herablassend ..." Ja, diese Vorstellung ist wahrhaftig geeignet, einen Menschen, der etwas auf sich hält, um den Verstand zu bringen.

Ich hatte soeben in der Erwartung, ich könnte ganz unvermittelt wieder auf gewisse Herrschaften stoßen, meinem Gesichte einen übertrieben strengen Ausdruck gegeben. Aber dieser Ausdruck wurde beeinträchtigt, denn abermals verspürte ich ein leises Zucken in den Gesichtsmuskeln. Es kam immer wieder, wurde heftiger ... ging vom Kinn aus, zerrte den Mund in die Länge und lief über Augen und Stirn. Ich preßte mit aller Energie die Lippen zusammen und blickte düster und entschlossen vor mich hin. Doch dieses unwillkürliche Zucken kam immer wieder und erschreckte mich begreiflicherweise, besonders, da ich mir eingestehen mußte ... Ich hatte, genau genommen, das Verlangen, das schüchterne Verlangen — eine Grimasse zu schneiden. Für solche Scherze aber war nicht der rechte Augenblick.

„Ich werde diesen Nichtstuern, diesen mokanten Idioten schon zeigen, daß mit mir nicht zu spaßen ist," sagte ich laut — da kamen sie mir entgegen. Ich fragte mich, ob es geraten sei, taumelte ein paar Schritte — doch nun wurden auch sie meiner ansichtig. In diesem Momente mußte ich heftig niesen; das Schnupfenfieber ergriff mich mit aller Gewalt, ich zitterte beinahe vor Schwäche. Voller Unruhe forschte ich in ihren Mienen, was sie sich für eine Ansicht über mein Verschwinden gebildet haben mochten.

Ich schloß mich ihnen ohne weiteres wieder an. Man verlor kein Wort über die ganze Sache. Ich glaubte aber aus ihrem Schweigen deutlich Geringschätzung herauszuspüren. Außerdem setzte sich merkwürdigerweise der Gedanke in mir fest, daß sie irgend etwas Außergewöhnliches von mir erwarteten, eine kleine lustige Rede etwa oder dergleichen. Ich öffnete schon den Mund, aber Kettlitz kam mir zuvor.

„Kinder," sagte er, „ich habe den Korso satt, er wird allmählich langweilig. Es ist auch kein einziges passables Frauenzimmer mehr zu sehen; haben sich alle verlaufen ... Wir wollen jetzt der Sieblerschen Weinstube einen Besuch abstatten, das klügste, was man machen kann ... Oder halt! Noch besser, ihr kommt zu mir! Vorwärts, ihr seid feierlich eingeladen. Ich habe nämlich meiner Tante neulich eine ganze Flasche Kognak gestohlen, säuft ohnehin zuviel, das alte Luder ... Ich wollte den Kognak allein aussaufen, aber meine Christenpflicht gebietet es mir ..."

Er verstummte, und alle verfielen in eine schnellere Gangart. Der Korso war in der Tat schon abgeflaut, nur mehr wenige Menschen, und zudem begann es stärker zu regnen.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte; ich ging einfach mit. Zwar wurmte es mich, daß Kettlitz es unterlassen hatte, eine besondere Aufforderung an mich zu richten. „Aber das versteht sich doch von selbst," sprach ich in Gedanken, „er hat alle eingeladen, folglich gehe ich mit," kicherte ich in mich hinein, obgleich mir keineswegs zum Lachen zumute war.

Ich ging willenlos mit den anderen und überlegte fortwährend ... Ich begriff, daß man mir ein schweres Unrecht zugefügt, daß man mich verächtlich behandelt, beleidigt, ja geradezu in unverantwortlicher Weise beschimpft hatte. Augenblicklich aber war ich nicht in der Lage, mir Genugtuung zu verschaffen. Mein Unwohlsein, meine körperliche Schwäche verhinderte mich daran. Nichtsdestoweniger war ich fest entschlossen ... nur sparte ich meine Revanche für einen geeigneteren Zeitpunkt auf. Aber irgendetwas mußte trotz alledem jetzt gleich geschehen. Es beunruhigte mich sehr, so schweigend neben den anderen einherzumarschieren. Kurz und gut, diese ganze Situation war mir unerträglich. Ich hatte das Bedürfnis, irgendwie die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, geheimnisvoll zu tun – das Seltsamste aber war, daß ich den Mund nicht halten konnte. So sehr es auch in meiner ursprünglichen Absicht gelegen war, mich in ein düsteres Schweigen zu hüllen – ich hielt es einfach nicht aus, es half alles nichts: ich mußte plappern.

Plötzlich zog ich Berlinghoff mit mir fort, als hätte ich ihm etwas Diskretes mitzuteilen. Wir gingen voraus und ich flüsterte in wachsender Erregung:

„Lieber Berlinghoff, wir sind doch alte Kameraden, nicht wahr? Wir haben einander zwar lange nicht gesehen, aber immerhin ... Ich habe zuvor eine Bemerkung über dein Monokel gemacht, nimm mir das nicht übel, denn nichts lag mir ferner, als dich beleidigen zu wollen. Trag Monokel, soviel du willst, meinetwegen in jedem Auge eines," ich lachte krampfhaft, „das geht keinen etwas an. Ich bin der letzte, der sich um solche Kleinigkeiten kümmert, ich beurteile jeden Menschen nach seinem

Charakter . . . aber ich mache so meine harmlosen Glossen, aus Gutmütigkeit, ohne beleidigende Absicht. Ich bin nun einmal ein eigentümlicher Mensch, ein Sonderling, wenn du willst, ja ein Sonderling, das ist der rechte Ausdruck. Ich habe nämlich meine kleinen Geheimnisse, die mir ein fabelhaftes Vergnügen bereiten. Geheimnisse sage ich dir, von denen sich kein Mensch auch nur den leisesten Begriff machen kann . . . Und jetzt bin ich übrigens beschwipst."

Ich hielt inne und wunderte mich über mich selbst. Dieser glänzende Einfall war mir von ungefähr gekommen. Jawohl, ich war ein wenig angetrunken, das entschuldigte alles; nun mußte man endlich ein Einsehen haben.

„Was? Beschwipst? Du hast getrunken?" fragte Berlinghoff erstaunt und ungläubig, wie mir schien.

„Ja, weißt du, ich hatte euch doch vorhin im Gedränge verloren, da habe ich so im Vorbeigehen ein Gläschen Kümmel . . . oder Cherry-Brandy . . ." stotterte ich verwirrt, „daß heißt, ich bin kein Säufer, nur meiner Erkältung wegen ein Gläschen oder zwei – in diesem Hundewetter! Aber das hat mich schon sozusagen benebelt, weil ichs eben nicht gewöhnt bin." Ich lachte krampfhaft, torkelte ein wenig, wie Betrunkene es tun, und stieß Berlinghoff augenzwinkernd an. „Übrigens, Geheimnisse sage ich dir . . . Ich weiß eine Menge der interessantesten, der unschätzbarsten Dinge, teile sie aber niemandem mit, sondern ziehe es vor, meine Wissenschaft für mich zu behalten. Warum? Nun, einfach aus dem Grunde, weil es doch kein einziger Mensch verstehen würde. Aber vielleicht wird man mir einmal ein Denkmal setzen. Es ist sogar so gut wie gewiß, daß man mir nach meinem Tode ein Denkmal errichten wird . . . Übrigens steht mein Ende nahe bevor," flüsterte ich, „und ich bitte dich, meinen Worten Glauben zu schenken. Sie sind wohl überlegt, es ist mein voller Ernst. Mein Leben geht rasch und unerbittlich zur Neige. Ich bin krank. Du wunderst dich zweifellos darüber, daß ich mit solcher Ruhe davon spreche. Das aber hat seinen besonderen geheimen Grund, den ich dir unmöglich verraten kann."

In dieser Weise plapperte ich fort. Ich versuchte zu erkennen, was es für einen Eindruck auf Berlinghoff machte, doch sein Gesicht verharrte in Unbeweglichkeit, wahrscheinlich infolge des Monokels, das er trug. Schließlich zuckte er die Achseln und sagte:

„Das ist alles nur Einbildung, mein Lieber."

Es dauerte nicht lange, da standen wir vor dem Hause, wo Kettlitz wohnte. An der Tür zögerte ich, ging aber doch mit hinauf. Ein möbliertes Zimmer im dritten Stock, geräumiger und besser eingerichtet als das meine. Seidene Portieren, ein großer eleganter Teppich . . . Es

herrschte jedoch ziemliche Unordnung. Kettlitz zündete die Petroleumlampe an, stellte sie auf den Tisch und lud uns zum Sitzen ein. Er zog sich Schlafrock und Hausschuhe an, scherzte mit den Gästen, die, von meiner Wenigkeit abgesehen, allesamt schon öfters hier gewesen waren. Er war aber im Grunde eher verstimmt. Schlechte und heitere Laune schienen bei ihm fortwährend zu wechseln.

Er brachte tatsächlich eine mächtige Flasche Kognak zum Vorschein, die fast zur Hälfte geleert war, schleppte von irgendwo Gläser herbei und begann uns einzuschenken. Er selbst trank zwei Glas hintereinander aus und hielt folgende Ansprache:

„Brüder, wir wollen uns keine Sorgen machen . . . Nehmt nur mit diesem Gesöff vorlieb, ich habe leider nichts anderes da. Übrigens ist es ganz guter, alter Kognak, meine Tante versteht sich auf dergleichen Dinge . . . Ich kann euch verraten, daß mir verdammt schlecht zumut ist, nun, jeder Mensch hat seine Sorgen. Die Hauptsache ist, daß man zusammenhält, daß man einander liebt, in drei Teufels Namen! Jetzt sind wir unter uns und brauchen nichts zu verheimlichen. Vorhin, da auf der Straße, unter lauter fremden Menschen war es mir geradezu ungemütlich. Keiner kennt dich, jedem bist du gleichgültig. Würdest du zu so einem hingehen und ihn mit höflichen Worten anpumpen — er würde dich einfach für geistesgestört halten. Hier aber sind wir Gottseidank vollkommen ungeniert . . . Nur keine Falschheit, jeder sage, was er auf dem Herzen hat. Das ist Christenpflicht," sagte er dumpf, nahm plötzlich die Flasche und trank daraus. „Ich, zum Beispiel, brauche dringend zwanzig Mark. Hörst du, Berlinghoff?"

Berlinghoff gab sie ihm, und er wurde aufgeräumt.

„In acht Tagen bekommst du sie wieder, nur keine Hinterlist! Verflucht, man lebt nur einmal," brummte er, „wir wollen ein Spielchen machen."

Er holte Karten und die vier begannen zu spielen. Ich beteiligte mich nicht daran, saß steif in einer Ecke und sprach kein Wort.

„Pikaß!" schrie Kettlitz plötzlich, „gewonnen! Hat einer von euch Zigaretten da?" Niemand hatte welche da.

„Hols der Teufel, man muß unbedingt Zigaretten herbeischaffen. Die Geschäfte sind schon geschlossen, doch nicht weit von hier ist eine kleine Kaschemme, da gibt es Zigaretten in Hülle und Fülle. Wer will sie holen?" Aber niemand hatte Lust.

„Verdammt, meine Wirtin ist nicht zu Hause, ich selbst aber bin zum Umfallen müde, meine Herren."

Da blickte mir Jünke voll ins Gesicht, sah mich ganz eigentümlich an und sagte:

„Heckfisch könnte die Zigaretten holen."

Ich schlug die Augen nieder; alles Blut strömte mir zum Herzen. „Bravo!" schrie Kettlitz, „du machst dich um uns verdient, Freund Heckfisch. Nimm den Schlüssel mit, dann brauchst du nachher nicht zu klingeln. Hier ist Geld, gleich links, an der Straßenecke."

Ich lächelte gezwungen und sagte: „Warum denn nicht? Euer gehorsamster Diener . . ." und machte mich auf den Weg. Auf der Treppe blieb ich stehen und überlegte, ob ich nicht . . . doch es war zu spät! Was hatte er gesagt? „Heckfisch könnte die Zigaretten holen!" Und bis dahin hatte dieser Jünke überhaupt nicht geruht, mit mir zu sprechen. Es war das erste Wort gewesen! Er wollte sein Mütchen an mir kühlen. „Ich bin doch kein Lakai, daß ich für andere Leute die Treppe hinunterlaufe," dachte ich und zitterte vor Wut. Wie wärs, wenn ich jetzt doch noch? . . Aber nein, ich würde mich nur lächerlich machen. Und vielleicht hat er's gar nicht so gemeint," beruhigte ich mich gewaltsam und lief auf die Straße, um nach der verdammten Kaschemme zu suchen.

Ich trat ein. Auf dem verlassenen Schenktische blitzte im Lampenlicht eine ganze Schnapsflaschenbatterie; der Wirt war nicht zu sehen. Ich spähte unruhig in den düsteren Hintergrund. Dort stand ein zugedecktes Billard, von Bierfilzen überstreut. An den Wänden die Kreuz und Quer verstaubte Papiergirlanden. Beim Eingang saßen zwei Leute unbeweglich an einem Tisch. Ich wurde nicht recht klug aus ihnen. Sie döften, anscheinend betrunken, vor sich hin.

„Ist denn niemand hier?" fragte ich laut und sah die Leute an; sie blieben stumm.

Das Warten paßte mir nicht, zumal da das dumpfe, niedrige Lokal halb lähmend, halb beunruhigend auf mich einwirkte. Meine Stimmung war trostlos; mich packte die Wut.

„Zum Teufel, will denn niemand kommen . . . das ist unerhört!" schrie ich und klopfte auf das durchsiebte Blech des Schenktischs. Zur Antwort begann hinter einer Tür ein Hündchen zu bellen. Ich klopfte erbittert fort, das Hündchen bellte wie rasend. Zu meinem Erstaunen erhob sich jetzt schwerfällig eine Gestalt: der Wirt, der hinter dem Schenktisch geschlafen hatte. Seine Augen blinzelten vergnügt, hefteten sich aber plötzlich mit finstrem Ausdruck auf mich.

„Was gibt's?" fragte er heiser.

„Ja, man läßt mich warten . . . Ich möchte Zigaretten haben!"

„Wat? Zigaretten?" knurrte er und kam flink um den Schenktisch herum auf mich zu.

„Können Sie mich denn nicht verstehn? Wie oft soll ich's noch sagen . . . Ich will Zigaretten haben!" schrie ich erbost. Er aber sah mir starr ins Gesicht und fing mächtig zu brüllen an:

„Und deswegen darum machen Sie hier so'n Radau? Ich hab hier keinen Zigarrenladen nicht, verstanden? Zigaretten gibt's hier nur für meine Gäste, verstanden? Sieh mal einer an ..." brüllte er und rückte mir auf den Leib. Ich retirierte mit klopfendem Herzen. Plötzlich wußte ich, daß die Kneipe voller Leute war, hatte nämlich schon vorher allerlei Stimmen gehört. Der Ausgang war mir verlegt.

„Du bist wohl nicht von hier, Mensch?" rief mir einer zu.

„Haben Sie mich wohl verstanden?" brüllte der Wirt und ließ von mir ab, denn er konnte, ergrimmt wie er war, nicht umhin, seinen Gästen diesen Fall so recht klar zu machen. Ein kleiner Kerl mit großem viereckigem Kopfe, gesträubtem Borstenhaar und kalkweißem Gesicht pflanzte sich vor mir auf und blickte mich unverwandt an, bald spöttisch, bald flehentlich, mit unendlicher Neugier. Sein eines Auge saß tiefer als das andre. Mir war alles egal. Ich hatte, Gott mag wissen warum, nur einen Wunsch – die Zigaretten.

„Hören Sie doch mit dem Unsinn auf, Mann ... und tun Sie mir endlich den Gefallen," bat ich den Wirt mit gepreßter Stimme.

„Maxe, verkauf dem Herrn doch Zigaretten, wenn er welche haben will," ließ sich da ein Alter mit struppigem Bart vernehmen.

„Na, kannst du mir das nicht gleich sagen, du dummes Luder ..." antwortete ihm Maxe, der Wirt, und nickte mir beschwichtigt zu. Der Handel wurde geschlossen.

„Warum auch nicht – wenn er uns ne Lage zahlt," lallte wie im Traum einer der beiden, die noch immer stumpfsinnig auf ihrem Platze hockten. Das unsichtbare Hündchen bellte und winselte. Ich machte, daß ich fortkam. Jemand steckte den Kopf heraus und rief mir nach:

„Mensch, du bist uns noch ne Lage schuldig!" Tosendes Gelächter und plötzliche Stille, in der meine Schritte klangen.

Ich ging wieder hinauf und legte die Zigaretten mit gezwungenem Lächeln auf den Tisch.

Die Spielenden schienen mein Kommen nicht zu bemerken, sie waren zu eifrig bei der Sache. Ich sah aus einiger Entfernung zu. „Diese Idioten haben nichts anderes im Kopf," dachte ich und eine ohnmächtige Bitterkeit erfüllte mich.

Da gab ich mir einen Ruck. „Ich gehe jetzt," sagte ich laut. Kettlitz warf mir einen flüchtigen Blick zu:

„Bleib doch noch ein bißchen."

„Ich gehe jetzt, werde im Grand Café erwartet," sagte ich noch lauter und in gereiztem Ton. Kettlitz sah erstaunt auf und sagte nur: „Nun, dann geh in Gottes Namen." Er verteilte gerade die Karten, und diese Beschäftigung schien seine Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch zu

nehmen. Ich überlegte, ob ich mich ohne Abschied entfernen solle; unentschlossen, wie ich war, lispelte ich kaum hörbar: „Gute Nacht" – und erhielt keine Antwort. Ich rannte die Treppe hinunter, mit einem schmerzhaften Gefühl, einer fressenden inneren Leere. Noch zweimal blieb ich auf dem Treppenabsatz stehen und drehte mich um, als erwartete ich . . . als müßte noch irgend etwas geschehen, aber nichts geschah.

Im Hausflur hörte ich Schritte hinter mir; es war der Fremde, der sich gleich nach mir verabschiedet hatte. Dieser Doktor war mir in hohem Grade widerwärtig. Er hatte wasserblaue Augen und trug einen Kneifer – aber das ist das Wenigste. Stets zeigte er ein süßliches Lächeln, das seine Bereitschaft andeuten sollte, mit aller Welt in Frieden zu leben. Er war unausstehlich liebenswürdig. Dabei sprach er kein vernünftiges Wort, sondern gab nur hie und da nichtssagende Phrasen zum besten. Die Hauptsache aber ist, daß sich gleichwohl in seinem ganzen Gehaben eine gewisse Selbstgefälligkeit bemerkbar machte. Doch in diesem Augenblicke war ich sehr erfreut, ihn zu sehen; wir gingen zusammen die Straße hinunter.

„Feuchte Witterung," murmelte er.

„Herr Doktor, wir kennen uns erst seit kurzer Zeit. Es ist immerhin möglich, daß Sie einen falschen Eindruck bekommen haben . . . Ich habe da vorhin allerhand Scherze getrieben, und Sie halten mich vielleicht für eine oberflächliche Natur. Aber es war, weiß Gott, nur eine Art Galgenhumor. Und was die jungen Leute anbelangt, mit denen ich, wie Sie gehört haben, zusammen auf der Schule gewesen bin . . . Ich will über sie nichts Schlechtes sagen, doch ich kenne sie, versteht sich, durch und durch. Ganz tüchtige Jungen, nur etwas leichtsinnig und vor allen Dingen – ein wenig beschränkt. Und mit den Wölfen muß man heulen, Sie begreifen das. In Wirklichkeit haben wir einander nichts zu sagen, uns trennt eine unüberbrückbare Kluft . . . Sie aber machen sich vielleicht unrichtige Vorstellungen. Es kann gar nicht anders sein," sprach ich gereizt, weil er mich unterbrechen wollte, „doch ich erlaube mir zu bemerken: was ist denn Großes geschehen? Ich habe, zum Beispiel, ein paar Witze erzählt. Ob Sie mir nun glauben oder nicht: ich persönlich kann mir nichts Langweiligeres denken, als Witze erzählen. Aber ich tat es nur in der harmlosen Absicht, zu der Unterhaltung das Meinige beizutragen. Ich bin, wie gesagt, ein harmloser Mensch, ein guter Kerl, he, he, genau wie Sie, will mit aller Welt in Frieden leben, bin froh, wenn man mich in Ruhe läßt."

„Sie machen sich unnötige Vorwürfe."

„Das ist es ja eben . . . weil es einem leicht passieren kann, daß man verkannt wird." Ich verlor plötzlich meine Selbstbeherrschung, etwas zwang mich, wie im Fieber zu reden: „Ich habe meinem Kaiser treu gedient und werde ihm weiter dienen, das ist aller Ehren wert. Wenn Sie mirs

doch nur glauben wollten, gerade Sie," murmelte ich flehentlich, „man tut mir unrecht: ich bin ein herzensguter Mensch."

An der Straßenecke schüttelte er mir die Hand und wünschte mir eine angenehme Ruhe; ich war allein und beschleunigte meinen Schritt. Es war sehr spät geworden, dennoch wollte ich auf meine Billardpartie nicht verzichten, jetzt erst recht nicht. Das Grand Café war zum Glück die ganze Nacht geöffnet; ich verkehrte dort seit Jahren als geachteter Stammgast. Ich konnte unmöglich nach Hause gehen... Besonders wurmte es mich, daß ich dem Herrn Jünke nicht gleich die gebührende Antwort erteilt hatte. Es wäre einfach genug gewesen, aber ich hatte leider nicht die Geistesgegenwart gehabt. Nun stellte ich mir im Geiste alles wieder recht lebhaft vor und begriff nicht, warum ich nicht ... ich setze mich in Positur, fixiere den Jünke und sage: „Unterlasse gefälligst derartige Scherze." Die Anwesenden erschrecken und sehen sich bedeutungsvoll an; sie bekommen Respekt und begreifen ohne weiteres, daß man einen Staatsbeamten nicht mit einem Laufburschen verwechseln darf... Wahrhaftig, dieser Jünke besaß nach allem, was vorgefallen war, die Unverfrorenheit, mir zuzumuten... „Heckfisch könnte die Zigaretten holen," sagte er ironisch und blickte mich dabei ganz eigentümlich an. Ich bin nicht faul und erwidere schlagfertig: „Hol sie dir doch selber, mein guter Jünke." Das macht den besten Eindruck, und ich habe obendrein, versteht sich, die Lacher auf meiner Seite. — Doch nichts von alledem war geschehen. Ich hatte ein paar läppische, demütige Worte gestottert und war gehorsam die Treppe hinuntergegangen.

Da erblickte ich von fern das mir wohlbekannte, hell erleuchtete Portal des Grand-Café; das verscheuchte ein wenig meine trüben Gedanken.

In diesem Lokal erfreute ich mich nämlich eines ungewöhnlichen Ansehens. Das hatte folgenden Grund: Zufällig war ich dort einmal eingekehrt, kein Mensch kannte mich, ein Kellner aber behandelte mich nicht nach Gebühr. Ich beschwerte mich beim Wirt, wies mich als Steuerbeamten aus und drohte sogar mit dem Gericht. Es gelang mir auch wirklich, die Entlassung des Kellners durchzusetzen. Nun, mein Auftreten hatte damals allen Beteiligten gewaltig imponiert. Von diesem Tage an begann ich dort häufiger zu verkehren, und stets bediente man mich mit der größten Zuvorkommenheit. Ich wurde ausgezeichnet, nahm unter den Gästen geradezu eine Sonderstellung ein. Ich war meinerseits bemüht, diese Stellung nach Möglichkeit zu befestigen. Um nur eines anzuführen: ich vermied es ängstlich, die Zeche schuldig zu bleiben, obgleich es mir oft schwer ankam, sie zu bezahlen. Ich lebte dort einfach über meine Verhältnisse. Im ganzen machte ich den Eindruck eines begüterten Mannes von feinem und leutseligem Wesen, eines strengen, aber gerechten Menschen, der niemanden schikanierte, aber Ungehörigkeiten

unter keinen Umständen duldete. Überdies war ich Staatsbeamter, man titulierte mich sogar Herr Inspektor, ohne daß ich Widerspruch erhob. Ich war ein Mensch, mit dem es sich leben ließ und mit dem man es sich außerdem nicht verderben durfte. Um aber die Wahrheit zu gestehen: oft ging ich nur in der geheimen Absicht hin, ein paar Mark einzustreichen. Es handelte sich, wie gesagt, lediglich um ein paar Mark, die ich nicht selten gewann, da ich ein ausgezeichneter Billardspieler bin, die ich freilich oft genug wieder verlor, woran einzig mein Leichtsinn schuld ist.

Kaum war ich diesmal eingetreten, als sich meine Haltung, mein Gang und meine Miene vollkommen veränderten. Sorglos und elastisch schritt ich zwischen den Tischreihen hindurch; in dem respektvollen Aufschauen der Gäste spiegelte sich der distingierte Eindruck wieder, den ich zweifellos erwecken mußte. Ich aber benahm mich mit der gewohnten Sicherheit eines alten Stammgastes. Der Wirt eilte herbei und begrüßte mich; ich reichte ihm freundlich die Fingerspitzen. Das tat wohl. Dann ging ich in den Billardsaal. Der Oberkellner Heinrich nahm mir Hut und Mantel ab und fragte devot:

„Zu so später Stunde, Herr Inspektor?"

„Habe mich heute etwas verspätet," entgegnete ich, „eine dienstliche Angelegenheit. Aber lassen wir das. Ich würde ganz gern eine Billardpartie . . . Haben Sie einen Partner für mich?"

Aber Heinrich lächelte entschuldigend.

„Es ist jetzt leider niemand da, Herr Heckfisch. Wir haben den ganzen Nachmittag auf Sie gewartet. Man hat sich nach Ihnen erkundigt, der Herr Leutgeber und auch der Herr Kommerzienrat. Doch ich will sehen, was sich machen läßt, vielleicht kommt doch noch jemand. Befehlen Sie eine Schale braun?"

Ich nickte, setzte mich hin und beschloß auf einen Partner zu warten. Um diese Stunde war ich noch niemals hier gewesen, doch ich hatte mir sagen lassen, daß im Grand-Café zur Nachtzeit ein sehr zweifelhaftes Publikum verkehrt.

Es war fast leer in dem großen, halbdunklen Saal. Auf einem der Billards wurde gespielt, verdächtige Leute, Zuhälter jedenfalls. Die Mädchen, die ihnen zusahen, waren auffällig gekleidet und kicherten unanständig. Alles war mir ungewohnt, schien mir seltsam verändert und sogar ein wenig unheimlich. Ich tastete nach dem Dolchmesser in meiner Hosentasche und begriff nicht, warum ich doch noch hierher gekommen war, statt nach Hause zu gehen und zu schlafen. Aber der Mensch hat nun einmal von Zeit zu Zeit so eigensinnige Ideen.

Das Zusammensein mit Berlinghoff und Konsorten war von so schlimmen Folgen für mich gewesen, daß ich . . . ich konnte doch die Be-

leidigung nicht ruhig einstecken und einfach nach Hause gehen. Ich mußte irgend etwas zur Beruhigung meiner Nerven tun. Da war mir nun das Grand-Café als der geeignetste Ort erschienen. Jetzt aber saß ich da und wartete auf einen Partner, der vielleicht gar nicht kommen würde. Es war mir, wie gesagt, sogar etwas unheimlich zu Sinn, besonders da ich ernstlich erkältet war und Fieber hatte.

Plötzlich erfaßte mich eine namenlose Wut. Ich hatte also eine lächerliche Rolle gespielt, hatte mich unnützerweise gedemütigt und die Verachtung dieser dummen Laffen geradezu herausgefordert? „Wie ist das nur gekommen," fragte ich mich stöhnend, machte aber zugleich ein blasiertes, frostiges Gesicht, denn Heinrich stellte mir gerade den Kaffee hin, wofür ich mit hoheitsvollem Kopfnicken dankte. „Wie ist das nur gekommen," dachte ich fieberhaft. „Ich bin in jeder Hinsicht besser als sie. Ich verachte sie, habe sie immer verachtet, und dennoch ... Aber es hat keinen Sinn, darüber nachzudenken."

Ich fuhr zusammen; vor mir stand immer noch der Oberkellner und flüsterte:

„Herr Inspektor, ich hätte einen Partner da, aber ich weiß nicht recht, ob es schicklich ist ... Vielleicht belieben Sie mit ihm zu spielen, da sonst kaum mehr eine Partie zustande kommen wird. Es ist nämlich ein ungebildeter Mann, ein einfacher Arbeiter."

Ich atmete erleichtert auf, erhob mich und legte dem Kellner die Hand auf die Schulter.

„Lieber Heinrich," sagte ich mit schnarrender Stimme, „ich habe mit einfachen Arbeitern lieber zu tun, als beispielsweise mit Zuhältern." Ich schielte nach der bewußten Ecke, wo sich Gezänk bemerkbar machte.

„Selbstverständlich, Sie haben vollkommen recht, Herr Heckfisch. Übrigens kenne ich den Mann, er heißt Meschelke und kommt öfters her. Ein hochanständiger Mensch."

„Wie spielt er denn?" fragte ich zur Vorsicht.

„Ganz gut, Herr Heckfisch, nicht schlecht; kann sich aber mit Ihrem Spiel nicht im entferntesten vergleichen. Wir werden schon mit ihm fertig werden," sagte er lächelnd, und sein hageres Gesicht zuckte nur so; er verschwand.

„Es bleibt dabei: ich habe eine lächerliche Rolle gespielt," sagte ich zu mir. „Ich war ein Hanswurst, wie damals in der Schule, genau wie dazumal." Ich dachte angestrengt weiter nach und murmelte unhörbar: „Vielleicht nehme ich diese Angelegenheit zu wichtig. Wozu sich aufregen, es schadet nur meiner Gesundheit. Genügt nicht das Bewußtsein, daß ich besser bin als sie? Ich verachte sie — und damit ist die Sache abgetan. Ich verzeihe ihnen sogar ... Doch nein, ich fühle, daß ein Stachel in mir zurückgeblieben ist — es läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Weder

verachte ich sie, noch bin ich fähig, ihnen zu verzeihen, sondern ein unversöhnlicher Haß lebt in mir. Ja, ich bin unversöhnlich. Schon als Kind brachte ich es nicht fertig, um Verzeihung zu bitten, kein Zureden half, man mußte mich durch Schläge dazu zwingen. Und ebensowenig ist es mir gegeben, den anderen zu verzeihen. Ich hasse Berlinghoff und die anderen, wünsche ihnen Böses ... Nur keine Sentimentalität, nur nicht sich selbst belügen: ich bin bei klarem Verstand und wünsche allen vieren – nicht gerade den Tod. Aber könnten sie mal zufällig ihre Zeche nicht bezahlen, so würde ich trotz meiner zum Platzen gefüllten Brieftasche unsäglich bedauern ... Ach was, ich wünsche ihnen die Pest an den Hals!"

Alsbald näherte sich mir ein ungeschlachter und unrasierter Mann mit großem, schwarzem Schnauzbart; er hatte etwas linkische Bewegungen, wirkte aber im ganzen sehr bedächtig. In seinen Augen war ein höchst seltsamer, kindlich verschüchterter Ausdruck. Ich überlegte eine Sekunde lang, ob es nicht tatsächlich unter meiner Würde sei, doch in der Not frißt der Teufel Fliegen. Ich nahm mir infolgedessen vor, dem Grand Café einen vollen Beweis meiner Leutseligkeit zu liefern und schüttelte Herrn Meschelke die Hand. Aber ausschlaggebend war der fast sichere, wenn auch nur bescheidene Geldgewinn, der mir da winkte. Ich war sehr knapp bei Kasse, das verdarb mir schon lange die Stimmung, und jetzt war die beste Gelegenheit ... wie gesagt, mit ein paar Markstücken wollte ich schon zufrieden sein. Auch meine Spielleidenschaft erwachte; es ist ein vergnüglicher Gedanke, so leicht zu Geld zu kommen. Ich konnte es kaum erwarten, ließ mir aber nichts anmerken, sondern schnitt ein gelangweiltes Gesicht.

Heinrich brachte die Bälle und das eigens für mich reservierte Queue. Bei diesem Spiel handelt es sich darum, mit einem der Bälle die beiden anderen zu treffen. Die Sache sieht einfach genug aus, erfordert jedoch ein scharfes Auge und eine besonders ruhige Hand. Um aber dreißig oder vierzig solcher gelungenen Stöße hintereinander machen zu können, dazu bedarf es einer jahrelangen Übung. Bisweilen glückten mir sogar noch größere Serien. Außerdem war mein Spiel wegen seiner Eleganz, Anmut und Sicherheit rühmlichst bekannt. Natürlich spielt man nicht immer gleich gut, es hängt ganz davon ab, wie man disponiert ist. Und das ist eine eigentümliche Sache: ist man in der rechten Stimmung, so geht alles wie geschmiert. Man braucht gar nicht erst lange zu zielen, jeder Stoß gelingt. Wahrhaftig, man sieht gar nicht hin, setzt an, stößt los, und die schwierigsten Bälle kommen, als sei es gar nicht anders möglich. Ist man aber nicht bei Stoß, dann ists gerade umgekehrt. Du kannst dich noch so sehr anstrengen, jeden Ball noch so genau ins Auge fassen:

du spielst miserabel, ärgerst dich, bist von Pech verfolgt, kommst auf keinen grünen Zweig. Kurzum, wie verhext.

Ich schlug Meschelke vor, um eine Mark zu wetten; er zögerte, war aber schließlich einverstanden. Er hatte den Anstoß, und ich beobachtete sein Spiel: Man schien von der Sache blutwenig zu verstehen, man konnte nicht einmal das Queue ordentlich halten. Plötzlich gewahrte ich, daß uns jemand zuschaute. Wenige Schritte entfernt saß ganz zusammengeduckt ein schmächtiger Mann, an die vierzig Jahre, mit bleichem Gesicht; er rauchte krampfhaft und ließ die Augen umherschweifen. Offenbar brachte ihn die ungewohnte Umgebung in Verlegenheit. Er war noch schlechter gekleidet als Meschelke; die beiden gehörten wohl zueinander.

Mein Partner ließ einen Ball aus, die Reihe war also an mir. Sorgfältig kreidete ich mein Queue und begann. Aber es wollte nicht recht gehen. Das ist zu Anfang fast immer so. Erst nach einigen Stößen kommt man in Schwung. Nur war mir der Gedanke unangenehm, daß mich Meschelkes Begleiter für einen Stümper ansehen könnte . . . „nun, der wird Augen machen," dachte ich. Übrigens spielte ich absichtlich nicht mit meiner vollen Stärke, um Meschelke nicht abzuschrecken. Denn mit dieser einen Mark durfte es keinesfalls sein Bewenden haben. Mein Partner bekam allmählich einen ziemlichen Vorsprung, doch ich blieb unbesorgt; hatte ich ihn doch vollkommen in meiner Hand. Es galt allerdings, auf der Hut zu sein, den Vorsprung unauffällig einzuholen und — knapp zu gewinnen. Aber Meschelke machte ganz unvermittelt eine größere Serie und erreichte unversehens die vorgeschriebenen hundert Points. Er hatte gewonnen.

„So ein Kerl," dachte ich erbost, faßte mich aber rasch . . . „ein dummer Zufall."

„Bravo," sagte ich mit gezwungenem Lachen, „hier ist Ihre Mark, mein lieber Meschelke. Wir wollen noch eine Partie spielen, wie? Diesmal um zwei Mark, ist es Ihnen recht?"

„Das ist zuviel, nee, das geht wirklich nicht! Wir wollen wieder um eine Mark spielen . . . verlier ich sie, na, dann habe ich sie eben verloren," antwortete er stockend und sah mich darauf eine ganze Weile hilflos an.

„Ach was, machen Sie doch keine Geschichten, es hat sonst keinen Reiz für mich. Vorwärts . . . es spielt doch wahrhaftig keine Rolle," ermunterte ich ihn mit schnarrender Stimme, und betrübt willigte er ein.

Ich war ganz versessen auf das Geld, wenngleich es sich nur um eine sehr bescheidene Summe handelte. Es machte mir trotzdem Spaß. „Man kann die paar Groschen immer gut gebrauchen," dachte ich verschmitzt. „Wenigstens eine kleine Freude nach den Unannehmlichkeiten des Tages; die will ich mir nicht verkümmern lassen." So war meine Auffassung

von der Sache. Und die zweite Partie mußte ich ja gewinnen, das war klar. Meine Überlegenheit stand außer Frage. Ich war entschlossen, diesmal kurzen Prozeß zu machen. Wir hielten uns eine Weile auf gleicher Höhe; ich kam nämlich immer noch nicht recht in Schwung, zweifelte jedoch keinen Augenblick an dem günstigen Ausgang. Vorläufig kämpfte Freund Meschelke tapfer. Er schob sich, schwerfällig wie ein Bär, um das Billard herum, spielte wie ein Anfänger, ohne jede feinere Kunst, doch seine Bälle kamen mit erstaunlicher Sicherheit. Ich war etwas im Vorteil, doch plötzlich war er mir voraus, und der Abstand vergrößerte sich immer mehr. Ich wurde unruhig, wollte den Vorsprung einholen, kam aber nicht vom Fleck. „Sollte ich tatsächlich schlecht disponiert sein?" dachte ich . . . „ach was, dummes Zeug, mit solchen Leuten wirst du immer noch fertig." Dieser Mensch, der dabeisaß und zuschaute, ging mir auf die Nerven; er starrte mich unverwandt an, wenigstens schien es mir so. Plötzlich befiel mich eine große Schwäche. Ich biß die Zähne zusammen und blickte finster auf Meschelke, in den anscheinend der Teufel gefahren war. Haut drein wie ein Schlächtergeselle, macht aber jeden Ball; ein ordinäres Spiel. Ich paßte scharf auf, ob ihm nicht etwa ein Fehler unterlaufe. Touchiert man nämlich, das heißt berührt man vor dem Stoß aus Versehen einen der Bälle, so muß man aufhören, und der andere kommt an die Reihe. Aber er ließ sich nichts Derartiges zuschulden kommen. Und mir nichts dir nichts gewann er die Partie.

Ich wühlte mit zitternden Fingern in meiner Tasche und suchte ein Zweimarkstück hervor. Meschelke hielt mir die Hand hin, doch ich schmiß das Geld auf den Tisch.

„Danke auch," sagte er gutmütig, „das nächste Mal werden Sie mehr Glück haben."

„Wir spielen weiter," meinte ich erregt.

„Es wird mir zu spät . . . Himmel, schon halb eins vorüber!"

„Das ist doch wahrhaftig nicht spät! Wir spielen weiter, versteht sich von selbst, Sie sind mir Revanche schuldig, Herr Meschelke. – Und um drei Mark," sagte ich beinahe flehentlich und ließ ihn gar nicht mehr zu Worte kommen.

„Heinrich," brüllte ich, „was haben Sie uns da für Bälle gegeben, ganz unelastisch, da soll der Teufel damit spielen. Ich bitte mir anständige Bälle aus!"

Der Kellner ging sie holen; es entstand eine kleine Pause.

„Wohnen Sie in dieser Gegend, Herr?" fragte Meschelke und sah mich unsicher an. Wahrscheinlich drückte ihn das Schweigen. Vor lauter Wut aber antwortete ich nicht; so wurde eine Weile nichts gesprochen.

„Justav," sagte er plötzlich, „nimm dir doch noch ne Zigarette!"

Der schmächtige Mensch stand auf und näherte sich uns. Er blickte fragend auf Meschelke, der ihm Zigaretten anbot, verharrte aber plötzlich regungslos und bewegte nur die Lippen, ohne ein Wort hervorzubringen.

„So nimm dir doch noch eine, Menschenskind," ermunterte ihn Meschelke. Endlich bediente sich Gustav und kehrte mächtig rauchend auf seinen Platz zurück.

Eine neue Partie begann. „Gewinne ich die," dachte ich, „dann kriege ich mein Geld wieder, mehr will ich gar nicht haben; dann hol diesen Meschelke der und jener, ich mache, daß ich nach Hause komme ... Daß ich ein drittes Mal verliere, ist ja so gut wie ausgeschlossen. Vorhin, da habe ich mir einfach keine Mühe gegeben, nun aber werde ich mich gehörig ins Zeug legen. Ich bin übrigens durchaus nicht schlecht disponiert, das ist alles nur Einbildung, ich bin sogar ziemlich gut bei Stoß ... nur ist unbegreiflicherweise eine kleine Hemmung da; die gilt es zu überwinden." – Ich gab mir innerlich einen Ruck, wurde ganz munter und bildete mir sogar ein, ich hätte absichtlich verloren, bloß um hinterher den Meschelke durch mein ausgezeichnetes Spiel vollkommen zu verblüffen. Die Reihe war an mir: ein kinderleichter Ball! Ich lächelte überlegen; ich war entschlossen, gleich mit einer größeren Serie anzufangen, setzte mein Queue mit elegantem Schwunge an, zielte sorgfältig – doch was war das? Starkes Herzklopfen, mir flimmerte vor den Augen; hastig stieß ich los und verfehlte. Schrecken erfaßte mich, denn es war, wie gesagt, ein kinderleichter Ball gewesen.

Ich begriff, daß ich nicht auf der Höhe meines Könnens war. Kein Wunder: man hat sich müde gelaufen, noch dazu Ärger gehabt und erkältet ist man obendrein, der Blick ist getrübt und auch die Hand sitzt unruhig im Gelenk. Aber ich wußte andererseits, daß man jede Indisposition durch Willenskraft besiegen kann. Man darf sich nicht verloren geben, darf nicht locker lassen. In diesem Sinne machte ich alle möglichen Anstrengungen. Ich konzentrierte meine Aufmerksamkeit und prüfte jeden einzelnen Ball. Hatte ich die beste Art, wie man ihn spielen könnte, herausgefunden, so zielte ich vielleicht eine halbe Minute lang; bei dieser ganzen Prozedur vermied ich alle sprunghaften und leichtfertigen Bewegungen, doch regelmäßig begann im letzten Augenblick meine Hand ein wenig zu zittern ... „Das ist nicht der richtige Weg," sagte ich mir, „du nimmst es zu schwer. Man muß dem bösen Feinde ohne viel Umstände zu Leibe rücken: heiter, frohgemut, furchtlos, so machen, als wüßte man von nichts!" In diesem Sinne leistete ich mir einen ausgesprochen humorvollen Stil, trällerte ein Liedchen, pfiff mir eins, näherte mich dem Billard mit tänzelnden Schritten, streifte auch die schwierigsten Bälle nur mit einem verächtlichen Blick, der besagen sollte: „Für mich ein Kinder-

spiel!" Ich zielte kaum, stieß munter los, aber mir war, als hätte ich kein Queue, sondern einen Klotz in der Hand. Kurz und gut, ich spielte erbärmlich . . . Meschelke hingegen spielte mit unverminderter Sicherheit; er war mir natürlich schon weit voraus. Ohne Zweifel war er glänzend disponiert. Ich mußte es ohnmächtig mit ansehen, wie sich der Abstand immer mehr vergrößerte, doch ich ließ die Hoffnung nicht sinken. „Komme ich in Stoß," dachte ich fieberhaft, „gelingt es mir, diese nervöse Störung zu beseitigen, so gewinne ich jederzeit mit dem kleinen Finger; mag sein Vorsprung auch noch so groß sein." Da durchzuckte mich der tobsuchterregende Gedanke, ich könnte trotzalledem verlieren, ja, daß dies nach der Lage der Dinge kaum mehr zu vermeiden sei, und mein Herz krampfte sich zusammen. Es handelte sich wahrhaftig nicht um die lumpigen Pfennige. Aber hat man seine dienstfreien Nachmittage etwa dazu, daß man von sogenannten „Kameraden" in der lieblosesten Weise verhöhnt und beleidigt wird? Und jetzt sollte ich mir noch zuguterletzt von einem Bauernfänger mein sauer verdientes Geld abnehmen lassen? „Aber noch ist nicht aller Tage Abend, Freund Meschelke," murmelte ich und zwang mich zur Ruhe, denn das war selbstverständlich die erste Vorbedingung . . . Mit besonderer Bitterkeit erfüllte mich sein linkisches, läppisches Getue. Ich mußte geradezu lachen. Er benahm sich so ungeschickt wie möglich, legte sich mit seinem schwerfälligen Körper der Länge nach über das Billard und zielte bedächtig; plötzlich stieß er los, fuhr angstvoll zurück, als hätte er Feuer berührt, und jedesmal, wenn der Ball auch richtig kam, nickte er befriedigt mit dem Kopf. Dabei spielte er, wie gesagt, mit verblüffender Sicherheit. Oft freilich kamen seine Bälle nur durch Zufall, sie waren ganz anders berechnet gewesen; Schwein hatte er also außerdem . . . „Das soll mich nicht anfechten," dachte ich. Die Reihe war wiederum an mir, ich begann und sieh da, es ging ziemlich gut. Ich machte kaltblütig ein paar Points und schöpfte frischen Mut: der Bann war offenbar gebrochen. Freudig spiele ich weiter, schon ist es eine respektable Serie, vielleicht gelingt es mir . . . doch ich fühle es herannahen und unvermittelt ist es da: eine unerklärliche Schwäche befällt mich. – Noch ein paar matte und unsichere Stöße; es brach ab.

„Sie sind heute wohl gar nicht bei Stoß? Na, ich mache es oft genug auch nicht viel besser," sagte Meschelke. Ich warf ihm einen giftigen Blick zu.

„Nu wirds aber Nacht," ließ sich plötzlich auch Gustav vernehmen. Es stellte sich also heraus, daß er ganz gut sprechen konnte, wenn es darauf ankam. Was hatte er gesagt? Ich war unangenehm berührt, ich begriff nicht recht, was diese Redensart für einen Sinn haben sollte. Aber das eine entging mir nicht: er war schadenfroh. Unverwandt folgte er mit

seinen pfiffigen Augen durch den dichten Tabaksqualm hindurch, der ihn umgab, jeder einzelnen meiner Bewegungen ... Die Antwort blieb ich dem einen wie dem andern schuldig, war nicht so dumm, mich in ein Gespräch einzulassen. Ich spielte miserabel, war aber nach wie vor entschlossen, die Partie zu gewinnen, und hoffte bis zum letzten Augenblick. Aber diese Leute aus der bewußten Ecke, aus der Zuhälterecke, näherten sich uns von Zeit zu Zeit in bedenklicher Weise, nur so der Gemütlichkeit halber ... um ein bißchen zuzugucken. Es war mir fast, als hätte man ein ganzes Komplott gegen mich geschmiedet. – Meschelke spielte mit Schwung, er leistete sich eine größere Serie. Ich trat zum Oberkellner, der in einiger Entfernung, an einen Pfeiler gelehnt, gleichfalls zusah.

„Heinrich," flüsterte ich lächelnd, „was sagen Sie dazu? Dieser Meschelke nimmt mir eine Partie nach der andern ab ... Es handelt sich natürlich nicht um das Geld, aber es ärgert einen doch, daß so ein Stümper ..."

„Sie sind nicht in der richtigen Stimmung, Herr Inspektor," antwortete Heinrich flüsternd, „hören Sie lieber auf. Es läßt sich nicht zwingen."

„Ja, vielleicht wäre es das Beste," flüsterte ich scheinbar gleichmütig und warf gehässige Blicke auf Meschelke: ich hatte geglaubt, daß mein geheimnisvolles Einverständnis mit dem Kellner ihn in Verwirrung bringen würde, doch weit gefehlt! Er ließ keinen einzigen Ball aus, die Serie wurde immer größer, er mußte in ganz kurzer Zeit hundert Points erreicht haben. Ich fühlte, daß ich ganz blaß wurde. Es war unheimlich still. Die Straßenlaternen blinzelten durch die beschlagenen Fensterscheiben; man hörte nur das Klappern der Bälle ... Meschelke wandte mir traurig sein Gesicht zu.

„Noch eine Partie," sagte ich heiser.

„Wo denken Sie hin, Herr, schlafen muß der Mensch doch auch ein bißchen," sagte Meschelke, zählte sorgfältig das Geld nach und steckte es ein.

„Da gehen Sie heute eben überhaupt nicht mehr schlafen! Machen Sie es so wie ich, Herr Meschelke, ich muß auch in aller Frühe wieder auf dem Posten sein, im Ministerium ... Nun, spielen wir noch eine," antwortete ich rasch und wandte mich ab.

„Gewiß, Sie sind ein anständiger Mensch, sehr korrekt, ich spiele gern mit solchen Leuten ..." murmelte er bekümmert und sah fragend zu Gustav hinüber, der aber eingenickt war. Wir fingen an. Es ging um sechs Reichsmark, wie sich das ganz von selbst verstand. Auf diese Weise mußte ich über kurz oder lang wieder zu meinem Gelde kommen. Ich war gewillt, die Sache unter allen Umständen zu einem günstigen Ende zu führen und gegebenenfalls sogar auf meine Nachtruhe zu verzichten. Dieser feste Entschluß erfüllte mich mit einer eigentümlichen Gelassenheit. Nicht etwa, daß es besser gegangen wäre, im Gegenteil. Meine Unfähig-

keit hatte ihren Tiefpunkt erreicht. Ich war einfach wie gelähmt, und der Kommerzienrat, mit dem ich für gewöhnlich zu spielen pflegte, hätte wahrhaftig seinen Augen nicht getraut. Aber ich vermochte wenigstens klar zu überlegen: „So steht es also," sprach ich mit erzwungener Heiterkeit zu mir selbst. „Was ist weiter dabei? Nur keine Aufregung! Doch es ist kaum zu begreifen . . . woran mag es liegen?" dachte ich erbost und bemühte mich dahinterzukommen. „Ich bin ein anerkannt vorzüglicher Spieler, und dieser Stümper da . . . Ich habe ein scharfes Auge, eine sichere Hand, man beneidet mich allgemein darum, und jetzt spiele ich nicht etwa nachlässig, sondern strenge mich übermenschlich an, bin zum Äußersten entschlossen. Es will und will nicht gehen. Meine Nerven sind vergiftet," murmelte ich. „Vielleicht ist es das Böse in mir," dachte ich in heiterem Scherze, „oder besser noch der Böse, der von mir Besitz ergriffen hat. Ich gerate in Wut, doch er weicht nicht von hinnen, ich zwinge mich zur Kaltblütigkeit, alles umsonst. Nun, das ist nicht erstaunlich, denn leicht ist ihm nicht beizukommen. Er ist mit allen Hunden gehetzt, genau wie der alte Zagelow, und akkurat wie dieser hat er Zeit seines Lebens glücklich spekuliert. Aber sollte man es für möglich halten, daß der böse Feind selbst der heiteren Ironie widersteht? Ich bin nachgiebig, höflich und resigniert, aber das macht gar keinen Eindruck auf ihn, das ist so seine Art . . . Wollen mal sehen, wer es länger aushält, man darf ihn jedenfalls nicht aus den Augen lassen," murmelte ich, entzückt über diesen weltmännischen Gedankengang, und starrte plötzlich unausgesetzt auf irgendeinen Punkt in der Luft, um den bösen Feind zu vertreiben. Aber mein Blick wurde aus begreiflichen Gründen abgelenkt: ich durfte nämlich meinen Freund Meschelke nicht ganz ohne Aufsicht lassen. Wie leicht hätte er, zum Beispiel, touchieren können! Das passierte ihm freilich kein einziges Mal; er spielte mit einer Sicherheit, die mich bei seiner mangelhaften Technik immer wieder in Erstaunen setzte. Ich sah mit sachlichem Interesse zu: er scheint das Billard als eine Art Hobelbank zu betrachten, hat die Ärmel zurückgekrempelt, schnauft und haut drein, als hätte er Kegel zu schieben. Dabei fiel mir noch mehr als früher eine gewisse Hast an ihm auf. Er war mit verdächtigem Eifer bei der Sache, und plötzlich sah ich manches in anderem Lichte. Offenbar hatte er einzig und allein seinen Vorteil im Auge; das war kein schöner Zug. Er hatte doch unverdientes Glück gehabt, alle Partien gewonnen, und hätte mich nun schließlich eine gewinnen lassen können. Das ist nicht wörtlich zu verstehen, ich hatte kein Recht, es zu verlangen, doch immerhin, er hätte sich nicht so ungeniert ins Zeug legen brauchen . . . „Freilich, wir spielen um sechs Mark," dachte ich erbost, „gewinnt er die, so hat er mir im ganzen zwölfe abgeluchst, verliert er jedoch, dann sind wir quitt. In diesem Falle be-

komme ich ja bloß mein Geld zurück, und kein Mensch hat einen Schaden erlitten." Nichts schien mir natürlicher zu sein als dieser Gedankengang. Übrigens sah er doch, wie es um mich stand, und nachgerade mußte er begriffen haben, daß ich es mir nicht leisten konnte, mein Geld zum Fenster hinauszuwerfen. Ja, er hatte mich vorhin sogar getröstet, meine Korrektheit anerkannt und sich gestellt, als spiele er weiter ausschließlich mir zu Gefallen. Ich mußte von einem so gutherzigen Manne billig erwarten, daß er die Sache nicht auf die Spitze treiben würde. Aber jetzt kitzelte ihn der Satan; er rannte wie eine Ratte um das Billard herum. Wahrscheinlich verfügte er schon in aller Stille über diesen unverhofften Gewinn, dachte am Ende ganz heimlich an irgendeinen langgehegten, bisher unerfüllbaren Wunsch. Ich blickte mit unterdrückter Wut in sein erregtes, biederes, ängstliches Gesicht. Er aber sah mich überhaupt nicht mehr an, was mich besonders erbitterte. Es war mir nämlich ungefähr zumute wie einem Kinde, das Zahnschmerzen hat; ich begriff nicht, daß nicht die ganze Welt mich bemitleidete, verzärtelte und alles aufbot, um mich die „Zahnschmerzen" vergessen zu lassen. Ich wäre am liebsten in Tränen ausgebrochen – doch was hätte es mir genützt? So schwer es mir auch fiel, ich mußte Haltung bewahren. Ruhe war unbedingt erforderlich. Denn erstens bildete ich mir ein, ich würde diesmal gewinnen ... Meschelkes Vorsprung war zwar kaum mehr einzuholen, doch ich war fest davon überzeugt, daß sich ein Wunder ereignen werde ... „Dummes Zeug," sprach ich in nüchternen Augenblicken zu mir selbst, „in dieser Partie habe ich keine Chancen mehr. Macht aber nichts: wir spielen einfach weiter, und der Einsatz wird verdoppelt. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht ... Die Hauptsache ist, daß ich meine Selbstbeherrschung nicht verliere." Doch ich mußte noch aus einem andern Grunde Haltung bewahren, denn es gehörte im Grand-Café zum guten Ton, daß man Spielverluste mit Gleichmut ertrug. Man war in solchen Fällen ritterlich genug, seinen Ärger nicht zu zeigen, und ich selbst war darin den anderen Herren mit bestem Beispiel vorangegangen. Ich durfte mir keine Blöße geben; mein Ansehen stand auf dem Spiel. Einem Manne wie Meschelke gegenüber war meine Rolle in allen Punkten schon vorher festgelegt. Ich hatte eigentlich die weltmännische Verpflichtung, ihn, den einfachen Arbeiter, nachsichtig und väterlich zu behandeln, durfte ihm sogar, streng genommen, kein Geld abgewinnen. – „Nun, Meschelke sorgt schon dafür, daß er nicht zu Schaden kommt," dachte ich wütend und trat dicht ans Billard heran. Meschelke spielte; ich weiß nicht, was mir widerwärtiger war, sein ordinärer, unbeholfener Stoß oder seine plumpe Art, sich zu verstellen. Er bemühte sich offenbar, sich mir als kindliches Gemüt, als braven und unverdorbenen Mann aus dem

Volke zu präsentieren. Dabei hatte er es auf mein Geld abgesehen. Und nicht nur, daß er mit unbegreiflicher Sicherheit spielte; obendrein war er von Glück begünstigt: manch einer seiner Bälle kam lediglich durch Zufall. Nun gehörte es zwar nicht minder zum guten Ton, über solche Glücksbälle mit Stillschweigen hinwegzugehen, ich aber sagte plötzlich halblaut: „Ekelhaft!" und blickte voller Hohn auf Meschelke, der ruhig weiter spielte. Ich war beschämt, hatte mich verplappert und sprach in einem fort eindringlich zu mir selbst: „Nur nicht die Ruhe verlieren!" Aber ich empfand eine ohnmächtige Wut . . . ein Anfall näherte sich. Ich ballte unsichtbar die Faust und mit der andern Hand umfaßte ich den Griff des Messers in meiner Hosentasche. Aber das alles brachte mir keine Linderung. Ich stierte auf Meschelke und begann ihn in Gedanken zu beschimpfen. Meine Lippen bewegten sich lautlos. „Lumpenkerl," entfuhr es mir plötzlich überlaut. Oder hatte ich es gleichfalls nur gedacht? Nein, es klang mir ja noch im Ohr, aber Meschelke wollte wohl nichts gehört haben. Da ließ er einen Ball aus; also war die Reihe an mir. Der Kopf schmerzte mich, meine Stirnhaut war krampfhaft zusammengezogen. Ich machte zwei, drei Points, dann kam ein recht läppischer Fehlstoß. Das war ich schon gewohnt. „Ich werde verlieren," dachte ich und faßte bereits die nächste Partie ins Auge. „Wie aber, wenn er sich weigern wird? Er wird sicherlich spielen," beruhigte ich mich, „und diese unwiderruflich letzte Partie gedenke ich zu gewinnen." Das schien mir so selbstverständlich zu sein, daß ich ganz getrost wurde. Mir wurde leicht ums Herz. Doch das dauerte nur kurze Zeit, da sich alsbald mein Unwohlsein in unliebsamer Weise bemerkbar machte. So etwas ist jedem Menschen unangenehm, mir aber ganz besonders. Es verdirbt mir unbedingt die Laune. „Was ist weiter dabei," murmelte ich, „es wird schon vorübergehen." Indes, es vergeht nicht so schnell. Ein ekler Geschmack im Munde; man verspürt einen fast unmerklichen Brechreiz. Der Kopf sitzt wie ein Stein auf dem Halse und sinkt nach vorn, aber der Nacken ist steif. Die Schläfen schmerzen, die Lippen sind aufgesprungen. Schwere und brennende Lider, so daß man die Augen kaum offen halten kann, schließt man sie jedoch auch nur sekundenlang, so ist es, als wären sie mit grobkörnigem Sand angefüllt . . . Ich spielte lächerlich schlecht. Diese Partie war hoffnungslos, so gut wie verloren. Aber ich bereitete mich, während ich mit matter Hand das Queue führte, in Gedanken auf die nächste vor . . . Ich hatte allerdings etwas Fieber, Schnupfenfieber sozusagen. Mir war heiß, meine Brust beengt. Das Hemd klebte mir an der Haut, und es stellten sich Atembeschwerden ein . . . „Das alles ist zu ertragen," dachte ich und nahm mich gewaltig zusammen. Doch meine Nase war verstopft, und mein

Herz begann schwächlich und eilfertig zu klopfen. Dennoch vermochte ich um das Billard herumzugehen, das Queue anzusetzen, zu stoßen und obendrein zu überlegen, wie ich den Meschelke zu noch einer Partie ... Es handelte sich, wie gesagt, im Grunde nur um eine leichte Unpäßlichkeit. Manche können sich in Geduld fassen, mir aber ist ein solcher Zustand unerträglich. Ich werde unlustig, verhaspele mich, alle Unannehmlichkeiten fallen mir fast gleichzeitig ein, die Hauptsache aber ist, daß der kümmerliche Rest von Menschenliebe in mir erstirbt. Übrig bleibt ein ingrimmiger, unbeschränkter und vornehmlich kraftloser Haß, der weiß, daß er zu einer Tat ganz und gar unfähig ist. Ich suche begierig nach einer Linderung, was immer es sei. Könnte man wenigstens etwas essen, sich etwas Anständiges zu Gemüte führen, doch mir widersteht der bloße Gedanke. Auch schlafen könnte ich keineswegs, ganz abgesehen davon, daß ja die Umstände meine wachsame Aufmerksamkeit erheischen ... Die ganze Umgebung stört mich, alles kommt mir ekelhaft schal vor, so schal, wie der Geschmack auf meiner Zunge. Gustav, zum Beispiel, der halb liegend in einer Ecke hockt, mit geschlossenen Augen, einer Wachspuppe gleich. Sogar die Tische und Stühle, die im Halbdunkel herumstehen und zweifellos verstaubt und klebrig sind, widern mich an. Und beinahe schon belustigend ist, daß ich vor mir selbst unbestreitbar einen gewissen Ekel habe. Krampfhaft suche ich mir irgend etwas Beruhigendes vorzustellen. Hat nicht jeder Mensch hübsche Erinnerungen, die ihm über solche böse Augenblicke hinweghelfen? Nun, ich denke an meine kleinen Geheimnisse, sie sind mir jedoch genau so widerwärtig wie die nicht wegzuleugnende Tatsache, daß ich im Amte neuerdings mit Herr Obersekretär angesprochen werde. Nichts hilft, gar nichts hilft, hingegen kommen mir, wie schon erwähnt, die Unannehmlichkeiten meines dürftigen Lebens zu Dutzenden in den Sinn. Meine krankhaft gesteigerte Phantasie arbeitet unverdrossen und rückt mir gewisse schäbige Details hohnlächelnd vor die Nase. Und jede einzelne Schäbigkeit vergiftet meine Nerven, verdirbt mir die Laune weit über Gebühr, denn so verständig bin ich noch, um das beurteilen zu können.

Plötzlich wird es mir bewußt, daß ich die ganze Zeit an Jünke gedacht habe und mich noch immer mit ihm beschäftige. „Habe mir wahrscheinlich gegen ihn etwas zuschulden kommen lassen, he he, und verspüre Gewissensbisse. Hatte ihn gekränkt, er aber verhielt sich mäuschenstill, muckste nicht einmal und spielte den Edelmütigen. Eins konnte er sich freilich nicht verkneifen, ja, er hat sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus gemacht, mich, marsch, nach Zigaretten zu schicken, als wäre ich irgendein schäbiger Lakai." Jetzt kam es mir auch so vor, als sei ich gar flink im Sturmlauf die Treppe hinabgehopst.

„Nun, ich habe es nicht besser verdient," denke ich, natürlich im Spaß, um mich gehörig zu erheitern. Und aus demselben Grunde versichere ich mir insgeheim, daß sich Jünke alles in allem eigentlich tadellos benommen habe. Ich stelle mir, wieder nur zur Erheiterung, sein Gesicht vor, das Grübchen in der Wange, den knabenhaften, wagemutigen Zug.
Meine Phantasie ist mächtig am Werke, und ich glaube mich deutlich zu erinnern, daß von Jünkes Gesicht ein eigentümlicher Glanz ausgegangen sei. He he, gewissermaßen ein Heiligenschein. Dabei kenne ich diesen Jünke nicht etwa erst seit gestern, sondern weiß es noch von der Schule her, daß er ein Gott weiß wie harmloser und beschränkter Bursche ist. Alles nur Einbildung, aber wahrhaftig, der Heiligenschein ist eine rechte Spottgeburt meiner liebevollen Phantasie . . . Es erging mir ungefähr wie einem verprügelten Hunde, der schnuppernd und winselnd ein Plätzchen sucht, wo er unterschlüpfen könnte. Winselnd und mit eingekniffenem Schweife suchte ich begierig nach irgendeiner Möglichkeit des Wohlbefindens. Endlich leuchtete es mir ein: diese Möglichkeit war vorhanden und hieß soundso viel Markstücke. Alles andere war schal und wesenlos, das Geld hingegen war hart und rund, das einzig Wirkliche; ich klammerte mich daran und hoffte, es werde mir gelingen . . . Ich überlegte fieberhaft, aber mein Kopf war verwirrt, eine widerwärtige Schwäche hatte mich befallen, so daß ich vor innerlichster Wut heimtückisch den Speichel hinunterschluckte, die Glieder gehorchten mir kaum, mein Mund war vollkommen ausgetrocknet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Noch eine Partie," flüsterte ich.

(Schluß folgt)

Die internationale Bedeutung der flämischen Bewegung

von Frederik van Ouwerkerk

Übersetzt von Franz Dülberg

Vorbemerkung. Die folgende Auslassung eines Vlamen geht uns von vertrauenswürdigster Seite zu. Als Stimme eines Belgiers, der aus germanischem Gemeingefühl und weitreichender geschichtlicher und politischer Orientierung die Zukunft seines Landes anschaut, scheint sie uns beachtenswert. Wir geben sie als interessantes Dokument, ohne jetzt schon eine endgültige Lösung des Problems für möglich zu halten. Die Redaktion

---

In weiten Kreisen des deutschen Volkes trat in letzter Zeit lebendiges Interesse hervor an der sogenannten „Vlaamsche beweging". Es handelt sich um den Kulturkampf, den die belgischen Niederländer um die Behauptung eigener Sprache und Stammesart führen.

Diese Teilnahme ist natürlich und aufrichtig; durch die Besetzung Belgiens hat sie nur lebhaftere Farben angenommen. Niemals hat Deutschland, seitdem ihm in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sein historischer Beruf als germanische Vormacht ins Bewußtsein trat, seiner herzlichen Neigung zu der hochbegabten und geistig verwandten Nation untreu werden wollen. Ich erinnere an das Wort Hoffmanns von Fallersleben, daß das Flamentum selbst in der Verstümmelung seines Volksgeistes, wegen der andere unter glücklicherem Stern zur Entwicklung gelangte Völker es verachten zu dürfen glaubten, noch die Narben der Kämpfe zeigt, die es in jahrhundertelangem Ringen als äußerste Vorhut des Germanentums ehrenvoll erworben hat.

Zu wenig ist indessen in Deutschland diese Bewegung in ihrer neuesten Gestalt bekannt. Es handelt sich nicht mehr um einen Sprachenkampf, sondern um die Forderung flandrischer Selbstregierung. Homerule für Flandern, sei es unter welcher staatsrechtlichen Form auch immer, das gilt als das einzige zweckmäßige Mittel zur Verwirklichung des flämischen Kulturprogramms — eine Entwicklung der Geister, die unter dem Eindruck der Kriegsereignisse sich überraschend schnell weiter vollzogen hat. Es ist diese politische Seite der flämischen Bewegung, welche ich hier in ihrer historischen Entwicklung und ihrer nach meiner Ansicht hohen internationalen Bedeutung darlegen möchte.

I

In dem Kampf, den Romanen und Germanen jahrhundertelang um die Vorherrschaft in Westeuropa zu führen hatten, ist die Rolle der

Länder des alten Lotharingiens die wichtigste: Grenzgebiete ohne natürliche Grenzen mit einer nach Rasse und Sprache bunt durcheinander gewürfelten Bevölkerung! So fehlten dort alle natürlichen Bedingungen zur Entwicklung autonomer Staatsgebilde. Beide streitenden Parteien glaubten rechtmäßige Ansprüche erheben zu können, und blutiger Kampf war die Folge.

Dies gilt auch von dem Gebiete des heutigen Belgiens. Nachdem an der Verschiedenheit der Volksart, an seinem kulturellen Auseinanderstreben alle Versuche der Burgunder, die ganzen Niederlande zu einem einheitlichen Staate zu vereinigen, zerschellt waren, blieb es liegen, unter nomineller habsburgischer Herrschaft, herrenloses, bestrittenes Gebiet zwischen den im „Reich" lose verbundenen germanischen Staaten und dem schon früh sich enger zentralisierenden Frankreich.

Ein Zustand, der Vorzüge und Nachteile mit sich brachte. „Auf der Grenzscheide zweier großer Völker gelegen, scheint es zum Schlagbaum zwischen beiden bestimmt zu sein. Von Anfang an erntet es die Vorteile, erleidet es die Ungunst seiner geographischen Lage; so ist es leider das Schlachtfeld und der Gegenstand ländergieriger Eifersucht für seine Nachbarn. Zum Ersatz dafür kann man es den Bindestrich germanischen und romanischen Wesens in den Werken der geistigen Bildung nennen." (Dollot: „Les origines de la Neutralité de la Belgique et le Système de la Barrière"; 1902, S. 4.)

In einem sehr wichtigen Punkte unterscheidet sich aber die Lage Belgiens von der der anderen vormals lotharingischen Länder: nächst dem Einfluß des germanisch-lateinischen Ringens tritt in der Geschichte Belgiens stärker und stärker ein übermächtiger, zweiter Faktor hervor — Englands Eingreifen in die festländische Politik.

England mußte seine Seeherrschaft auf Kosten und zum Nachteil des europäischen Festlandes erringen. Im Dienste dieser Notwendigkeit hat es fortwährend die Eifersucht zwischen den Kontinentalmächten wachzuhalten gewußt, die als seine möglichen Widersacher in Betracht kamen. Jedesmal ergriff es die Partei des zeitweilig Schwächeren gegen den Stärkeren. Nötigenfalls ließ es sich auch zu einer materiellen Unterstützung herbei — inzwischen aber sah es hohnlachend zu, wie Freund und Feind sich im erbitterten Kampfe verbluteten, und ergoß mit sanfter Gewalt die Segnungen des Friedens, wie ihn Britannien versteht, über alle übrigen Weltteile. Von einem hohen politischen Standpunkt kann man der zähen Dauerhaftigkeit, mit der England Jahrhunderte hindurch dieses Verfahren fortsetzte, nur Bewunderung zollen.

Zu einer solchen Politik mußte England über einen Brückenkopf auf dem europäischen Festlande verfügen. Durch den Verlust der Normandie

des günstigen natürlichen Einfallstores beraubt, warf es sein Auge auf Brügge und dessen Seehafen Sluis (der in neuester Zeit durch Zeebrügge ersetzt wurde). Diese Brückenkopfpolitik ist eigentlich ein Angelpunkt des staatsmännischen Trachtens der Engländer.

Nun war im siebzehnten Jahrhundert Holland der Vorkämpfer der germanischen Völker in ihrem Ringen gegen das mächtig andrängende Frankreich. Jahrhundertelang war Frankreich der Angreifer; Holland beschränkte sich auf die Verteidigung.

„Seitdem es ein Königreich Frankreich gibt, haben alle würdigen Träger seiner Krone mit besorgtem Blicke auf diese Nordgrenze geschaut, die jedes von der Natur geschaffenen Verteidigungszaunes entbehrt und mit dem Wege nach der Hauptstadt das Herz des Landes entblößt liegen läßt. Ihre beständige Sorge war, diese Grenze zurückzuschieben und sie zu verteidigen." (De Broglie: „Le dernier Bienfait de la Monarchie"; S. 4.)

Holland indessen verlangte — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe einstweilen unerörtert — nicht nach dem Besitze Belgiens; es genügte ihm, wenn Belgien unter irgendeiner Form eine Schutzwehr gegen französische Eroberungssucht blieb.

In diesem Kampfe schlug sich England zu Anfang nicht mit Entschiedenheit auf eine Seite: es wollte sehen, welcher der beiden Gegner sich als der stärkere erwies.

Nach dem Aufstande gegen Spanien schien es längere Zeit, daß das reiche, sich wohlhäbig entwickelnde Holland unter der entschiedenen und staatsmännischen Leitung der Oranier sich zum Range eines führenden Staates aufschwingen würde. So lange diese Gefahr drohte, verhielt England sich anscheinend unparteiisch; heimlich leistete es Frankreich gute Dienste. Auch förderte es die Intrigen der gegen die Oranier auftretenden sogenannten „Staten-Partij" in Holland selbst. Sein Ziel war, die bestimmende Macht der Oranier zu vermindern und dadurch den politischen Einfluß der „Vereinigten Provinzen" nicht übermächtig werden zu lassen.

Diese Politik Englands führte auch zu dem gewünschten Ergebnis: das Übergewicht der „Regenten" sorgte dafür, daß Holland nach außen hin sich nur schwerfällig bewegen konnte. In kultureller Hinsicht blieb Holland England noch lange weitaus überlegen. Politisch aber hing es, wie Friedrich der Große den Zustand richtig bezeichnete, ganz im Schlepptau der englischen Kriegsfregatte. Nun wurde England sofort Hollands treuer Bundesgenosse im Kampfe gegen Frankreich, eine Bundesgenossenschaft, die ihren symbolischen und stärksten Ausdruck fand durch die Thronbesteigung Wilhelms III., der in genialer Weise die auswärtige Politik der beiden Länder in einer Hand vereinigen konnte.

Seit dieser Zeit wurde das politische Ziel Hollands, eine Schranke gegen Frankreichs Andrängen aufzurichten, auch der Augenpunkt der englischen Staatsmänner.

Diese Schlagbaum- und Schrankenpolitik hatte schon vor der Zeit Wilhelms III. zu verschiedenen merkwürdigen Versuchen geführt. Ich erwähne hier nur den Plan, über den 1658 Johann de Witt mit Mazarin unterhandelte und der auf die Errichtung einer unabhängigen und unparteiischen belgischen Republik hinausging. Schon damals bemerkte der scharfsinnige holländische Staatsmann: „England hätte bedeutend größere Lust, einen Teil dieser Provinzen für sich zu erobern, als zuzusehen, wie sie sich zu einem selbständigen Staate zusammenschließen." (Brief von Johann de Witt an Zuijdt Polsbroeck, 29. Juli 1658.)

Unter Wilhelm III. und seinen nächsten Nachfolgern beschränkte man sich auf einen weniger großzügigen Plan: die Errichtung eines Festungsgürtels in Belgien.

Diese Form genügte aber offenbar ihrem Zwecke, Holland vollkommen zu sichern, nur unvollkommen. So kam es, als 1815 die letzte und gewaltigste europäische Staatenverbindung auf dem Schlachtfeld von Waterloo den Traum französischer Weltherrschaft für ein halbes Jahrhundert zerstört hatte, zur Aufrichtung eines Siegesdenkmals, das den Gedanken des Schlagbaums in seiner gewaltigsten Gestalt verwirklichte: zur Einverleibung Belgiens in Holland, also zur Wiederherstellung des altburgundischen Reiches der Vereinigten Niederlande.

Das empfand man auch in Frankreich. „Was wollte dieses Reich bedeuten?" so rief Thiers. „Es war ein gegen uns aufgerichteter Brückenkopf, ein Königreich mit doppelten Quellen des Reichtums, den Bodenschätzen und der industriellen Betriebsamkeit der Belgier, vereint mit dem Handelsgeist der Holländer; an der Spitze ein halsstarriger Monarch und eine Dynastie, der der Begriff der Nachgiebigkeit fremd war. Alles das hatte man gegen uns aufgebaut; es war das wohlüberlegte Werk der Großmächte und es mußte diesen die größte Unannehmlichkeit bedeuten, der Zerstörung ihres Werkes untätig zusehen zu müssen." (Thiers: „Discours parlamentaires I", S. 93–94.)

2

Indessen, wenn auch Frankreich zu Boden geschlagen war, so erhielt sich doch sein historisches Ideal am Leben. Selbst in der Stunde der tiefsten Erniedrigung konnte es nicht vergessen, daß „Frankreich gegenüber den Niederlanden nur eine überlieferte nationale Politik hat, die Politik der Eroberung." (Dollot.)

Vom ersten Augenblick an bestand bei Frankreich der Entschluß, die

Vereinigten Königreiche der Niederlande zu zerstören. Schon 1814 hielt Talleyrand den Vertretern der Alliierten gegenüber mit der Drohung nicht zurück: „So lange in Frankreich eine auf der Grundlage der Revolution errichtete Regierung besteht – und bei uns ist eine jede Regierung, die auf Popularität Anspruch macht, auf der Grundlage der Revolution aufgebaut – so lange gibt es für sie keinen Frieden, sondern höchstens einen Waffenstillstand."

Der Waffenstillstand dauerte nicht einmal so lange, wie man ursprünglich vermuten konnte.

Zwar blühte das neue Königreich unter der entschiedenen persönlichen Führung seines äußerst energischen und in ökonomischer Hinsicht scharf blickenden Fürsten in überraschender Weise auf. Schnell nahm der materielle Wohlstand zu. Der Schulunterricht wurde verbessert, auch das Beamtenheer von unreinen Elementen befreit. Trotzdem entsprach der innere Zustand des neu gegründeten Königreichs nicht der glänzenden Außenseite. Zum Unglück verpflichteten die von der politischen Weisheit der damaligen Zeit eingegebenen Bestimmungen der Londoner Deklaration den König, für die engste Verschmelzung („l'amalgame le plus parfait") der Völker seines Reichs untereinander Sorge zu tragen. So war er also auf die Fortsetzung einer Zentralisationspolitik nach napoleonischem Muster festgelegt. Ein solches Vorgehen ist aber immer für den ganz auf die freie Entwicklung der Einzelpersönlichkeit gestellten Niederländer das Allerunerträglichste gewesen. Versuche in dieser Richtung haben bei uns immer zu dem geführt, was Burke „Revolution im konservativen Sinne" nennt, Umwälzungen, die für die Geschichte dieser Länder, wo das Recht zum Freiheitskampf als nationales Erbgut gilt, so äußerst charakteristisch sind.

Die Folgen dieser Politik waren unausbleiblich. Statt eines geistigen Einheitsbandes erweiterte sie nur die Kluft zwischen Holländern, Flamen und Wallonen. Der Wille zur Zusammengehörigkeit, der nach Waxweilers Bemerkung mehr noch als Rasse und Sprache zur Bildung einer Nation beiträgt, begann langsam abzubröckeln.

So kam es allmählich zu der Revolution von 1830, die von den belgischen Historikern mit einem Legendenkranze umwoben und dem Aufstande der Holländer gegen Spanien als ebenbürtig zur Seite gestellt wurde.

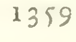
Die Wahrheit sieht allerdings ein wenig anders aus. Weder war der Aufstand in seinen Grundmotiven erhaben, noch in seinem Charakter national. Der Freiherr vom Stein schrieb: „Belgien ist der Schauplatz eines brutalen, stupiden Aufruhrs; – ihm fehlt aller Rechtsgrund, selbst aller sonstige vernünftige Beweggrund; ihren Beschwerden war vor dem

August abgeholfen; die Verbindung mit Holland war ihrem Ackerbau, ihren Fabriken nützlich; dem holländischen Handel, der Freiheit bedarf, nachteilig; ihr Wohlstand war fortschreitend, augenfällig; nichts blieb übrig als Neid gegen den Einfluß der Holländer; es bestand keine Kränkung des Rechts, der Gewissensfreiheit." (Von Gagern: „Mein Anteil in der Politik. IV. In der Einsamkeit", Seite 323 f.)

So ging auch die revolutionäre Bewegung keineswegs von dem Volke und ganz gewiß nicht von den Flamändern aus. Niemals wäre Belgien aus eigenem Impuls und nur auf Grund der sogenannten „Grieven" (Beschwerden) in Aufruhr geraten; da der Aufruhr aber nun einmal im Gange war, so erwiesen sich die „Grieven" in der Aufbauschung, die sie durch die französisch gesinnte Geistlichkeit erfuhren, selbst in Flandern als stark genug, um dort eine etwa mögliche Gegenbewegung gegen die Revolution zu verhindern.

In Belgien und besonders bei den Flamändern ist Gleichgültigkeit gegenüber den politischen Geschehnissen ein eingewurzeltes Übel, und so überließ Belgien 1830 mit der gleichen Leichtherzigkeit einer Gruppe von Ausländern die Entscheidung über sein Schicksal, mit der es 1815 sein Los aus den Händen der Wiener Kongreßmänner empfangen hatte.

Denn die eigentlichen belgischen Revolutionsmänner von 1830 waren Franzosen: „Im August und September des Unglücksjahrs 1830 befanden sich in Brüssel 4000 französische Republikaner, die besonders aus der Lichtstadt Paris hinübergekommen waren. Meist waren es Mitglieder der Vereinigung „Les amis du peuple". Ihr Ziel: bewaffnete Propaganda für die „Freiheit", Aufstände bei allen Völkern, die von Königen beherrscht wurden, französische Waffen, französische Fahnen als Aushängeschild eines jeden Volksaufstandes. Man hörte nichts als die Marseillaise; überall sah man blau-weiß-rote Kokarden und Fahnen. Am 25. August platzt die Bombe, alles ruft „Vive la France, vivent les Français!" Franzosen verteilen Geld an die Rädelsführer. Frankreichs Fahnen wehen in Brüssel, Jemappes, Verviers, Frameries und Paturages; französische Regimenter drohen die Grenze zu überschreiten. Am 16. September gründet der Franzose Charles Rogier die Réunion centrale, das Hauptwerkzeug der Revolution. Der Franzose Grégoire ist der soldatische Anführer des Aufstandes und bemächtigt sich des Rathauses. In Berchem, Lier, Antwerpen, in Nordflandern und Maastricht treten als Führer außer Grégoire noch die Franzosen Melline, Niellon, Pontécoulant und de Luchat auf." (Aus einer unter dem Titel „Frankrijk in Vlaanderen" im Juli 1914 in Brüssel erschienenen Broschüre.) Ebensowenig national wie die Personen der Leiter war das Ziel der Erhebung: kein Mensch dachte an die Gründung eines unabhängigen Belgiens.



Man vergesse es nicht, die Revolution von 1830 war eine Gegenbewegung des französisch fühlenden wallonischen Elements gegen die holländische Oberherrschaft. Die Flamänder für ihr Teil trennten sich nur ungern von Holland. Die Hoffnung der auf Brüssel losmarschierenden Wallonen ging auf die Vereinigung mit Frankreich. Aber anstatt dieses Ideal zu erreichen, erhielt man „das Geschenk einer verächtlichen Neutralität, die Belgien von vornherein zur Unbedeutendheit verdammte". (Raymond Colleye de Weerdt: „L'Avenir de la Belgique Latine." Nineteenth Century, August 1915, S. 293.)

Man kann sich schwer einen seltsameren Widerspruch zwischen der Absicht eines Unternehmens und seinem Ausgange vorstellen. Man zog aus, um sich annektieren zu lassen und kam mit dem Geschenk der Unabhängigkeit belastet nach Hause. Fürwahr, Colleye de Weert hat vom Standpunkte der Franzosenfreunde aus nicht unrecht, wenn er die Folgerung zieht: Eigentlich beruht die Gründung von Belgien auf einem Mißverständnis!

3

Dieses unerwartete Ergebnis war das Werk Englands. Kurz nach dem Ausbruch der Unruhen hatte König Wilhelm I. von Holland die Hilfe der Gründer und Bürgen seines neuen Reiches angerufen. Man kann bezweifeln, ob er bei richtiger Einsicht in den Charakter der englischen Politik diesen Schritt für vernunftgemäß angesehen hätte, aber er vertraute eben, genau wie König Albert im Jahre 1914, blindlings auf die Ehrlichkeit Englands. Zweifellos hatte er auch nach den Regeln von Treue und Glauben ein sachliches und persönliches Recht, diesen Beistand vor allem von England zu verlangen.

Nach den Worten des Grafen Broglie „war sicherlich die jahrhundertealte Verbindung zwischen England und dem Hause Nassau als ein enges und geheiligtes Bündnis zu betrachten. Besonders hatte England durch das Abenteuer der Vereinigung Hollands mit Belgien, zu dem es den Anstoß gegeben und dessen Verwirklichung es geradezu erzwungen hatte, ganz bestimmte Verpflichtungen übernommen. Wenn es jemals eine sittliche Pflicht gab, auf einen Hilferuf zu antworten, so lag diese Pflicht gegenüber der Bitte vor, die Wilhelm I. an die Paten seiner Politik richtete. Man hat das Recht, von Patenschaft zu sprechen, denn die englischen Minister hatten das Vereinigte Königreich der Niederlande beim Wiener Kongreß in eigener Person über das Taufbecken gehalten." (De Broglie, „Le dernier Bienfait de la Monarchie," 1900, S. 145 f.)

Trotz dieser Ehrenpflicht verweigerte England, unter dem Vorwande, sich in die inneren Angelegenheiten anderer Mächte nicht einmischen zu wollen,

seine Unterstützung, zu der noch Zeit gewesen wäre. Einige Zeit später machte es die Sache der Aufständischen zu der seinen.

Zur Charakteristik des sittlichen Standpunktes, von dem Englands Politik ausgeht, betrachte man die Haltung, die diese Macht in ihrer Eigenschaft als Garantiestaat erst 1830 und dann wieder im vorigen Jahre angenommen hat. In beiden Fällen war England ohne Zweifel zur Hilfe verpflichtet.

Aber während es im vorigen Jahre aus Gründen des nackten Selbstinteresses dem Rufe König Alberts ohne Zögern folgte und sich natürlich die malerische Drapierung mit den „Banden eines heiligen Bündnisses" nicht versagte, ließ es Wilhelm I. mit aller Gemütsruhe im Stich — diesmal nämlich hätte es sich durch die „Bande des heiligen Bündnisses" etwas beengt gesehen. England hatte nämlich schon jahrelang dem alle Erwartungen übertreffenden Aufblühen der Niederlande nicht ohne Unruhe zugeschaut. Das war ja nicht mehr das an Marionettenfäden hängende Prokonsulat, das man aus Angst vor Frankreich aufgerichtet hatte. Der willenskräftige ehrgeizige Oranier, der einige der besten Überlieferungen seiner Familie bewahrte, hatte durchaus seine eigenen Pläne; das alte Gespenst, ein eng zusammengeschlossenes niederländisches Staatsgebilde unter zielbewußter oranischer Leitung, ein Gespenst, das bereits durch Cromwell ein für allemal in den Abgrund gescheucht zu sein schien, drohte jetzt in elfter Stunde durch Englands eigene Schuld noch einmal greifbare Gestalt anzunehmen.

Im Vergleich zu diesem aufkommenden Konkurrenten erschien im Augenblick Frankreich, durch innere Kämpfe geschwächt, durch Kriege verarmt, als die kleinere Gefahr, und so zögerte Wellingtons Nachfolger, der merkwürdigerweise auch damals Grey hieß, keinen Augenblick, mit dem Feinde von gestern gegen den früheren Bundesgenossen gemeinsame Sache zu machen. Diese Gemeinsamkeit beschränkte sich indessen nur auf den negativen Teil der französischen Absichten.

Mit genialem Scharfblick sah Talleyrand sofort die Möglichkeit und die naturgemäß gegebene Begrenzung eines Zusammenwirkens mit England zum Zwecke der Verwirklichung eines Teiles seiner Pläne ein. Auf das positive Ziel Frankreichs, das auch noch heute nicht aufgegeben ist, auf die Annexion Belgiens, mußte für diesmal verzichtet werden. Mit großer Offenherzigkeit wurden noch einige Zeit nachher — in Belgien hatten schon die ersten Wahlen stattgefunden — in dem Pariser Blatte „La Révolution" Fühler ausgestreckt wegen eines Sondervertrages mit Holland. Holland sollte Belgien gegen reichliche Entschädigung auf kolonialem Gebiet an Frankreich abtreten. Es wäre dies auf eine Erneuerung des unglückseligen Bündnisses von 1795 ausgelaufen. An dem gesunden Sinne

der Holländer scheiterte dieser Versuch ganz ebenso wie die noch in den letzten Jahren angestellten Bemühungen, Holland durch ein holländisch-belgisches Bündnis der Entente dienstbar zu machen. Natürlich lagen die französischen Annexionswünsche im Streit mit Englands Interessen. Der Brückenkopf in Europa mußte für England offen gehalten werden und daher in den Händen eines nach Möglichkeit schwachen Staates bleiben: dieser Absicht diente auch später die treffliche Erfindung der obligaten Neutralität unter Garantie der Großmächte.

Groß war die Enttäuschung besonders bei den Ultra-Liberalen in Frankreich; Talleyrand begriff aber, daß ihm einstweilen die Verwirklichung der negativen Absicht: Vernichtung oder wenigstens Schwächung des gegen Frankreich aufgerichteten Schlagbaums, genügen müßte. Er war sich klar, daß das „neutrale Belgien" vom französischen Standpunkt aus nur ein Notbehelf sein konnte und als Übergang zu wirklicher Annexion aufzufassen war. Auch hier kam es seiner Ansicht nach nur auf den ersten Schritt an.

An demselben Tage, an dem in Belgien Surlet de Chokier zum Regenten gewählt wurde, schrieb er an seine Freundin Frau von Vaudemont: „Belgien kommt schon ganz von selbst zu uns, die Gewalt der Umstände führt es Frankreich zu." (5. März 1831.)

Darum lag ihm auch an der Organisationsform des belgischen Staates und an der Person und Nationalität des zu wählenden Suveräns blutwenig. Mit Recht sagte ein niederländischer Staatsmann: „Nach der Natur der Sache ist der belgische Staatschef, ob Franzose, ob Deutscher, ob Engländer, nichts anderes als ein französischer Präfekt." So konnte sich Talleyrand den Luxus erlauben, gegen den Herzog von Nemours und für Leopold zu stimmen; die Hauptsache war, daß die Belgier selbst französiert wurden. Sehr bezeichnend für die Gesinnung, mit der Frankreich das neue Staatsgebilde begrüßte, waren die beruhigenden Worte, die Thiers aussprach: „Wir müssen eben unsere Pläne in Belgien aufschieben."

So entstand der belgische Staat. Nicht als die auf natürlichem Wege gewachsene Organisation eines Volkes, sondern als die gedrechselte Handarbeit der Diplomaten, die zwischen den Intrigen Frankreichs und Englands einen Ausgleich finden mußten.

4

Wir haben diese historische Auseinandersetzung geben müssen, um den eigenartigen Charakter des belgischen Staates und der ihm als ein Joch auferlegten Neutralität zu kennzeichnen. In den letzten Monaten hat man mit merkwürdiger Bestimmtheit von den Rechten und Pflichten der Neutralität gesprochen, ganz als ob die obligate Neutralität ein deutlich umrissener, in seinem Inhalt unangreifbarer Ausdruck wäre.

Tatsächlich ist aber „obligate Neutralität" ein Abstraktum ohne greifbaren Inhalt; die Bedeutung der besonderen belgischen Neutralität läßt sich nicht aus einem allgemeinen Begriffe, sondern nur aus genauer Erkenntnis der geschichtlichen Vorgänge ableiten. Was bedeutet nun nach ihren geschichtlichen Rechtsgründen die belgische Neutralität und die für sie von den Großmächten geleistete Bürgschaft?

Die belgische Regierung macht sich die Arbeit leicht, indem sie jahraus jahrein durch Presse und Schule dem belgischen Volk von einem Gelöbnis der Großmächte erzählt, auf Grund dessen das kleine Belgien bis an das Ende aller Tage die Rolle eines suveränen Staates spielen darf, ohne die Kosten der Aufrechterhaltung der Suveränität sich aufladen zu müssen. Natürlich mußte ein mit solchen Anschauungen aufgefüttertes Volk über das Ultimatum Deutschlands, das den freien Heeresdurchzug verlangte, in die hellste Entrüstung geraten. Auf die naiven Belgier wirkte das Ultimatum ganz wie ein Akt der Untreue, den ein Vormund gegenüber seinem Mündel begeht.

Nun ist aber die geschichtlich begründete Bedeutung der belgischen Neutralität eine vollkommen andere; sie hat erstens eine tatsächlich gegebene und zweitens eine erst im Bereiche der Möglichkeit liegende Seite. Betrachten wir zuerst die tatsächliche Seite.

Nach einem Streit von zwei Jahrhunderten, der in Belgien um den Besitz Belgiens geführt wurde, hatte auf die Dauer keiner der beiden Gegner das vielbegehrte Land behaupten können. Des Streites müde beschloß man 1839, diesem Stande der Dinge ein offizielles Gesicht zu geben. So wurde Belgien von den Großmächten feierlich zu einem „Lande, das niemand gehört", proklamiert und damit in seiner unglückseligen, seit zwei Jahrhunderten wohlerworbenen Rolle als für alle offenliegendes Schlachtfeld amtlich bestätigt. Nur eine Einschränkung, und zwar eine gewichtige, hatte man vorgenommen. Der Streit sollte sich jetzt nicht mehr um den Besitz Belgiens selbst drehen. Nachdem aller Kampf doch zu keinen endgültigen Ergebnissen geführt hatte, wollte man auf allen Seiten davon absehen, Belgien zum Gegenstand eines europäischen Krieges zu machen. Das versprach man sich gegenseitig feierlich.

Nur wenn aus anderen Gründen es zum Kampfe kam, dann sollte natürlich Belgien von neuem seine geschichtliche Aufgabe als Schlachtfeld der Nationen erfüllen. Nichts ist natürlicher! Zwischen kriegführenden Mächten sind stets alle Verträge gelöst, also auch die gegenseitige Verabredung der Großmächte über Belgien.

Bis vor einigen Jahren dachte man über diesen Punkt in Belgien selbst auch nicht anders. („Pandectes belges." Bd. 68.)

Immerhin konnte auch diese anscheinend nur unwesentliche Einschränkung

der Gefahr doch für Belgien von großer Bedeutung werden; sie eröffnete ihm die Möglichkeit, die Neutralitätserklärung als Sprungbrett zu einem viel weiter gesteckten und höheren Ziel zu benutzen. Es galt das allgemeine Schlachtfeld Europas in einen internationalen Grenzwall zu verwandeln. Belgien hatte sein trauriges Los nicht nur der Ungunst seiner geographischen Lage, sondern vor allem auch dem Fehlen einer selbständigen und kräftig entwickelten Staatsorganisation zuzuschreiben. Eine solche eigenkräftige staatliche Ausbildung sich zu verschaffen: diese Möglichkeit war Belgien durch den Gottesfrieden der Großmächte, die sich für seine Neutralität verbürgten, geboten. Aus einem Prellblock im europäischen Kriege konnte es also zu einem Grundstein europäischen Friedens werden. In dieser Richtung lag seine geschichtliche Aufgabe, die ihm durch die Neutralitätserklärung in die Wiege gelegt war.

Untersucht man nun, mit welcher Gesinnung die vier Nachbarmächte Belgiens der historischen Aufgabe des jungen Landes gegenüberstanden, so drängt sich die merkwürdige Überzeugung auf, daß gerade diejenigen Staaten, die Belgien als Staatsgebilde ins Leben riefen, allen seinen Versuchen, seiner geschichtlichen Aufgabe gerecht zu werden, sich mit Notwendigkeit widersetzen mußten.

Für Frankreich war das neutrale Belgien nur eine Übergangserscheinung zu einem annektierten Belgien. Somit stand eine erstarkte Organisation des Landes im entschiedenen Widerspruch zu Frankreichs Absichten. Aber auch für England wäre ein starkes im wahren Sinne des Wortes unabhängiges Belgien ebenso unbequem gewesen, wie das Reich König Wilhelms I. Das war dann eben nicht mehr das gelehrige, demütige Prokonsulat, sondern ein Bollwerk, das nach allen Seiten hin seine Zähne zeigte. Nur zwei Staaten verlangten in echter Gesinnung, daß Belgien seiner geschichtlichen Berufung nachlebe.

Dies waren Holland und Preußen.

Gewiß hatte die Trennung für Holland eine schmerzliche Kränkung seiner Eigenliebe bedeutet, doch hatte sein Volk im Herzen niemals die Vereinigung mit Belgien gewollt. Das einzige, was es jemals von Belgien verlangt hatte, war, daß es ein Schutzwall gegen Frankreich sei, und nur um diesen Schutzwall stark aufzurichten, hatte es sich die im Grunde lästige Vereinigung gefallen lassen. Nun war durch die Neutralitätserklärung Belgien verpflichtet, nach allen Richtungen, also auch gegen Frankreich, als Schutzwall dazustehen. Aus dieser Erwägung heraus mußte Holland ein starkes Belgien wünschen: je stärker Belgien war, desto besser war Holland gegen Frankreich verteidigt.

Das Gleiche galt für Preußen und für alle deutschen Staaten. Auch Preußen hegte im Gegensatz zu Frankreich keine Eroberungspläne gegen

Belgien und verlangte von ihm nur eine Flankendeckung. Diese hatte es leider vergeblich im alten Reiche Wilhelms I. zu finden gehofft. Enttäuscht schreibt der Freiherr vom Stein: „Die Niederlande waren für Deutschland doch nur eine schwache Vormauer: Zwiespalt im Innern, eine Überzahl von Festungen, schwaches Heer. Auf einer Seite eine einflußreiche dumme Pfaffenheit; auf der anderen Seite Bürgerstolz . . ."

Aus solchen Erwägungen heraus wollte es nun den Versuch anstellen, ob ein losgelöstes Belgien sich für den Zweck der Flankendeckung besser eignen würde. In diesem Sinne machte der preußische Gesandte von Bülow den Vorschlag der Neutralisierung Belgiens; ein im wahren Sinne neutrales starkes Belgien entsprach einem Lebensinteresse Preußens.

5

Wie hat nun Belgien sich seiner geschichtlichen ihm von Europa gestellten Aufgabe gewachsen gezeigt?

Der erste König, der wirklich hervorragende Leopold I., und seine bedeutendsten Mitarbeiter, begriffen vollständig, wie Belgiens Neutralität und sein Bestehen als unabhängiger Staat gänzlich untrennbare Dinge waren. Trotz des französischen Ausgangspunktes der Revolution, der Belgien sein Dasein verdankte, war Belgiens Politik im Anfang durchaus nicht französisch gerichtet. Vor allem ging das Streben dahin, einen eigenartig nationalen belgischen Geist zu erwecken, als die unentbehrliche Grundlage der politischen Sonderstellung des Landes. Bis zu einem gewissen Grade strebte man nach Abstellung der damals zum ersten Male hervortretenden flämischen „Grieven". Die Revolution von 1848 erweiterte sogar den Abstand gegen Frankreich und veranlaßte eine ehrliche, allerdings nur vorübergehende, Wiederannäherung an Holland.

Zugleich sah man ein, daß man eine selbständige Heeresorganisation brauchte. Bei einer ganz klaren Auffassung des Neutralitätsgedankens hätte man natürlich auch den berühmten englischen Brückenkopf — nämlich die Seeküste — wehrhaft machen müssen; immerhin konnten die ersten Befestigungen der Maaslinie sowohl gegen Deutschland wie gegen Frankreich verwendet werden.

Belgien war auf dem Wege, das Vertrauen und die Sympathien ganz Europas zu gewinnen.

Leider ging man auf diesem glücklichen Wege erst langsamer, und schließlich gar nicht mehr weiter. Die Gründe dieser Veränderung lagen in der Gestaltung der innerpolitischen Verhältnisse.

Neutralität kann in gesunder Weise nur im Zusammenhang mit den Wünschen und Gefühlen eines Volkes aufwachsen. Gerade aus diesem Grunde ist der innere Zustand eines solchen zwischengelagerten Staates

wie Belgien von so außergewöhnlich großer internationaler Bedeutung. Klar erkannte dies bereits der hervorragende belgische Politiker Descamps, der in einer 1865 erschienenen Schrift sich wie folgt vernehmen ließ:

„Unter den Staaten zweiten Ranges ist die Situation Griechenlands, der Schweiz und Belgiens von besonderer Eigenart . . . Das neutrale Belgien, das Land der Schelde und der Maas, deckt und schützt zugleich den Rhein und Paris und bildet eine Schutzwehr gegen ehrgeizige Pläne Deutschlands ebenso wie Frankreichs. Europa hat ein großes Interesse daran, daß solche Schlagbaumstaaten auf gesunder Grundlage aufgebaut sind, daß eine kräftige Nation mit Hilfe einer weisen und maßvollen inneren Politik zu einer helfenden Kraft und nicht zu einem im Wege liegenden ungefügen Kloß wird." („La France et l'Allemagne.")

In diesen Sätzen wird eine Wahrheit ausgesprochen, die den Flamändern gegenüber von der belgischen Regierung immer im absichtlich umgedeuteten Sinne ausgespielt wird: daß nämlich alle innerbelgischen Fragen, die das Land in zwei getrennte Lager teilen und es dadurch aktionsunfähig machen, ipso facto zu internationalen Fragen werden.

Mit vollem Rechte wies Descamps in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die inneren Unruhen von 1848 in Griechenland und der Schweiz zur Einmischung des Auslandes Veranlassung gegeben hatten, und warnte seine Landsleute davor, sich zu sehr auf die immer nur sehr bedingte Bedeutung der von den Mächten gegebenen Bürgschaften zu verlassen – vielmehr riet er, die Kraft in der innerpolitischen Einigkeit zu suchen.

Für diese ruhige geschlossene Kraft fehlten aber bereits zu Descamps Zeiten alle inneren Voraussetzungen. Schon kurz nach 1848 hatten in dem jungen Königreich die Kämpfe zwischen Klerikalen und Liberalen einen ungewöhnlich heftigen Charakter angenommen. Gegen 1870 begann nun die flämische Bewegung als eine Frage von einschneidendster Bedeutung sich deutlich vor dem prüfenden Auge des Politikers abzuzeichnen.

Trotz seiner politischen Neutralität, trotz der niederländischen Stammesangehörigkeit des größeren Teils der Einwohner war Belgien durch Rogier und seine Nachfolger zu einem im französischen Stile eingerichteten Hause ausgestaltet worden: französisch war die Staatssprache, Unterricht, Rechtsprechung, Gemeindeverhandlungen, militärische Kommandos waren französisch – um im Staate etwas zu erreichen mußte der Flamänder sich vom eigenen Volke, von seiner Muttersprache lossagen.

Dieser Zustand mußte eine Gegenbewegung hervorrufen: gerade die innere Einigkeit des Landes schien auf eine Lösung hinzuweisen, die auf dem Grundsatz der rechtlichen Gleichheit beider Landessprachen aufgebaut sein mußte. Statt dessen glückte es dem französischen Weltherrschaftsstreben, das durch den 1870er Krieg nur in seiner militärischen Äußerungs-

form gebrochen war, seine kulturelle Eroberungspolitik in Belgien energisch fortzusetzen. In Schule und Presse wurde systematisch die Überlegenheit der französischen Kultur gegenüber dem als minderwertig betrachteten Holländer- und Flämentum betont. Der radikale Flügel der flämischen Partei hat nicht so unrecht, wenn er in seiner in der „Vlaamsche Stem" am 18. August dieses Jahres erschienenen Erklärung ausführt:

„Während in den andern Ländern der Staatsorganismus den Interessen aller unter einer Regierung vereinigten Völker dient, hat in Belgien der wallonische Süden mit Unterstützung einiger ganz französierter Flamen sich seit der Aufrichtung des Königreichs der ganzen Staatsmaschine bemächtigt und diese Macht dazu benutzt, den flandrischen Norden zu unterdrücken . . . Seit dem Beginne unserer Bewegung haben wir feierlichst unsere warnende Stimme gegen diese Politik der regierenden Machthaber erhoben. Aber unser Rufen, unser Appell an die Pflichten der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit verhallte ungehört. Die Regierung machte aus dem Staat ein stets bereites Werkzeug zur Schmälerung der natürlichen Rechte der Flamen. So standen am Vorabend des Weltkrieges zwei Gegner einander gegenüber: belgische Regierung und zielbewußtes Flamentum."

In der Tat führte die Unterdrückung Flanderns mit der Zeit zu einem Zustand, den man fast als einen unter der Asche glimmenden Bürgerkrieg bezeichnen konnte. Schwerlich konnten die Flamänder als Unterdrückte für den belgischen Staat Liebe aufbringen und zu freudigen Opfern für das Heer bereit sein. Bei Kriegsbeginn war daher dem echten Flamänder der Begriff des „belgischen Patriotismus" gänzlich fremd. Nicht Belgien, sondern Flandern und Holland gehörte seine Neigung.

Auf der anderen Seite war der französische Belgier, wenn er seine Führerstellung behaupten wollte, auf französische Hilfe, französisches Geld und französische Sympathien angewiesen. Dies trat um so deutlicher in Erscheinung, als durch das kräftigere Auftreten der flämischen Bewegung die Herrschaft der französischen Kaste in ihrem Charakter als Minderheitsvertretung unverkennbar wurde.

So trat allmählich an die Stelle des belgischen Nationalgedankens, wie ihn Leopold I. empfunden hatte, beim heranwachsenden Geschlechte der französische Geist der Revolutionsführer von 1830; stets waren es weitere Kreise, die in der Neutralität nicht mehr den natürlichen Ausdruck eines stets stärker auszuprägenden Nationalbewußtseins, sondern ein lästiges und im Grunde genommen rechtswidriges Hindernis auf dem Wege zu einer eigenen Politik erblickten. Zwar hielten die französischgesinnten Kreise an der juristischen Form der Neutralität noch fest, aber die Gesinnung, aus der dies geschah, stand im schnurgraden Gegensatz zum eigentlichen Werte des Neutralitätsgedankens.

Auffallend deutlich tritt dieser geistige Vorgang in einer Vorlesung zu Tage, die der Abbé de Lannoy im Oktober 1913 in dem berühmten St. Ludwigs-Institut, der geistigen Wiege fast aller katholischen belgischen Staatsmänner, im Sommer vorigen Jahres hielt. (Siehe „XX. Siècle" 20. August 1914.)

„Unsere Neutralität", so sagte der streitbare Weltpriester, „wird gegenwärtig allein von Deutschland bedroht. 1830 war sie als ein Schutzwall gegen Frankreich errichtet. Jetzt aber hat sich alles geändert. Jetzt hat Belgien selbst gar kein Interesse mehr daran, an seiner Neutralität festzuhalten."

Es war also die Neutralität für die Anhänger des Franzosentums nicht mehr das erste und heiligste der nationalen Güter, dessen Verletzung als ein schweres Unheil zu betrachten war, sondern man erwartete von Deutschland, daß es die Neutralitätsverletzung, zu der man sich selbst doch nicht gut aufschwingen konnte, vollziehen und so den französischen Belgiern die heißersehnte Gelegenheit, sich nun ganz nach Herzenslust in Frankreichs Arme zu stürzen, verschaffen werde.

Im vorigen Jahr schlug nun Belgiens Schicksalsstunde; Belgien hatte Rechenschaft abzulegen über das, was es mit der von Europa ihm 1830 gestellten Aufgabe angefangen hatte.

Der Krieg, der zwischen den Großmächten ausgebrochen war, ohne daß Belgien selbst den Zankapfel bildete, eröffnete nach zwei Richtungen den Weg zu einer konsequenten Handlungsweise. Wenn man annahm, daß die belgische Neutralität in den achtzig Jahren ihres Bestehens keinen höheren Wert gewonnen hatte als den, der durch das gegenseitige Wort der Großmächte von selbst begründet war, so mußte Belgien, ohne selbst am Kampf teilzunehmen, sich in seine historische Rolle, das Schlachtfeld Europas zu sein, wieder hineinfinden. Von diesem Standpunkte aus hätte Belgien folgerichtig gehandelt, indem es jedem der Gegner auf Verlangen freien Durchzug gewährte.

Aber nur ein belgischer Staatsmann von Rang, der alte Woeste, bekannte sich zu dieser Auffassung, die die folgerichtige Weiterbildung des belgischen Volksgedankens aus der Zeit vor 1839 gewesen wäre.

Belgien konnte aber auch, wenn es immer seine Kraft ausgenutzt und seinen historischen Beruf verstanden, also die im Grundgesetz von 1839 gegebene Möglichkeit, die formelle Neutralität im Sinne eines selbständigen und wehrhaften Staatswesens auszubauen, verwirklicht hätte, Europa gegenüber als ein nach allen Seiten hin Achtung gebietender Schutzwall auftreten und so der Menschheit einen unsterblichen Dienst leisten. Gewiß hätte es auf diese Weise den Krieg nicht unmöglich gemacht, aber ihn doch ganz erheblich vereinfacht. Es konnte sich als wahrhaft suveräner Staat, der seine Unabhängigkeit aus eigener Kraft zu wahren imstande ist, erweisen.

Die Regierung wählte den zweiten Weg, ohne das getan zu haben, was allein sie berechtigen durfte, ihn zu gehen.

Zweifellos wäre Belgien durch seinen Reichtum imstande gewesen, sich völlig ausreichend zu rüsten. Beständig mit innerpolitischen Kämpfen beschäftigt, hatte man aber für Wehrkraftinteressen weder Lust noch Zeit gefunden und rechnete außerdem blind auf Frankreichs Beistand. Die Gesandten der Großmächte wußten daher, wenn der Minister Davignon ihnen versicherte, daß Belgien durchaus fähig sei, seine Neutralität zu verteidigen, genau, was sie ihrerseits von dem Wert einer solchen Phrase zu halten hatten.

Die Flamänder geben sich über die Lage der Dinge keinen Täuschungen hin.

„Hätte Belgien sich in Wahrheit zu einem unabhängigen Staat entwickelt und sich nach und nach von der Vormundschaft der Garantiemächte befreit, dann hätte es nie einen Angriff zu erdulden gehabt. Deutschland griff ebenso wenig Belgien aus Feindschaft an, wie ihm England aus Freundschaft zu Hilfe eilte. In diesem Sinne ist die vom deutschen Gesandten am 2. August vorigen Jahres in Brüssel abgegebene Erklärung zu verstehen: Die Kaiserlich-deutsche Regierung kann ihre Befürchtung nicht zurückhalten, daß Belgien beim besten Willen nicht imstande sein könnte, ohne fremde Hilfe sich einem französischen Einmarsch mit Erfolg zu widersetzen. Genau dasselbe hatte nämlich im Namen der englischen Regierung bereits am 23. April 1912 der Oberstleutnant Bridges gesagt: England werde im Kriegsfall auch ohne jedes belgische Hilfsgesuch unverzüglich Truppen in Belgien an Land setzen, und hatte auf den entrüsteten Einspruch des Generals Jungbluth erwidert, daß dies in jedem Falle geschehen werde, da Belgien einfach nicht imstande sei, einen deutschen Durchzug zu verhindern. Es tut gar nichts zur Sache, daß Deutschland infolge seiner besseren Heeresorganisation ein paar Tage früher seine Absicht zur Durchführung bringen konnte und demgemäß als unser Feind auftreten mußte." (Vergleiche: „Conventions Anglo-Belges" und „Vlaamsche Post" 14. Mai 1915.)

In der Tat: Schutzwehren gegen England hatte man überhaupt nicht aufzurichten versucht, und der Wall gegen Deutschland war so vernachlässigt, daß er kaum ein paar Tage halten konnte. Belgiens Regierung wußte also, daß Belgien leider seiner höheren historischen Aufgabe nicht nachgelebt hatte. Wie die Dinge nun einmal lagen, wäre es für Belgiens Land und Volk noch das Beste gewesen, Belgien ganz im Sinne seiner Vergangenheit als persönlich unbeteiligtes Schlachtgebiet der Großmächte fungieren zu lassen. Statt dessen riß die belgische Regierung ihr Land und Volk in einen ebenso hoffnungslosen wie unnötigen Kampf an der Seite Frankreichs und Englands hinein.

Die Frage drängt sich auf: Darf man die belgische Regierung einfach mit der dortigen französischen Partei auf eine Linie stellen? Wurde auch sie in der Art, wie sie die deutsche Bitte um freien Durchzug behandelte, vornehmlich durch den geheimen Wunsch bestimmt, die lästige Neutralität abzuwerfen und mit Frankreich in engere Verbindung zu treten? Handelte es sich nicht überhaupt um eine von langer Hand in Verbindung mit den Ententemächten vorbereitete Aktion?

Die große Mehrheit der Deutschen ist unbedingt geneigt, diese Frage zu bejahen, besonders nach Kenntnisnahme der erstaunlichen „Conventions Anglo-Belges". Die meisten Flamänder — selbst die Radikalsten — sind jedoch wie viele Neutralen nicht überzeugt, daß durch diese Schriftsätze der unzweideutige Beweis für die Schändung der formalen Neutralität durch die belgische Regierung geliefert ist.

Es gibt aber einen sicheren Weg, um Herz und Nieren der belgischen Regierung zu prüfen: das ist die Betrachtung des Programms, das die belgischen Staatsmänner bereits jetzt für die Zeit nach dem Kriege entwerfen. Wenn es der belgischen Regierung mit der Betonung des belgigischen Nationalstandpunktes wirklich ernst war, dann mußte natürlich ihr erster und leitender Programmpunkt für die Zukunft auf die Wiederherstellung einer reinen und starken Neutralität gerichtet sein.

Nicht nach dem Gängelbande der alten Neutralitätsgarantien durfte man greifen, diese waren für das neugeborene belgische Staatsgebilde gut genug gewesen und hatten ihre Dienste geleistet — nein, es galt eine frei gewollte mit eigener Kraft verteidigte Neutralität zu schaffen, so wie sie Holland sich erworben hat, eine Neutralität, die der natürliche Ausdruck staatlicher Eigenart und Einheit und des Unabhängigkeitsgedankens ist.

Ganz anders sieht es aber in den Köpfen der belgischen Regierungsmänner aus. Eine denkwürdige Rede des belgischen Justizministers Carton de Wiart, der nach der glaubwürdigen Versicherung des „Temps" (17. Mai 1915 Nr. 19672) „neben Herrn de Broqueville als die wirksamste Energie innerhalb der belgischen Regierung zu betrachten ist", klärt uns in jeder wünschenswerten Weise über die dort maßgebenden Ziele und Absichten auf. Carton de Wiart entwickelt die folgenden vier Gesichtspunkte:

1. Gebietserweiterung. „Es versteht sich heutzutage von selbst, daß die kleinen Staaten sich in Zukunft nach den Grenzen ausbreiten müssen, auf die ihre berechtigten Hoffnungen sie hinweisen." Der „Temps" hält es für nötig, hinzuzufügen: „Hiermit ist denen eine klare Antwort erteilt, die in gewissen belgischen Konventikeln sich von vornherein dem Gedanken der Wiederaufrichtung der natürlichen Grenzen Belgiens widersetzen. Immer mußte diese kleine Nation vor den Sonderwünschen anderer Mächte zu-

rücktreten und sich beim Wiener Kongreß, bei der Londoner Konferenz und in den Verträgen von 1831 und 1839 Erniedrigungen und Verkürzungen gefallen lassen." (Wer die Geschichte der Verträge kennt, weiß, daß es sich bei den beanspruchten „natürlichen Grenzen" um deutsches und holländisches Grundgebiet handelt, besonders um ein Stück Rheinprovinz, Venlo, Maastricht und „Zeeuwsch Vlaanderen"; vor allem die flämischen Politiker hatten sich in der holländischen Presse mit Energie gegen derartige belgisch-imperialistische Pläne, die notwendig zum Kriege mit Holland führen mußten, gewehrt.)

2. Heeresbündnis mit den Mächten des Vierverbandes. „Belgien sieht sich seiner Handlungsfreiheit wiedergegeben. Erneuert und auf erprobte Freundschaften gestützt muß es über Grenzen verfügen können, die die Organisation seiner militärischen Kräfte erleichtern. Dies ist eine der Bürgschaften des zukünftigen Friedens." Natürlich: unabweisliche Konsequenz des ersten Programmpunktes. Vollständig außerstande, seine krampfhaften imperialistischen Eroberungen festzuhalten, sieht sich der kleine Gernegroß gezwungen, auch in militärischer Hinsicht der Schildknappe Frankreichs zu werden.

3. Wirtschaftliches Bündnis mit denselben Mächten. „Es gilt die deutsche Erbschaft zu liquidieren, Besitz zu nehmen von den deutschen Märkten und Absatzgebieten, unsere Fabrikanten an den früheren Platz der Feinde zu bringen. Mit Recht sagte Herr Bark, der russische Finanzminister, daß dieser Krieg noch längst, nachdem Gewehre und Kanonen verstummt sind, auf einem andern Schlachtfeld weitergeführt werden muß. Schon jetzt rüsten wir, um erbarmungslos die Schlacht auf dem Wirtschaftsgebiete fortzusetzen. Und mit Recht betonte der Direktor des Board of Trade, Worthington, daß wir gar keinen Grund haben, einfach zuzusehen, wie die Neutralen ihre günstige politische Stellung dazu ausnutzen, um sich schon heute der wirtschaftlichen Früchte des Sieges zu bemächtigen. Schon jetzt müssen wir alle Kräfte anspannen, um die Stellungen einzunehmen, aus denen Deutschland uns herausgedrängt hat. Dies ist die natürliche Fortsetzung der militärischen Aktion. Wir werden uns auch hier von dem gleichen geheiligten Bunde leiten lassen, der heute gegen den preußischen Militarismus Nationen von sehr verschiedenartiger ökonomischer Gestalt und Fassungskraft vereinigt. Gerade diese Verschiedenheit verbürgt eine besondere Leichtigkeit in der zielbewußten Verbindung der Methoden des Vorgehens."

4. Fallenlassen der Neutralität. Dieser Punkt, der übrigens logisch mit unabweisbarer Notwendigkeit aus den drei vorhergehenden zu erschließen ist, wird natürlich von einem so gewandten Politiker, wie Carton de Wiart, nicht ausdrücklich hervorgehoben. Was er verschleiert, enthüllt uns aber der „Temps" mit aller wünschenswerten Deutlichkeit: „Die Belgien durch die Verträge von 1831 und 1839 auferlegte Neutralität besteht tatsächlich nicht mehr. Man kann auch nicht mehr ernsthaft an ihre Wiederherstellung

denken. In Wahrheit bedeutete diese Neutralität mit ihren vollkommen trügerischen und erträumten Bürgschaften ein ewiges Hindernis für jeden innerpolitischen Fortschritt des Landes."

Die geschichtliche Bedeutung dieser prinzipiellen Erklärung springt in die Augen: Tatsächlich hat also die belgische Regierung endgültig den belgisch-nationalen Standpunkt verlassen und sich von dem historischen Beruf ihres Staatswesens, der die Grundbedingung seiner Unabhängigkeit ausmacht, losgesagt.

So hat denn die Pariser Zeitung „Le National" recht behalten, indem sie am 16. November 1834 nach der durch die Großmächte erfolgten Neutralitätserklärung Belgiens ausrief: „Der Tag wird kommen, wo beim Ausbruch eines europäischen Krieges die belgische Neutralität vor dem ausgesprochenen Wunsche des belgischen Volkes zergehen wird wie Schnee an der Sonne. Belgien weiß, daß sein natürlicher Platz an der Seite Frankreichs ist."

Dieser Tag ist erschienen. Es ist nicht mehr eine Partei, die die Annexion durch Frankreich verlangt, sondern die belgische Regierung erklärt sich durch den Mund eines ihrer besten Männer in der Schicksalsstunde des Landes solidarisch mit den gegen den national-belgischen Staatsgedanken gerichteten Treibereien der französisch-wallonischen Revolutionshelden von 1830.

Dieses sogenannte belgische Programm bedeutet nichts anderes als die Verwirklichung der alten Eroberungspläne Frankreichs. Das Belgien von morgen soll in Wirklichkeit „ein Stück Frankreich" sein, eine greifende Hand, die der romanische Eroberer gegen Norden ausstreckt. Das Land, das nach zweihundertjährigem Kampfe Holland, Deutschland und England zu einem Schutzwall gegen Frankreich aufrichteten, das 1839 zu einem Prellblock gegen jeden Länderhunger einer fremden Macht bestimmt und eingerichtet wurde, soll sich in unseren Tagen in eine mächtige Festung verwandeln, zur Abwehr „gegen das, was von Deutschland dann noch übrig bleibt" (Worte des „Temps" an eben zitierter Stelle).

So wäre der Traum Ludwigs XIV. in Erfüllung gegangen, ein Frankreich bis zum Rhein und zur Schelde, mit dem kleinen nur ganz formalen Unterschiede, daß der Präfekt oder Prokonsul der nördlichen Provinzen noch selber den Titel eines Königs tragen darf.

7

Wie tief eine solche Haltung der belgischen Regierung in die Geschicke der beiden im belgischen Staat vereinigten Völker eingreifen mußte, ist leicht zu erkennen.

Wenn auch Deutschland in Belgien nur im Stande der Not und keineswegs aus Annexionsgelüsten eingedrungen ist — eine Tatsache, die von dem ruhig denkenden Teil der Neutralen keinen Augenblick bestritten wird — so

hat sich doch die Frage nach Belgiens Zukunft zu einem schwer entwirrbaren Problem entwickelt. Sicher gibt es einsichtige Kenner der Verhältnisse, die bezweifeln, daß eine dauernde Angliederung Belgiens im wahren Interesse des Deutschen Reiches gelegen sei. Aber auch die heftigsten Annexionsgegner müssen einräumen, daß Deutschland niemals in die Wiederherstellung der sogenannten Neutralität Belgiens, so wie sie kurz vor dem Kriege war, einwilligen kann. Belgien darf nicht für England als der wohlbestellte Dungboden für alle seine festländischen Intrigen erhalten bleiben — dies wäre ein Ausgang, gegen den sich Deutschland bis zur Aufopferung seines letzten Mannes und letzten Groschens zur Wehr setzen müßte.

Man kann ruhig sagen, daß ein großer Teil der Wortführer des Annexionsgedankens diese Stellung nur deshalb einnimmt, weil ihnen bei einer deutscherseits erfolgenden Räumung Belgiens keine andere Zukunft dieses Landes als die eines willigen Werkzeuges in den Händen Frankreichs und Englands vor Augen steht. Eine Entwickelung Belgiens in diesem Sinne würde gleichzeitig mit einer unaufhörlichen Bedrohung des Territorialbestandes des Königreichs der Niederlande zusammenfallen.

Jedenfalls erhalten sich hartnäckig die Gerüchte, daß die Regierung im Haag keineswegs gewillt sei, ihre Uninteressiertheit an der zukünftigen Gestaltung Belgiens zu erklären.

So gewiß auf der einen Seite eine dauernde deutsche Herrschaft in Belgien bei den Holländern unangenehme Gefühle erwecken würde, so sicher ist es anderseits, daß Holland unter keinen Umständen einer Lösung der belgischen Frage im Sinne eines Carton de Wiart zustimmen kann. Es wäre dies eine Gefährdung der in dem Vertrage von 1839 festgestellten geschichtlich erworbenen Rechte Hollands.

Zwischen Deutschland und Holland besteht in diesem Punkte eine natürliche und dauernde Interessengemeinschaft.

8

Gibt es nun, so fragen wir, keinen anderen Ausweg aus den Wirrnissen, keine andere Lösung als die Angliederung entweder an Frankreich oder an Deutschland? Beides würde nach unserem Gefühl nur den Keim eines früher oder später aufs neue ausbrechenden Weltkrieges bedeuten.

Hier bietet nun die flämische Bewegung in ihrer neuen eminent in das staatliche Leben eingreifenden Form eine Lösung dar, die von europäischer und weltgeschichtlicher Bedeutung werden könnte. Man lasse sich nicht dadurch beirren, daß beim Beginn des Krieges die flämische Bewegung zur Untätigkeit verurteilt war. Wenn die Flamänder auch tags zuvor dem Gedanken eines Aufstandes gar nicht so fern gestanden hatten, so wollten und mußten sie jetzt mit ihren Erbfeinden gemeinsame Sache machen gegen

die deutschen Einfallsheere. Der plötzlich auflodernde und von der Presse noch sinnreich geschürte Volkshaß kehrte sich gegen alles, was germanisch hieß, und warf dabei das Flämische mit dem Deutschen und dem Holländischen in einen Topf.

Die Regierung wußte aus der Lage ihren Vorteil zu ziehen, indem sie ganz wie in anderen Ländern die Parole des Gottesfriedens auswarf. Die naiven Flamänder wagten keinen Widerstand und schwiegen: Der Geburtstag eines neuen belgischen Nationalismus schien gekommen.

Sehr bald aber merkte man, daß mit dem Kampf der Parteien, der eingestellt werden mußte, einzig und allein die flämische Bewegung gemeint war. Niemals hatte sich der Zusammenhang zwischen der französischen Haltung der Brüsseler Regierung und ihrer gegen die Bestrebungen der Flamänder gerichteten inneren Politik so deutlich erwiesen wie jetzt. Die Maske ihrer Neutralität im Streite zwischen Flamändern und Wallonen wurde schnell abgeworfen. Während der Kampf zwischen Liberalen und Katholiken lustig weiter ging, während die französischen und wallonischen Blätter ungehindert alles, was Flämisch oder Holländisch war, als im Solde Deutschlands stehend verdächtigen durften, scheute sich die Regierung des Herrn de Broqueville nicht, den König, an den die Führer der Flamen ein Telegramm mit der Bitte um Berücksichtigung der flämischen Forderungen gerichtet hatten, zu einer Antwort zu veranlassen, die auf eine höfliche Bitte, in dieser Zeit doch „schweigen" zu wollen, hinauslief.

Kaum weniger laut als der Ruf: „Nieder mit Deutschland" ertönte im offiziellen Belgien der wilde Schrei: „Hinaus mit dem Flamingantentum!" Pirenne, Belgiens Staatshistoriker, erklärte: „Nach dem Kriege ist es mit der flämischen Bewegung aus."

Nun aber zerriß Flandern die Bande, in die es sich selbst beim Beginn des Krieges aus gutgläubigem Patriotismus hatte schlagen lassen. Man sah ein, daß ein Sieg der Entente mit endgültiger Vernichtung der flämischen Kultur gleichbedeutend sein würde. Mit wachsender Sorge fragte man sich, ob die dem belgischen Staate gelobte Treue auch die Aufopferung des eigenen Volkstums bedingen durfte. Konnte ein gesundes Volk die Verpflichtung anerkennen, für seinen eigenen Untergang zu fechten?

Im ganzen flandrischen Lande entstanden (und entstehen noch) kleine politische Verbände; teils in Flandern, teils in Holland wurden neue Blätter gegründet. Organisationen, wie der „Flämische Volksrat", der „Flämische Nationalbund", die „Groeninger Wacht", nahmen ihre Tätigkeit wieder auf.

Aber in einem ganz veränderten Sinne. Früher hatte man im belgischen Staat und unter Benutzung der belgischen Staatseinrichtungen auf die Verwirklichung des flämischen Gedankens hinarbeiten wollen, jetzt aber sah man ein, daß gerade die belgischen Staatseinrichtungen die Haupt-

gefahr bedeuteten. So wie dieser Staat sich entwickelt hatte, waren in ihm die Ziele der flämischen Bewegung niemals mehr zu verwirklichen.

Das Manifest der radikalen flämischen Gruppe sagt: „Vollständig kann die kulturelle Selbständigkeit Flanderns nur auf der Grundlage flandrischer Selbstregierung erreicht werden. Wallonische Herrschsucht hat in der Zentralregierung und ihrer mit Notwendigkeit zentralisierenden Wirkung eine stets bereite Waffe gegen die Flamänder zu finden gewußt. An die Stelle der Zentralisation muß also das Föderativ-System treten."

Der Gedanke an sich ist ja bei den geistigen Begründern der flämischen Bewegung schon früh nachzuweisen. Man findet ihn bereits bei Snellaert und bei Hendrik Conscience. Am schärfsten sprach sich für die föderative Auflösung wohl der Dichter August Vermeylen aus: „Die Nation ist nichts anderes als die soziale Gestaltungsform der Rasse, es ist also ein innerer Widerspruch, wenn die Führer der flämischen Bewegung das Prinzip der einheitlichen Nationalität verteidigen und gleichzeitig ihre vaterländischen Gefühle für den Staat, in dem sie leben, beteuern.

„Alle flämischen Forderungen führen mit Notwendigkeit zum Ersatze des gegenwärtigen Königreichs Belgien durch einen Staatenbund. Mit dem Beifall, den man polnischen Revolutionsbestrebungen zollt, ist es nicht getan, ebensowenig mit der Verbreitung von Landkarten, auf denen das französische Flandern mit Atrecht (Arras) und Rijssel (Lille) uns auf dem Papier zurückgegeben wird. Warum aber liest man niemals im Programm der flämischen Partei die Forderung nach der Teilung Belgiens? Es ist merkwürdig: Jedesmal wenn die Gegenpartei den flämischen Führern ihre Trennungsbestrebungen vorwirft, kommt es zu entrüsteten Protesten, und die Angegriffenen lassen erbauliche Säulenanschläge erscheinen, eingerahmt mit den belgischen Nationalfarben. Dabei ist die Mehrheit in der flämischen Partei absolut nicht von belgischer Staatsgesinnung getragen; nur Flandern erfüllt ihr Hirn und Herz. Wir haben die denkwürdige Erscheinung erlebt, daß die belgische Nationalhymne, ‚die Brabançonne', von Flamändern ausgepfiffen wurde. Nur an persönlichem Mut fehlt es den meisten Leitern unserer Bewegung, vor allem denen, die irgend etwas mit dem Staat zu tun haben." Glücklicherweise sitzen jetzt diese flämischen Abwägungs- und Abwiegelungspolitiker in Havre, London und dem Haag.

Das flämische Volk hat endlich sein eigenes Wort sprechen dürfen, und — das Wort sie sollen lassen stahn.

9

Wir haben nun den steilen Weg zurückgelegt, der uns zur endlichen Aussprache des Gedankens führt, dem zuliebe wir all die vorhergehenden Untersuchungen angestellt haben.

Es ist klar, eine Annexion Belgiens durch Deutschland wäre nur als Notbehelf, als ein Rettungsmittel zur Sicherung der bedrohten deutschen Grenzen zu verstehen. Wäre Belgien ein wahrhaft neutraler Staat gewesen, fähig und in aufrichtiger Gesinnung bereit, sich gegen jeden fremden beherrschenden Einfluß zu verteidigen, so wäre all das Furchtbare, was geschehen ist, zu vermeiden gewesen. Man kann es als eine schwere geschichtliche Schuld der belgischen Staatsmänner hinstellen, daß sie durch ihre antiflämische Politik zur Vernachlässigung der nationalen Verteidigung verleitet wurden und so im Verein mit ihrer einseitigen Hinneigung zu England und Frankreich für Deutschland den Einmarsch in Belgien zu einer unabweisbaren Notwendigkeit machten.

Die einzige gesunde Grundlage, auf der wir uns eine Wiederherstellung des belgischen Staates denken können, ist die, daß dieser wiedergeborene Staat nicht nur der Form, sondern auch der Sache nach die Fähigkeit zu ehrlicher Neutralität hat.

Belgien konnte seinem geschichtlichen Berufe nicht nachleben, weil es durch seine gegen die Interessen Flanderns gekehrte innere Politik sich gezwungen sah, auch in der äußeren Politik bei Frankreich Anschluß zu suchen. Wird Belgien aber nach seiner Wiederherstellung in der Form eines Freien Bundesstaates, der aus zwei gleichberechtigten autonomen Bundesteilen, Flandern und Wallonien, besteht, ins Leben treten, so wird seine Neutralität eine innerlich notwendige und dadurch natürliche werden.

Das typische Vorbild für diesen günstigen und natürlichen Einfluß der binnenländischen Gliederung auf die Haltung der Außenpolitik eines Landes bietet uns die Schweiz. Die einfache Tatsache, daß dort drei gleichberechtigte Nationalitäten — Deutsche, Franzosen und Italiener — in föderativer Staatsgestaltung zusammen leben und miteinander auskommen müssen, verbürgt der Schweiz besser und sicherer als jeder Vertrag die dauernde Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und ihrer ehrlichen Neutralität. Eine einseitige Hinneigung der schweizerischen Bundespolitik zu einer der benachbarten Großmächte würde sofort einen so scharfen Widerspruch zweier der drei verbundenen Nationalitäten hervorrufen, daß die natürliche Korrektur eines solchen mit der Neutralität im Streite liegenden Vorgehens rechtzeitig und wirksam erfolgen müßte. Gerade in diesem Kriege hat die Schweiz ihre Lebensfähigkeit als politisches Gebilde aufs deutlichste erwiesen und der Sache des Friedens schon jetzt wertvolle Dienste geleistet.

Die Erscheinung des Vaters
Novelle von Moritz Heimann

I

Es ging gegen Morgen; das Giebelzimmer, worin die Kinder schliefen, erhellte sich nur wenig, die kalte Februarnacht hatte die Fensterscheiben dicht verpelzt. Aber den gesund schlafenden, zehnjährigen Knaben und seine um ein Jahr ältere Schwester hätte auch ein stärkeres Licht nicht geweckt; so wenig wie das Ereignis der Nacht sie geweckt hatte. Doch nun wurde die Tür unsanfter als sonst aufgeklinkt, und die Kinder fuhren aus dem Traum, das Mädchen sogleich zierlich zwischen ihren Zöpfen sitzend, Leonhard aber auf den linken Arm gestützt und irgendwie von einer zu grellen Wachheit geblendet. Er sah seine Mutter in der Tür stehen, und sogleich war es ihm zumute, als hätte er sie auch schon die Treppe heraufkommen hören. Die Mutter trat weiter ins Zimmer, und unter den Augen ihrer Kinder verwandelte sich die schreckenvolle Botschaft, die sie heraufgetragen hatte, in eine Trauer voll Barmherzigkeit und Schonung. Doch sagte sie ohne Stocken, denn die Härte in der Stimme sollte sie selbst vor dem Zusammenbrechen schützen: „Euer Vater lebt nicht mehr; ja, Kinder, ihr habt ihn nicht mehr."

Dem Knaben fiel mit einer weichen, fast angenehmen Schwäche der stützende Arm unter dem Leibe zusammen; zwischen diesem Gefühl und den ausbrechenden Tränen hatte er einen Augenblick, den er in seinem langen Leben nicht mehr vergaß, und von dem er nie entscheiden konnte, ob die Erinnerung ihn mehr verzückte oder beschämte, einen Augenblick von Hellsichtigkeit, ohne daß er etwas sah, von Raumfühligkeit, ohne daß er das Bewußtsein seines Körpers verlor, eine vollkommene, aufgelöste und die Schwere aufhebende Lagerung aller Glieder.

Er stützte sich wieder auf den Arm, der zitterte, doch ihn trug. Die Mutter brachte ihm seine Schwester aufs Bett, kniete sich hin, so daß die Stirn auf dem scharfen Rand des Bettrahmens lag, und empfing die Liebkosungen ihrer sonst immer spröden und zurückhaltenden Waisen.

Als sie sich aufrichtete und dem Töchterchen die Tränen in stillen Perlen aus den Augen rinnen sah, kam die erste und bitterste Verwandlung der Witwen über sie: der Tod, das unfaßbare Ereignis, war durch Mitteilung und Bestätigung zu etwas Faßbarem geworden. Schwer und verstummt nickte sie den Kindern zu. Während der Sterbestunden in der Nacht war sie zwei-, dreimal auf Augenblicke in die schneidende, sternschimmernde Kälte hinausgegangen, um des leidenschaftlichen Gebetes loszuwerden, daß die Qual des Ringenden sich endige; sie hatte das Haus zum Stöhnen, die Baumskelette des Hofes zum Rauschen, die scharfblitzenden Himmels-

lichter zum Klingen gezwungen; nun war die Kraft der Ekstase verronnen, der Sturm in der Ferne vergangen, und jedes Ding vor ihren Augen, bis zu den Pfosten des Bettes, stand für sich selbst, unzugänglich, unaussprechlich und sinnlos, da. Nun erst spürte sie es, daß sie achtundvierzig Stunden nicht aus den Kleidern gekommen war; eine Müdigkeit von geisterhafter Art umfing sie, so daß sie, lahm an ihrem Willen und mit vermindertem Bewußtsein, doch in einem schwebenden Zustand gehen, denken und sich besinnen konnte, ohne gegen die Pein des herandringenden Alltags zu trotzen. Sie kleidete die Kinder an und führte sie in die Kammer des Toten hinunter. Aber als sie bemerkte, daß die beiden sich nicht getrauten, mit Blick und Gebärde zu der schweigenden Gestalt zu sprechen, nahm sie sie wieder hinaus und behielt sie bei jedem Schritt in der beginnenden Hausarbeit neben sich.

Die Magd war ins Dorf geschickt, um Telegramme zu bestellen; auch ein Fuhrwerk hatte sie zu besorgen, das aus der benachbarten Kreisstadt einige dort wohnende Verwandte nebst allerlei Waren herbringen sollte. Die Gäste wurden schon für den frühen Nachmittag erwartet, und so gab es vollauf zu schaffen und zu rüsten. Bald wurden die Kinder es müde, der Mutter an der Schürze zu hängen, sie trappten in ihr Zimmer hinauf, hauchten auf die der Ofenwärme noch widerstehenden, vereisten Scheiben und sahen zu, wie es sich in ihnen klärte, wie ein plötzlicher Tropfen klingend absprang und wie die Bächlein schließlich auf die Fensterbretter niederrieselten. Am Nachmittag kamen die Verwandten, zwei Oheime, Brüder der Mutter, im Wagen vorgefahren. Sie waren trotz der Februarsonne durch und durch gefroren und brachten mit ihren Decken, Fußsäcken und dem Zwang, die Schultern zu bewegen und die Hände zu reiben, ein lautes und trotz aller Zärtlichkeit überraschend nüchternes Wesen herein.

Gäste, auch wenn sie Verwandte hießen, waren eine Seltenheit im Haus, und die Kinder hätten wohl auch an diesem Trauertage das Gelüst verspürt, ihnen einen Reiz und Wert abzugewinnen; aber sie fanden sich nun, wo die üblichen onkelhaften und körperlichen Scherze wegbleiben mußten, doch nicht ins Verhältnis mit ihnen. Sie wurden verlegen, da die Liebkosungen feierlich ausfielen; sie kamen sich zu winzig für die ernsten Blicke vor, die sie auf sich fühlten: Hauptperson zu sein waren sie nur im Spiel gewohnt, und witterten etwas Trügerisches darin, daß sie es jetzt wirklich sein sollten. Als das Gespräch zwischen der Mutter und den Verwandten dann einen ihnen unverständlichen Verlauf nahm, von Rente, Hausverkauf und sonstigen Vermögensumständen handelte, fühlten sie sich, obgleich sie währenddem von einem Arm zum andern gingen und von der Mutter immer wieder mit Kraft ans Herz genommen wurden, doch mehr beiseite gesetzt als sonst, wenn die Erwachsenen ihre Angelegenheiten trieben,

und drückten sich endlich beiseite. Das Mädchen setzte sich in die Ofenecke auf eine Fußbank, und so aus der Entfernung gewann sie an dem Gespräch der Großen Interesse; Leonhard aber verließ geräuschlos das Zimmer.

Schon bei der Mitleidsbezeugung des einen der Oheime war er, unfähig aufmerksam zu bleiben, mit seinen Gedanken zu dem toten Vater in die Kammer geschweift; vorsichtig ging er jetzt dorthin. Es war ein kleines, schmales Zimmer, das nur von einem winzigen Fenster Licht empfing. Ohne jeden Schauder, ohne die geringste Bangnis stand er am Bett, nahm das weiße Tuch von dem Antlitz des Daliegenden und schaute aufmerksamer, einfacher, leidenschaftsloser hin, als er in seinem bisherigen Leben irgend etwas angeschaut hatte. Er hatte auch einen schlafenden Erwachsenen bisher noch nicht gesehen. Er hatte auch nie an sich erfahren, daß seine Liebe, die nur immer als eine Laune, als eine Lust, als eine Kraft aus ihm herausgebrochen war, wohin, das nahm er nicht in acht — daß diese Liebe sehen könnte. Nun sah er einen wunderbar schlafenden Mann. Freilich war ihm ein weißes Tuch umgebunden, als ob er Ohrenschmerzen hätte. Aber neben diesem Weiß, und vielleicht auch von dem dunkelrötlichen Bart, der Lippen, Kinn und Wangen umfloß, schien das verblichene Gesicht noch einen Hauch seiner zarten Röte zu bewahren, und die edle Form der Stirn schimmerte in ihrer gütigen Reinheit. Kinder erwarten, wenn sie von einem Toten hören, das Wunder seines Wiederauflebens weniger als Erwachsene, und Leonhard wußte von keinem andern Verlangen als nach diesem ungestörten — unerwiderten Sehen.

Mehrmals im Verlauf des Tages wiederholte er seinen heimlichen Gang. Es passierte ihm, daß, wenn er sich setzte und sich dabei zufällig nach hinten bog, das Gesicht seines Vaters, anders gelagert, als er es verlassen hatte, aber doch mit der unveränderten Feierlichkeit des Todesschlafes, vor ihm in der Luft aufging; und sogleich trat er mit aller Vorsicht und mit einer tiefen Genugtuung seinen Gang wieder an. Niemand bemerkte etwas davon, und niemand hatte auch acht darauf, daß er blaß geworden war und zuweilen bis zum Schüttern der Brust fror.

Er war schon länger als zwei Jahre von Hause fort und besuchte in einer für seine Raumbegriffe weit entfernten Stadt die Schule. Sein Verlassenheitsgefühl war im ersten Jahr so groß gewesen, daß fast seine Lernfähigkeit daran zugrunde ging; und als es zur Sehnsucht abklang, waren es nicht gerade die Eltern, um die seine Gedanken kreisten. Ja, wenn er in den Ferien zu Haus war, wurden sie ihm zuweilen sogar fremd; und zwar nicht so, als ob sich zwischen ihn und sie im stetigen Verkehr ein Flor oder eine Ferne gelegt hätte, sondern mitten in der vollen Vertrautheit kam, manchmal für einen Augenblick, manchmal aber auch für einen ganzen Tag, dieses Gefühl der Fremdheit bis zum äußersten

möglichen Grad über ihn, ein Erstaunen und Vorbeigleiten, ein überwaches, einsames Gefühl. Solange er sich erinnern konnte, war sein Vater krank gewesen; und mit einer ihm sonst nicht geläufigen Intimität hatte Leonhard seinen Schulkameraden öfters davon erzählt, denn er war stolz darauf, daß der Vater sein Leiden aus dem Krieg mit heimgebracht hatte; Flaschen mit Fähnchen und der silberne Löffel im Glas Wasser gehörten unzertrennlich zu seiner Vorstellung vom elterlichen Schlafzimmer. Aber daß dieser Zustand ein leidvolles Ende nehmen könnte, wäre ihm so wenig in den Sinn gekommen, wie jede sonstige Veränderung im Wesen des bei allen Leiden gleichmäßig gütigen und ernsten Mannes ihm denkbar war. Selbst als der Brief der Mutter eintraf, worin seine Pensionsvorsteherin – Tante Röschen, wie sie von ihren Pfleglingen genannt wurde – mitten im Schuljahr gebeten wurde, Leonhard zur Fahrt nach Hause auf die Bahn zu bringen, war er zwar durch das Ungewöhnliche einer solchen Fahrt heftig erschreckt, aber weder Furcht noch Sorge ließen ihn ahnen, was ihm wirklich bevorstand. Auch fand er den Kranken in leidlichem Zustand, sah ihn jeden Tag viele Stunden außer dem Bett und verstand bis zur Auffässigkeit nicht, warum die Mutter ihn immer wieder neben dem Lehnstuhl des Vaters zu sitzen zwang.

Jetzt, wenn die Vision des stillen Angesichts ihn wieder verlockt hatte, durchdrang ihn das Gefühl einer alles Gewohnte überfliegenden, einer unermeßlichen Vertrautheit, die dennoch mit jener Fremdheit, die ihn früher oft blitzartig überfallen hatte, verwandt war. Durch den ganzen Tag und durch den nächsten dazu trieb er sich mit der Erwartung des Augenblicks, wo er den Vater sehen würde, und mit der Genugtuung, wenn es geschehen war. Sprach man zu ihm, so hörte er nicht, gab aber die richtige Antwort; doch seine eigene Stimme hörte er noch, wenn sie schon eine Weile verklungen war. So, während die andern alle im Haus vom Kummer ihres Verlustes niedergebeugt einhergingen und Teilnahme und Trost wechselseitig immer aufs neue nahmen und gaben, war ihm zumute, als trüge er einen geheimen Besitz und Gewinn mit sich, zu dem ihm keiner etwas dazuzulegen, keiner daran teilzuhaben vermöchte.

Erst der Begräbnistag erschütterte dieses Gefühl von Auszeichnung und Sicherheit; und zwar nicht die Ansammlung der Leidtragenden, noch der Gesang der Schulkinder, noch die Rede des Pfarrers am offenen Sarge beim roten Geflacker der Kerzen, – das alles machte ihn wohl bange und betäubt, gleich seiner Schwester, in deren Hand er die seine während der ganzen Feierlichkeit verkrampft hielt, doch mehr in physischer Befangenheit, als in Bedrängnis der Seele. Als aber der Sarg auf dem Leichenwagen stand, die Mutter mit den Kindern und dem Pfarrer auf der vordersten Kutsche Platz genommen hatte und der

ganze Zug geordnet war, schlug die heiße Angst in sein Herz und wogte ins Blut. Ein Zeichen, und die Pferde des Leichenwagens zogen an: in diesem Augenblick stürzte sein Traum zusammen. Als die Räder knarrten und der Wagen mit dem Vater nun wirklich davonfuhr, während der paar Schritte, die die Kutsche, in der er selbst saß, noch hielt, indessen das vor ihm sich entfernte, stand es schwarz und verzweifelt vor ihm auf: das Unwiederbringliche, das Unaufhaltsame, das Verlassensein und die Ohnmacht. Er wollte Hilfe bei der Mutter suchen, aber sie saßen in der engen, offenen Dorfkutsche festgeklemmt und sahen alle gradaus.

Es war grimmig kalt, und dazu begann es zu schneien; der Wind fegte ihnen die scharfen, dichten Flocken heftig entgegen; Leonhard fror und mußte sein Zittern bezwingen, der heiß geborstene Schmerz von vorhin verebbte kalt und tot. Mit Scheu gewahrte er, daß seine Schwester weinte; das harte Wetter machte sie ihrem stillen, treuen Schmerz nicht abtrünnig. Er aber war in der Stadt weichlicher geworden, und der unbequeme Sitz, die Kälte und der Schnee bezwangen ihn, so daß er aufhörte, zu fühlen und zu denken.

Sie hatten einen Weg von fast einer Stunde; zuletzt durchs Dorf, wo sich einige Männer mit Kriegsdenkmünzen und viele Frauen dem Zuge zu Fuß anschlossen. Als sie am Kirchhof angekommen waren und abstiegen, war Leonhard zu seiner eigenen, vollkommen deutlichen, bittersten Beschämung außerstande, sich zu sammeln. Er ging und stellte sich, wohin man ihn wies, und nahm leer und unaufmerksam teil. Nur ein kleiner, sonderbarer Vorgang riß ihn aus seinem erschöpften und peinvollen Zustand: die Mutter stand während der Zeremonie auf die Arme des einen ihrer Brüder gestützt; als die ersten, gefrorenen Schollen aus der Hand des Pfarrers auf den Sarg fielen, machte sie eine jähe, kurze Bewegung, wie einen Sprung auf das Grab zu; der Bruder hielt sie fester, und in einem hilflosen Zusammensinken ergab sie sich.

Auf dem Heimweg erstaunte Leonhard zum zweitenmal vor seiner Schwester. Sie faßte die Hand der Mutter, streichelte sie und fragte, — was Leonhard niemals gewagt hätte: „Mama, warum sprangst du so auf?" Die Mutter sah sie lange und ohne Verwunderung an und sagte: „Ja, Kind, glaubst du denn, daß einem das gleichgültig ist?" — eine Antwort, deren unbegreifliche Nüchternheit auf Leonhard den Eindruck des Rätselhaften machte, so daß er ahnte, daß der Witwenstand der Mutter ihr Verhältnis zu den Kindern irgendwie verwandeln müßte.

2

Da Leonhard die Fahrt zu seinem sterbenden Vater gezwungenermaßen allein hatte machen müssen und alles gut gegangen war,

konnte man es wagen, ihn auch die Rückreise ohne Begleitung machen zu lassen. Die Zeit des Kinderbilletts war auch zum erstenmal hinter ihm, und so bestätigten es ihm die äußern Umstände, daß er einen großen Schritt zum selbständigen und den Erwachsenen gleichberechtigten Leben gemacht hatte. Einen wie großen, das merkte er gleich bei der Ankunft. Tante Röschen hatte ihn empfangen; komisch war sie in den Augen ihrer Pfleglinge von jeher, jetzt war sie lästig. Sie trug ihm, trotz seiner Abwehr, die Tasche, sie fragte nach allem Überflüssigen und gab sich selbst die Antwort, sie weinte, und Leonhard konnte nicht wissen, daß sie über ihre eigenen Toten weinte. Daheim gab sie ihm nicht zu essen, sondern fütterte ihn; und als er an ihren Bemühungen nicht weich genug dahinschmolz, holte sie wirklich, wie immer, wenn sie es mit kleinen Widerspenstigen zu tun hatte, ihr Zauber- und Lockmittel aus dem Tassenschrank: ein Vexierglas, das mit einer roten Flüssigkeit gefüllt war; setzte man es aber an, so floß kein Tropfen daraus. Sie irrte sich jedoch zu ihrer größten Betrübnis, Leonhard ließ sich den Versuch mit dem Glas nicht aufzwingen. Schließlich rief sie ihre beiden andern Zöglinge, zwei ernsthafte Abiturienten, von der Studierlampe herein und begann die Wollust des Jammerns und Klagens nach Herzenslust auszukosten. Die jungen Leute mochten ihren kleinen Kameraden gut leiden, aber auch ihre Teilnahme wirkte auf Leonhard nicht. War es seine Schuld oder die der Reisefremdheit oder die der ganzen Umgebung, Leonhard stand im Tau ihres Mitleids unbenetzt und eigentlich so, als ob alles, was man sagte, nur gerade ihn nichts anginge.

Am nächsten Morgen tat Tante Röschen ein übriges, indem sie Leonhard eine Stunde länger schlafen ließ. Sie hatte einen den besonderen Verhältnissen angepaßten Entschuldigungszettel schon verfaßt und händigte ihn dem etwas ängstlich gewordenen Leonhard ermutigend ein. Dennoch drückte ihn das grundlose schlechte Schülergewissen, als er in der kahlen Morgenzeit durch die leeren, nicht wie sonst vom gleichstrebenden Zug der Schüler hallenden, zwecklosen Straßen ging. Die Weite und Öde des Marktes, die Blässe des Lichts, das stumme, scharfe Funkeln der Fensterscheiben fielen ihm auf. Aber der Ordinarius, sonst gewiß kein Mensch wie andre, sondern eine unheimliche Einrichtung der fernthronenden Provinzialschulbehörde, empfing ihn mit einer unerwarteten, zugleich erschütternden und befreienden Freundlichkeit. Er las nicht einmal den Entschuldigungszettel, sondern legte dem tief schüchternen Jungen seine Hand auf die Schulter, nickte mit den Augenlidern und sagte: „Ich weiß, ich weiß.“ Auch die Schüler, die nie ganz sicher sind, wie eine Sache mit dem Lehrer ausgeht, waren durch das Verhalten des Gestrengen sichtlich ermuntert; sie machten Leonhard, als er sich setzte, mit großer Beflissenheit und mit

mehr Geräusch, als ihnen sonsten erlaubt war, Platz, und wer seine Hand grade nehmen konnte, tat es.

So schien sich alles gut anzulassen. Aber vierzehn versäumte Schultage bei völliger Trennung von dem sich gleichmäßig abwickelnden Pensum sind für den Schüler keine Kleinigkeit; sie schaffen einen leeren Raum um ihn. Leonhard war befähigt genug, ohne sonderliche Anstrengung alles zu leisten, was die Schule verlangte; aber jetzt merkte er doch, daß die Zapfen des Rades, das ihn unmerklich mit umgetrieben hatte, von ihm gelassen hatten. Jetzt galt es, sich freiwillig, ja mit selbstverantwortlichem Eifer wieder darunter zu schieben. Er zögerte. Das normale Maß von Arbeit hätte er nicht gespürt; darüber hinaus zu gehen hätte ihn nur geringe Anstrengung gekostet; aber darunter zu bleiben, lässig herabzusinken, war eine nie vordem gekannte Lust, eine Süße der Trägheit, deren Verführung fast unwiderstehlich war. Eine der kleinen Schulungeheuerlichkeiten kam hinzu, ihn in seiner Entfremdung zu bestärken. Der Deutschlehrer gab die Aufsatzhefte zurück und fragte Leonhard, wo denn das seinige wäre. Leonhard erwiderte, daß er ja keinen Aufsatz gemacht habe. „Warum denn nicht?" fragte der Lehrer, gewiß nur aus Zerstreutheit. „Ich bin verreist gewesen, mein Vater ist gestorben," erwiderte Leonhard. „Wie muß es heißen?" fragte der Lehrer die ganze Klasse, „nun, wie muß es heißen?" Niemand wußte es. „Mein lieber Vater," gab schließlich der Lehrer selbst zur Antwort, ein großer, freundlich beleibter, grauhaariger, wohlgefälliger Mann.

Leonhard wurde für einige Zeit ein mittelmäßiger, ja ein kümmerlicher Schüler. Zu seinem Glück nahmen ihn die Wiederholungen des Pensums, die vor dem Ostertermin üblich waren, wie von selbst in ihre Welle mit und halfen ihm vorwärts. Seine Leistungen erreichten dadurch anscheinend die an ihm gewohnte Höhe, aber seine Fähigkeit zum Fleiß blieb noch lange gestört. Es hörte auf, daß er seine Rechenexempel und Exerzitien den Mitschülern zum Abschreiben zeigen konnte; er wurde nur grade noch rechtzeitig fertig mit allem, nur im Drang der letzten Not. Wenn jetzt die Schule aus war, schwang sie nicht fröhlich und lebendig in seinen Gedanken weiter, sondern war hinter ihm in einen Abgrund versunken.

Dafür begann ein anderes, beispielloses Leben in ihm aufzudämmern. Eine Stimme, zart wie der erste Vogelpfiff nach einem Gewitter, lockte eine glückselige Bereitschaft, eine freudige Erwiderung aus seinem Innersten herauf. Nach dem strengen, langen Winter war der Frühling schnell und stürmisch gekommen. Die Wolken segelten an dem reingefegten Himmel. Leonhard sah sie, mit dem Blick des Kindes der Ebene, als etwas körperlich Festes, hoch oben Schwebendes, das mit Wasserdunst und Nebel nichts gemein hatte. Am Abend, wenn die Sonne hinunter war und das feurige Licht — zog es sie zur menschlichen Sehnsucht näher herunter oder hob

es sie noch weiter von ihr weg? – wenn der Glutstreifen an ihrem Rand und die rötliche Beseelung ihrer Berge und Täler sie grenzenlos verklärte, wurden sie dem Knaben zu einer mehr als irdischen Erscheinung. Dort wohnen die seligen Geister, dachte er mit Entzücken; und einmal fühlte er, noch ehe er ihn fühlte, den Gedanken: mein Vater ist auf einer von diesen.

Die Süße seines Geheimnisses durchdrang ihn schaurig bis in alle Fibern. Als er sich von dem Anblick losgerissen hatte und in seine Straße einbog, wandelte ihn eine Schwäche an, eine wütende Ungeduld und wütendes Versagen. Er sah den Erker seines Hauses knappe dreihundert Schritte vor sich und vermeinte, daß es unmöglich sei, dorthin zu gelangen. Nicht die Schwäche, sondern die rätselhafte Ungeduld ließ es ihm unmöglich scheinen, und mit ausbrechenden Tränen hielt er sich an dem nächsten Kastanienbaum fest.

Leonhard blieb lange in dem Glück seiner wunderhaften Vorstellung, er fühlte sie wie eine Auszeichnung, und wenn sie blasser wurde, reizte er sie künstlich auf. Der Blick nach oben, den er getan hatte, erweiterte allmählich auch seinen Blick über die Erde, immer aber vorerst noch in derselben Willkür und Träumerei, wozu ihn die Wolken verführten. Kam er an einem eisernen Gitter vorbei, so wurden ihm die Stäbe zu Lanzen, wie er sie in Schwabs klassischen Sagen von Helden geschwungen sah, und er dichtete sich in homerische Kämpfe hinein. Wenn auf der Moorwiese, die mit einer Ecke in die Stadt eindrang, die Nebel brauten, so hauchten Ungeheuer und Drachen ihn an. Der Löwe des Androklus wurde sein Begleiter und half ihm bei unbestimmten Abenteuern. Im Naturgeschichtsunterricht verfehlte er die einfachsten Fragen, weil er die Blumen der Schule nicht für dieselben ansah wie die in Wiese und Feld. Da die Gesangsstunde des gemischten Chors, woran er teilnahm, noch bis in die Dämmerung dauerte, wurde sie ihm lieb und heimlich, Musik fing an zu sprechen und zu bedrängen, und er wünschte sich, die Harfe spielen zu können; wie aber eine Harfe aussah, wußte er nicht. War so fast jeder Tag ihm mit einem wesenlosen Gespinst versponnen, so fand er am Abend nicht den rechtzeitigen Schlaf; unruhig wach, malte er sich aus, daß Feuer im Erdgeschoß ausbreche, und wie er es anstellen würde, durch das Fenster auf den Kellerhals zu springen und zu entkommen.

Nur wenn er an die Heimat dachte, bekamen seine inneren Bilder Wesenheit und Leben. Auch sie waren aus dem Lichtstoff der Träume gewoben und waren doch voll zauberhafter Wirklichkeit. Er sah sich selbst auf seinen kindlichen Wegen, einen untersetzten, mürrischen, unternehmungslustigen Knaben. Jenseits des Wiesenbaches, unerlaubt weit vom elterlichen Hause, strebte der Kiefernwald auf, senkrechte Pfeiler wie die der Insel Staffa, die in der Gartenlaube abgebildet war. Die Gräben und Raine wurden wieder so tief, die Bretterzäune und Hofmauern so hoch

wie für den Fünfjährigen; die Pappeln um eine Feldscheune rauschten warnender, als wenn sie eine heidnische Opferstätte zu bewachen hätten. Der Scherenschleifer hatte einen Zigeuner im Streit erstochen, man hatte den Sterbenden vor dem Wirtshaus liegen sehen, und merkwürdigerweise kam der Scherenschleifer nach wie vor mit seinem Sieb und dem Bügel, woran die Scheren hingen, und man sprach mit ihm wie vordem. Einmal waren Zauberkünstler im Dorf gewesen, und sein Vater, obwohl er damals an der Krücke ging und oftmals unterwegs nach dem Atem rang, hatte ihn zur Vorstellung hingeführt. Er saß auf dem kleinen, erhöhten Chor der Musikanten. Viel Sonderbares geschah; das Sonderbarste, als zwei Tänzer mit gewaltigen, dicken und runden Köpfen hereinkamen. Sie tanzten, und während sie sich drehten und verbeugten, wurden sie dünner und länger, bis sie mit den Glatzköpfen an die Decke stießen. Sogleich schrumpften sie wieder zusammen; dann wuchs abwechselnd der eine, und der andere blieb klein, und der große drehte seinen Oberkörper im Kreis fast über den ganzen Saal hin; bald ging die Verwandlung langsam, bald blitzschnell, und immer im Tanz.

Und viele Dinge noch aus den zeitlosen Jahren der ersten Kindheit tauchten nach und nach in ihm auf, durch nichts miteinander verbunden als durch die gleiche Magie der Existenz, bedeutungslose darunter, wie der Anblick einer kleinen Bohlenbrücke, die von Erlendickicht zu Erlendickicht über einen Bach führte, ein Spaziergang ohne Ereignis an der Hand des Vaters, eine Bewillkommnung durch eine Bäuerin, und ähnliche, die aber dadurch, daß sie in der langen, vollkommenen Vergessenheit frisch erhalten waren und daß sie ursach- und folgenlos dastanden und weil er sich ihrer erinnerte, zu einer Bedeutung gelangten, wie nichts aus seiner sichtbaren Welt. Mit dem Wort „Erinnerung" decken wir sehr verschiedene seelische Vorgänge. Leonhard sah, wie erwähnt, in seinen Heimatsschwelgereien fast immer sich selbst. Wenn er nun aber sich neben seinem Vater am Chausseegraben in einer kindlichen Verrichtung erblickt, die grünen Aufschläge der Joppe und seinen damaligen Stolz, die Kürassiermütze, ja den Ausdruck seiner eigenen Augen mit erfaßt – das ganze Bild nicht etwa zusammengesucht, sondern in einem Guß klar ausgestaltet – kann man das im gewöhnlichen Sinn Erinnerung nennen? Denn das innere Bild wiederholte ihm ja nicht, was er in einem bestimmten, vorübergewehten Augenblick der Vergangenheit sah, sondern was er war! Jedermann hat dieses Geheimnis erlebt, und so bewahren wir nicht nur unsre früheren Bilder, sondern auch unsre früheren Existenzen lange noch, wie Geister unter dem Siegel Salomos gebannt, bis der Zauber einer Sekunde sie frei macht.

Der Frühling wurde klarer und stiller, und die Wolken lagerten fest wie Gebirge am Horizont. Eines Tages ging Leonhard nach der Chor-

stunde zufällig auf einem andern Weg nach Haus als gewöhnlich. In der Seitenstraße, durch die er den Umweg nahm, befand sich ein Haus mit einem großfenstrigen Kaufmannsladen; der Laden hatte den Winter über leer gestanden, weil sein Inhaber, wie schon viele seiner Vorgänger, Bankerott hatte ansagen müssen; er war als Unglücksstätte allgemein bekannt. Als Leonhard ihm in Front kam, er hatte schon von weitem das Schaufenster mit Messern, Ketten, Äxten und sonstigen Eisenwaren prahlen sehn, wurde die Tür von innen geöffnet und ein Mann trat auf die Schwelle und mitten in das gelbe Licht des Abends; ein untersetzter Mann mit einem braunrötlichen Bart und Wangen, Kinn und Lippe, mit einem zart leuchtenden Gesicht und einer auffallend klaren Stirn. Sein etwas verschleierter Blick begegnete dem Auge Leonhards.

Leonhard ging weiter. Nach wenigen Schritten fing er zu zittern an, in seinen Augen brannten Tränen auf. Dieser fremde Mann in der Ladentür, das war ja sein Vater; nicht ihm ähnlich, sondern er selbst.

3

Trotzdem Leonhard von dem Überfall und Blitz seiner Eingebung mit einer Gewalt durchzuckt war, als wäre er von Kopf zu Fuße ein einziger bloßgelegter Zahnnerv, trotz der Wollust und Ungeduld seines Schmerzes und Glückes, war er anfänglich gegen seinen Gedanken und gegen die Verführungen der Phantasie, die darin verborgen lagen, nicht eigentlich nachgiebig. Er machte sich klein davor, wie vor dem Auge eines Lehrers, wich aus und versuchte sich ins Unbetroffene, Unbefangene hinüberzuspielen. Aber der Blitz, der niedergefahren war, hatte ihn gespalten; und neben dem Knaben und Schüler, der über das durchschnittliche Maß seiner Jahre wenig hinausragte, ging fortan ein Wesen mit anderen, höheren, geistigeren Sinnen, mit Erlebnissen, die den irdischen Doppelgänger nicht mitergriffen; ein Gespenst zuweilen, das aber manchmal auch dem andern, dem leibhaftigen Wesen das Blut wegsog und es als Traum und Gespenst durch seinen vorgeschriebenen Tag hindämmern ließ.

Leonhard sah das Unmögliche seiner Vorstellung mit Klarheit, und doch war sie ihm faßbar, selbstverständlich und einleuchtend. Das Unmögliche und das Unbezweifelbare strebten einander wie zwei Wölbungen entgegen, die in ihrer Vollendung sich gegenseitig trugen und so erst den Raum und die Schönheit seines Gefühls bildeten. Kindern ist nicht alles Widerspruch, was uns so dünkt, wie sie andererseits auch nicht Wiederholung dort entdecken, wo wir sie sehen, und gewiß haben die Engel schon oftmals gelacht, wenn der Erzieher jungem Gehirn zum besseren Verständnis eines Dinges Bild und Gleichnis reichte, sich in Befriedigung wiegte und nicht von weitem ahnte, daß das Kind ihm gerade in diesem

Augenblick auf Nimmerwiederkehr entwischte, indem es das Gleichnis als ein neues Ding annahm und in sein Rabennest davontrug. Kinder lernen: Gott ist ein Geist, und das sehen sie; oder vielmehr, sie sehen nicht, sondern sie haben ein Organ, eine Vorstufe aller Sinne, die erst im Wachstum und in der Trennung der Sinne aufgezehrt wird.

Und Leonhard war freilich schon zu alt, als daß das Unmögliche ihn allmählich nicht doch hätte beklemmen müssen. War dieser fremde, in der Stadt erschienene Mann sein Vater, was mußte dann am Winterabend des Begräbnisses auf dem Kirchhof geschehen sein? Hatte der Totengräber, der alte Appel mit der nie ausgehenden Pfeife im Mundwinkel, ein Klopfen aus dem Grabe gehört? Und wenn so Ungeheuerliches geschah, war es dann verwunderlich, wenn etwas weiteres Ungeheuerliche hinzukam, und nichts von dem Geheimnis ruchbar wurde, und der gerettete Scheintote in eine neue, von der vorigen durch den Abgrund des Grabes für immer geschiedene Daseinsform einging?

Doch Geschichten von Scheintod und wunderbarer Rettung durch Grabräuber waren bei den Knaben gang und gäbe, und es war Leonhard nicht wohl dabei, wenn eine Welt des Spukes und des Gruselns die Hände nach seinem Licht und Heiligtum ausstreckte. Er floh vor der andrängend sich verwirrenden Erklärung; er schob sie auf wie eine Arbeit, nicht ohne schlechtes Gewissen, aber doch erlöst. Wie es auch geschehen sein mochte, es war gewiß, daß sein Vater lebte; vielleicht wußte er nicht mehr, daß er einen Sohn hatte, und war doch nur um dieses Sohnes willen wiedererstanden.

Leonhard hatte als fünfjähriger Knabe seine Mutter einmal mit der Frage überrascht: „Nicht wahr, Mutter, die Sonne gehört nur mir und dem lieben Gott?" Wenn jetzt eine ähnliche Erkenntnis ihm zuteil ward, so stieg sie nicht, wie die tiefsinnigen Weisheiten der frühen Kinderzeit pflegen, vom Grunde einer vollkommnen Heiterkeit wie eine Blase auf, sondern nahm ein Eigenleben außerhalb seiner an und wirkte störend und bildend auf ihn zurück. Während ihm die Welt, Stunde für Stunde und Tag für Tag, pfennigweise aufgezählt wurde, besaß er ihren ganzen Schatz. Er wußte etwas, was unter allen Menschen nicht ein zweiter wußte. Der Gang der Sonne, die Freude des Windes, das abendliche Dunkel der Gassen und der Atem der eigenen kindlichen Brust webten alle an dem gleichen Wunder. Er schlummerte nicht mehr vom Tag in Müdigkeit weg, sondern der träumereichen Nacht entgegen, und jeder Tag war etwas, das erobert werden wollte.

Leonhard ging beinah täglich vor dem Eisenladen vorbei. Zuweilen sah er durch die Scheibe der Tür den Mann bei einer Hantierung, das eine und das andere Mal auch wieder auf der Schwelle des Ladens

mit ruhigem Blick die Straße mustern. Gewahrte er ihn nicht, so war er in wechselndem Grade enttäuscht, hielt sich aber selten zu besserem Glück vor dem Schaufenster auf. Eines Morgens kam ihm das Verlangen und steigerte sich zu einem Gefühl der Pflicht, dem Manne Nähe und Liebe zu erweisen, sei es auch nur, daß er seine Stimme hörte und seine Hand berührte. Mit einem Entschluß, wie er glaubte, und mit Herzklopfen näherte er sich dem Hause, ging immer langsamer, um dem andern Zeit zu gewähren, wagte einen dreisten Blick durchs Ladenfenster und stellte sich schließlich vor die Auslage, als ob er jedes Messer und jede Axt einzeln prüfen wollte. Der Mann war nicht zu erblicken, und Leonhard strich, in der Gewißheit, daß es vergeblich sei, vor dem Hause auf und ab. Länger als eine Viertelstunde brachte er so hin, beschloß die kühnsten Wagnisse und verwarf sie, und war froh, als ihm einfiel, daß er sich eilen müsse, um zum Essen zu kommen. Tante Röschen, die immer nachsichtige, wollte ihn nicht schelten, aber schon im Interesse der beiden Großen durfte sie den Vorwurf nicht unterdrücken, daß das Essen kalt geworden sei, und warum er auf sich habe warten lassen. „Ich mußte zum Direx, Hefte hinbringen," antwortete er. „Das kann doch nicht so lange dauern," warf der eine der beiden Primaner unwillig ein. „O," erwiderte Leonhard, „der Direx war sehr freundlich zu mir und fragte mich." „Na, wonach hat er dich denn groß gefragt?" wollte der Primaner wissen. Leonhard, der bis dahin frisch und keck und ohne Überlegung gesprochen hatte, wurde gegen diese Frage empfindlich wie gegen ein Unrecht und antwortete: „Nach – Hause; nach meinem Vater. In dem Zimmer war das Bild eines Römers, darunter stand Togatus; wer war das?" Die Primaner lachten.

Es war Leonhards erste wirkliche Lüge, und obgleich sie zu einer demütigend nachwirkenden Schwächlichkeit herabgesunken war, weil er den Namen seines Vaters und das elterliche Haus hineingezogen hatte, fühlte er sie als ein kühnes, kostbares Stück Freiheit, und sah bei Tisch die beiden jungen Leute und Tante Röschen öfters mit einer neuen Sicherheit, ja mit Überlegenheit an.

In der Folge geschah es, anfänglich selten, allmählich häufiger, daß er ohne Grund und Vorteil bei den gleichgültigsten Anlässen falsche Erklärungen, falsche Auskünfte und Antworten gab. Er dachte sich mögliche Beschuldigungen aus und entkräftete sie, die gar nicht ausgesprochen waren, mit dem vorwurfsvollen Stolz des guten Gewissens. Vorübergehend brach sogar die Lust an der Lüge wie ein Katarakt aus ihm hervor, allen Sinn und alle Vorsicht, aber auch alle Gefahr mit einer strömenden Gewalt fortschwemmend. In dieser gesteigerten Zeit riß ihn, den Schüchternen, die durch eine unwahre Ausrede geschaffene Lage zu Wagnissen hin. So

entzog er sich einmal einem Auftrag der Tante Röschen, indem er vorgab, er sei zu seinem Ordinarius in die Wohnung bestellt. Ein solcher Gang war für gewöhnlich schlimmer als der zum Zahnreißer, doch Leonhard zog wohlgemut an dem Porzellangriff der Klingel, ließ sich von dem öffnenden Dienstmädchen zum Lehrer führen und brachte freimütig seine Bitte vor, auch außerhalb des wöchentlichen Termins ein Buch aus der Schülerbibliothek entnehmen zu dürfen. Nachher freilich war er etwas benommen von seiner Kühnheit, und von dem glücklichen, sogar profitlichen Verlauf seines Unternehmens eher dumpf herabgestimmt als erhoben.

Der Zustand seines schlafwandlerischen, immer höher kletternden Lügens dauerte ungefähr eine Woche. Auch nach der Genesung davon blieb Leonhard noch lange in der Bereitschaft, mit der Wahrheit zu spielen, wie er, nicht wie sie wollte. Waffe und Schutz lag darin und eine Kraft, die über den Nutzen des Augenblicks weit hinausreichte. Fragen, die ihm unbequem waren, weil sie ihm zu nahe gingen, und die er sonst nur mit der Verstocktheit des Knaben hatte abwehren können, schüttelte er jetzt mit einer lügnerischen Antwort ab; und auch daß er ein gutes Gedächtnis haben mußte, wie das Sprichwort vom Lügner verlangt, erfuhr er mit Lust.

Alles das zusammen half ihm, seine Persönlichkeit gegen die ihn umgebende Welt zu begrenzen. Die phantasielose Sehnsucht, die ihn bisher gequält und in Ohnmacht niedergedrückt hatte, löste sich, wie der Morgennebel über den tief und rein aufschimmernden Farben der Wiese zergeht.

Und nun fand er auch wie von selbst Entschluß und Mut, es mit seinem Vater zu versuchen. Er schrieb an seine Schwester und bat sie, ihm bei der Mutter eine Mark für ein Taschenmesser zu erwirken. Nach drei Tagen bekam er einen freundlichen Brief von Hause mit dem gewünschten Geld in Briefmarken. Es gelang ihm beim Pedell, sie einzuwechseln, und als die Schule aus war, machte er sich gleich von jeder Begleitung los und eilte davon. Er kam vor den Eisenladen; Türe und Schaufenster waren durch Rolläden dicht verschlossen.

4

Sein Schmerz wurde, nach einer kurzen, lähmenden Bitterkeit der Enttäuschung, still und weich und löste die kleine, verhärtete Seele im Tiefsten auf. Sein Glaube war nicht widerlegt, nicht über den Haufen geworfen; er ging ein, wie eine Blume ohne Nahrung.

Wieder bevölkerten sich die Wolken am Abendhimmel mit Geistern, aber Leonhard fühlte, daß er jetzt zu seinen eigenen Geschöpfen hingrüßte. Er hatte einmal in einem Buch, das auf dem Arbeitstisch der Primaner aufgeschlagen lag, einen Vers gelesen und von ungefähr behalten: „Die

Wolken, die wie Berge sind, sind schöner als die Berge." Er sagte ihn sich auf und verstand ihn mit Entzücken.

Jetzt hörte er zu lügen auf, und selbst wenn er es noch weiter gewollt hätte, wäre es ihm nicht geglückt; es wäre dumm und unsicher ausgefallen, seine Erfindungsgabe war versiegt. Dafür fand er den Mut, sich abseits zu stellen, wenn es ihm behagte, und lernte, die Dinge, auch wo sie ihn nicht zur Abwehr reizten, von weitem anzusehen.

Er sah. Er sah, daß die Stadt nüchtern war und nichts zu schenken hatte. Er sah, daß die Stuben Tante Röschens voller armseliger Lächerlichkeiten staken und den Vergleich mit dem elterlichen Hause, worin die Mutter und die Schwester Blumen des Jahres aufstellten, nicht ertrug. Er merkte, daß das Leben in den Straßen träge floß, und gerade die Gestalten, an denen er bisher in Angst vorbeigeblickt hatte, die alte, betrunkene Frau, der Schlagetot und Nichtstuer, erregten seine Teilnahme. In der Schule war es, als ob er den geheimen Hebel des Verständnisses in die Hand bekommen hätte; alles wurde ihm leicht, er rückte in die Zahl der guten Schüler auf; und nun, wo sie ihm nicht zu schaffen machte, befriedigte ihn auch die Schule nicht, und sie hatte keinen Reichtum, keine Freude an ihn zu verteilen.

Da half er sich selbst. Er behorchte die stummen Dinge des Alltags und ließ nicht nach, bis sie zu ihm sprachen. Der Geruch der Bleistifte, die großen Buchstaben am Kopf der Zeitung, die kleinen Bilderchen der Annoncen: gekreuzte Hämmer, kühnspringende, langschweifige Pferde, Bienenkörbe, Genien mit Füllhorn, sie wisperten zu ihm lebendige Sprache. Es blieb nicht länger bei dem, was der Zufall brachte. Alte Zeitschriften aus Tante Röschens Kleiderschrank wanderten in Leonhards Stube, und aus den Holzschnitten stieg eine bleiche Welt über der wirklichen Welt noch einmal geisterhaft auf.

Und auch die wirkliche faßte ihn mit neuen Klammern. Leonhard, von Schularbeiten wenig gequält, hielt sich, sobald es anging, nicht im Haus, nicht in den Gassen; er streifte durch Wiese und Wald, lernte den Tageslauf der Sonne wie ein Lied, und in der wachsenden Vertrautheit mit Nacht und Mond und Sternen vertiefte sich die Scheu und Seligkeit seines immer weiter begehrenden Herzens. Von aller Kreatur ging eine lächelnd verhaltene Botschaft aus, ein Wort von tiefster Dringlichkeit, das Last und Macht der Erde auf jeden legen wollte, der bereit war, es zu vernehmen. Bereit sein aber, was hieß es anders, als dann und wann einsam sein, wie ein Herz in der Nacht? Und so, mit einem Panzer, wie Siegfried nach dem Bad im Drachenblut, mit einer Haut, die zart und wehrlos war, wie die eines Krebses, der seine Schale abgeworfen hat, wuchs Leonhard dem Leben zu.

Deutsche Plastik
von Karl Scheffler

Es ist, soweit ich sehen kann, noch niemals kritisch beachtet worden, daß Lessing in seinem „Laokoon" — der großen Teilen der Deutschen noch heute als ein Katechismus der Kunst gilt — die Plastik ganz naiv in den Begriff der Malerei einschließt, daß er in der klassisch schön geschriebenen Abhandlung „über die Grenzen der Malerei und Poesie" zwischen Werken der Malerei und Plastik nirgends eigentlich grundsätzlich unterscheidet.* Hätte ein Rezensent zur Zeit Lessings das Bedenkliche dieser Gleichsetzung erkannt, so würde er eine höchst witzige Kritik unter dem Titel „Über die Grenzen der Malerei und Plastik" haben schreiben können. Ein solcher Kunstrichter hat sich aber auch in der Folge nicht gefunden; wie sich die deutsche Kunsttheorie denn überhaupt wenig mit den Arbeitsgesetzen der Plastik beschäftigt hat. Außer Adolf Hildebrands wertvoller kleiner Schrift gibt es eigentlich nichts Grundlegendes. Von Historikern ist viel über deutsche Malerei und Baukunst geschrieben worden; aber selbst ein Werk, das alle Erscheinungen der deutschen Plastik nur geschichtlich unter einen großen Gesichtspunkt zu bringen suchte, gibt es nicht. Der Bildhauer ist den Deutschen offenbar weniger interessant als der Maler. Die Ursache für diese Verlegenheit und Teilnahmlosigkeit — nicht nur in Deutschland — liegt in einer Doppelabsicht, die der herrlichen Kunst der Plastik von Hause aus eigen ist und die es macht, daß die Werke des Bildhauers schwerer faßbar sind als die des Malers oder selbst des Baumeisters.

Wer sich irgendwie näher mit der Plastik beschäftigt, sieht bald ein, daß ihre Werke sich nicht dauernd von der Baukunst lösen können. Im Ursprung ist die Baukunst die Mutter aller Raumkünste — so wie alle Künste der Zeit aus dem Geiste der Musik geboren worden sind. Die große architektonische Einheit aber ist längst dahin; von einem gewissen Punkt der Entwicklung ab haben alle Raumkünste das Bestreben gehabt, sich selbständig von der Baukunst loszulösen und ein abgeschlossenes Eigenleben zu führen. Der Malerei ist es auch gelungen, sich freizumachen; sie hat sich so selbständig entwickelt, daß der Maler heute mühevoll den Weg zur Architektur zurücksuchen muß, wenn ihm einmal monumentale Freskoaufgaben gestellt werden. Das Kunstgewerbe sogar hat es bis zu gewissen Graden gelernt, der Architektur zu entraten und abseits, im Gewerbe, in der Industrie, ein Sonderleben zu führen. Die Plastik hat dieselbe Eman-

* Er schreibt in der Vorrede: „Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Malerei alle bildenden Künste überhaupt begreife..."

zipation zwar versucht, doch ist sie nur bis zu einer Scheinfreiheit gelangt und auch das nur unter Aufopferung ihrer besten Wirkungsmöglichkeiten. Mehr als die andern Künste sieht sich die Plastik immer wieder auf das Architektonische verwiesen; die Stilwandlungen der Architektur sind auch die der Plastik. Nun war es aber von jeher schon so, daß die Plastik in demselben Augenblick, wo sie sich mit der Baukunst vereinigt hatte, gleich auch darüber hinauszustreben begann. Über die architektonische Wirkung fort suchte sie die groß seelische Wirkung, suchte sie das Charakteristische, ja das Naturalistische. Das Werk der Plastik ist in jedem Fall etwas wie eine Architektur, doch ist es zu gleicher Zeit eine Nachahmung der wahren Natur. Es ist immer ernst, wie es das Werk der Baukunst ist, aber es erstrebt auch die Bewegtheit der Natur. Die Plastik verkörpert in einem das abstrakte Gesetz und die sinnliche Wirklichkeit; sie will formale Gebundenheit, doch auch malerische Freiheit. Die Gefahren, die eine so ausgesprochen nach zwei Seiten gerichtete Kunst bedrohen, liegen vor aller Augen. Ergibt sich die Plastik zu sehr dem Architektonischen, so geraten die Werke ins Formalistische, ins äußerlich Dekorative; ergibt sie sich zu sehr der Natur, so geraten die Werke ins formlos Naturalistische, ins Nachahmende. Dieses bringt in das Schaffen des Bildhauers eine seltsame Spannung und Vorsicht. Einesteils hat er Furcht, in Abhängigkeit von der Architektur zu geraten, und anderenteils fürchtet er die naturalistische Freiheit. Lehrreich ist, zum Beispiel, die geschichtliche Erfahrung, daß die Plastik farbig war, also den Schein des natürlichen Lebens suchte, als sie am meisten architektonisch gebunden war, daß sie in der neueren Zeit aber, in demselben Maße wie sie sich von der Baukunst zu lösen strebte, absichtsvoll die Einfarbigkeit betont und, als Schutz gegen den Naturalismus, zur Abstraktion der Farblosigkeit gegriffen hat.

Meisterwerke gelingen der Plastik nur, wenn das Gleichgewicht der Mitte gefunden wird; nur wenn das groß Architektonische mit dem unmittelbar Lebendigen vollkommen verschmilzt, entsteht das Monumentale. Dann erscheint das Architektonische lebendig beseelt, als sei es die Handschrift großer Gefühle und vom Augenblick geboren; und das Naturalistische ist dann wie vom Mantel des Formgeheimnisses umhüllt, das Individuelle gewinnt den Charakter der Notwendigkeit, das Charakteristische wird statuarisch und die Wahrheit erhebt sich zu typenbildender Kraft. Das Architektonische verwandelt sich wie von selbst in eine höhere Natur, und das Natürliche steht da wie eine Architektur.

Dieser Ausgleich ist aber so schwierig herbeizuführen, daß Epochen einer wahrhaft monumentalen Plastik in der Geschichte der Kunst sehr selten sind. In Europa ist der Plastik das Absolute im größeren Umfange

nur in der griechischen Antike, während der Gotik und, bedingter, noch einmal im Italien der Renaissance gelungen. Der Erfolg hängt eben von der architektonischen Gestaltungskraft und von der Größe der Baugesinnung ab. Ein Phidias, der im neunzehnten Jahrhundert gelebt hätte, wäre seinen Werken nach nie ein Phidias geworden; ein Donatello könnte, bei der Unsicherheit unserer Zeit im Architektonischen, in keiner Weise ein Standbild wie das Gattamelatadenkmal schaffen. Wie schwer sich die Bedingungen zusammenfinden, geht schon aus der Tatsache hervor, daß man, bei der Betrachtung des letzten Jahrtausends der europäischen Geschichte, von einer selbständigen nationalen Plastik eigentlich nur in drei Ländern reden darf. Die Malerei ist von vielen Völkern selbständig und eigentümlich ausgebildet worden; eine schöpferische Plastik aber hat es nur in Italien, Frankreich und Deutschland gegeben. Das will sagen: nur dort hat eine Plastik sich lebendig entwickelt, wo das Schicksal der europäischen Baukunst entschieden worden ist. England, dessen Architektur, bei aller Bedeutung und Mannigfaltigkeit, nicht eigentlich bildend gewesen ist, hat den Weltbesitz um große Werke der Bildhauerkunst nicht vermehrt. Das holländische Volk, das malerisch so reich begabt ist, hat in der Plastik Nennenswertes nicht geleistet. Und Spaniens Bildhauerwerke sind, entsprechend der kapriziösen Vermischung verschiedener Lehnstile, immer in einer originellen Weise unselbständig gewesen. Es will darum schon viel sagen, daß die Deutschen eine eigene Plastik nur ihr eigen nennen. Die Bedeutung dieser Tatsache steigt aber noch bei näherer Betrachtung. Die Plastik der Italiener zur Zeit der Renaissance ist zweifellos einzig, was den Reichtum an intelligenten Talenten, was Fülle der Produktion und Einheitlichkeit des Stilgefühls bei großer Mannigfaltigkeit an schöpferischen Persönlichkeiten betrifft; doch ist es bemerkenswert, daß die italienische Plastik nur einen Zeitraum von etwa zwei Jahrhunderten umfaßt; mit der Renaissance erlosch das bildnerische Talent in Italien so sehr, daß das Land heute von einer anderen Rasse bewohnt zu sein scheint. Die dauerhaftere, ja, die ursprünglichere, wenn auch weniger blendende Schöpfungskraft ist in Frankreich und Deutschland zu Hause gewesen. Beide Länder vereinigt haben Europa das Wunder der gotischen Skulptur offenbart. Deutsche und Franzosen haben lange an denselben Aufgaben gearbeitet, als seien sie ein einziges Volk; dann haben sich ihre Wege getrennt, als Frankreich sich dem italienischen Einfluß unterwarf und Deutschland den gotischen Instinkten treu blieb. Das geistige Übergewicht war in entscheidenden Augenblicken, vor allem in dem wichtigen dreizehnten Jahrhundert, bei den Franzosen; dann hat Frankreich aber auch wieder der deutschen Plastik zeitweise nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen können. Erwägt man alles, so kommt man zu dem Schluß, daß die Deutschen am meisten

natürliche Begabung für diejenige der bildenden Künste haben, die am wenigsten volkstümlich ist, die sie am schlechtesten verstehen und deren Werke sie am unvollkommensten kennen: für die Plastik. Es wird offenbar, daß dem Deutschen von Hause aus die Lust am plastischen Sehen, am genauen Umschreiben der Form eigentümlich ist. Darum hat er auch in seine Malerei immer wieder plastische Gesinnung hineinzutragen versucht, darum hängt das Talent für die Plastik so fest mit dem deutschen Zeichentalent zusammen. Auch hat der Deutsche in der Plastik weniger ungewiß geschwankt zwischen dem gotischen Geist des Nordens und dem südländischen Klassizismus, als in seiner Baukunst und Malerei. In den Figuren des Naumburger Doms, in den mittelalterlichen Plastiken der Dome in Straßburg und Bamberg, in einigen Altarwerken von Veit Stoß und Adam Kraft, in dem kurfürstlichen Reiter Andreas Schlüters oder selbst in Gottfried Schadows Werken ist mehr spontanes Architekturgefühl als in den Bauwerken, neben denen diese Arbeiten entstanden sind. Und es ist darin zugleich mehr malerische Freiheit, mehr Natur als in den gleichzeitigen Bildern. Weniger als an den Werken der Architektur und Malerei hat an den Arbeiten der Plastik der Geist des Provinziellen Anteil. Die besten Werke der deutschen Plastik haben europäischen Charakter.

Sucht man eine Erklärung, so möchte man meinen, daß eben das Doppelpolige der Plastik der deutschen Eigenart besonders willkommen ist. Architektonisch empfinden und doch keine reine Architekturen schaffen, die Natur nachahmen und doch nicht naturalistisch sein, das eine tun und das andere nicht lassen: das kommt der Anlage des Deutschen entgegen. Und es ist um so besser gelungen, als der Zwang eines strengen Handwerks wohltätig hinzugekommen ist, eines Handwerks, das von eigenbrötlerischer Romantik nichts wissen will, das das Subjektivistische unterdrückt und die Programmkunst nicht kennt, das immer zu einer gewissen Größe der Gesinnung anleitet, vom Künstler aber auch wieder mehr ein vollkommenes technisches Können als hohe Gedanken fordert, weil es energisch darauf dringt, daß jede Empfindung in reine Form verwandelt werde.

Trotz dieser entschiedenen Begabung hat der Deutsche aus seinen natürlichen Anlagen nicht das Höchste gemacht, was daraus zu machen gewesen wäre. Es gewittert in der deutschen Plastik fortwährend das schlechthin Geniale; jene schulbildende Kraft aber, die eine ganze Welt unterwirft, hat sie nicht entfaltet. Wenn die deutsche Plastik ihrer Art nach höher steht als die italienische, so tut sie es doch nur selten dem Grade nach. Das ist es, was eine Geschichte dieser Kunst zu einer der schwierigsten Aufgaben der Kunstgeschichtsschreibung macht. Eine Scheu vor dem ganz Unbedingten in der deutschen Plastik stimmt überein mit dem Schwanken

des deutschen Geistes überhaupt zwischen einer großeuropäischen und einer partikularistischen Gesinnung. Es spiegelt sich in der Geschichte unserer Plastik die Zaghaftigkeit des Deutschen vor dem kühnen Hervortreten angesichts aller Welt, die Furcht vor der pathetisch großen Geste und auch der mächtige Wille, das eigene Selbst zum Selbst der ganzen Menschheit zu erweitern — jener geistige Herrschaftswille, für den eben jetzt wieder Hunderttausende auf Schlachtfeldern des Ostens und Westens verbluten.

Das heroische Zeitalter der deutschen Plastik fällt in ihre Jugend. Nie war sie in all ihrer Monumentalität persönlicher als in den Epochen der großen Namenlosen. Freilich fragt es sich, ob wir unsere Plastik des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als eine national deutsche Kunst überhaupt bezeichnen dürfen. Wir wissen so wenig von ihr! Wir kennen noch nicht einmal die uns erhaltenen Werke; wir kennen die griechischen Originale genauer als die romanischen Bildwerke in Deutschland. Wir wissen nur, daß der Arbeitsmittelpunkt der Plastik in entscheidenden Jahrzehnten in Nordfrankreich lag, ebenda, wo der gotische Baustil geboren wurde, und daß die halb mönchischen Schöpfer der Meisterwerke in Straßburg, Bamberg, Freiburg, Naumburg und in anderen Kathedralstädten mehr oder weniger Lehrlinge der nordfranzösischen Plastik gewesen sind. Wir wissen aber nicht, ob die Meister dieser Bildwerke überhaupt Deutsche gewesen sind. Es muß die Überzeugung genügen, daß es im wesentlichen Germanen waren, in Deutschland sowohl wie in Frankreich. Im übrigen waren sie Träger einer europäischen Kunstkultur. Sie standen einander, in Deutschland, Frankreich und Italien, näher als ihren Volksgenossen; sie waren mehr national im Instinkt als im Bewußtsein. Sie hatten Anregungen empfangen aus den byzantinischen Kunstdistrikten und aus der römischen Antike, und sie waren voll von jenem Kreuzfahrerkosmopolitismus, der dem Mittelalter so wichtig geworden ist, der das Nationalgefühl überall erst zur Selbstbesinnung gebracht hat.

Die ersten Spuren der deutschen Plastik verlieren sich im Zwielicht der Geschichte. Versuche Karls des Großen, eine deutsche Bildhauerschule zu gründen, mißlangen. Was dann folgte, bleibt für lange ungewiß. Es gibt aus den nächsten Jahrhunderten sehr schöne Elfenbeinschnitzereien, die im kleinen monumental wirken; sie mögen für die Plastik bedeuten, was die Miniaturen der Malerei gewesen sind. Aus Bischof Bernwards Hildesheimer Erzgießhütte ging kurz nach dem Jahre 1000 dann jene eherne Domtür hervor, auf der Reliefszenen aus der Schöpfungsgeschichte mit einer seltsam grotesk naturalistischen Wucht dargestellt sind. Und aus demselben Jahrhundert tritt uns, wie ein jähes Wunder, die große Holzskulptur des Christus entgegen, die in einer dunklen Kapelle des Braunschweiger

Doms hängt. Wer war Meister Imerward, der als Schöpfer dieses beängstigend groß gesehenen Christuskopfes zeichnet? Welche Tradition ermöglichte dem Schnitzmesser diese zwingende Dramatik? Wie ist dieses geheimnisvolle Nebeneinander eines entschiedenen Nichtkönnens und der höchsten Meisterschaft zu erklären? Dieses Werk steht in einem wesentlichen Punkte schon auf klassischer Höhe, darum kann es nicht vereinzelt gewesen sein. Erfahrung und Technik sind in der Folge unendlich vervollkommnet worden, das monumentale Formgefühl aber konnte nicht mehr übertroffen werden. Ein fast leeres Jahrhundert, in dem man aber mit verloren gegangenen großen Werken rechnen muß, und in dem die Plastik sich vor allem an Aufgaben der Grabmalskunst heranbildete, liegt zwischen dieser holzgeschnitzten Erlösergestalt und einem Meisterwerk heraldisch naturalistischer Bildungskraft und sicherer Erzgußtechnik, wie es in dem Braunschweiger Löwen dasteht. Daneben tauchen Bronzen und Silberarbeiten, vor allem Kruzifixe mit der Gestalt Christi, hier und dort in Museen und Kirchen auf, Meisterwerke höchsten Ranges oft, in denen die Formen der Gestalt und der Gewänder ineinanderfließen wie die Töne feierlicher Melodien. Sind das alles nun rein deutsche Arbeiten? Nicht lange vor dem Braunschweiger Löwen war das von zwölf prachtvoll bewegten Stieren getragene Taufbecken in der Bartholomäuskirche zu Lüttich entstanden, das man doch keineswegs französisch nennen darf. Wir dürfen wohl überhaupt nicht mit dem heutigen Begriff von Deutschtum messen. Nicht nur politische Grenzen schwanken, auch die Sprachgrenzen waren damals im höchsten Maße unsicher. Es handelt sich um verschiedenartige Mischungen einer einzigen großen germanischen Bildungskraft, die als Ganzes mit dem Namen der Gotik bezeichnet wird. Daß die Mischung in der Folge in Nordfrankreich am besten gelang, steht außer Frage. Dort reifte jenes Genie der plastischen Gestaltung, das den ganzen europäischen Norden beherrscht hat. Der französische Einfluß war dem ähnlich, den Frankreich im achtzehnten Jahrhundert auf Europa ausgeübt hat; nur handelte es sich um eine weitaus wertvollere Energie. Nicht eine Hofkultur wurde verbreitet, sondern eine kirchlich zusammengehaltene Volkskultur, so mächtig wie nur Völker auf Morgenstufen sie hervorbringen. Neben dem Babelgedanken der gotischen Baukunst wuchs eine ins Visionäre sich reckende Plastik heran. Ganze Heere von Bildsäulen gingen aus den Steinmetzwerkstätten hervor. Sie reihten sich an den Kirchenwänden entlang, im Schiff und im Chor, an den Pfeilern und zwischen den farbig strahlenden Fenstern; sie bevölkerten in dichten Massen, rhythmisch zu architektonischen Verbänden geordnet, die Spitzbogenportale, füllten in erhabenen Gruppen die Giebelfelder der Bogen, standen in edler Einsamkeit unter Baldachinen oder in kleinen Tempeln vor den Mauern; sie wanderten in feierlichem Tempo dahin, über Ge-

simsen und Balustraden und belebten mit ihren verzückt bewegten, aber auch statuarisch gebändigten Leibern festlich die ungeheure Masse des Bauwerks. Merkwürdige und schreckliche Tiergestalten sprangen aus dem Gestein, aus Pfeilern und Geländern hervor; unendliches Rankenwerk, ein Wald von Blättern und Pflanzen, in dem das Kleingetier wimmelte, überzog Kapitäle und Gesimse; und wie trillernde Kadenzen eilten Zierformen, die halb der Plastik, halb der Architektur angehörten, an den Portalen, den Pfeilern, den Türmen empor: der ganze Dom war wie ein märchenhaftes Kunstgebilde der Plastik. Und diese Masse von Figur, diese aus einem frommen Grauen vor den Wundern der Schöpfungsfülle geborene Bilderwelt diente nur dem einen Gedanken der Anbetung. Nichts sollte dem Betrachter gefallen und sein Lob erschmeicheln: alles dachte nur daran, vor dem Auge Gottes zu bestehen. Darum geriet die Form einerseits so überschwenglich kühn, so architektonisch groß und visionär gewalttätig, und darum war die Darstellung andererseits so wahr, so unbefangen naturalistisch und unkonventionell frei. Vor Gott gab es keine Scheu und kein Geheimnis. Niemals vorher hat sich die Plastik der Baukunst so innig verbunden, niemals dachte der Baumeister so sehr als Bildhauer. Und niemals auch war die Plastik mehr malerisch. Dabei hatte sie insofern große Schwierigkeiten zu überwinden, als sie die unbildsamen Legendenstoffe, die überwirklichen Vorstellungen des Christentums und Erscheinungen des Psychischen in plastische Formen kleiden sollte. Auch hatte sie nicht, wie die antike Plastik, mit dem schönen nackten Körper zu tun, sondern mit der keusch bekleideten Gestalt. Darum geriet sie wie von selbst – im Gegensatz zu der belebten Ruhe der griechischen Kunst – ins Romantische, ins monumental gesteigerte Sentimentalische, ins erhaben Häßliche, ins dramatisch Groteske. Aber so reich war sie an Genie, so richtig war ihr Gefühl, daß sie bei der größten Kühnheit und Leidenschaft nicht vom echten plastischen Gefühl abirrte. Mit der Sicherheit des großen Schöpferinstinkts ging sie im dreizehnten Jahrhundert ihren Weg durch Europa dahin.

Dieser Weg führte zunächst von Frankreich durch Deutschland. Dort erhielt der Stil einige charakteristische Sonderzüge. Die deutschen Bildwerke weisen nicht die reiche Phantasie der französischen Arbeiten auf, man begegnet nicht einer so unerschöpflichen Motivenfülle und poetischen Originalität, die Monumentalität ist nicht so anmutig und klangvoll, auch gleitet sie leichter ins Konventionelle hinein. Dafür ist in den besten deutschen Beispielen eine schlichtere, oft gewaltiger wirkende Menschlichkeit. Die Prophetenpaare am Bamberger Dom stehen mit einer monumental vereinfachten Wahrheit im Gespräch da wie Apostelgestalten Giottos; der Kopf der Kaiserin Kunigunde an derselben Kirche ist mit der sinnlichen Wahrheit und Fülle der besten frühgriechischen Skulpturen modelliert; und die

Gestalt des geheimnisvollen Reiters ebenda ist ein großes Meisterwerk statuarisch gesteigerter Bildnisplastik. An den herrlichen Gestalten des Naumburger Doms hat der deutsche Norden deutlich Anteil. Holbeins Unbeirrbarkeit, das Genie des unbedingten Könnens und die Wahrheit der Natur, gesehen von einem Sinn für große Verhältnisse, sind in diesen feierlichen Porträtfiguren; das Leben ist heroisch zusammengefaßt und dabei architektonisch geworden. Bei allen Anzeichen eines leidenschaftlich wachsenden Nationalgefühls sind die deutschen Meisterwerke dieser Zeit, — handle es sich um die leidvoll am Kreuz hängenden Christusgestalten, um die Gruppenmusik von Grablegungen, um Allegorien der Synagoge oder der Ekklesia, um Madonnen, Propheten oder Darstellungen der klugen und der törichten Jungfrauen, um die berühmten Bildwerke in Straßburg, Bamberg, Freiburg, Ulm, Naumburg, Magdeburg oder in anderen deutschen Städten — in demselben Maße großbeseelt und monumental wie sie europäischen Charakters sind. Sie treten so ungemein individuell vor einen hin, weil die Persönlichkeiten der unbekannten Bildner ins Überpersönliche, ins Nationale gesteigert erscheinen. Klassisch ist die deutsche Plastik dieses großen dreizehnten Jahrhunderts geworden, weil die Nation sich damals fortgesetzt mit anderen Völkern befruchtete, weil das Nationalgefühl ein mächtiger, vorwärtsdrängender, nach Erweiterung strebender Instinkt war, nicht ein nach Absonderung strebendes Bewußtsein.

Auf diese große Zeit, wo die Plastik genau die Mitte fand zwischen Architektur und Natur, folgte eine Epoche des Abirrens nach der Seite des architektonisch Dekorativen. Entscheidend war, daß die Plastik nun aus einem Mittel des Anbetungsbedürfnisses zu einem Repräsentationsmittel wurde. Der Künstler arbeitete nicht mehr für das Auge Gottes, sondern für das der Menschen, er begann an Ruhm und Lohn zu denken. Dadurch büßte die Plastik bald den Zug leidenschaftlicher Erhabenheit ein, es verlor sich das Geheimnisvolle und die Schmucklust trat an seine Stelle. Der Wandel wurde zunächst in den großen Handelsstädten sichtbar, wo der sinnliche Genuß wohnte. Die Kunst wurde dort nicht gerade unkirchlich, aber sie neigte doch mehr zum Profanen als bisher. Infolgedessen löste sie sich auch, langsam zwar aber unaufhaltsam, aus dem festen Verband der Baukunst, wodurch dann wieder etwas zierlich Kunstgewerbliches in die plastische Form kam. Die schon ganz dekorativen Heiligenstatuen im Chor des Kölner Doms, die geistreich aber professionsmäßig ausgeführten Figuren vom „Schönen Brunnen" in Nürnberg, die Statuen des Bremer Rathauses und viele andere Beispiele sind Zeugen dafür. Das Handwerk übernahm die Erbschaft einer großgesinnten Kunst, wenn im stillen auch manch menschlich tief empfundenes Kunstwerk noch entstand — wie,

zum Beispiel, die jetzt erst bekannt gewordenen Altarwerke des Hamburger Meisters Bertram und provinzielle Arbeit verwandter Art.

Nach anderthalb Jahrhunderten, um 1450, war die innerliche Ablösung der Plastik von der Architektur vollendet, und es war Raum für einen neuen Stil. Im Gegensatz zu der europäischen Kunstgesinnung des dreizehnten Jahrhunderts kam nun eine spezifisch deutsche Gesinnung zur Herrschaft. Sie brachte in die Werke der Plastik eine gewisse heimatkünstlerische Enge, aber auch eine Originalität, die die deutschen Arbeiten zwischen 1450 und der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von allen anderen Bildwerken in Europa unterscheidet. Diese der klassischen deutschen Malerei von Holbein, Dürer, Grünewald vorhergehende und gewissermaßen aus der Graphik Schongauers hervorwachsende Plastik bildete eine nationale Schule ganz aus eigener Kraft und zog die stärksten Talente zu sich hin. Eine Wandlung ging nun vor sich, ähnlich der Entwicklung vom Fresko zum transportablen Wandbild. Die Plastik war nicht mehr ein organisches Glied der ganzen Kirchenarchitektur, sie strebte jetzt vielmehr zum Altar, als zum Blickpunkt der Gemeinde; sie kam den Kirchenbesuchern nicht mehr mächtig entgegen an Portal und Wand, sondern wollte aufgesucht sein. Da sie aber ohne Architektur nun einmal nicht sein kann, so erfand sie in einer künstlichen Weise zu ihren Gestalten Miniaturarchitekturen — sie bildete den Altar wie ein zum Relief gewordenes Bauwerk aus und setzte in diese künstlich zierlichen Gehäuse einer rein dekorativ gewordenen Gotik ihre fast immer unterlebensgroßen Figuren. Die Absicht war nicht, der Plastik das Sakrale zu nehmen, aber sie sollte doch gewissermaßen zivil gemacht werden. Darum verzichtete man auch mehr und mehr auf das zur Monumentalität drängende Steinmaterial und wandte sich dem Holz zu. Aus dem Bildhauer wurde der Bildschnitzer. Und der wurde um so volkstümlicher, als die Holzschnitzerei im deutschen Volk von jeher geübt worden war, als das Holz das gegebene Material für eine sozusagen familiäre Kunst war. Die sakrale Monumentalität verwandelte sich in biblisches Genre. Der Bildschnitzer arbeitete mit geduldiger Lust an komplizierten Altarwerken; je reicher sie ihm gelangen, desto mehr Ruhm erntete er. Bevorzugt wurden vielfigurige Szenen mit ungeschickt-raffinierten Perspektiv- und Reliefwirkungen. Die Figuren agierten in zerbrechlichen Architekturräumen biblische Vorgänge. Alles wurde sorgfältig geglättet, dann ging der Schnitzer mit dem Maler einen Bund ein und ließ sein Werk reich bemalen und vergolden. Die Plastik wurde erzählend. Das eben führte zu einer genrehaften Darstellung der heiligen Legenden. Der Altarschrein wurde zu einer kleinen Bühne. Die Plastiken dieser Zeit haben oft den Charakter von Krippendarstellungen, sie wirken puppenhaft. Der Bildhauer wetteiferte mit dem Maler, er erstrebte Raumillusionen und ging

über die Grenzen seiner Kunst hinaus. Auch darin tat er zuviel, daß er seine Arbeiten ruhmredig bis zum letzten durchführte. Man könnte von einem übertriebenen Fertigschnitzen sprechen, wie man tadelnd vom Fertigmalen spricht. Dadurch wurde dann obendrein der Virtuosität der Boden bereitet.

Doch traten alle diese Mängel immer mit einer charaktervollen Originalität auf. Das Italienisierende wurde vermieden. Und überall drangen ein starkes Naturgefühl und das rechte Gefühl für den Stil der Plastik auch durch. Aus dem Faltenknitterspiel der Gewänder blicken Köpfe und Hände hervor, die mit einem ganz sinnlichen Gefühl für Fleisch geschnitzt worden sind und die in ihrer ungemilderten Formenkraft den Charakter des groß Bildnishaften haben. Aus dem Puppenhaften löst sich ein lebendiges Menschentum, aus dem Linkischen eine hohe Meisterlichkeit und hinter der Rutine steht das naive Gefühl. In reichen Beispielen blüht eine halblebensgroße Kunst auf, in der Züge des Monumentalen sind, die unplastisch im ganzen, aufs höchste plastisch aber oft im einzelnen ist.

In lokalen Schulen hat sich diese in Gold, Lack und bunten Farben glänzende Bildschnitzerkunst über ganz Deutschland verbreitet und hat ihrerseits auf die Steinplastik und selbst auf den Bronzeguß zurückgewirkt, nachdem sie von diesen Techniken angeregt worden war. Aus den Schulen aber treten bestimmte Persönlichkeiten mit einem abgrenzbaren Lebenswerk hervor. Da ist, im Gedränge dieser bürgerlichen Handwerkergestalten, der in Krakau und Nürnberg beschäftigte Veit Stoß, ein leidenschaftliches Temperament mit einem merkwürdigen, tragischen Lebensschicksal, der dem Holz eine gewisse dekorative Monumentalität abgewonnen und der im Bourgeoismilieu seiner Zeit die heroische Empfindung nie ganz verlernt hat. Da ist, als ein großer Techniker, Tilman Riemenschneider, der in Würzburg mit vielen Gehilfen und Lehrlingen arbeitete und der, als ein Meister des Wohlgefälligen, seine Zeitgenossen erfreute, wie er heute noch die Sammler entzückt. Mit Werken eines charaktervollen Realismus stehen die beiden Jörg Syrlin an der Spitze der Ulmer Schule; Michael Pacher, der Tiroler, tritt mit der reichen, schon südlichen Pracht seiner Altarwerke anspruchsvoller hervor; und Hans Brüggemann weist im nördlichen Schleswig mit einer unendlich kunstvollen Altararchitektur auf das gleichmäßig hohe Niveau der Bildschnitzerei in ganz Deutschland hin. Als der beste Vertreter der Steinplastik erweist sich der bewegungsfreudige Nürnberger Adam Kraft; voran geht ihm Hans Decker, in dessen Nürnberger Grablegung die strenge realistische Gewalt der Primitiven ist. Und als der populär gewordene Schutzheilige der deutschen Bronzebildnerei kommt, in Schurzfell und Arbeitsmütze, wie er sich selbst gebildet hat, Peter Vischer hinter dem Grabmal des Heiligen Sebaldus, in der Rolle eines deutschen Ghiberti etwa, hervor. Er gibt sich schon italienischer, klassizistischer und ver=

leugnet mehr als seine Genossen den gotischen Instinkt. Aus dem konventionellen Mittelgut ragen dann noch einzelne anonyme Bildwerke von hohem Rang auf. Die oberschwäbische Maria, die im Berliner Kaiser Friedrich-Museum steht, ist solch ein Werk naiver Genialität. Sie ergreift durch ihre stille Allgütigkeit; es ist, als beschütze ihr bergender Mantel ein ganzes Volk vor Leid und Ungemach. In solchen Werken steigt die deutsche Heimatskunst in gewisser Weise über die welterobernde italienische Plastik derselben Zeit empor. Dann begegnet man aber wieder abstoßenden Geschmacklosigkeiten, wofür die nur noch als Kunststück der Pflanzenstilisiererei zu wertende Kanzel im Dom von Freiberg in Sachsen etwa ein lehrreiches Beispiel ist. Der künstlerische Wert hängt in dieser Zeit mehr als früher vom Persönlichen ab; es fehlt die Zucht großen Stils. Darum ist das Genialische auch so oft im Philiströsen verstrickt, das Statuarische unterliegt der Genregesinnung, die Empfindung leidet unter dem handwerksmäßigen Konventionalismus und die Hauptwirkungen werden verzettelt. Dennoch: kein Volk hat dieser bürgerlichen Plastik etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Auch jetzt wird, bei allen Vorbehalten, die natürliche Begabung des Deutschen für die Plastik wieder bekräftigt.

Den Zusammenhang mit der Architektur, der im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert fehlte und der in der Folge in einer vielfachen kunstgewerblichen Kleinarbeit noch mehr verloren ging, hat das Barock wiederhergestellt. Er brachte der Plastik eine neue gotische Gesinnung. Aber fehlte im fünfzehnten Jahrhundert dem plastischen Empfinden das Architektonische, so fehlte der Barockplastik der aufmerksame realistische Sinn. Das führte zu einer einseitigen Betonung des architektonisch Formalen, zum äußerlich Dekorativen. Ein Sturm der Leidenschaft machte die plastische Form aufrauschen; doch war es nur ein Theatersturm, ein formaler Rausch ohne Begeisterung. Das Gotische wurde nun auf dem Wege über die italienische Pracht, über die romanische Kunstauffassung wiedergeboren; und dabei ging ihr viel von ihrer germanischen Gefühlskraft verloren. Die Stilidee führte darum so leicht zur Manier, die Bewegtheit artete aus in ein Gezappel. Den einzelnen Werken dieser Zeit darf man sich nur selten nahen, weil sie in der Nähe nichts sind als grotesk oder anmutig gewundene Gliederornamente; tritt man aber zurück, so daß die Figurenreihen auf den Dachgesimsen, an den Kandelaberfüßen und zwischen den heiter gräzisierenden Säulen sich der geschweiften, gekuppelten und festlich bewegten Architektur eingliedern, so genießt das Auge die schönste Musik von Form und Bewegung. Die Gotik ist nun weltlich geworden, sinnlich nackt, leichtfertig und frivol; sie dient einem repräsentativen Baugedanken oder bleibt doch in der Regel zurück, wo die Archi-

tektur sich in einer neuen Weise dem großen Formgeheimnis nähert. Bei alledem sehnt sich diese klassizistisch verzauberte Gotik auch in der Plastik nach der großen Persönlichkeit, die ihrem dekorativen Drang einen tiefen menschlichen Inhalt und damit Monumentalität geben könnte. Vereinzelt fand sie in Andreas Schlüter eine solche Persönlichkeit. In seinen Masken des Berliner Zeughauses, in seinem Kurfürstendenkmal führte er die deutsche Plastik auf einen neuen Höhepunkt, wie um zu zeigen, welch männlicher Kraft das Barock fähig gewesen wäre. In den besten Werken dieses baumeisterlichen Bildhauers erhebt sich die deutsche Plastik über die gleichzeitige französische. Doch stehen diese Werke, in einem an dekorativer Plastik unendlich reichen Jahrhundert, nahezu allein; einer weiteren Ausgestaltung des Wahren und Menschlichen war die Epoche des repräsentativen Fürstentums doch zu ungünstig. Die Renaissance der Gotik, die Barock und Rokoko heißt, widersetzte sich einer weiteren Vertiefung — trotzdem bemalte Heiligenfiguren aus Holz in den reichen Kirchen, neben all dem akademischen Marmorprunk, immer noch auf ein volkstümliches Element in der deutschen Plastik dieser Zeit hinweisen, — weil dem erneuerten Formgefühl die geistige Organisation fehlte, weil die Kunst sich nicht mehr zur Anbetung erhob, sondern laut und dreist prahlte.

Die aufkommende bürgerliche Bildung verhalf dann dem Klassizismus zur Herrschaft; der Geist der Gotik verschwand aus der deutschen Plastik. Aber auch jetzt bewiesen die Deutschen ihre natürliche Begabung. Die Klassizisten fanden in ihrer Art wieder einen Ausgleich zwischen architektonischer Haltung und Naturanschauung und es gelangen ihnen Werke von einer gewissen Vollkommenheit. Nur ist es eine schulmäßige Vollkommenheit, eine Meisterschaft aus zweiter und dritter Hand, wie ja die ganze klassizistische Kultur eine Bildungskultur, eine Kultur des bürgerlichen Ehrgeizes war. Die Plastik wurde ein Kind der Theorie, und es wurde nichts Entscheidendes dadurch gebessert, daß sie sich genialer Lehrer wie Winckelmann, Lessing und Goethe rühmen konnte. Das Unnatürliche war, daß diese Lehrer Literaten waren. Der Stil war ein Programmstil, er stand dem gotischen Instinkt feindlich gegenüber; der Deutsche aber ist niemals ganz er selbst, wenn er sein gotisches Wesen gewaltsam verleugnet. Weil aber das Ganze künstlich war, gerieten auch die Einzelaufgaben ins Künstliche. Die Idee des Straßendenkmals wurde damals populär. Bezeichnend ist es auch, daß jetzt die Plastik endgültig auf die Farbe verzichtete; die Form wurde einfarbig abstrakt. An Stelle des natürlichen Bildungstriebes trat das lehrhafte Ideal. Innerhalb dieser Einschränkungen gelangen der Plastik aber doch eine Reihe vorzüglicher Werke. Bildhauer wie Gottfried Schadow oder Christian Rauch stehen mit ihren Arbeiten nicht nur hoch über der gleichzeitigen deutschen Malerei, sondern sie stehen auch

bedeutender da als ihre Konkurrenten in anderen europäischen Ländern. Sie haben die Mitte zwischen dem Architektonischen und dem Natürlichen gefunden. Freilich auf kaltem Wege. Da sie Epigonen waren, so gelang ihnen das künstlerisch Vornehme, nicht aber das Monumentale. Der Schrei des Urweltlichen fehlt immer; es kommt nur zu einem Destillat von Monumentalität.

Die von sehr edlen und zum Teil starken Talenten bediente Künstlichkeit des Klassizismus mußte in der Folge zu schlimmeren Künstlichkeiten führen. Auf das Epigonentum folgte logisch der Eklektizismus. Und neben diesem gedieh mehr und mehr die sklavische Naturnachahmung. Der Eklektizismus ahmte nacheinander die historischen Stile nach, der moderne Naturalismus ahmte photographisch getreu die Natur nach. Beides gehört eng zusammen. Die Tätigkeit des Auswählens und Rekonstruierens ist nicht schöpferisch und darum nicht stilbildend; und ebensowenig ist es die subalterne Nachahmung des Naturvorbildes. Hier und dort besteht die Absicht, Formen zu stehlen, die man nicht selbständig schaffen kann. Über die Werke der so entartenden deutschen Plastik braucht nichts mehr angemerkt zu werden. Sie sind bis zum Überdruß gescholten und verächtlich gemacht worden. So anspruchsvoll sie in unsern Städten auch hervortreten: sie haben im Grunde weder mit der Architektur, noch mit der Natur, noch überhaupt in einem höheren Sinne mit der Kunst zu tun.

Gegen diese Verwahrlosung hat sich das Talent in den letzten beiden Jahrzehnten empört. Ein neues Erwachen des plastischen Sinnes fällt zusammen mit einer erstarkenden Bildungskraft für das Architektonische einerseits und mit einem lebendigeren Naturgefühl andererseits. Von einem Stil der Baukunst, der die Plastik zu sich hinziehen könnte, ist ja noch entfernt nicht die Rede; aber es hat sich schon als fruchtbar erwiesen, daß nur ein reineres Gefühl für das Architektonische aufkommt. In einer freilich noch kleinen Anzahl von Bildhauerwerken ist wenigstens wieder jener latente Architekturinstinkt zu erkennen, ohne den kein Werk der Plastik rechte künstlerische Haltung haben kann. Wände und Fassaden, die plastische Bildwerke zur organischen Vervollständigung des Baugedankens fordern, fehlen noch durchaus; doch ist die Hoffnung nicht mehr ganz utopisch, daß wir in Zukunft einmal eine die große plastische Kunst bedingende Baukunst haben werden. Die Erneuerung des Naturgefühls weist andererseits auf den Geist der Malerei, dem diese Jahrzehnte gehören, auf das, was Impressionismus genannt wird. Darum hat zeitweise auch der französische Bildhauer, der den Impressionismus am konsequentesten auf die Plastik angewandt hat, August Rodin, einen starken Einfluß auf die deutschen Talente ausgeübt. Um so mehr als Rodin nicht nur ein Zögling der lateinischen Traditionen ist, sondern auch ein genialer Spätling des gotischen

Geistes. Er hat das Gotische, Barocke und Klassizistische zu verschmelzen gesucht und zwar nicht durch den Verstand, sondern durch das Temperament. Mit seiner fruchtbaren aber ganz persönlichen Synthese ist er tief ins Malerische geraten – wie denn die ganze französische Plastik einen Hang zum Malerischen hat – und hat als Anreger auch die deutsche Plastik zeitweise aus den Grenzen des Architektonischen herausgelockt. Der Fehler ist aber bald verbessert worden. In Frankreich vor allem durch Maillol, in Deutschland durch junge Anhänger Maillols und vorher schon durch die exemplarischen Lehren Adolf Hildebrands, der die deutsche Plastik auf den Klassizismus und noch mehr auf die griechisch-römische Antike unmittelbar hingewiesen hat. Als Folge solcher Einflüsse ist ein neuer Stil der Plastik nun freilich noch nicht entstanden, aber es beginnt sich doch überall verheißungsvoll zu regen. Einige der neuen Talente suchen in einer ursprünglicheren Weise Anschluß an die Antike und erstreben eine Monumentalität, die in gleicher Weise architektonisch wie aus der Anschauung der Natur entstanden ist; andere wieder suchen mit leidenschaftlichem Subjektivismus den Geist der Gotik lebendig zu machen, suchen mit Modellierholz und Schnitzmesser naturalistische Beobachtungen ins pathetisch Statuarische zu steigern. In der Malerei sogar, bei den Jüngsten, bei den absichtsvollen Stilisten, ist deutlich eine neue plastische Gesinnung wahrzunehmen. Die Maler wenden sich dem Primitiven zu, sie beschäftigen sich kubistisch mit dem Raumproblem, als seien sie Bildhauer, und im Atelier findet man auf dem Ehrenplatz eine Negerplastik.

Welche Folge dieses alles haben wird, hängt sowohl von der Zukunft unserer Baukunst ab wie von der nachhaltigen Kraft unseres Natur- und Lebensgefühls. Wird jener übernationale Architekturstil, wovon hier neulich die Rede war, („Neue Rundschau", Juni 1915) einst zur Tatsache, so wird der zu erwartende gotische Klassizismus – wie man paradox sagen könnte –, so wird die rauhe Zweckmonumentalität eines Weltstils der Architektur die Plastik mit sich fortreißen und sie mächtig auch mit Natur beleben. Diese Möglichkeit liegt aber in so weitem Felde, daß man nicht hoffen darf, die vielen Denkmalsaufträge, die nach dem Kriege wahrscheinlich kommen werden, könnten daraus schon Nutzen ziehen. Die Epoche des kunstwidrigen Eklektizismus und der Naturkopie wird durch den Krieg keineswegs abgeschlossen. Es muß uns genügen zu wissen, daß einige echte Talente an der Arbeit sind, daß die ehrliche Handwerksgesinnung und der gesunde Kunstverstand sich mehr und mehr ausbreiten und daß von fern die Hoffnung winkt, die deutsche Plastik könne einst wieder der großen Leistungen des dreizehnten Jahrhunderts würdig werden, indem sie ungezwungen wieder die nationalen Bildungskräfte zum Europäischen erweitert.

Südliche Inseln

von Oskar Loerke

Der Gräberhain

Oliven, gekrümmte, die ihr Jahrhunderte
Die Last und Herrlichkeit des Lichtes trugt,
Und nie doch saht, was vor euch ist,
Die ihr, sparsam und weise weit voneinander gesät,
Im Greistum erst die brüderlichen, blinden Häupter euch betastet,
Und von dem andern endlich wißt
Und nicht sprecht
Und weiter einsam, gesellt nur die einsam grauenden Klagen —:
Die Gräber, an denen ihr stehen bleibt,
Weiße, überkuppelte Würfel,
Unweit dem klaren, dem roten Ozean der Wüste,
Auf deren Kalk euer Abbild spielt,
Ihr wißt nicht, Oliven, was ihr mit schwarzen Fingern
Immer zählt, noch wieviel es ist.
Die Mäler sind euch entrückt wie der Abgrund des Himmels,
Der euch doch segnet und über euch ist.
Denn euer Fuß auch hört im Ungewissen auf,
Niederwärts ist dem Leeren kein Grund gesetzt,
Und es segnet euch auch.

Aber die unter euch ruhn, Heilige einst,
Mir verborgen wie euch, ob ich auch sehe
Die kleinen Dome ihres Gedächtnisses,
Warum ergreifen sie mich, den Fremdling,
Aus dem Abgrund, den ich zu Füßen euch sah?
Haschen mich bei der Hand?
Der Staub wölkt tief wie weißer Burnus empor,
Das angstlose Dunkel schlägt Augen auf,
Gütige, schwarze, den Hain erschütternd,
Miterschüttert, tönst du, Seele, voll Wahrheit:
Diese Stunde wußt ich noch nicht eure Stätte,
Und die niedergedämmerte Zeit seit euch
Ist mir dieser lastbare Hain:
Dennoch, euretwillen kam ich,
Zu weit ist nicht der Weg übers Meer und das Atlasgebirge,
Lehrer, zu denen die Bauern der Vorzeit gewandert,

Unter wehenden Dattelbäumen her,
Deren süßes Gewölk den Segen
Lang ausgeregnet hat.

Ihr, euer Leichnam ist längst hin,
Lange grünte ein Trost an der Türe des Grabes,
Und aus dem Trost ist der Ölhain geworden,
Und die Blätter gehören dem Gott, wie die Sonnen,
Allen ein Trost, nicht dem Einzelnen mehr.
So auch ein Wort, das ihr einmal gesprochen,
In einer nur der tausend Sprachen,
Es war vor eurem Leibe vergangen,
Und es erzog die Wälder doch
In ihrem Wachstum
Und ein Ton,
Erhorcht in ungezügelter Nacht
Lehrte die Ströme von den Bergen rauschen.
Ihr wußtet, zuvor dem Tode zu kommen,
Was ihr belebt, das findet sein Schwert nicht.

Ja, der hilflose Hain
Ist unzerstörbar,
Die blinden Äste fanden den Weg
Im ungeheuren Ozean des Himmels
Bis an sein Ende,
Ob überflogen auch
Von Wesen, die hungern und jagen,
Und dem Krieg der Kometen.

Das ruhelose Schluchzen

Das ruhelose Schluchzen sucht die Landung –
Die Insel trägt ein weiter Dom aus Stein:
In allen Grotten betet wild die Brandung; –
Wann mag mein Auge zugefallen sein?

Und unterweilen gilben die Zitronen,
Die Hähne krähn, es füllt sich Mond und Jahr.
Doch rückwärts spindeln sich die Zeitäonen,
Erloschne Sonnen werden wieder klar.

Im Wind lullt eines Bischofs Spruch von weiland,
Hoch auf dem Markt bricht ab die Sonnenuhr,
Schon braust die frühe Zeit, da diesem Eiland
Der Segen aus dem Glutberg widerfuhr.

Der Stein fließt feurig und der Seim erkaltet,
Aus Heißem watet Tuffstein, Schotter birst,
Der Ölwald hat den grauen Rauch gestaltet,
Der Flamme Aufschwung starrt als Klippenfirst.

Da fliegen meine Lider auf wie Falter.
Da war der Grund mir viel zu kalt geglüht.
Maultiere gingen, ungewiß an Alter,
Jahrtausende verspätet und verfrüht.

Die Möwen froren in den weißen Pelzen.
Ihr Altertum schrie meerwärts und verscholl.
Es konnte nicht die Trauernarbe schmelzen,
Die in dem Rosenwald auf Mauern schwoll.

Dann, wie dem Feiernden am Windelbaume
Sich Rausch der Klarheit aus dem Brunnen dreht,
Kam das Entsunkene aus tiefstem Raume
Verklärt zurück und wurde selig stet.

Wolken

Dem halben Himmelskreise
Ist eine Sichel grünen Lichtes angelegt,
Die festes Land und Inseln
Vom Meere nimmt, daß ihren Fuß nur Himmel trägt.

Der Vulkan, so groß,
Treibt seine Mühlen Gottes wie Gedanken leicht.
Die Rosenfelsen sind
Zur welken Streu von Rosenblättern abgebleicht.

Manch andre Wolken kommen,
Aus trüber, feuchter Kühle seelenlos gerafft.
Die hangen nun mit festem Land und Inseln
Auf grünem Lichtgeschwel in stummer Bruderschaft.

Luft ist aller Schemel,
Ein gleichnisloses banges Schatten die Gestalt.
Der Finger stäche in das Nichts,
Der in die Dünste tunkte, die das Nichts geballt.

In welchen Wolken sind nun Tische aufgestellt
Mit Abendwein und Brot, auf Fliesen buntgefugt?
Und wo verwest ihr steinernen Gedanken am Portal?
Ihr Blumen, die ihr heut an Griechentempel schlugt?

Du Wolke mit dem Blute,
Dem Trauerpaukenpuls zum Flötenchor vom Glück
Liegst an der leeren andern
Vor ungeheurem Licht als gleichgewognes Stück.

Meine Füße nur gründen; so wollen sie wandern.
Da schlägt wie Not ein Deingedenken in mich ein.
Nun zögern sie und werden,
Wie wenn sie auch vom Boden aufgehoben sei'n.

Abschied

Weiter wird wachsen das Öl,
Weiter wird steigen das Harz,
Über Wolken der Glutberg im Weltmeere schwimmen;
Neues Piniengewölk,
Wie die Schatten Vulkans,
Wird gesänftigten Ernstes die Schroffen erklimmen:

Tot noch wünschst du dir, Herz,
Nur als Orangenduft
Möge ein Gott dein Blühendes hierher entführen,
Wünschst, nur ein roter Ball,
Unter den hundert des Baums,
Hier noch einmal den seligen Sand zu berühren.

Rundschau

Paul Ehrlich

Ein Nekrolog von Carl Ludwig Schleich

Die Armee derer, die sich zum Kampfe gegen die Krankheiten innerhalb staatlicher Gemeinschaften ständig mobil erhält, hat sich von jeher in zwei große Organisationen geschieden: in eine Genietruppe solcher, welche die theoretischen und strategischen Bedingungen eines wirksamen Eingreifens gewissermaßen im Generalstabe der Wissenschaften festzulegen suchen, und solche, die Taktik und Praxis der Verfahren anzuwenden haben beim eigentlichen Schlagen der gespenstischen Schlachten, deren winziges und doch von Sorge und Schmerz schwer belastetes Feld zuletzt immer eine Menschenwiege, ein Bett, ein ärmlich Lager bildet. Jene, die Theoretiker der Medizin, müssen naturgemäß in den Bereich ihres Wissens fast die ganze Biologie, den weiten Umkreis aller Lebenserscheinungen einbeziehen, da jeden Augenblick ein neu vom Spinnrad des Lebens abgerollter Faden hinüber leitbar sein kann in die verborgensten Teppiche auch des Menschenleibes. Ihre Forschungsart ist kühler, unpersönlicher, losgelöster von der Resonanz der Klagen und frei von dem Herzerschüttern der Tränen. An sie hängt sich nicht ein flehendes Paar von erhobenen Händen mit seinem, den fühlenden Arzt immer neu erbeben machenden „Rette, rette!", sondern sie überlassen Enttäuschung und auch den Triumph der Probe aufs Exempel eben dem Praktiker, der ja niemals, wie jene, dem unpersönlichen Krankheitsbegriff gegenübersteht, sondern dem handgreiflichen Kranken selbst. Jene geben begrifflich-experimentell einem Komplex abnormer, biologischer Erscheinungen der Krankheit zu Leibe, diese haben ein leidendes Individuum mit allen Varianten des Themas, an denen die Natur ja so reich ist, zu betrauen. Diese Trennung in zwei Heerlager war nicht immer vorhanden, sie ist herausgewachsen, entwicklungsgeschichtlich und rein historisch, aus einer frühen Verkoppelung von Weissagertum, Zauberei, Religion, Mythos, Priesterschaft usw. mit spezifischen, zunächst wohl gelegentlichen, mechanisch-wundärztlichen Nachbarhilfen und Heilversuchen. Es ist ein wehmütig-

trauriges, aber von Offenbarungen intuitiver Hellblicke nicht ganz armes Unterfangen, den Spuren nachzugehen, auf welchen aus Tiervorstufen, Volksmedizinen, Zauberei und einem ganzen Wust entsetzlicher Irrtümer sich das herauskristallisiert hat, was wir heute wissenschaftliche, das heißt auf Erkenntnissen oder Vorstellungen von Ursache und Wirkung gegründete Medizin nennen. Jede Zeit glaubt sich auf der Höhe menschlicher Leistungsfähigkeit, und niemals war auch die Medizin und ihre Vertretung frei von jenem gefährlichen Doppelgänger des Wissens, dem Dogma. Es gehört eine fast übermenschliche Strenge der Kritik gegen jeden Wunsch und jede Hoffnung, eine Wahrheitsliebe über jeden Gefühlsaffekt hinaus dazu, ein echter medizinischer Forscher zu sein. Gleich weit entfernt von Erfolgsjagd wie von lähmendem Skeptizismus hat er eigentlich nur einen einzigen Maßstab: die Praxis mit all ihren vieldeutigen und labyrinthischen Menschlichkeiten. So hat es sich denn nach vollzogener Trennung der wissenschaftlichen und ausübenden Heilkunde fast von selbst gemacht, daß das Institut der praktischen Ärzte eigentlich die letzte Instanz, den höchsten Richterstuhl über das Tun und Treiben ihrer gelehrten Generalstäbler bildet. Denn sie sind die im Lande rings schaltenden Wechsler, welche die Goldbarren der Wissenschaft in gangbare Münze umzusetzen haben.

Das Wirken des Mannes, dessen Tod am 20. August 1915 für die meisten so überraschend erfolgte und wohl, wäre die Erde nicht im Zeichen eines gigantischen Völkervernichtungskampfes, in allen belebten Zonen einen noch viel tieferen und einmütigeren Wehruf unersetzlichen Menschheitsverlustes entfesselt hätte, – dieses Mannes, Exzellenz Paul Ehrlichs Arbeit gehörte ganz der stillen Werkstatt der vorbereitenden Gedanken und Vorversuche an. Es war eine kleine Schmiede von Diamanten des Wissens, die ihm in Frankfurt am Main der Staat, vertreten durch den genialen Organisator moderner medizinischer Kultur, F. Althoff, unterstützt durch munizipale und mäzenatische Beihilfe, in ein paar stillen Häuschen errichtet hatte. Es ist merkwürdig: die Bedeutung medizinischer Entdeckungen steht beinahe im umgekehrten Verhältnis zu der Pracht der Räume, in welchen sie gemacht werden. Ehrlichs Raum war für den Besucher erschütternd schlicht und einfach. Eine Eremitenhöhle der Wissenschaft, von deren Wänden die Stalaktiten hochgestapelter Zeitschriften, loser Blätter, Tabellen und statistischer Tafeln den Dunst der Wissenschaft nur so herabträufelten, und mitten durch diese Grotte von papiernen Gedankenkristallen, in einem schmalen Gäßchen durch den Wust von Protokollen, gelangte man zu dem Hans Sachsen-Sessel dieser kleinen Majestät der Wissenschaft. Hier saß und empfing er, immer rauchend und sofort Importen anbietend, die Gesandten aus allen Reichen,

Domänen, Statthalterschaften und auch wohl exotischen und antarktischen Provinzen der Medizin.

Er war immer ganz er selbst, ein Original von Kopf bis zur Zeh, ein Mensch, der den vollen Mut zu seiner beinahe drolligen Persönlichkeit hatte. Ein Mann, der jedem, der Lust hatte zu Charakterstudien, sofort den Beweis vor Augen führte, daß wahre Größe keinerlei Pose, keiner Kulisse, keinerlei Aufmachung bedarf. Sein Kopf war, allzu früh greisenhaft, bedeutend, klug, wenn auch ohne gleich offenbare Geniemaske, nur der Blick der scharfen Augen konnte sofort blitzen, durchbohren, sondieren, umlauern. Ein Schalk trieb drin sein Spiel. Sein herziges Lachen, spöttisch-gutmütig, ein wenig neckend und gleich in eine drollige Bedenklichkeit abbiegend, muß jedem unvergeßlich sein. Seine Sprechweise schnell, springend, kostbare Perlen der Erkenntnis wie ein Spiel hinwerfend. Die ganze kleine Gestalt vor Beweglichkeit vibrierend, die feinen Meisterhände immer in Aktion, zeichnend, die Luft nicht weniger, als die Wände mit Figuren, Formeln, Ideen bevölkernd. Ein rückhaltloser Verschwender seiner gewiß oft mühsam aufgespeicherten Resultate. Dabei mit einer staunenswerten Beherrschung des Wissens seiner Zeit, das er in jedem Augenblick wie auf dem Präsentierteller auszubreiten vermochte; dazu eine eminente Fähigkeit, das Wesen der unzähligen Naturen, die mit ihm in Berührung gekommen waren, blitzartig mit ein paar Begriffen zu erhellen, ihre kleinen Schwächen und ihr manchmal großes Bedeuten spielend, wie selbstverständlich, mit wenigen Strichen zu zeichnen. Jede Persönlichkeit, jede sachliche Angelegenheit färbte sich im Mondhofe seiner eigenen geistigen Strahlung. Er sah alles Ehrlichsch. Alles war an ihm und um ihn einfach, und man fühlte, daß er, wie jeder Große, begriffen hatte, daß man sich und seinem Wesen nichts hinzusetzen kann, daß reine Menschlichkeit genügen muß zum allergrößten Auftrag. Nichts unterschied seine bescheidene Werkstatt von dem Gläserwirrwarr und den Phalanxreihen der Apothekergefäße anderer Laboratorien. Das Reagenzglas war sein Horoskop. Bakterienkulturen, die Injektionsspritze, die unzähligen Kaninchen- und Meerschweinchenkäfige sein ganzes Arsenal. Dabei war er ein Protokollant erster Klasse, der stets die Fäden einer unendlichen Zahl gleichzeitiger Fragestellungen in fester Hand hielt. Ich habe außer Rudolf Virchow niemand gesehen, der so, wie er, in dem Chaos seiner angeschnittenen Fragen Bescheid wußte. Die historisch berühmt gewordene Zahl 606 erhellt mit einem Schlage die ungeheure Kettenreihe von Versuchen, die Ehrlich anstellte, um einem Problem zu Leibe zu gehen.

Man stelle sich 605 Vorversuche vor bis zum letzten entscheidenden Ergebnisse und übertrage diese Zahl einmal auf das Gesamtgebiet Ehrlich-

scher Studien und man wird eine Vorstellung erhalten von der schwindelerregenden Übersicht, welche dieser Mann über die vielen Tausend seiner begehrlichen Fragen an die Sphinx der Natur behielt.

Es ist nichts so klein oder nebensächlich in der Welt der Erscheinungen, wie Emerson sagt, daß ihm nicht eines Tages eine Art Prophet erstünde. Kein Vorgang, der nicht zu irgendeiner Zeit ein Auge fände, das ihn sehen und deuten lernte, keine Beziehung der rhythmisch umeinander kreisenden Tänze der Körperlichkeiten, die nicht dem Spürsinn eines „Beauftragten" offenbar würden. Ehrlich war ein Enthüller der Gesetzmäßigkeiten, die zwischen Farbe und Materie bestehen, und es ist reizvoll zu denken, daß dieser universale Geist gerade in der Goethestadt unendlich viel dazu beigetragen hat, den Roman von Licht und Farben, den jener große Frankfurter schrieb, in wesentlichen Teilen zu vertiefen und auszubauen. Denn Ehrlich war ein Färber und ein Erfüller jenes Goetheschen Wortes, daß aus dem Leiden und Tun der Farben der Menschen letzte Erkenntnisse erwachsen würden. Ohne Farbe wäre diese Welt ein Gespensterreich von blendendem Licht und verwirrenden Schatten. Farben sind Orientierungsmittel.

Aber Goethe konnte wohl kaum ahnen, daß sie einst (in Ehrlichs Hand) dazu dienen würden, uns die letzten Geheimnisse des Lebens gerade an den Gespensterschatten mikroskopischer Gebilde, gleichsam an den Zwergenwiegen des Lebens zu enthüllen. Wie in der Geschichte der Wissenschaften oft Gesetzmäßigkeiten zu walten scheinen, die später die Ereignisse wie ineinander eingreifende Zahnräder eines einzigen sinnvollen Mechanismus darstellen lassen, so war die Entdeckung der Anilinfarben, welche mit einem Schlage die Zahl der verfügbaren Gerbungen und Färbungen geradezu vertausendfachte, für Ehrlichs Lieblingsbeschäftigung, die Färbung der Körperelemente, der er schon als Assistent des alten Frerichs leidenschaftlich nachging, geradezu wie die Überlassung und Auslieferung einer Armee von Hilfskräften. Darum waren seine Wohnungen anzusehen wie das bunte Atelier eines Anilinfarbenmalers. Er wurde ein Gerber und Färber, ein Kollege des Griechen Kleon, dessen sprichwörtliche Grobheit wohl auch hier und da einmal bei ihm atavistisch ausbrach. Die Anilinfarbenfabriken, in jener Zeit (um 1885) wie Pilze aus der Erde wachsend, sandten ihm Probe um Probe, und man kann sich denken, wie seine Hände, seine Wäsche, seine Wände, seine Pulte damals unter der Tyrannei dieser alles durchdringenden Farbgeister ausgeschaut haben mögen. Was ihn aber hier fesselte, war die Spur einer unendlich wichtigen, naturwissenschaftlichen Beziehung von Farbe zum menschlichen und tierischen Gewebe. Nicht nur, daß er viele einzelne große und ganze Disziplinen begründende Entdeckungen in dem Sinne

machte, daß er die Affinität, die spezifische Tönung gewisser Gewebe, zum Beispiel der Nerven, der Bakterien, der Körperzellen des Blutes, zu ganz bestimmten Anilinen aufwies. Nicht nur, daß er mit Hilfe der Tingierbarkeit einzelner feinster Details die Formelemente aus ihrem schattenhaften, gelatinösen Nichts, aus dem indifferenten, schillernden Grau unter dem Mikroskop herausholte und demonstrabel machte – eine Reihe von Taten, die zum Beispiel den eben erst dogmatischen Satz Virchows: die Zelle sei eine letzte Lebenseinheit, durch die Aufdeckung der ganz gewaltigen Kompliziertheit einer sogenannten Zellmaschine, die mit seiner Hilfe uns heute schon als ein mikroskopischer Riesenorganismus erscheint, ins Wanken gebracht hat. Nicht nur, daß er unendlich viel dazu beigetragen hat, das Wundernetz der feinsten Nervenseidengespinste durch spezifische Nervenfärbung weit bis zu den Zellen selbst ausmündend erkennen zu lassen, oder, daß er der Begründer der Methoden zur Aufdeckung der Geheimnisse der Blutbildung und Blutmischung im Gesunden und Kranken wurde, – Färbungen, die in ihren Konsequenzen zu den letzten Wundern der Persönlichkeit hinaufreichen und noch heute unübersehbar sind. Ehrlich genügten diese Tatsachen in seinem echt synthetischen Geiste der Intuition noch lange nicht.

Er sah in dieser Beziehung von Farbe und Stoff nicht allein etwas Zuständliches, allein das Auge und den Spürsinn der Formen Befriedigendes, er ahnte darin, sich hoch aufschwingend zu dem geheimen Rhythmus alles Geschehens, die Offenbarung eines weit tiefer dringenden, im Leben allzeit am Werke meisternden, gesetzmäßigen Vorgang: einen Ablauf, eine lebendige Funktion.

Was heißt das, so mag er gedacht haben, eine besondere Körperzelle oder ein besonderer Teil derselben, zum Beispiel der Nukleinkern, färbt sich gerade mit diesem Stoffe und durchaus nicht mit jedem andern? Das kann doch nur bedeuten, daß die Natur des Färbbaren in besonderer Weise Appetit auf das Färbende hat, daß ersteres das letztere verschluckt, es als sich irgendwie verwandt, korrespondierend, haftbar, ansetzbar erkennt aus der großen Symphonie der Farben, denen es wie in einem Serpentintanz bunter Quellen ausgesetzt ist.

Wenn schon das Tote, Leblose, das aus dem Reigen des organischen Geschehens Herausgerissene diese Wahl aufweist, wie müssen da erst im Strom der Säfte nach zwangartigen Beziehungen Angepaßtheiten und Verwandtschaften wirksam sein. Und hier betritt sein Geisterschritt den Boden, aus dem uns die volle Erkenntnis tiefer Geheimnisse erwuchs. Er setzte nämlich im Geiste an die Stelle der Farben, die das Tote umklammern, den damals noch ganz vagen Begriff der Körpergifte, welche vielleicht ganz ähnliche Umarmungen und Umschlingungen der lebendigen

Molekeln im Strom der Säfte vollziehen könnten. Diesen Gedankengängen Ehrlichs verdanken wir einen so zwingenden Einblick in die bis dahin schlechthin unvorstellbaren Prozesse des Vergiftungsvorgangs an den Zellen selbst, daß wir heute alle im Banne dieser Ehrlichschen Lehre von den Giften stehen!

Die Bakterien sondern Gifte ab, diese schädigen den Leib – aber die Art und Weise, wie dies geschieht – bei inneren Giften, sogenannten Innensekretionsstörungen, ist es gewiß ebenso – darüber eine geradezu handgreifliche, körperlich vorstellbare, stereochemische Theorie aufgestellt zu haben, die nicht nur alle Symptome der Vergiftung erklärt, sondern auch rechnungsmäßig die einzelnen Giftdosen einzustellen gestattet, das war die erste Großtat Ehrlichs, die seinen Namen über alle Lande trug. Es würde zu weit führen, wollte ich hier dem Leser auch nur ganz kurz die Grundzüge dieser grandiosen Konstruktion des Giftbegriffes vor Augen führen, es mag genügen darauf hinzuweisen, daß, genau so wie Farben gewisse Einbohrbarkeiten ins Zellgefüge besitzen, auch die Toxine, die chemisch unendlich aktiven, fast belebten Produkte der fremden, parasitären oder der zerfallenden eigenen Zellen des Leibes, Haftungsmechanismen besitzen, welche dem Bilde des in ein Schlüsselloch passenden Schlüssels sehr nahe kommen. Aber damit nicht genug, die Theorie Ehrlichs gestattet auch, sich den Vorgang der Befreiung des Leibes von diesen ultra-mikroskopischen Mosaiksteinchen der Gifte rein körperlich vorzustellen und damit den Begriffen der Heilung und Immunisierung (der natürlichen wie der künstlichen) den ersten haltbaren Boden unter die Füße zu geben. Ein Molekel, das, gleich wie zu Farben, auch zu Giften Artbeziehung hat, trägt nach Ehrlich zu seinem Schutze auch etwas um sich, das er „toxophore" Tentakeln nannte, die ich dem Laien als eine Art giftfangender Fransen, Wimperhärchen mit feinen Ösen und Schlössern schildern möchte, die frei abstoßbar sind und gleichsam wie Eiszäpfchen, wie gläserne Splitterchen ins Blut fallen und hier vermöge ihrer Fangbereitschaft für die Haken und Stifte, Mutterschrauben oder Schlößchen der Giftmolekeln diese „verankern" zu einer unschädlichen, ausstoßbaren, schmelzbaren Masse von Elementarkörnchen. Das macht die Natur des „Immunen", des Widerstandsfähigen, des durch Bakterien nicht attackierbaren Körpers, daß in ihm naturgegeben viele solche freie, kleine Giftbändiger herumschwimmen, die den Angriff des Toxins durch Giftverankerung aufheben. Das gibt aber auch die Möglichkeit, durch abgeschwächte Dosen verwandter Gifte die Haftstellen der Toxine zu reizen und sie zu veranlassen, einen Überschuß von Giftfransen abstoßen zu lassen, die nun, in vermehrter Weise dem Blute zugeführt, die Immunität gegebenenfalls garantieren oder im Erkrankungsfalle die Heilung vermitteln.

Nun wird mit einem Schlage klar, was der geheime Sinn der Pocken-, Cholera-, Diphtherie-, Tetanus-, Typhusimpfung ist, die jetzt im Felde zu so ungeahnten Erfolgen zu führen scheinen, nämlich die künstliche Entwicklung von Immunkörpern innerhalb eines der Ansteckungsgefahr ausgesetzten Leibes. Alle diese Methoden, soweit sie nicht von Ehrlich selbst erdacht oder wenigstens streng kontrolliert sind, fußen unbedingt auf dem Gedankengerüst dieser Ehrlichschen Konstruktion, und es ist nicht absehbar, was die Flut der durch ihn und seine Ideen angeregten Experimentalstudien auf diesem Gebiete vom Schlangengift bis zu dem Heere der Sekretionsgifte (Zuckerruhr, Gicht, Steinbildung usw.) noch zeitigen muß. Das erstemal befreite die Medizin aus dem Banne der allzu tyrannischen Betrachtung des zuständlich Toten und der erstarrten Zellularlehre der revolutionäre Geist eines der größten Denker der Medizin, Ottomar Rosenbach, der dem Virchowschen Koloß die Lanze der funktionellen Diagnostik in den Leib stieß, das heißt das Leben als wirklich lebendig, nicht als einen Zellenstaat in einem gewissen „Zustand" zu denken lehrte, dann kam Behring und machte im Gegensatz zu den Zellmaschinen die alten Säfte (Humores) wieder lebendig, und nun krönte Ehrlich das Werk, indem er gleichsam aus der Symphonie des Lebens die kontrapunktischen Gesetzmäßigkeiten und greifbaren Grundharmonien herauskristallisierte. Auch der Laie muß begreifen, was das heißt: die Theorie der lebenbedrohenden Blitze nicht nur zu begründen, sondern auch tausend Wege zu tausend mikroskopischen Blitzableitern zu weisen. Töten doch die rasanten Gifte der zersetzten Materie (Austern-, Wurst-, Fleischgifte) nicht weniger schlagartig, als die großen, zuckenden Weltallsschlangen der Atmosphäre!

Und nun, auf der Höhe seiner Forschung über Giftwirkung der Bakterien, machte Ehrlich einen merkwürdigen Sprung, ein förmliches Salto mortale ins Gebiet des reinen Chemismus. Konnte man seine bisherige Riesenforschung einigermaßen einreihen unter dem Begriff der geplanten Lieferung von Heilstoffen aus dem Betriebe der Zellen selbst heraus, unter dem Suchen nach Methoden zur Bildung von Immunkörpern, so sprang er jetzt mit einem Male zurück zu Heilmitteln aus der Reihe der gleichsam unbelebten Chemie. Denn das Salvarsan ist ein Arsenpräparat und fällt ganz aus dem Rahmen der Bakterienimmunisierung heraus. An die Stelle der Immunisierung tritt plötzlich die alte Sterilisierung durch metallisches Gift.

Das hat allgemein verblüfft, zumal Ehrlich meines Wissens nirgends eine Erklärung zu dieser Fahnenflucht von seinen Forschungsprinzipien gegeben hat. Wie er denn überhaupt eigentlich karg gewesen ist in der eigenen psychologischen Selbstanalyse. Er war wohl von Natur zu

bescheiden, um seinen „Ideenperioden" biographisches Gewicht beizulegen. Und doch, will ich meinen, kann es nicht schwer fallen, die Pfade aufzuspüren, die ihn zu diesem plötzlichen Versuch, den Bakterien von einer anderen Seite beizukommen, veranlaßt haben mögen. Bei dem allgemeinen Interesse, welche diese Salvarsan-Großtat Ehrlichs in allen Nationen, oft sturmartig, erregt hat, mag es verstattet sein, auf die Frage seiner Heilung der Syphilis etwas näher einzugehen.

Ehrlich wußte und hat es gewiß durch zahlreiche Tierexperimente erhärtet, daß das Arsenik wie das Quecksilber ein Mittel ist, welches die Spirillenerreger dieser Krankheit schwer schädigt. Dabei blieb, wie bei allen Versuchen, den Bakterien im Leibe mit Antisepticis (wie Karbol, Salizyl, Sublimat usw.) beizukommen, das Dilemma bestehen, daß eine wirksame Dosis des Vernichtungsmittels, direkt oder indirekt appliziert, die Körperzellen genau so in Gefahr brachte, wie die Bakterien, und daß eine nur tastende Dosis zwar die Gewebe schonte, aber auch den Bakterien keinen Schaden bringen konnte. Dieser Zwickmühle, diesen Fehlerquellenzirkel suchte nun Ehrlich zu umgehen durch eine chemische Konstruktion, welche mir geradezu in der Verlängerungslinie seiner ersten und letzten Ideen zu liegen scheint: nämlich ein Arsenikpräparat zu finden, welches zu den Spirillen eine größere Affinität (gleichsam höhere Tingierfähigkeit!) besitzt, als zu den Gewebeelementen. Eine Arsenikgabe, welche gleichsam in indifferente Hülsen eingepackt die Zellmaschen durchdringt und nun, während die indifferenten Schlitten, gleichsam die Gleitschienen, verzögert abbröckeln, die volle Dosis allein auf die Spirillen explosionsartig abschießt. Auch hier muß also Ehrlich die molekuläre Struktur dieses Giftmolekels rein körperlich vorgeschwebt haben, und es muß, gleichviel wie man zum Salvarsan als Alleinbeherrscher der Syphilis steht, rückhaltlos zugegeben werden, daß die Medizin kaum ein Heilmittel kennt, welches so findig bis in die Filigranstruktur der Moleküle durch chemische Komposition herausgetüftelt wurde aus dem Chaos der Möglichkeiten. Ohne die zwingende Vision der Giftkörperlichkeit im Geiste Ehrlichs hätte nicht einmal der Plan zu einem solchen Unterfangen gefaßt werden können, und es spricht denn doch wohl stark für eine relative Realität des von Ehrlich vermuteten Atomismus der Giftindividuen, wenn so erstaunliche Wirkungen mit dem Salvarsan zu erzielen sind, wenn auch die Hoffnung auf die grandiose „Therapia magna sterilisans" arg in die Brüche ging und wenn auch der neue Konkurrent des Quecksilbers sich langsam wieder auf die Beihilfe seines alten Ahnen besinnen muß.

Man mag über Ehrlichs therapeutische Erfolge — übrigens unberechtigter Weise — so skeptisch denken, wie man will, niemals wird ihm abgestritten werden können, daß er ein Säemann war, der ausging zu

säen. Er war ein Ideenschaffer, ein Befruchter, ein Neulandentdecker, wie kaum je ein Mediziner. Es ist ein schweres Problem in der Medizin, das der Lösung harrt. Die Menschheit, überhaupt die belebte Materie, würde nicht lebensfähig sich erhalten haben, wenn sie nicht von Natur den Kampf mit der Außenwelt (einschließlich der Bakterien) von Beginn an zu bestehen imstande gewesen wäre. Haben Ärzte historisch einen Einfluß auf diesen Aufstieg der Menschheit ausgeübt, oder wäre alles (für den Kollektivbegriff der Menschheit) ebenso gekommen, wenn es nie Ärzte und immer nur Zauberer, Quacksalber und weise Frauen gegeben hätte? Des Arztes Verhältnis zu dem Kranken ist etwas durchaus Persönliches, Individuelles, es ist etwas Seelisches, Gläubiges oder Abergläubisches, was die Leidenden ebenso zum Geheimrat wie zum Schäfer und Kurpfuscher treibt; der Arzt ist das Produkt eines Regenschirmbedürfnisses für die Not, einer Schutzhoffnung des Menschen, er ist eine Sehnsucht, ein seelisches Postulat. Er ist der Detailhändler der wissenschaftlichen Doktrinen, der Reisende für Dogmen und Theorien. Er soll die Weisheit der Entdecker am Generellen in ihre Anwendbarkeit auf den Einzelfall übersetzen. Denn der Arzt soll Individualist sein, die Wissenschaft aber generalisiert.

Die ganze Menschheit kämpft aber organisch von selbst, an sich, aus sich, und von Natur gegen ihre Bedrohungen. Sie schafft durch Generationen mit Hekatomben von unerhörten Opfern selbst in sich organische Dämme, ihr Eingestelltsein gegen Schädlichkeiten, ihre eingeborenen Immunitäten.

Das ist ein langer durch Wüsten von Gräbern führender Weg, und jeder Sterbende ist in diesem Kampfe ein wenig ein Christus, der für seine Brüder stirbt, weil er ein wenig hilft, eine Schädlichkeit auch durch sein Opfer für seine Nachkommen wett zu machen.

Es schreitet ein steter organischer Pilgergang des Opferns voran. Und nun kommt die Wissenschaft und glaubt diesen Weg durch künstliche Heranzüchtung von Widerstandskräften um Jahrhunderte, Jahrtausende abkürzen zu können.

Das ist das Problem. Kann das gelingen? Kann ärztliche Kunst dem Rade des naturgemäßen, langsamen, aber stetigen Ablaufes des Selbstschutzes der Natur in die Speichen greifen, kann man dem Tode ein geistig Schnippchen schlagen, um mit den Waffen eines Ehrlich in der Hand nicht mehr individuell, sondern ganz generell zu heilen, gewissermaßen vom Laboratorium aus, mit einer Blutprobe in der Hand, ohne den Patienten je von Angesicht zu Angesicht zu sehen? Vor diesem Probleme stehen wir.

Das müssen sich die Ärzte bald einmal völlig klar machen. Der generelle Laboratoriums-Äskulap ist am Werke, den Pilgerarzt, der über

Land von Hütte zu Hütte wandert, abzulösen. Die Fabrik rutscht langsam an die Stelle der Apotheke, und die Erkenntnisse eines Ehrlich, eines Wassermann werden vielleicht dazu führen, den ganzen Wust der persönlichen Diagnostik über den Haufen zu werfen. In der Blutprobe allein leuchtet manch diagnostisches Röntgenlicht, fern vom Patienten kann Reagenzglas und Mikroskop die Diagnosen stellen, wie einst symbolisch der Schäfer Ast aus dem Haarbüschel.

Mag diese Zeit fern oder nahe sein, die Wissenschaft drängt mit einem Riesenimpuls darauf hin und Ehrlich war ihr Heerführer und ein Wassermann wird ihr großer Feldherr sein.

Der Arzt aber, der etwas stutzig werden könnte vor dieser Gespensterperspektive einer unpersönlichen Medizin, hat eins in seiner altbewährten humanen Trösterhand, was ihm nie ein Laboratorium, keine Reaktion und keine Toxintheorie entreißen kann: das ist die Seele seiner Leidenden. Je mehr die Medizin generell und universell werden sollte, desto psychologisch tiefer, desto ethischer, kultivierter, hochgesinnter muß der Arzt werden, desto mehr drängt ihn die im Sturmschritt auf Verallgemeinerung der Heilmethoden, auf Monopole und Spezialitäten vorrennende Wissenschaft in das stille Kämmerlein, wo Beichte, Trost und Mittlerschaft des Seelischen ihre Wohltaten spendet.

Wer Paul Ehrlich einmal, wie der Schreiber dieser Zeilen, am Krankenbette, in den Sälen eines großen Krankenhauses zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, der muß bemerkt haben, daß in diesem außerordentlichen Manne dieses Bewußtsein des eben aufgezeigten gewaltigen Problems der Medizin ganz gegenwärtig war. Es war geradezu rührend für mich, zu sehen, wie schmiegsam zärtlich er mit den kleinen Patienten umging, sich über ihr Bettchen beugte, sie streichelte und Scherze machte, und das doch, indem man ihm deutlich anmerkte, wie scheu, wie ungemütlich, wie fernab er sich vorkam in diesen Betrieben, die in seinem Namen ihre Räder spielen ließen.

Oder war es die hellseherhaft ihm aufleuchtende, ungeheure Verantwortung, die er kraft seiner Erkenntnis und Empfehlung auf seine Menschenschultern nahm? In diesen Augenblicken dämmernden Kleinmutes erschien mir Ehrlich am größten! Was muß er erst gepeinigt gewesen sein von den schweren Angriffen, die er erfuhr, wie mag er zusammengezuckt sein, wenn man hart und grausam seinem Mittel eine Erblindung, einen plötzlichen Tod in die Schuhe schieben wollte! Die Ereignisse haben ihm diese Last tragen helfen, ja die Schulter gesegnet, die sie auf sich nahm, aber er hat sicher gelitten, wie jeder Große, er hat gewiß die schwerste Buße des Genies getragen, den Zweifel an sich und seinem Werke, der, sollte er auch nur Stunden währen, doch Golgatha bedeutet.

Gäbe doch der Lauf der Dinge, daß diesem gleich gütigen, wie großen Menschen der Nachruhm länger währt, als sonst den Geistnaturen der medizinischen Wissenschaft, die, weil sie am Schatten des Lebens arbeiten, nie recht der Sonne der Volksgunst sich erfreuen, die sie so reichlich verdienten.

Macte senex!

Der Anfang

von Samuel Saenger

I

Das Niveau steigt, Gott sei Dank! Die „höhere" Publizistik wird ruhiger und besonnener und beginnt gegen die von den Agenturen herangewälzte Flut Dämme aufzuwerfen. Und die Professorenliteratur, die in ganz Europa durch trübes Pathos und leidenschaftliche Ungebärdigkeit die Verwirrung der Geister ins Unerträgliche steigerte, hat die Sehnsucht nach mehr Sachlichkeit, das heißt nach reinerem Sehen- und Verstehenwollen neu belebt. Man fühlt, wie der Haß gegen die pharisäische Enge anschwillt. Das Gerechtigkeitsgefühl als Schicksalsmacht hat also doch noch nicht abgedankt.

Ich las neulich, durch einen dankenswerten Auszug der „Frankfurter Zeitung" darauf gelenkt, in der „Fortnightly Review" eine Auslassung Sidney Brooks über den Geist der preußisch-deutschen Institutionen und der seelischen Wirkungen auf ihre Träger, und ich wüßte nicht zu sagen, ob je ein Fremder mit solcher Knappheit eine erlösendere Analyse des deutschen Staatsgeistes und deutscher Staatsgesinnung gegeben hätte. Was entdeckt der „Feind"? Als größtes Faktum der neueren preußisch-deutschen Geschichte, als Urtatsache, aus der sich auch die kriegerische Leistung der Deutschen erklärt: das Ineinandergewachsensein von Staat und Geist, die Vergeistigung und Gewissenszucht in der höheren Beamtenschaft, und die Verbeamtung und Willensdisziplinierung in der Bürgerschaft aller Schichten und Stände, gipfelnd in der Aristokratisierung des Verdienstes. Als ob Herr Sidney Brooks Schmollers Studien zur Geschichte der preußischen Institutionen oder Lucia Dora Frosts „Die Preußische Prägung" gelesen und ihre Essenz in sich aufgenommen hätte. Es ist nicht wenig, was der Engländer uns da zugesteht, es macht uns beinahe beschämt, so viel anerkennendes Verständnis für unsere „Idee" zu finden, weil uns die Gefahren der Subalternisierung, die er

als schwer vermeidbare Folgen solcher Zucht und Züchtung erkennt, als Warnung sehr deutlich vor Augen stehn.

Die Erinnerung an die bösen Oxford-Pamphlets an das unbegreiflich dumme und unwissende zum Beispiel von Professor Fletcher über Deutschland, ist beinahe ausgelöscht.

In der deutschen Professorenliteratur vermehrt sich die Zahl anregender Schriften von Tag zu Tag, ein fabelhaftes Wissen wird zur Orientierung dargeboten, nicht selten in charaktervoller Form, und die Pose unbefleckter Idealität wird den Hanswürsten der Zunft überlassen. Freilich, eine letzte Klarheit über die deutschen Ziele gibt auch sie nicht; das liegt hauptsächlich daran, daß sich dem Vaterland, nach Bismarcks auffallend vernachlässigtem Wort, am besten nach den Umständen, nicht nach den Meinungen dienen läßt. Die Umstände aber, — die kann keiner von den zum Meinen Verurteilten beherrschen, es sei denn, er besäße die Intuition des geborenen Politikers. Zum Genie hat aber auch die tüchtigste Gelehrsamkeit keine Verpflichtung.

2

Eine Publikation möchte ich heute besonders hervorheben; sie verdankt dem Verlag B. G. Teubner in Leipzig ihre Entstehung: „Deutschland und der Weltkrieg". Unter den Mitarbeitern treten Delbrück, Marcks, Schmoller, der Staatssekretär Solf, Ernst Troeltsch hervor. Herausgeber des Werkes sind Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken und Hermann Schumacher, der Bonner Nationalökonom. Natürlich ist hier alles rückwärts gerichtet, der Krieg soll aus seinen historischen und wirtschaftlichen Ursachen begriffen werden. Stillschweigend wird vorausgesetzt, daß dieses Begreifen auch die Zielrichtung des Krieges für uns bestimmen muß. Aber in diesem Punkte haperts, wie immer, wenn aus Geschichte Politik, wenn aus Vergangenheit Leben, wenn aus Motivuntersuchung die Farbe des Wollens und die Gestalt des Gelingens oder Mißlingens abgeleitet werden soll. Darüber werden sich aber die so klugen und gelehrten Verfasser im klaren sein.

Von kulturellen Dingen ist — bis auf eine Ausnahme — überall und nirgends die Rede, und ganz erstaunlich ist die Disziplin der Zunge und der Feder in dieser Gruppe auserwählter deutscher Gelehrter, die man im guten Sinne repräsentativ nennen kann. Die Ausnahme, von der ich sprach, macht Ernst Troeltsch, er handelt von dem Geist der deutschen Kultur. Ich kenne kaum eine Schrift eines deutschen oder fremden Intellektuellen, in der der Wille und das Vermögen zur gerechten Objektivität so stark wäre wie in dieser.

Sehr klug ist gleich der Ausgangspunkt. Er geht von der anständig-

sten und ritterlichsten Vorstellung aus, die sich unsere Gegner von deutscher Geistigkeit („Mentalität") und der deutschen Willensrichtung machen: ihr stellt er kurz seinen deutschen Kulturbegriff gegenüber. Jene findet sich, nach Troeltsch, vielleicht am klarsten kristallisiert in des verstorbenen Professors J. A. Cramb ‚Germany and England' und in ‚War and Democracy', das den ausgezeichneten Kenner des Südslawenproblems Seton-Watson zum Mitherausgeber hat. Crambs Buch war vor dem Kriege geschrieben, der konservative Verfasser schiebt darin die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht seinen Landsleuten ins Gewissen: wegen der von Deutschland her drohenden Gefahr. Der Kampf sei eine tragische Notwendigkeit des Schicksals; es sei der Wille der Deutschen, das Christentum durch eine Religion der Diesseitigkeit, des Machtwillens, des Heroismus zu verdrängen; ihrem Drang und Aufstieg leuchteten Napoleon als Machtideal und Nietzsche als imperialistischer Prophet voran. Cramb bestaunt die Potenz des deutschen Wachstums, er läßt auch die sittlichen Kräfte gelten, die es in der Tiefe mit bestimmen, nur schiebt er ihnen doch wieder einen dämonisch irreligiösen Sinn, das heißt einen widerchristlichen Charakter unter, um dem machtpolitischen Zusammenprall zweier Herrschgewalten, den er eben noch eine welthistorische Unvermeidlichkeit genannt hatte, die für das englisch-puritanische Gewissen notwendige Weihe zu geben. Diese Ablenkung, der Leser ahnt es schon, ist die typische Betäubungswirkung des Cant; insofern mag man Crambs Buch typisch nennen. Es ist die posthume Rechtfertigung des Cromwellschen Verfahrens in Irland; es ist die Methode, den lieben Gott der Anglikanischen Kirche vor den Wagen des nationalen Eigennutzes zu spannen. Für die großen Vorkämpfer des größerbritischen Gedankens, für die literarischen und politischen Schöpfer der imperialistischen Idee, für Dilke, Seeley, Froude und ihr Geschlecht ist diese jesuitische Färbung des Missionsgedankens aber nicht charakteristisch. Worin besteht dieser, drüben, überall und immer? Darin, daß der nationale Macht- und Ausbreitungstrieb doch schließlich, in seiner letzten humanisiertesten Form, für alle Menschen, die in seinen Umkreis gezwungen werden, Erhöhung und Erlösung bringt. Wächst der Umkreis, umspannt er, wie der englische, die ganze Welt, so nimmt er ganz von selbst die Allheilformel an: das englische Format wird mit dem Menschheitsformat ineins gesetzt. Die Notwendigkeit, dieses Welt-Venedig (world-Venice bei Seeley), mit den Ozeanen als Kanälen, machtpolitisch zu behaupten, geht fast automatisch in das missionspolitische Gebot der Höchsten Weisheit und Ersten Liebe über. Allerorten kleidet sich die Rechtfertigung machtpolitischen Tuns vor dem Gewissen in mystische Formen und Farben. Bei hellen und umfänglichen Köpfen, bei Disraeli zum Beispiel, liegen zweck-

bestimmte Bewußtheit und Mystik dicht nebeneinander, — das Gefühl des Auserwähltseins ist bei strengsten Pflichtmenschen und Trägern höchster Verantwortung oft der Demut näher als dem hoffärtigen Stolz. Carlyle suchte diesen Nachweis, wenn ich ihn recht verstehe, an Cromwell zu führen. Uns liegen andere Beispiele näher, Wallenstein, Friedrich, Bismarck. Aber freilich, die Mystik der englischen Bourgeoisie hat sich in unerträglichem Maße in Cant versenkt, je mehr ihre Ansprüche hinter den Leistungen zurückblieben, je mehr sich ihre Seele kapitalistisch verfilzte, ihr Geist verdummte, ihr Dünkel ins Grenzenlose stieg. Darum hat ihre Stunde geschlagen, so oder so.

3

Hermann Onckens Aufsatz über die Entstehung des Krieges stützt sich auf alle bisher zugänglichen Dokumente, auf die farbigen Bücher, die Literatur der Presse und der publizistischen Literatur der letzten Jahre; aus einigen Wendungen könnte man auf Belehrung durch eingeweihte Persönlichkeiten schließen. Er arbeitet natürlich weniger mit Schuld und Sühne und dem moralisierenden Apparat der populären Kriegsschriften, das uns erdrückt und erstickt, aber ich hätte doch gewünscht, er hätte seine oft bewiesene Objektivität so weit gesteigert, daß die Idee, die unsere großen Gegner in den Krieg getrieben, von den Zufälligkeiten der letzten Veranlassungen gründlicher gesäubert wäre. Stellt man diese Ideen neben- und gegeneinander, so sieht man, wo der eiserne Kern der gegnerischen Standpunkte liegt, der durch Verhandlung und Entgegenkommen nicht berührt werden kann, wo also Schicksal und Notwendigkeit sich von der Willkür der Diplomaten scheiden. Zur Bestimmung von Sinn und Recht und Ziel des Krieges ist ein anderer Weg nicht gangbar. In dieser Beziehung finde ich die Haltung Max Schelers, in seinem Buche über den „Genius des Krieges und der deutsche Krieg“ (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig 1915) sehr anerkennenswert, obwohl ich die nachtwandlerische Sicherheit nicht nachzuerzeugen vermag, die dieser Philosoph bei der Darstellung und Deutung des Schicksalsmäßigen und Unabwendbaren der Katastrophe entwickelt, und mit der er die Brücke zu den Müttern, zum göttlichen Daseinsgrund und den gepanzerten Geboten seiner Alliebe be- und überschreitet . . . Denken wir an Rußland. Er schiebt die zweckmäßige Illusion eines „räuberischen zufälligen Überfalls“ beiseite. Er weist, was oft geschehen ist, auf die Kontinuität in dem nationalen Drange nach Byzanz, der zugleich religiös und ökonomisch und machtpolitisch bestimmt ist, und an dem sich seit Jahrhunderten ein Krieg nach dem andern entzündet habe, ohne daß seine Intensität sich abschwächte. Liegt in solcher Zeiten und Geschlechter überdauernden Standhaftigkeit eine Willkür? Bismarck wurde Kurzsichtigkeit vorgeworfen, als er den Russen auf dem Berliner Kongreß

den Weg nach Konstantinopel versperren half, er hat vielleicht aus dunklem europäischem Gemeingefühl für – England und die Balkanzukunft Österreich-Ungarns „optiert“; diese freilich, wie er glaubte, in alle Ewigkeit sich selbst überlassen, als ob wirklich die Abhängigkeit von Rußland die Schicksalsbestimmung Deutschlands sei, besonders seit dem letzten deutsch-französischen Kriege. Kurz, in diesem Punkte ist die russische Tendenz geblieben, wie Dostojewski sie empfunden hat, nur weiß mir heute niemand überzeugend zu sagen, aus welcher schicksalsmäßigen Notwendigkeit ein Teil von Europa Rußland gegen den andern Teil beistehen muß. Um Rußland durch Blut und Not zu verwestlichen, Deutschland zu veröstlichen? „In dieser Angelegenheit,“ sagt der russische Weise, „dürfen wir Europa keine einzige Konzession machen, denn hier handelt es sich für uns um Leben und Tod.“ „Mit einem Wort: diese furchtbare Orientfrage – das ist in Zukunft beinahe unser ganzes Schicksal. In ihr liegen geradezu alle unsere Aufgaben und vor allem unsere einzige Möglichkeit, in die große Geschichte der Menschheit einzutreten. In ihr liegt auch unser endgültiger Zusammenstoß und unsere endgültige Vereinigung mit Europa, und zwar auf neuer, mächtiger, fruchtbarer Grundlage. Wie sollte Europa diese ganze, uns vom Schicksal bestimmte Lebensbedeutung, die für uns in der Entscheidung dieser Frage liegt, jetzt schon begreifen? Womit auch die gegenwärtigen, vielleicht notwendigen diplomatischen Unterhandlungen und Verträge mit Europa enden sollten: früher oder später muß Konstantinopel doch uns gehören, und sei es auch erst im nächsten Jahrhundert.“ Die politischen Schriften des Dichters (bei Piper u. Co., 1907) sind in vieler Hände: man kann sie nicht fleißig genug lesen. Während Disraeli den Vertrag von San Stefano zerfetzt, spricht er das Bismarcks Licht überstrahlende Prophetenwort: das ganze Wesen der Orientalischen Frage ist augenblicklich im Bündnis Deutschlands mit Österreich enthalten, und außerdem noch in der türkischen Beute, die sich Österreich mit Bismarcks Genehmigung einstecken will. Augenblicklich, das heißt: 1878. Von der Idee aber, Byzanz zu besitzen, hat Rußland nie abgelassen, es ist von ihr auch heute noch „unheimlich schwanger“; es schickte sich an, sie unter furchtbaren Qualen zu gebären, freilich nicht mit den Mitteln alles begreifender, alles versöhnender christlicher Liebe, sondern mit der harten, grausamen, stählernen Zange der Gewalt und der Vergewaltigung, wie es der von Westeuropa erborgten kapitalistischen Technik und der ökonomischen Intelligenz seiner Professoren und Kaufleute und Berufsorganisationen entspricht.

4

Es ist kein Kulturkrieg, ach nein, sondern ein politischer, das meint auch Troeltsch, und darum ist die Gegenüberstellung der Freiheitsbegriffe

ein Spiel für Unmündige. An ihnen hat jede nationale Eigenentwicklung auf besondere Weise gebaut, die formalen naturrechtlichen Bestimmungen, die seit Renaissance und Reformation und seit der Geburt der Masse und des kapitalischen Menschen der europäische Gemeingeist erarbeitete, haben ihre besonderen Inhalte, die an das geschichtlich-geographische Schicksal und das Temperament der einzelnen Völker gebunden sind. Die Engländer zum Beispiel haben nicht auf Hegel gewartet, um den Staat als moralische Anstalt zu entdecken, die Cromwellsche Theokratie hatte ihn vorher zu verwirklichen gesucht; aber die weitere Entwicklung hat diese Vorstellung wieder zerstört, der Staat wurde eine liberalistische Versicherungsanstalt, das Individuum möglichst sich selber überlassen, Freiheit wurde mit einem Minimum von Staat gleichgesetzt, aber den Profit hatte eine verhältnismäßig dünne Oberschicht, die aus heroischer Lebensführung in eine plutokratische glitt. Da stehen große Vorzüge neben großen Mängeln. In Frankreich fehlt der Ordnungssinn, der das englische Ideal eines Minimums von Staat vor dem anarchistischen Haß gegen den Staat behütet. Ihr antihistorischer Systemsinn verlangt den vollkommenen Staat, die endgültige Regulierung des Verhältnisses von Individuum und Staat; er soll, seit der Revolution entheiligt aber vermenschlicht, mit seinen Gaben der Gleichheit und Brüderlichkeit allgegenwärtig sein, aber die dort von Rechtsanwälten und Plutokraten gepflegte Liebe ist, mit Chamfort zu reden, un peu la fraternité de Cain et Abel. Wir in Deutschland streben nach mehr Identität von Staat und Volk, und wir wissen, welchen Schicksalen wir die Gewichte danken, die unsere Freiheitssehnsucht politisch beengen. Wie sehr, das zeigen die Studien von Troeltsch, von Otto Hintze – über ‚Deutschland und das Weltstaatensystem', in das es hinein will weil hinein muß –, von Meinecke ganz besonders aufrichtig. Die ‚Verstaatlichung des Gehirns' war keine freie Wahl. Aber darum hat unser politischer Freiheitsbegriff, dem der bequeme demokratische Firnis fehlt, die Tendenz, sich neben dem Politischen mit allerhand Menschlichem und Metaphysischem zu beladen: er will innere und äußere Freiheit zugleich schenken. Elastisch kann solch Freiheitsbegriff nicht sein, er packt mit neuen Rechten zugleich neue Pflichten auf. Aber auch das gehört nun einmal zum deutschen Schicksal.

Ägyptische Gesichte
von Felix Poppenberg

Den folgenden Aufsatz schrieb Poppenberg noch vor Kriegsausbruch. Wir bringen ihn heut als letzte Erinnerung an sein persönliches Schaffen, nicht nur indem wir daran denken, daß er das Land behandelt, das ihm den todbringenden Keim infizierte, sondern als eine charakteristische Probe seiner Art und Anschauung, die Leben und Kunst in jeder ihrer Äußerungen als eine Einheit zu fassen sich bestrebte. Er lebte der Harmonie aller Dinge, oder wenigstens dem Wunsche danach. Das Artifizielle, Dekorative, Sprache, Mode und Stil war nichts als ein Ausdruck dieses Wunsches. Er hätte ihn selbst nicht begriffen, hätte er nicht das menschliche Herz bis in seine letzten Abgründe gekannt. Dieser Zusammenschluß und diese tiefere Begründung gab ihm eine persönliche Distinktion, die auf seine Umgebung deutlich wirkte, und eine Haltung der Seele, der er bis zum letzten Tage treu blieb. Unter der Decke historischer Betrachtung schimmert davon in den folgenden Seiten genug hindurch.

Die Redaktion

Als ich durch die lybische Wüste, die nicht die an die Meerküste erinnernden feinstiebenden Sanddünen von Biskra hat, sondern mit harten Steinhalden, felsigen Spitzen und vorgelagerten Basteiwänden starrt, zu den Königsgräbern von Theben ritt, fiel mir eindruckstark auf, wie diese todesernste Landschaft die wesentlichen Formen ägyptischer Urplastik vorzeichnet. Immer wieder streckt sich der skeletthafte, mammutrippige Rücken, dem sich ein zerklüfteter Dreieckfels wie ein Haupt aufstützt: die Urgestalt des Sphinx, der vor der Cheopspyramide in die Sandmulde sich eingewühlt, mit dem kalkigen Fossilleib, dem gelbrötlich schlangenhaft drohenden Kopf und seiner abstehenden, an die geblähten Halsschwingen der Kobra erinnernden Mähne, aus der die Augen mit dem bösen Blick der Vernichtung unbewegt ins Endlose schauen.

Auf bergigen Hochflächen türmen sich dann mit Dreieckseiten Pyramiden empor. Die gefurchten Wandlehnen der Berge scheinen an ihren Flächen Reliefe von Riesen zu tragen, und die mächtigen elefantigen Rillen ihrer Abhänge gleichen den Lenden der Kolosse, die, an den Tempelpfeilern lehnend, halb Gestalt geworden, halb Gestein geblieben . . .

Solchen Zusammenhang der Landschaft mit der Architektur betont auch das Buch „Die Plastik der Ägypter" von Hedwig Fechheimer (Bruno Cassirer, Berlin), das in einem sehr strengen, die Erscheinung mit ordnendem Gedanken summierenden Geist geschrieben ist und außer diesem intellektuellsynthetischen Reiz unserer sinnlichen Erinnerung eine Fülle der

Abbildungen bringt mit den Gesichten einer groß gearteten, unserem heutigen Empfinden besonders nahen Kunst.

Diese Plastik bekennt konsequent ihren Zusammenhang mit den geometrischen Körpern, dem Würfel, der Pyramide. Kubistische Gesetze walten und Cézannes Forderung bestätigt sich hier: „traiter la nature par le cylindre, la sphère, le cône" ... Das ist nicht mit dem bequemen Begriff des Primitiven abzutun, sondern man strebt konzentriert und diszipliniert nach „rein plastisch begründeten Figuren" jenseits von allen Motiven, „die, psychologisch bestimmt, aus Affekten und Handlungen fließen".

Das findet sich am folgerichtigsten in den sitzenden Gestalten, die vollkommen in den Steinkubus eingeschrieben sind, und den „logischen Aufbau im lückenlosen Block" zeigen. Später wird das einfache Sitzmotiv bereichert, doch ohne daß die lückenlose Geschlossenheit der Formgestaltung angetastet wird.

Das zeigen die Statuen des Prinzen Rahotep und seiner Gattin Nefret, diese faszinierende Doppelskulptur, die, im Glasschrein bewahrt, im Museum zu Kairo steht. Steinerne Pfeilersessel mit hoher Rückenlehne geben den architektonischen Hintergrund, vor dem sich die gesammelten Formen in ihrem farbigen Aufbau abheben.

Man braucht nicht die sentimentalische Einfühlung der Fürstin Lichnowsky zu teilen, die vor diesem braunen Mann und dem weißen Weibe Othello- und Desdemona-Gedanken hatte. Aber man kann doch jenseits der streng statuarischen Formerkenntnis von diesen Gestalten seelisch tief berührt werden. Dieser Mann mit seinem dunklen nackten Nubierleib, nur mit dem weißen Lendentuch und einer Halskette bekleidet, preßt die Hand mit einer Gebärde starker schweigender Inbrunst an die Brust; der Kopf mit dem wie hilflos flehenden Blick ist nach oben gerichtet. Etwas „Tumbes", voll Trieb und Einfalt ist an ihm. Hingegen sie, im weißen welligen Mantel (als Kontrast zu seiner kantig anatomischen Modellierung), thront in einer kühl und grausam blickenden sinnlichen Starrheit. Wie abwehrend wickelt sie sich in ihr Tuch und verrät darin die Üppigkeit ihres Körpers erst recht, und die nackten Füße sehen unter dem eng gespannten Gewandsaum hervor. Aus der Umrahmung der vom gestickten Band gehaltenen Haarfrisur schauen die eingesetzten Steinaugen mondscheinfarben. Etwas vom Ausdruck der Tilla Durieux spürt man. Nebeneinander sitzt dies Paar, aber keine Bewegung, keine Verbindung führt vom einen zum anderen, wie sonst bei den Familiengruppen. Zwei Menschen blicken aneinander vorbei ins Leere seit Ewigkeiten.

Die Periode, die uns dann besonders interessiert und uns durch die Ausgrabungen von Tell-Amarna anregungsvoll nahe gebracht wurde, ist die Regierungszeit Amenophis IV., der die alten Götter entthronte, sich

dem Naturkult der Sonne hingab, aus den strengen Zeremonialschranken hieratischer Majestät heraustrat und damit auch der Kunst begünstigend neue Wege charakteristisch menschlich seelischen Ausdrucks wies.

Eine Wirklichkeitsnachbildung voll äußerem ähnlichkeitshaften Naturalismus hatte es ja in Ägypten immer gegeben, aber mehr für die Darstellung volkstümlicher Typen, und nicht in Stein, sondern in Holz.

Das bekannteste Beispiel dafür ist die Figur des Dorfschulzen aus uralter Cheopszeit. Untersetzt schwerwandelnd blickt er uns an mit den Bergkristallaugen aus der lebendig bewegten Physiognomie des Rundkopfes. Und leibhaftig schreitet auch der Diener mit dem natürlichen Bastschurz um die Lenden, der den Reisekoffer seines Herrn trägt, ferner Frauenstatuetten mit richtigen Haarzöpfen und jene Statue aus rothäutigem Holz mit weitausgreifenden Schritten, im lichten Hüfttuch und schwarzer Perücke.

So frappant diese Figurinen wirken — sie erinnern an die realistische Plastik Japans, die zur Erzielung der Illusion auch die Requisiten natürlicher Kleiderstoffe, natürlichen Bart- und Kopfhaars verwendet — so ist denn doch in der Tell-Amarnakunst die Tendenz, am farbigen Abglanz ein Leben zu haben, viel höher geartet.

Bruno Schröder hat in diesen Blättern eindringend und nachfühlend klargemacht, daß bei aller „Naturnähe" eine „bewußte Auslese aus der Gesamtheit der Erscheinung" in diesen Arbeiten aus der Werkstatt des königlichen Bildhauers Thutmes als stilentscheidend zu bewerten sei. Und gegenwartsverwandt dieser Kunst scheint weniger Rodin, der ballende Schöpfer des kreisenden Chaos, der visionäre Beschwörer von Geist und Gestalt aus dem trächtigen Fels (an ihn erinnern noch am ersten die ungefügen zerrissenen Amarna-Masken, nach dem Leben abgegossen), als Cézanne und Maillol, die Synthetiker und Essentiellen, deren Wirklichkeitsspiegelungen nicht erhaschte Impressionen, sondern filtrierte Resultate sind.

Die Bildnisse des Königs ziehen uns immer wieder in ihren Bann. Wir kennen das Antlitz des religiösen Träumers in mehreren Fassungen. Auf einer Kanope — dem Gefäß für die einbalsamierten Eingeweide — sitzt der Kopf als Deckelaufsatz mit der schmalen nervös vibrierenden Nase, den vollen Lippen, den dunkel gefärbten Augen in dem mattschimmernden Morbidezzateint des Alabasters. Und das feingeschnittene Oval liegt in den umwallenden Haaren fast florentinisch, „wie eine Mandel in der Schale", der Madonna Dianora gleich.

Die Modellierung der Büsten und Profilschnitte ist herber. Hier wird das Dekadente dieses auf langem Hals vorgeschobenen Königshauptes, die schmalen Augen, das Kindliche und doch Müde des Ausdrucks betont. Außerordentlich kapriziös und voll dekorativen Raffinements daneben das Köpfchen seiner Mutter Teje (das in Berlin in der Sammlung James Simon sich befindet): aus bronzedunklem Holz mit inkrustierten Augen

und echtem Stirn- und Ohrschmuck aus Gold und Lapislazuli. Die Königin selbst aber voll sanfter an jonische Mädchen und griechischen Frühling gemahnenden Anmut, voll lieblich lächelnden Ernstes, im weichen Oval des schmalen Angesichts.

Bizarre grelle Charakteristik dann wieder in den Porträtskulpturen der Prinzessinnen. Aus hartem braunen Sandstein sind sie (rein handwerklich schon Meisterarbeiten), und diese tieftonige Farbe verstärkt noch das Wild-Rassige des Typs mit den stumpfflachen Nasen, den eckigen Ohren und dem markantesten Kennzeichen, dem lang nach hinten ausladenden, durchaus birnenförmigen Schädel. Man wäre geneigt, diese seltsame Bildung darauf zurückzuführen, daß hier vielleicht in stilisierender Absicht der Hinterkopf nach der Frisur gebildet ist, die ja in dieser Torpedoform auch heute Geltung hat (Maria Carmi-Vollmöller liebt diese Haartracht zu ihrem florentinischen Profil und Gemma Fulvia, die Frau mit dem Goldhelm, trug sie im vorigen Sommer). Aber auf einem älteren Relief der spielenden nackten Kinder findet sich das gleiche Merkmal. Und ein Degenerationssignum ists, eine in den Familien des vierten Amenophis typische Deformierung. Also eine Charakteristik, die sich suverän das Pathologische zur Kunstform zwingt.

Amenophis' Tod war auch die Dämmerung für seine Sonnenstadt und seinen Sonnenkultus; doch die Wesenszüge der an seinem Hof gepflegten Kunst starben nicht. Das Beseelte, die innere Bewegung spiegelt sich nun bei aller strengen Formgewalt weiter in steinernen Menschenköpfen, die früher nur rein „tektonisch" aufgefaßt wurden.

Zeugen dafür sind eine Reihe erregender Frauenbildnisse.

Da steht die Thebanerin aus kristallischem, alabasterschimmerndem Kalkstein. Ihr Gesicht im mystischen Dreiecksschnitt, bernsteingelb, umrahmt die Perücke, von der Stirn nach unten verbreitet wie ein Miniatur-Pylonen-Portal, und in seinem Hintergrund, wie in den Tiefen eines Tempel-Sanktuariums ruht das Gesicht dunkel verschlossen, in den Stein gezaubert. „Des Schweigens Herrin" möchte man sie nennen. Um die schmalen Hüften schmiegt sich ein feinrilliges Gewand, die Boutons des Busens stechen hindurch. Über den Schoß mit der zarten Schattenbuchtung laufen die Rillen vertikal, über dem wagerechten ans Herz gelegten Arm spielen sie horizontal. Und diese zierhafte Nüancierung in der Kleidbehandlung des Kniestücktorsos wie auch ihr Ausdruck macht diese Thebanerin den Koren auf der Akropolis in ihren gerafften Faltengewändern mit pistazien- und amethystfarbenen Säumen und den Lionardo-Augen verwandt. Und gewißlich führt von hier ein direkter Weg der Seelenverwandtschaft zu Klingers Salome und Amphitrite.

Barocke Künstlichkeit ist um die ägyptische Königstochter aus dem Stamm Ramses II. Unter hochgetürmter Mauerkrone steht sie pompös. Ihre Perücke

umbaut das Gesicht nicht pylonenförmig, sondern sie hängt dickzöpfig geflochten in einem Karomaschengeäder, weiß mattblau grundiert, schlangenhaft über die Schultern und berührt den Rand der Brüste, die, statt der Knospen, das artifizielle Ornament einer graviergestrichelten, ausstrahlenden Sternblume zeigen.

Und die dritte Variation des Kaironmuseums (auch in Florenz und in Berlin – die Frau des Ptahmai – finden sich Verschwistertes) ist die prickelnde, vielleicht schon zu elegante Mädchenstatuette, die der Forscher Mond gefunden, und die man in einem Schrank des Saals der Hathorkuh suchen muß, ein Grazientorso, den Vergänglichkeit und Zerstörung von der rechten Schulter zur linken Hüfte in einer Schärpenlinie schräg durchschnitten.

Hier gleitet die Perücke in krisseligen Riesellinien wie eine Portiere links und rechts von den Wangen herab. Nicht sakral wie die Thebanerin, sondern damenhaft kokett lugt das Köpfchen mit den schmalen schräggestellten Augen und dem lockend launischen Lächeln hervor. Das steinerne Gewand schimmert wellig transparent und läßt die lieblich halbreifen Wölbungen des jugendlichen Körpers ahnen. Mit der Hand des erhaltenen linken Arms hält sie eine aufgeblühte Lotosknospe zwischen den Kinderbrüsten. Seltsam verwirrend steigert sich der Reiz dieser Erscheinung noch durch ihre Zerstörung, durch jenen Schärpenschnitt (gleich dem Mal einer grauenvollen Operation) quer über den Leib, über dem das unversiegte Lächeln des zierlichen Gesichtchens rätselhaft schwebt.

Man spürt hier jene erregende Phantasiesteigerung der Torsi, die d'Annunzio in der Gioconda verdichtete und die Klinger in seiner armlosen Göttin aus der antiken Tempelstufe gestaltete.

Zur politischen Niedergangszeit um 670 vor Christus schuf sich die ägyptische Skulptur noch einmal einen starken Stil, formgebunden, ganz aus dem Stein entwickelt wie in der ältesten Granitperiode. Doch eine Dämonie menschlichen Ausdrucks wird jetzt mit einer unerhörten Verkündigungskraft aus dem Urgestein herausgelockt. Der Kopf des Fürsten Menemhet zeugt dafür mit unheimlicher Gewalt, finster, fletschig, mit blutgierigem Mund, einem menschlichen Höllenrachen. Abgründe des Gefühls öffnen sich in diesen Zügen, und dabei ist all diese zuckend leidenschaftliche Charakteristik gebändigt und befestigt durch die strenge, für die Ewigkeit festgelegte Form im Dauerstoff.

Und vor diesem Menschlich-Schwankenden, eingegründet im beharrenden Stein, denkt man an Goethes Worte über den Granit, in denen sich solch scheinbar Gegensätzliches zu höherer Einheit zusammenfügt: „Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruchs sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung, zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat."

Dem abgeschiedenen Felix Poppenberg

von Alfred Kerr

I

Die Nacht war um. Vom Felsen schnell!
Durch eine Luft wie grauer Taft,
Vorbei an Knieholz, Feuchtgefäll.
Das Auge schlummrig — doch gestrafft.

Auf Ducke-Dächer tropfte Tau.
Hochbettig stumm lag Bayrischzell
Im Nebel-Hof, bedrohlich-hell,
Das Grün umfahlt von weißem Grau ...

Der Wendelstein vermilchte sacht —
Um war die Nacht.

2

Im Tale blieb es rauh genug.
Der Hände Flächen mit den Fäusten
Rieb ich erfröstelnd noch im Zug
Und übersann das Tagewerk.

Dann las ich in den „Münchner Neusten ...":
„— Der Kunstschriftsteller Poppenberg ...
Bekannt als ... In Geschmack und Mode ...
Artistisch ... Reifere Periode ...
Feinsinnig ... Wandlungen erfahren ...
Er starb mit sechsundvierzig Jahren ..."

3

Stieg später aus. Der Zug fuhr los.
Ich ging. Das Morgen-Land lag offen.
Und fühlte schreitend jenen Stoß,
Der meine Stirne stumpf getroffen.
Mit Weichheit war ich nie gesegnet,
Man haust am besten abgezäunt;
Und bist Du mir auch oft begegnet,
So warst Du mir doch kaum ein Freund —
Wie Menschen sich nicht übertrieben
Im Alltag lecken oder lieben.
Wenn Du in Fremdes Dich versenktest,
Hingebsam, ein verschwiegter Geist,
Wenn Du das Ich an Andres schenktest,
Dem widersprach mein Wesen meist ...

Ob einer will, ob er nicht will –
Die Welt steht eine Weile still.

Saß vorn am Schiff. Sah durch die Welle
Hinunter nach Gerank und Tang
In meinen Chiemsee, der zur Helle
Des ausgeweinten Tages drang.
Ich nahte sommerwindumsaust
Dem Inselchen, das mich behaust.

Was war es, das im Blut mir summte?
Was mir so heiß zu Häupten schoß
Und in die ernste, kaum verstummte
Durchglücktheit meines Atmens floß?
Was grußverwandt und abschiedstief
Jetzt über meine Wange lief?

4

Neckisch und zierlich an Gebärde,
Beim Aeugelgruß den Kopf halb schräg,
Durchschrittst Du lächelnd-lieb die Erde;
Vertrautes Winken war Dein Weg ...
Bis Du Dein Alles krampfend bäumtest
Und lebensmorsch und lebenszag
Zu willig diese Stätte räumtest,
Die truglos und entzaubert lag.

5

Ich seh Dich ...
Wenn uns unverhofft
Der Zufall aneinanderschneite,
Gingst Du erquicklich mir zur Seite.
Wir haben ... öfters, zwar nicht oft,
Zur Nacht in noblen Weinspelunken
Getalkt, geleuchtet und getrunken,
Blasphemt, geraucht und schandgeschwatzt,
Dann hab ich wohl – es reut mich jetzt –
Dich leichthin bis aufs Blut gekratzt
Und Deine leise Haut gefetzt ...

Und habe Deiner nicht geschont
Im Zwacken und im Widersprechen,
Und neckte Dich mit Fräuleinsschwächen
Und fand Dein Wesen zu betont.
Und schob Dich zu den Flatterlingen
Mit Deinem Nippen an den Dingen:

An Schnäpsen, Frauenmiedern, Ibsen,
An neuen Bildern, alten Ringen,
An Weltanschauungen und Schlipsen ...
Und tadelte, was grellt und schreit;
Und lobte lachend: Lässigkeit ...

Und bliebst mir dabei doch erlesen;
Ein Schönheitspürscher unverzagt,
Vom eignen Elfenreich umragt.
Du bist ein feiner Kerl gewesen –
Und das hab ich Dir auch gesagt.

(Wir schwalmten, bis das Dach sich bog,
Entferntes durcheinanderzog,
Gerauchtes und Geschwiegenes,
Du sprühtest zart Verstiegenes.
Ich seh Dich. Vor gespitzter Lippe
Das Weinglas. Edle Wolken ziehn.
Noch einmal, Felix, sprich und nippe;
„Sollst leben!" – hätt ich gern geschrien.)

6

Pochst heut an andren Weltengattern;
Wirst über fremden Städten flattern,
Noch immer suchend, was Du liebst.
Dein Staub an unbekanntem Ort
Fährt einst in einen jungen Lord,
Und Du erlebst ... was Du nur schriebst.
– – – – – – – – – – – – – –
Und dennoch – warum gingst Du fort?

7

In diesem höchst verdächtigen Treiben
Hast Du die hohe Pflicht, Poet,
Auf Deinem Fuhrsitz zu verbleiben –
Zu horchen wie die Karre geht.
Sollst zwischendurch mit Höhnen, Singen
Die blöde Blase vorwärtsbringen.

Nichts vor der Zeit entschweben lassen!
Erfühle, wie das Dasein braust,
Wenn Dich die trüben Tröpfe hassen
Und Du sie in die Fresse haust.
Bleib (schon aus Neugier) auf dem Posten,
Ist auch die ganze Welt behext –:
Um noch Dein Elend zu verkosten,
Das Dir mit Sicherheit erwächst.

Du sollst Dir nichts verscherzen dürfen,
Sollst Deinen späten Jammer schlürfen.
Spürst Du Dich lebend-leidvoll brennen,
Darfst Du dich, Felix, felix nennen.
  Mensch, nicht Mord noch Lug vergällt
  Mir den Sternenduft der Welt.
  Wenn der Wahn zum Himmel schreit,
  Schlägt er um in Heiterkeit.
  Und verglast Dein letztes Lachen –
  Bleibe: um Musik zu machen.

8

Fischnetze. Hütten. Mädchenspiele.
  Dort, ferne, fuhr das Schiff zurück.
Vom grauen Bayerncampanile
  Auf meiner Insel scholl ein Glück.
– – – – – – – – – – – – – –
Am Kirchel, wo die Gräber grüßen,
  Ein Zettel; schräg vom Sonnenschein:
„Man bittet diese Tür zu schließen,
  Die Schwalben fliegen sonst hinein."

Sie flitzten. Einer sah ich zu;
O liebes Luder. Zwitschre, du:
Fliegst du für mich, zur Sommerlust,
Durch diesen seltsamen August?

(Du wohnst in andrem Himmelsstrich,
Wenn dieses Baumes Blatt verblich –
Fliegst du für mich?)

9

Die Wasser lallten frisch zum Strand.
  Ein Fischer stand
  Gebückt im Boot und zimmerte.
Ein Mädel hob die flache Hand
Ans Aug – und sah zur Kampenwand,
  Die durchs Geleucht verschimmerte.

Im Gasthof beim Sebastian Kainz
Schlug nun die Mittagsglocke Eins.

10

Mir kam die Lust auf Trank und Speise.

Drei Wolken schwebten hoch und leise.
Mein armer Felix – gute Reise!

Chronik: Schicksal als Unterrichtsfach / von Junius

Der Geschichtsunterricht in den höheren Lehranstalten Preußens soll umgestaltet werden. Der Wille, der hinter dieser Neuerung steht, wird in der Tat vielfach als zeitgemäß empfunden und dankbar begrüßt werden. Ein erweiterter und vertiefter Geschichtsunterricht könnte wirklich die Gesinnungsgrundlage bilden helfen, auf der das politische Urteil wächst und sich die Fähigkeit bildet, am deutschen Schicksal selbsttätig teilzunehmen. Denn dies ist der springende Punkt: die politische Reife kommt nicht von selbst. Sie ist kein Geschenk naiver patriotischer Hingegebenheit an Staat und Gesellschaft; sie muß im Kampf gegen einen Wall von Interessen und Vorurteilen täglich erobert und erweitert werden, aber sie ruht nur dann auf festem Grund, wenn historische Bildung die nationale Idee und Mission erst einmal freigelegt hat und zeigt, wie sich in der Gegenwart Zukunft und Vergangenheit die Hände reichen. So wohl ist die interessante Verordnung zu verstehen.

Im einzelnen verfügt die ministerielle Verordnung: die preußisch-deutsche Geschichte seit der Regentschaft Wilhelms I. ist für uns Hiesige und Heutige der wichtigste Abschnitt der Weltgeschichte, alle Unterweisungen müßten also in der Darstellung dieses für unsere Gegenwart und Zukunft wichtigsten Abschnittes ihren Endpunkt und Höhepunkt finden. Damit ist in die seither überlieferte Wertordnung des geschichtlichen Stoffes ein grundsätzlich neuer Gesichtspunkt eingeführt und dem Geschichtsunterricht nicht nur vermehrter stofflicher Inhalt gegeben worden. Denn die Historie ist ja am wenigsten durch den Stoff bildsam, der in ungeheuerer Masse chaotisch daliegt und den Ordnungssinn ängstigt. Er will nach Tendenzen des Wertes und der Leistung für die menschliche Entwicklung und Erhöhung geordnet sein; er verlangt nach Wegweisern und Aussichtspunkten; er will Ketten von sinnvollen Zusammenhängen entdecken und auch den Schein der Unvernünftigkeit in Sinn und Idee umbiegen; er vermeint alle Irrwege und Umwege als Hilfsmittel menschlichen und kosmischen Gesamtlebens aufweisen zu können. Durch die absichtsvolle Beziehung auf die Gegenwart wird aber dem Gymnasialunterricht in der Geschichte eine außerordentlich schwierige Aufgabe gestellt. Wird er sie lösen können?

Früher hatte man die Teleologie, die Lehre von den Zwecken der Vorsehung, den faustischen Versuch das Schicksal zu rationalisieren, in den Religions- und in den philosophischen Unterricht verlegt. Nun ist die philosophische Propädeutik bei uns kein Lehrfach mehr. Sie ist jedenfalls nicht verbindlich. Man kann diese wohl auf Bonitz zurückführende Enthaltsamkeit im Grunde nur loben. Die Elemente der formalen Logik und die Bekanntschaft mit den psychologischen Elementarbegriffen sind ein gar

zu kümmerlicher Gewinn, wenn sie nach den Möglichkeiten des Schulbetriebes vermittelt werden. Denn daß diese nicht sehr groß sind, weiß jeder Kenner. Es kommt nicht über ein stümperhaftes Herumreden um die Probleme hinaus, ohne daß der Lehrer imstande wäre, das allein Bildende, nämlich den Zwang zur philosophischen Problemstellung, auch nur einer Minderheit von begabten Jünglingen in der Massenschule deutlich zu machen. Gelänge das, so hätte die enzyklopädische Schule unserer Zeit eine Seele, die man ihr früher, in der neuhumanistischen Periode, durch die Antike zu geben versuchte. So bleibt der Religionsunterricht als moralischer Mittelpunkt des Systems übrig, als Stütze für den Aufbau einer Gutes zeugenden Gesinnung und die Ethisierung des Willens; aber im Unterricht gerät er bekanntlich in Gefahr, das Mysterium zu rationalisieren. Er steht daher unvermittelt neben den wissenschaftlichen Fächern da, und man kann von ihm nicht sagen, daß er sichere Brücken schlagen hilft über das Chaos in Gesellschaft und Gemeinschaft. Das ist ein Jammer, aber das Übel wird durch Vertuschung der Schwierigkeiten nicht beseitigt. Die Zukunft muß da helfen und wird da helfen. Nun soll aber etwas von den Funktionen, die der Religions- und der philosophische Unterricht nicht üben können, der Geschichtsunterricht übernehmen, der alles, was zur vaterländischen Gesinnung gehört, in ein System bringen und in Formeln destillieren soll. Hier liegt die Gefahr in der Absichtlichkeit des Versuches und in der Rationalisierung natürlicher Empfindungen.

Paulsen sagte einmal, daß die Religiosität durch Aufklärung, Belehrung, Auslegung der Schriften, Einschärfung moralischer Verhaltungsweisen in Predigt und Unterricht . . . durch Predigt und Unterricht in starke Bedrängnis geraten sei. Übertragen wir diese Lebenserfahrung auf die Geschichte, so heißt das: bei einem mit entschiedenster Absichtlichkeit gestalteten und auf Erzeugung vaterländischer Gesinnung abgerichteten Unterricht ist ähnliches zu befürchten. Diese wächst ganz naturgemäß in einer Nation, die sich gesund entwickelt und in der keine künstlichen Hemmungen das natürliche Verwachsensein mit Volk und Heimatboden zerreißen, und alles, was die Schule nach der Richtung tun kann, ist, über die Darstellung des äußeren Rahmens für die Geschehnisse hinaus, zur Lektüre der großen nationalen Historiker anzuregen, so daß die Art, wie diese die begründeten Zweckzusammenhänge darstellen und anschauen, sich dem jugendlichen Gemüt einprägt.

Es ist also sehr fraglich, ob mit der Vermehrung der Unterrichtsstunden und der neuen Stoffverteilung solche Zwecke erreicht werden können, vorausgesetzt, daß die Geschichte als „Fach" sich ihnen überhaupt dienstbar zu erweisen vermag. Wir wissen, daß Geschichte als Wissenschaft ein zweifelhaftes und bezweifelbares Dasein führt. Alle soziologischen Forscher und Denker haben die Grundfrage noch nicht zu lösen

vermocht, wie sich die materiellen Daseinsbedingungen mit ideellen Bedürfnissen verknüpfen und von welchem der beiden Faktoren die letzten geschichtlichen Impulse herrühren. Darum wird das Urteil beständig hin und her geschoben, weil aus der Motivreihe jeder geschichtlichen Handlung bald die erdgebundene materielle, bald die himmelwärts gerichtete ideelle Seite den Ausgangspunkt abzugeben scheint. Persönliche und Massensuggestionen sind unauflöslich verknüpft; bald ist die Masse, bald ist der Einzelne Held oder Gefolgsmann. Das Schicksal eines Stammes, eines Volkes, einer Nation folgt einer Kurve von schwer berechenbarem Index, und nur der synthetische Geist einer großen Geschichtsdarstellung vermag dieses ganze Chaos mit Hilfe unendlich vieler statistisch annähernd genauer Einzelheiten zu einem eindrucksvollen Gewebe zu verarbeiten, aus dem der bescheidene politische Sinn der Wirklichkeitsmenschen die Aufgaben für die allernächste Zukunft abzulesen pflegt. Hier ist alles auf Bedeutung, auf Wert, auf Urteil gestellt; hier wird grundsätzlich alle Zwangsläufigkeit in eine Zweckläufigkeit umgebogen, um im Durcheinander von Sinn und Gegensinn, von Aufstieg und Niedergang Ordnung zu bringen und den Optimismus des unreflektierten Lebenswillens zu steigern. Wir brauchen nur in der letzten Vergangenheit uns umzusehen, um das Recht tausendfacher Auffassungen zu erkennen. Hat Bismarcks Leistung nach jeder Richtung hin für deutsches Wesen Segen gebracht? Hat er nicht durch Übertragung machtpolitischer Faktoren auf das innere Leben der Nation feinste Keime der besonderen deutschen Begabung zerstört? Hat er nicht durch das Ausspielen der Gruppen gegeneinander — der Konfessionen, der Landschaften, der dynastischen und der demokratischen Gesinnungen — die Bildung einer innerlich einheitlichen Nationalität doch vielleicht aufgehalten? Wer zum Beispiel das Büchlein „Das Erbe Bismarcks" von Hans Delbrück liest, das für unsre heutigen Bangnisse und Bedrängnisse eine Gebrauchsanweisung abzuleiten sucht, muß doch schließlich das Gefühl haben, daß bis auf die Gründung des Reiches vieles an seiner Hinterlassenschaft, selbst bei engerem Überblick, für die gegenwärtige Benutzung unbrauchbar geworden ist: sein Kulturkampf liegt als eine warnende Verirrung hinter uns, und seine Polenpolitik hat selbst die wundervoll klare Linie seiner Diplomatie an empfindlicher Stelle verbogen. Es liegt sogar eine Gefahr darin, Bismarcks Lebenswerk so darzustellen, als ob die weitere Entwicklung des deutschen Volkes sich nach den Methoden vollziehen müßte, die hinterher aus der Funktionsweise seines Genius abgeleitet werden können und abgeleitet worden sind. Je persönlicher der Geschichtsunterricht gegeben wird, und je reifer das Urteil des Lehrers ist, das heißt, je selbständiger und freier von Schulauffassung, desto gefährlicher könnte seine Wirkung im vaterländischen Sinne vielleicht werden, weil er die sichere Wirkung der traditionellen Auf-

fassung und Bewertung hemmen kann. Und wer die Geschichte der Entstehung des Weltkrieges betrachtet, auf Grund der farbigen Bücher und der von deutschen Gelehrten und Publizisten gelieferten Literatur, wird doch Mühe haben, nachzuweisen, daß in seinem Urteil nichts als kontrollierbare Wissenschaft steckt. Um auf den Gründer des Reichs zurückzukommen: Wie soll seine Schöpfung, die aus der Wechselwirkung seines Temperaments und der Zeitumstände entstanden ist, vor jungen Menschen ohne eigenes Urteil und eigene Lebenserfahrung hergeleitet werden? Die sozialen Zerrungen und Wirren, die nach 1870 einsetzten und zu dem gehässigsten Klassenkampf in deutscher Geschichte führten, lassen sich auf elementarer Stufe überhaupt nicht darstellen, auch schon deswegen nicht, weil nicht viele Lehrer vorhanden sind, die in diesem Punkte das eigene Urteil durch eine berechtigte Persönlichkeit decken und ihren Standpunkt über den von der Behörde gewünschten hinaus zu führen vermögen. Das ist die einfache Wahrheit, die jeder kluge Geschichtslehrer zugeben wird.

Nun stelle man sich vor, was das heißt, diese letzte Epoche preußisch-deutscher Geschichte von 1861 in den Schulen ausführlicher zu behandeln, so daß das geschichtliche Urteil in dem jugendlichen Gemüt bis zur Reife gesteigert wird. An der Darstellung des Stoffes ist der Schüler nicht beteiligt: er wird ihm geboten; er ist dabei völlig rezeptiv und arbeitet insofern nur mit dem Gedächtnis, während die Übersetzung des einfachsten fremdsprachlichen Textes eine schöpferische Leistung ist und die Analyse des Wassers im Laboratorium Sinne und Sinn schärft und schult. In der Geschichte ist dem Schüler gar keine Möglichkeit geboten, subjektive Zutaten von der wirklichen Unterlage zu scheiden, er lernt nicht einmal kennen, wie der statistische Rahmen entstanden ist, der ihm geboten wird (und der selber von Willkürlichkeiten strotzt). Hier ist alles durch Interesse der Partei, der Konfession, des religiösen und philosophischen Weltbegriffs gefärbt. Hier wird jeder Versuch, sich nach außen, auf dem Standpunkt des Draußenstehenden, zu projizieren, durch die Pflicht zur nationalen Subjektivität erdrosselt. Es ist selbstverständlich, daß der Unterricht an höheren Staatsschulen den Missionsgedanken, ohne den ein Volk nicht leben kann, in den Vordergrund schiebt. Aber wer verbürgt den Takt, der nötig ist, um vor nationalem Pharisäertum zu bewahren und die Hoffnung auf Milderung nationaler Gegensätze wenigstens innerhalb des gleichen Kulturkreises nicht zu ersticken? Durch Vermehrung der Unterrichtsstunden werden all die Schattenseiten solchen Gesinnungsunterrichts nicht vermindert sondern erhöht, und es liegt die Gefahr vor, daß, abgesehen von der Fähigkeit, das wissenschaftlich erarbeitete Gemeingut sich gedächtnismäßig anzueignen, die Reife des Urteils an dem Talent gemessen wird, die Akzente des Lehrers nachzulallen.

Anmerkungen

Den Chesterton-Verehrern ins Stammbuch

Ich nehme es den deutschen Verehrern G. K. Chestertons übel, daß sie mit abgeblendeten Augen an seinem Pamphlet ‚The barbarism of Berlin‘ vorbeigelebt haben. Warum denn? Er war ja ein europäischer Geist, nicht wahr, er hatte ja, in ‚Orthodoxie‘ und ‚Häretiker‘ aus dem Schutt kapitalistischer Verpöbelung die unvergänglichen Werte der katholischen Primitivität hervorgeholt, ihren Goldglanz froher und freier Gläubigkeit von protestantischer Besudelung und zwecksüchtiger Seelenverhärtung gesäubert: es war also zu erwarten, daß er in der europäischen Katastrophe das Gottesgericht begrüßte, in erster Linie den entscheidenden Schritt zur Selbstvernichtung der Geschäftsmoral und Geschäftspolitik seiner Landsleute. Unsere Gemeinde schwieg, ich aber, der Ungläubige, las. Und zwar mit einigem Vergnügen: weil es mein früheres Mißtrauen gegen den sehr amüsanten und geistreichen, aber auch preziös witzelnden und tiefsinnelnden Pseudoromantiker hinterher bestätigte. Ein ins unbestimmt Gläubige, Christkatholische gewandter Shaw, wie dieser Paradoxie und Antithese als Stilpeitschen benutzend. Ich fand ihn mit faustdickem Puritaner- und Pharisäertum beladen. Daß er die Russen negative, das heißt vor ihrer eigentlichen Zukunft stehende Barbaren nennt, roh aber gutmütig, unentwickelt aber voll seelenhaltiger Keime, ist nicht einmal amüsant: es ist nur richtig. Daß er uns positive Barbaren nennt, Menschen, die ihren Witz und Verstand mißbrauchen, um in technischer Zivilisation zu triumphieren und, aus Liebe zur Reaktion, mühsam erreichte Humanitäten zu vernichten suchen: je nun, wen wird das schmerzen? Es ist ein Vorwurf, der zu den banalsten Erzeugnissen der Kriegspsychose gehört. Was an ihm zutreffen mag, bezieht sich auf die Richtung der gesamten Modernität, er wurde vor sechzig Jahren zuerst von John Ruskin gegen seine Landsleute zu einer zerschmetternden Anklage erhoben; denn damals waren die Engländer die Häuptlinge der den Geist verräuchernden und das Gemüt versteinernden Maschinenkultur. Aber indem Chesterton das Recht predigt, die Farbigen mit ihren Assegais und Tomahawks und Bumerangs auf uns ‚intellektuelle Anarchisten‘ loszulassen, weil wir — man höre — weil wir die Achtung vor gegebenen Versprechen verletzt hätten, die selbst den primitivsten Wilden noch heilig seien: indem er so spricht und hetzt und sein Gedächtnis von der Elementargeschichte des Britentums entleert, springt riesengroß der Cant aus ihm hervor. Es ist in der Tat meisterhaft, wie er jenes Sicherheitsventil des englischen Gemüts handhabt, das fremde Gewissen mit den eigenen Sünden zu beladen. Zum Schluß erteilt er unseren Anglophilen höhnisch einen Fußtritt: wann hätten die je das Britentum verstanden? Seine deutschen Verehrer haben auf diesen christgläubigen Fußtritt zu allererst Anrecht.

S. Saenger

Lyrischer Landschafter

Ganz zahlreich sind in der Gegenwart die Feinde der Lyrik geworden . . ., Grund zu dieser Feindschaft — der allerdings häufig die eigene Notwendigkeit fehlt — gibt ihnen das häufige Fehlen der Notwendigkeit in der Lyrik. Die Gedichte von heutzutage sind unerhört oft vom Leser her gemacht, aus Ehrgeiz oder aus sonst einer Vorwegnahme des nützlichen Effektes, und gewissermaßen von keinem anderen Erlebnis gedrängt . . als von der Erkenntnis der Tatsache, daß es eine lyrische Technik gibt, daß es eine lyrische Wirkung gibt und ferner einige Gestalten, die scheinbar wirklich aus bloßer, dem Erlebnis ähnlicher Liebe zum Worte volle Künstler geworden sind.

Aber Gedichte kann jeder machen, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, ein Dichter zu sein; und dies spüren zu lassen. Man bemerkt gerade bei den Großstädtern unter den Jüngeren, also den angeblich Subjektivsten, mehr die Worte als die Gestalten in den Versen, weil sie den Reiz vom Außensein statt vom Außersichsein empfangen. Da man in der großen Stadt so ungeniert und so eilig bei einander verweilt, ist man auf alle wirkenden Mittel des Augenblickes scharf, geht immer berechnender vom Anderen und vom Nachher aus; denn Macht — die man will — ist eine vorübergehende Sache. Bluff, ungeformte Schweinerei, Talminihilismus reimen sich empor; ebenso unabsolut ist die technische Gesinnung, die statt metaphysischer lieber die Wirkungen des körperlichen Schlagens, Kitzelns und (konventionellstes Wort —) Kotzens erreichen will.

Das wertvolle Gedichtbuch von Paul Boldt* zeigt eine landhafte, vollyrische Ursprünglichkeit, deren intellektuelles Zubehör sie aber scharf genug in die Stadt zieht und dann mit fremden Bewußtheiten verschlackt. Sonderbare Mischungen von Kraft und Abstraktheit. Dem rührend gestimmten Klang einer Eingebung folgen Verse im Ton einer unausgefüllten Überlegenheit. Eine Natur, von deren unspielerischem, nicht kompliziertem Grundwesen man rasch überzeugt ist, gestaltet manche Strophen erhoben, ja kunstgewerblich dekorativ oder verwickelt dekadent, grammatikalisch distanziert; Rutine scheint bisweilen den Ton des Erlebnisses zu verdrängen, so daß die Verse kaum zu Gedichten zusammengehn können und dann nur ein packend sichtbares Bild die Ganzheit und Lebendigkeit rettet.

Aber ein viel größerer Teil der Gedichte enthält und gibt ungemischte Freude. Paul Boldt ist ein handfester, zugleich feinfingriger Landschafter; verwandt, nicht kongruent mit Georg Heym (lebte dieser Echte doch noch —!). Er formt nicht die Stimmungen der Natur, sondern ihr Wirken auf Nerven und Seele; aus Sinnlichkeit, nicht aus Sentimentalität. Den Geruch der Pflanzen, das Spülen der Säfte, fiebrige Schwüle, Gestalten der Wolken, der Blitze, des Mondes, Lebendigkeit der Tiere: solche Dinge verlandschaftlicht er in Versen, deren Bestes eigentlich weniger im dichten, schlagenden, schärfenden Klang liegt: noch sicherer wirkt ihr Gehalt an starken Bildern und deren Zusammenhang, den seine Begabung für famos verkürzende Aphoristik, für groteske Ausrufe nur noch lückenloser herstellt.

Es ist eine Erotik der Landschaft, — während Boldts Liebesdichtung im allgemeinen kleine, über den Stoff nicht hinausgezwungene Sexualität bleibt. Gelingt es ihm freilich, wie in der „Liebesfrau", auch die Landschaft des Körpers zum erotischen Gedicht werden zu lassen, so gewährt er das makelloseste Bild seines Könnens und einer durchgefühlten Notwendigkeit.

Alfred Wolfenstein

---

* „Junge Pferde! Junge Pferde!" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig).

Das Tier

Das Tier hat seine besondere Geschichte in der Kunst und sie wird jetzt ein Kreislauf. Der Altasiate sah in ihm höchste dekorative Bedingungen, vor Portale und auf Teppiche setzt er es zum Schema stilisiert. Nachdem das Tier unterdessen bei Potter Prachtstück der Landschaft und bei Liljefors Zeugnis des beobachtenden Jägers geworden war (wie bei Hamsun), läuft es heut wieder in die Dekoration zurück. Die Zeiten sind ihm dafür günstig. Sie suchen nicht mit dem verstorbenen Meyerheim den Witz der zoologischen Gärten, sondern sie suchen das Netzgewebe alles Werdens, das Undifferenzierte, das in der Phantasie des Malers sich gegen die Wirklichkeit emporbäumt, die jahrhundertelang seine Kunst beherrschte. Es ist der Prozeß, der in Franz Marc vor sich geht, von dem eine bedeutende Ausstellung hier zu sehen ist. Marc ist einer der stärksten von den Jungen, weil er uns das Gefühl der Sicherheit und des festen Willens gibt, das über die Mode hinausgeht, indem es sie begründet. Jedem Künstlermenschen fiel er auf durch die gewaltige, strenge und formenstolze Massivität seiner Hirsche und Stiere. Jetzt geht er weiter. Was ihn einst reizte (man sieht es in einem frühen Bildchen), die Vorstellung springender Pferde oder ähnlicher Bewegungen nicht als Wirklichkeit, sondern als Dekoration im tiefsten Sinne, wird nun mit der ganzen modernen Malerei metaphysisch. Diese liebt vor lauter Seele keine Seelen, vor Innerlichkeit kein Inneres, bei ihrer subjektiven Impertinenz verabscheut sie mit der ganzen Wirklichkeit auch deren herzliche Blicke und verratende Gebärden. Mensch, Apfel, Felsen und Tier ist für sie eine Masse, entseelt und auf die innere Vision gebracht, Körper bis zum Kubus, Symphonie bis zum Büchereinband, nichts als Materie eines Traums. Jetzt feiern die Tiere ihre Saturnalien. Sie verlieren ihre Seele demütig an die Phantasie der Künstler, die sie ihnen nicht lange auszureden brauchen. Sie werden metaphysische Ornamente, in denen Natur und Bewegung sich beliebig multiplizieren. Pferde bauen sich zu Türmen, Katzen kitzeln aus Farbenfluten alles Katzig-schleichende, Füchse strecken Geometrisches, Urtiere werden aus werdenden Formströmen, Tiere sterben ihr Schicksal in parallelen tränenreichen Kavalkaden, ihr Seelchen haben sie an dies gepreßte, barocke, lyrisch pathetische und doch voller scharfen Lichter sitzende moderne Wesen abgegeben, das, wenn es Literatur wird, Malerei scheint, wenn Malerei, Literatur. Jeder wird die Bilder des Tiermalers Marc, der Felsen und Akte zu ihnen stellte wie Kristalle zu Feuer, anders deklamieren, aber in allen wird etwas zurückbleiben vom Klange eines Riesenepos, das in scharfem Wahnsinn einen Schöpfungstag aus unseren hellen, blitzenden Gesichten hervordichten möchte, noch befangen zwischen der wirklichen Welt, die wir so lange nachzumachen uns freuten, und der großen Arabeske des Daseins, die auf dem Grunde der Dinge liegt. Tiere rissen ihre Erinnerung in das nach Klassen, Neigungen, Kriegen geteilte Erdenleben hinein. Aber für den Musiker genügt der Blick ins Hundeauge.

Oskar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Gedanken über die deutsche Sendung

Tagebuchblätter von Alfred Weber

16. Juli

Zu Köhler — Der neue Dreibund. Was Köhler in seiner Broschüre sagt, weitet sich zum Teil zuerst etwas ins Phantastische aus: die Revolutionierung der Westslawen bis zum Dniepr, eine Bahnlinie Berlin—Odessa—Kaukasus—Indien . . . Ägypten in der Hand der Türken, ein zentralafrikanisches Südreich für uns, über Kairo mit Berlin verbunden durch Bahnen. Es ist ganz die Art der „großen Phantasie eines praktischen Menschen". Aber das macht alles nichts: es ist ein absolut richtiger und gesunder Kern drin, so viel gute und ganz aus dem Notwendigen heraus gefundene Gedanken. Das Beste wohl immer wieder der Hinweis darauf, daß wir die englische Weltherrschaft als Kontinentalvolk von der kontinentalen Seite her überwinden müssen; wie er es ausdrückt, lange Landgrenzen gegen englische Gebiete und dadurch Verwundbarkeit des englischen Besitzes durch uns schaffen müssen. Das ist immer auch mein Glaube gewesen. Wir müssen uns kontinental entfalten, um groß zu werden; und die Vision dieses zusammenhängenden Kontinentalgebietes über den Balkan in die Türkei hinein, das von da in die Welt ausstrahlt nach Asien und eventuell nach Afrika, mit der Beherrschung der künftigen großen Bahnlinien, die die alten großen Land-Weltwege der Menschheit wieder erneuern, ist so selbstverständlich und so bestrickend. Das einzige große Problem darin sind die Westslawen, ihre Behandlung durch uns und Bindung an uns.

22. Juli

Ich habe heute etwas in den Aufsatz von Bahr über Österreich hineingeschaut. Wie er sagt, ist es: ein naturhaft gebliebenes und durch die Gemeindeverfassung im Untergrund zum Leben erwecktes Gebilde ist Österreich; sein Oberbau kann nie in irgendeiner staatlichen regulären Nationalisierung nach bloßen Nationalitäten, Majoritäten oder dergleichen bestehen, sondern nur in dem Ausgefülltwerden der historischen Länder und Staaten

von unten her durch Selbstverwaltungstendenzen. Darüber ein Vertragssystem der Nationen, welches das Reich dann aufbaut, das sein Vorbild zum Teil aus den internationalen Zollverbindungen hernehmen muß, nur intensiver gestaltet, und das für Staatenbünde, wie wir einen jetzt schaffen müssen, auch wieder Vorbilder liefern kann. Ich glaube nicht, daß ein regulärer Parlamentarismus jemals der staatliche Ausdruck eines solchen Reiches oder seiner Teile sein kann; höchstens ein solcher in Verbindung mit irgendeinem nationalen Kuriensystem, für das die Formen erst noch zu finden sein werden. Immer wird ein militärischer und bürokratischer Apparat hier den eigentlichsten staatlichen Rückhalt darstellen – es kommt nur darauf an, die Abgrenzung zwischen seinen Kompetenzen und den Kurienrechten der Nationen und den Selbstregierungsrechten der historischen „Länder" richtig zu finden. Aber ich bin heute allerdings überzeugt – sobald einmal all die kleinen Nationen und Natiönchen einsehen, wie auf der einen Seite ihre wirkliche Selbständigkeit und auf der anderen ein europäischer Miteinfluß für sie nur in einem solchen Staat gerettet werden kann, wird in sie der Wille fahren, Österreich zu einem solchen lebensfähigen Reichskörper auszugestalten. Und das wird die Geburt des modernen Österreich bedeuten. Ein solcher Reichsgestalt schaffender Völkerwille hat bis jetzt in Österreich gefehlt; ist er da, so schafft er sich auch die Gestalt – wie jede Gestalt durch den Willen gemacht wird. So wird der Krieg tatsächlich die Geburtsstunde Österreichs werden, wenn er richtig beendet wird.

23. Juli

Heute las ich Schiemann (Rußland auf dem Wege zur Revolution); er ist einer der besten Kenner Rußlands, und er prophezeit nicht bloß die Revolution, sondern das Auseinanderfallen, wenn wir nur hartnäckig sind und nicht zu früh Frieden machen. Man spürt, wie viel Hoffnungen aufstehen, seitdem sich dort die großen Möglichkeiten zeigen. Und die Vorgänge werfen alles Bisherige um! In unserer Rechten soll es schon Zwiespältigkeiten geben, – und so wird noch manches durcheinandergeworfen werden.

Eine Aristokratie, eine liberale, wie die der Ostseeprovinzen, würde Unendliches für uns bedeuten. Denn hoffnungslos ist die innerpolitische Situation erst, seitdem die ganze Aristokratie reaktionär geworden ist und dadurch die Linke tatsächlich gesellschaftlich keine Führer mehr besitzt. Über das Niveau des Bourgeois-gentilhomme reicht ja leider so mancher unserer liberalen Parlamentarier nicht hinaus. Wie soll das regieren, wo doch unsere militärisch-bürokratische Aristokratie mit Formen und Tradition und der Hof mit seinen gesellschaftlichen Ansprüchen daneben steht!

26. Juli

Ich sprach heute mit einem der jungen Leute, und wieder kam mir zum Bewußtsein, wie diese junge Generation innerlich ergriffen sein wird von der Erkenntnis, in unserer Leistung vor die Welt das symbolische Zeichen des Beginnes einer neuen Weltperiode hingestellt zu haben und wie verhältnismäßig gleichgültig es ihr dabei sein wird, ob wir siegen oder unterliegen. Diese Unbekümmertheit, das ist es, was uns Älteren fehlt, und da können wir von den Jungen lernen.

Wohl auch ziemlich anders würde ich heute über die Nichtbeachtung der psychologischen Faktoren durch unsere Politik schreiben, als vor kurzem. Ich würde etwa sagen: es war notwendig, daß wir diese Faktoren nicht berücksichtigten, weil wir blind sein mußten, um unsere Mission ganz zu erfüllen, blind als junges Volk und blind im Gefühl des weltgeschichtlichen Rechtes, das wir vertreten. Ein guter Teil dieser psychologischen Elemente, Aspirationen und Stimmungen uns gegenüber muß uns ja doch und mit Recht als elender Schwindel erscheinen, eben der Schwindel, für dessen Vernichtung wir – ohne es bewußt zu wollen – diesen Krieg tatsächlich mitführen. Wir konnten mit ihm nicht paktieren, ohne unsere unbeirrte, geradeaus gerichtete Kraft selbst zu verlieren. Erst muß die Atmosphäre von diesen Scheinfaktoren gereinigt sein, ehe wir daran gehen, die psychologischen Überlegungen und Kräfte mit in unsere politischen Kalkulationen und Zielsetzungen einzustellen – aber dann müssen wir es auch. Denn es bedeutet eine verhängnisvolle Absperrung vom Leben und von der Beherrschung des Lebens, daß wir in der Politik das Stärkste, was es beherrscht, das Geistige grundsätzlich nicht berücksichtigt haben.

1. August

Ich habe heute vormittag Instruktion gehalten; es macht einen ganz müde, die Leute in weiten Horizonten denken zu lehren und sie dadurch politisch zu verselbständigen, in der Frage der Weiterführung des Kriegs. Aber es war doch von den Landwehrleuten in der ganzen Kompanie kaum einer, der sich einen besseren Grund für unser Interesse an der Erhaltung Österreichs wußte, „als daß wir durch einen ewigen Bund mit Österreich mehr würden". Ich habe ihnen dann auf der Karte auseinandergesetzt, wie es mit der Verteidigung unserer Grenzen aussieht, jetzt und wenn Österreich nicht existierte. Und sie haben seitdem den ganzen Tag davor gestanden und sich darüber unterhalten. Die Sozialdemokratie und überhaupt die Volkspresse hat eben bisher überhaupt keine Anschauung und Kenntnis in der auswärtigen Politik und über die letzten Bedingungen unserer staatlichen Existenz ins Volk getragen. Man sieht es ja – selbst solche Leute wie David und Heine sehen immer alles bloß unter inner-

politischen Gesichtspunkten. Wie soll es da in der Masse besser sein. Der Krieg lehrt uns anders – aber bis die Leute bei uns aus dem alten Ungefühl für äußerpolitische Machtfragen, das uns aus der Kleinstaaterei noch anhängt und durch die Sozialdemokratie künstlich konserviert worden ist, zur kräftigen Bejahung unserer Weltgeltung kommen – nicht bloß zu dem Gott sei Dank, daß sie mir's erlauben zu existieren, – das wird noch ein weiter, weiter Weg sein. Und wenn man diese verschrumpelten Bauern-, Handwerker- und Arbeitergesichter vor sich sieht, in die überall die Existenzsorgen eingegraben sind, dann zweifelt man wohl, ob in einem solchen Kopf der Gedanke überhaupt etwas Reales werden kann: „Wir müssen Rußland zerschlagen, um Österreich und die Türkei zu erhalten." Wenn man ihnen sagen könnte: Das sind menschenfressende Teufel, diese Russen, die müssen ausgerottet werden – dann wohl ja! – Aber Macht in der Welt! – o wie weit weg liegt dieser Gedanke von diesen Menschen.

4. August

Es stößt einem immer wieder die Frage auf: wie wird es nach diesem Kriege um die österreichische Staatsidee stehen? Dieser Staat wird nur durch ein Volksgefühl leben können, wie jeder – aber die Völker, die ihn aufbauen, haben an sich ja keine Größe und als solche keine weltgeschichtliche Mission. Der Kleinbürger, der in ihnen aufgehen kann, vermag vielleicht nicht bloß zu der Erkenntnis, sondern auch zu dem Gefühl zu gelangen, daß seine Volksselbständigkeit und Volksbedeutung am besten in einem übervölklichen Staat wie Österreich aufgehoben ist. Der Intellektuelle und Geistige aber – er kann in sein kleines Volk ja nicht hinein – es reicht ihm nicht – er kann, so paradox es ist, gerade deshalb nicht in dem österreichischen Großstaat zur Ruhe kommen. Und so wird Österreich wohl notwendig innerlich gehalten werden müssen von kleinbürgerlichen Kräften – denn das kühle Staatsinteresse der Arbeiterschaft reicht nicht dazu hin, ebensowenig wie das ebenso kühle der Industriellen und der Aristokratie.

Das ist eine wichtige Erkenntnis für unseren Staatenbund überhaupt, soweit er außerdeutsch sein wird, denn dort liegt es prinzipiell überall ganz ebenso. Und es wird ein Problem sein, was wir in diesem Staatenbund mit den Kräften der geistig hochstehenden Nichtdeutschen machen, so daß sie nicht staat-los werden und von da aus natürlich staat-feindlich, in andrer Form gesehen „französisch".

6. August

Man hofft so sehr, daß unsre „Jungens" hineinwachsen möchten in die neue große Rolle, die uns zufällt. Aber wenn sie nicht primitive „Gröbere" sind, so kehren sie, glaube ich, noch immer aus Opposition gegen diese Gröberen die geistigen Klauen zu stark gegen uns selbst.

Selbstkritik! Ja! Aber die braucht doch nicht identisch zu sein mit fehlendem Machtinstinkt. Man freut sich ja immer, wenn sie so penibel sind und schon jede diplomatische Verbrämung als unehrlich empfinden. – Aber daß man ihnen das, was Thomas Mann so gut gesagt hat: „das Recht ist bei Deutschland", gewissermaßen erst predigen muß gegenüber dem vertrackten Standpunkt, daß „objektiv" betrachtet alle gleich recht oder unrecht hätten, das läßt einen doch irre werden an einer gewissen Sorte allzu subtiler „Reflexion". – Man muß ihnen sagen: „Traut euch doch, zunächst einmal endlich das Selbstverständliche zu fühlen und sagt euch, daß ihr ein tiefstes heiliges Recht habt, von diesem Selbstverständlichen, von eurer innersten Verbundenheit aus, nicht nur zu handeln, sondern auch zu betrachten."

Ich kanns ja gut verstehen, und sie ist im Grunde so sympathisch, diese Angst vor der Enge, die dem zugrunde liegt. Aber wozu, um dem nicht zu verfallen, sich jetzt in die Seele der Franzosen, der Engländer, der Italiener hineinflüchten, um sie objektiv – o ja! objektiv – zu verstehen! Sie sollen erst hineinwachsen in die Weite unserer eigenen Aufgabe. Wir alle stehen ja geistig und im Begreifen unendlich hinter dem zurück, was uns das Schicksal auferlegt hat, was es mit uns will, was wir, ohne es vorher angestrebt zu haben, tatsächlich tun. – Das langsam ahnen, zögernd und vorsichtig, demütig ergreifen und von da zu der Weite kommen, die uns nötig ist, damit wir uns zunächst selbst geistig in der Welt darstellen können, um dann in ihr einmal mehr als einen bloß materiellen Willen zu haben, das sehen und erkennen und daran froh und stark werden! – so stelle ich mir vor, sollte der Krieg, der ja so lange dauert und so viel Zeit zum Nachdenken läßt, bei den Jungen wirken. – –

11. August

Daß auch jedes Volk im Handeln unter seinem Schicksal steht, wie jeder einzelne, und dabei in menschlichem Sinn Schuld auf sich laden muß durch Vergewaltigung anderer, das werden die Jungens, die draußen gestanden haben, schon verstehen und fühlen, ohne daß sie deswegen grob und bloß realistisch zu werden brauchen. Die tiefe Stille des „nach seinem Schicksal Handelns": aus dieser letzten Quelle werden Idealismus und Realistik ineinanderströmen – und das wird ein Idealismus ohne weltfremde Theorien und eine Realistik ohne Brutalität und mit Verstehen der anderen.

20. August

Jenes Wort von Nietzsche: „Der Deutsche wird den anderen Nationen erst groß und ehrwürdig werden, wenn er ihnen furchtbar wird, aber in

der Anspannung seiner höchsten Kräfte zu großen Kulturtaten vergessen läßt, daß er furchtbar ist." Man fragt zu ihm: werden wir zu dem ersten, das wir jetzt fertig gebracht, auch das zweite können?

Wie oft und wie lang hat man sich so gefragt. Und doch scheint heute die Frage nicht mehr ganz richtig. Was die „andern" denken, ist uns heute nicht allzu wichtig. Und was die Gegenüberstellung der Kultur- und Kriegstaten angeht, so wissen wir, daß unsere jetzigen Taten gerade den Weg zur inneren Befreiung bilden und nur sie: die letzte größte Lösung unserer Kräfte und gleichzeitig Bindung in einem ungeheuren Gemeinschaftstun. Das kann doch erst der Boden werden für jene Welt von Objektivationen, die wieder zu ihrem Recht kommen soll. – Wir werden diese künftig aber doch mehr wie einen schönen reinen Spiegel, in dem wir uns selbst wie im Traum erkennen, denn als eine abgestoßene Welt für sich fühlen.

So sehr ist doch, wo man die Vergänglichkeit auch des Schönsten und Größten fühlt, nichts mehr diesem Bann entzogen und alles letztlich nur „im Unsichtbaren ewig" – Und so sehr wächst damit die Verbundenheit von Leben und konkreter Leistung – schlingt das Leben das Kulturelle in sich zurück und glaubt man, daß das Leben aus einer Leistung wie die unsere auch jenes andere, das im Diesseitigen Erlösende, schaffen wird.

Aber immer weniger fragt man mit jener alten noch von früher stammenden Skepsis, ob es so sein wird! Nicht weil man nun ganz im Handeln und im Leben aufgeht, sondern umgekehrt, weil man im Leben selbst so stark die Elemente tätig fühlt, die über allem Leben stehn.

22. August

Ich habe heute etwas über die russische Staatskirche gelesen. Man kann jetzt das russische Problem nicht anpacken, ohne die Russen in irgendeiner Weise in Gedanken in Verbindung mit den anderen zu bringen, die gegen uns stehen. Die russische Kirche und Religion, soweit sie nicht S e k t e n t u m darstellt, ist in unserem Sinne Heidentum, das stärkste Heidentum, das es in christlichem Gewand mit bloßem Ritual statt innerer Erfassung, Bilderdienst und einer für das Innerste der Religion völlig gleichgültigen Priesterschaft gibt. Und da fühlt man dann die Verbindung mit den Romanen, das „Vorreformatorische" der seelischen Existenz, bei der das christliche Problem der Erfassung und Zusammenfassung des ganzen Wesens von einem geistigen und ethischen Zentrum noch nicht aufgetaucht ist oder überhaupt nicht auftauchen kann. Daher die uns unbegreifliche Freiheit im Lügen, die ja doch nur heißt, daß man nach seiner Verfassung nicht genötigt ist, sich mit seinem

Zentrum zu „stellen“ – das Fehlen der Wahrhaftigkeit, die als Begriff doch wohl überhaupt erst durch die Germanen und die ihnen eigentümliche Auffassung der Religion und des Christentums, eben die „reformatorische“ (womit Protestantismus keineswegs identisch zu sein braucht), – in die Welt gebracht worden ist. Jetzt kämpfen wir in Wirklichkeit doch für diese Auffassung des Lebens, denn alles, was uns an Grausamkeit vorgeworfen wird, alles, was wir an „undiplomatischer“ Dummheit begehen, ja alle tiefste Ablehnung der Phrase und verlogenen Ideologie da drüben ist in Wahrheit Aufrichtigkeit, gradlinige Erfassung des Lebens vom Zentrum, wie sie erst aus unseren seelischen Bedingungen, der Vereinheitlichung, die wir an uns selber vornehmen, entsteht. Dabei ist das Eigentümliche, daß diese Bindung bei uns Deutschen nicht im eigentlichen Sinne die moralische ist, wie sie der Engländer, der ja auch nachreformatorisch ist, hat. Unsre Zusammenfassung ist in irgendeiner Weise Trieb und Notwendigkeit, sie ist bei dem amoralischen Goethe genau so da wie bei Nietzsche oder bei Luther – immer ein Gerade-aus-sich-heraus-müssen und alles mit dem letzten Zentrum ordnend verbinden.

Durch diese Art werden wir, indem wir sie gleichzeitig auf einen Gemeinschaftskörper übertragen und ihm gegen die ganze Welt zum Sieg verhelfen, eine neue praktische Religion ins Leben stellen – dasselbe, eine Befreiung vom christlichen Schema, noch einmal auf einer höheren und freieren Stufe und in gewissermaßen plastisch-symbolisch nach außen gerichteter Form tun, was wir in der Reformation ganz nach innen gerichtet versuchten. –

Das ist doch die tiefste Schwäche des Russen, daß er ganz zufrieden ist, auch in einer Scheinwirklichkeit zu leben, wenn ihm die Regelung und Ordnung der realen zu schwer wird: plötzliches Arbeiten und Wirken auf einen Schein hin, zum Beispiel die soziale Republik in diesem Lande! Oder plötzliches Hineingehen in einen anderen Schein, den der Dostojewskischen Weltbefreiung durch Kreuz und Knute des Zaren – und zum Schluß das Zerplatzen ins Nichts.

23. August

Noch über Rußland! Niemand wird an der großartigen Fähigkeit der russischen Seele zur Religiosität zweifeln – sie haben ja den größten christlichen Propheten der neueren Zeit. Was ich gestern meinte, ist die von der Religion her mitgeschaffene historische Formung des Seelenlebens, die eben von der offiziellen Kirche in Rußland so gut wie gar nicht ins Innere des Volkes getragen worden ist. Geschaffen sind solche Formungen durch die Sekten, die ja den russischen Protestantismus bilden (wie sie auch von dem westeuropäischen empfunden und unterstützt

werden – England, Amerika!). Diese Sekten stellen unter anderem – ganz so wie die russischen Propheten – Reaktionen gegen das starke ungebundene ungeformte Triebleben dar. Eben weil der Russe noch so etwas wie ein Urwaldtier ist, sind sie so. Nur der englische Puritanismus, der auch mit einer wilden, harten, der englischen Seemannsnatur zu kämpfen hatte, ist deshalb ähnlich radikal. Aber er formte wirklich, während die russische Frömmigkeit nur „reagiert" – vorerst zum mindesten. Die heute so gezähmten Engländer haben übrigens in den Kämpfen der Lancaster und York, Tudor und Stuart allein von allen „christlichen" Staaten ähnliche Ketten von Mord, Verwandtenmord, ungezählten Bluttaten aufzuweisen wie das russische Kaiserhaus.

Aber sicher ist das Geheimnis des russischen Wesens mit der Feststellung der Ungebundenheit, Weiträumigkeit und des Herrschens unerhört starker Triebe in diesen weiten Räumen noch nicht erfaßt. Es liegt hinter der russischen Grausamkeit noch etwas anderes, etwas von ganz dämonischer, unbegreiflicher Zerstörungswut. Daß sie nicht nur Ostpreußen und Polen in Brand steckten, sondern jetzt auch die russischen Gebiete ganz und gar durch Feuer zerstören, wo sie doch wissen müssen, daß sie uns damit nicht den hundertsten Teil so viel schaden als den Einwohnern – das kann doch nicht bloß Suggestion von Moskau und Napoleon sein – die ganze Parallele ist ja entsetzlich dumm – das ist etwas Triebhaftes, ein aller Formung und Kultur Feind sein. So ist ja auch das Christentum von Tolstoi – in der Wirkung angesehen. In diesem geheimnisvollen Drang zurück ins Nichts sind sie der stärkste Gegensatz zu uns. Wir wollen, wo wir stark und tief sind, auch heraus aus unseren persönlichen Schranken – aber selbst für Schopenhauer war dabei das Sichbefreien etwas Produktives. Und wo die Sache nicht indisch verzerrt ist, wie bei ihm, ist es die wieder nur von Deutschen konzipierbare wundervolle Vorstellung (Fichte, Schelling, Hegel) von dem in der Geschichte sich zum Bewußtsein seiner Freiheit erlösenden Geiste. Immer Arbeit und Schaffen, immer Leistung. Und immer ist es die Einheit, in der man aufgeht, nicht das Nichts!

25. August

Heute war O. da, und bei der Unterredung handelte es sich darum, absolut von der Idee des vorzeitigen russischen Sonderfriedens sich loszureißen. Manche haben immer noch nicht erfaßt, daß der Weg nach London über Rußland geht. Die Engländer seien der tertius gaudens bei dem jetzigen Duell zwischen uns und Rußland. Nein, ich glaube wirklich, die Freude ist ihnen vergangen, seitdem sie anfangen zu ahnen, daß wir Rußland so zu Boden werfen, daß es ihnen nichts mehr helfen kann.

Ich stelle mir vor, daß diese Prüfung, die jetzt über Rußland geht,

größer ist als irgendeine, die es je erlebt hat – die napoleonische nicht ausgenommen: eine Million oder noch mehr heimatlose Menschen wälzen sich durch seine Grenzen bis zum Ural hin; von sicherlich gegen zwei Millionen schwer Verwundeten sollen bei dem Zustand des Sanitätswesens nur fünf Prozent wieder leistungsfähig werden, – sie alle sind, sagt Schiemann, einfach in die Dörfer ohne Unterstützung, ohne Fürsorge zurückgeschickt. Für die gesamten Familien der etwa zwei Millionen Toten und Gefangenen ist kein Unterstützungsgeld da. Mögen das auch weit überwiegend Bauernfamilien sein, die noch im Mir stecken und daher nicht ganz ohne Gemeinschaftsunterstützung bleiben – so sind doch diese Daten so fürchterlich, daß es irgendeinen Vergleich für sie nicht gibt. Dabei hat dieses Land, wenn Konstantinopel sich hält, keine Hoffnung, militärisch wieder durch Munition und Ausrüstung zu Atem zu kommen. Es kann seine weiteren Menschenmassen mit nicht viel mehr als Surrogaten gegen uns bewaffnen. Ich will meinen, das müßte man doch niederzwingen können.

Wenn das geschehen ist, können und werden wir ja künftig einmal eine Politik mit diesem nicht mehr westgefährlichen Großrussentum machen, ihm den Hafen im Persischen Meerbusen verschaffen, der ihm den Ausgang zum freien Ozean gibt. Und dann hat die Stunde der Zurückdrängung von England geschlagen – nicht die seiner „Vernichtung" – ich bin der Meinung, daß das Blödsinn ist, derselbe Blödsinn, den England gegen uns heute vorhat – aber die Zeit, wo wir erreichen werden, daß nicht mehr der englische Typus allein das Weltgesicht bestimmen wird, wo auf den großen kontinentalen Wegen von Konstantinopel über Persien gegen Indien, China und über Kairo nach dem Kap hin ein Rückgrat für den deutschen Welteinfluß erstehen wird – wie England es heute in seinem Seesystem besitzt. Die Seeherrschaft der Engländer zerbrechen? Gewiß – in einem bestimmten Sinne, insofern als man die Engländer überhaupt bescheidener, weil eben durch andere verwundbar macht; das englische Seesystem aber mit seinen Flottenstützpunkten und den gesamten Verankerungen ihres Weltreiches zerstören? Vielleicht geht auch dies einmal zugrunde und es bleiben bloß die Siedelungskolonien als die erratischen Blöcke der Weltherrschaft der englischen Rasse übrig. Aber das jetzt herbeizuführen – selbst wenn man es könnte – wäre gar nicht gut. Indien, den Engländern entrissen, fällt einfach den Japanern in die Hände – es kann vorerst nicht frei sein, vielleicht niemals. Südafrika will aus der englischen Verstrickung nicht heraus, sie ist ihm vorteilhaft. Und nur Ägypten und der Suezkanal sind der Punkt, wo früher oder später das Monopol wenigstens gebrochen werden wird, weil dort hinüber unsere kontinentale Brücke nach Afrika zu geht.

Aber im Grunde – all das einzelne ist nicht so wesentlich wie das innere Ausgelebtsein Englands. Allerdings – solange das kapitalistische Weltprinzip, dessen eigentlicher Schöpfer es ist, noch eine Bedeutung hat und gleichzeitig politisch kräfteformend wirkt, wird England etwas Großes bleiben – wenn nicht mehr durch sich selbst, dann dadurch, daß es eben von diesem Prinzip aus andere kauft, – so wie es ja schon diesen ganzen Krieg in Wirklichkeit gekauft hat.

Wir werden ihm ein neues Prinzip zur Seite und entgegenstellen, das Wesenhafte unseres eben jetzt in unserem Handeln von uns selbst erlebten sozialen Seins. Jedoch eine andere expansive Form der Weltgestaltung ist das auch nicht; die kapitalistisch-imperialistische ist vorerst noch nicht und wird – so weit man sehen kann – auch in nächster Zeit noch nicht durch ein andersartiges wirtschaftliches Zusammenwirken der Völker grundlegend zu ersetzen sein: Kapital und Kapitalabhängigkeit durch die Welt hindurch wird vorerst bleiben; sie kann wohl nur im eigenen Volks- und Staatskörper starke Regulation und Einschränkung oder gar Ersatz durch eine andere Kraft erfahren. Solange sie aber in den Weltbeziehungen von Bedeutung bleibt, wird – mögen wir dem Imperialismus auch andere föderalistische wirtschafts-weltpolitische Bindungen zur Seite und entgegenstellen – auch England und das englische Imperium bleiben.

26. August

Ich habe einen Aufsatz im Bankarchiv über Belgien gelesen, der einem die vertrackte Lage dieses Parasitenlandes sehr anschaulich macht.

Allerhand Erwägungen, die man unwillkürlich daran knüpft, enden in dem Gefühl, daß die Gesichtspunkte der Praxis und der Ideologie zwei Welten sind, die man in letzter Zeit in eine viel zu nahe Verbindung miteinander gebracht hat. Auch gelegentlich des Hinweises auf die wirtschaftliche Abhängigkeit Polens von Rußland zum Beispiel wäre zu sagen, daß wir wahrscheinlich im kommenden Jahrhundert in der Bewertung der Lebensbedeutung der wirtschaftlichen Dinge ganz anders denken werden als im vergangenen. Man sehe das Elsaß an: die ganze Industrie ist heute auf Deutschland eingestellt, von ihr lebend, mit ihm aufblühend – durch eine Trennung der schwersten Schädigung ausgesetzt. Und eben die Söhne, Schwiegersöhne, Schwäger und Frauen dieser Fabrikanten sind es, die in den letzten Jahren den Neo-Chauvinismus in Mülhausen und Kolmar aufgepäppelt haben, in deren Salons die Vorträge von Barrès stattgefunden haben, die Zeichnungen von Hansi herumgezeigt wurden und das Extremste vom Extremen der französischen Revancheidee nicht scharf genug war. – Also Interesse?! – So wenig wie dort werden die polnischen „Interessen" für die innere Stellung zu Rußland maßgebend sein können,

und so wenig nach der anderen Seite die natürlichen wirtschaftlichen Anlehnungstendenzen, die Belgien nach dem Krieg zu uns führen müßten, für dessen innere Haltung.

Ich glaube ja auch, daß die meisten Leute die wirtschaftlichen Motive in diesem Krieg überschätzen, bei dem einzigen Land wenigstens, in dem sie klar vorliegen — bei England. Die Engländer fürchteten nicht so sehr unsere wirtschaftliche Konkurrenz; sie konnten in den letzten Jahren, wo ihr Export fast so rasch wuchs wie der unsere, sehen, daß wir wirtschaftlich gut nebeneinander Platz hatten als Industrie- und Kapitalzentren der Welt. Sie fürchteten die Bedrohung ihrer politischen und damit ihrer geistigen Macht in der Welt. Die Flotte — ja wenn wir die nicht als Symbol unseres politischen Geltenwollens gebaut hätten (für unseren Handel konnte sie nie die Bedeutung haben, die blinde Enthusiasten ihr unterschoben) — dann wäre vielleicht alles anders geblieben — und wenn sie nicht unsere geistig-organisatorische Überlegenheit immerzu gespürt hätten.

Darum umgekehrt: wir brauchen den englischen Imperialismus nicht zu zerbrechen, aber das englische politische und geistige Präponderanzprestige um den Erdball herum, das wird nach diesem Krieg hoffnungslos dahin sein. Und damit endet die Geschichtsperiode des Materialismus, die die englische war, und kommt eine neue, in der wieder von ideellen Zentren aus alles um geistige Mittelpunkte herum gruppiert und geformt werden wird.

27. August

Ich habe angefangen, etwas Masaryk zu lesen — und wieder steigt der Gedanke auf, ob man denn nicht den guten tschechischen Typus uns Deutschen, die wir die Tschechen nur aus der Komödie kennen, näher bringen könnte. Er ist nämlich nicht nur unzweifelhaft reich begabt, sondern auch stark und — zwar nicht im deutschen moralischen, aber in einem sachlichen Sinn — aufrichtig. Magister Huß kam aus Prag — und diese Linie, an die Masaryk vor allem anknüpfen möchte, setzt sich fort. Die Tschechen sind antiultramontan — nicht in einem romantisch-religiösen, sondern in einem protestantischen Sinn. Ich glaube, es müßten sich da irgendwelche gemeinsamen Linien finden lassen, auf denen man sich auch vom Charakter aus versteht, obgleich der österreichische Deutsche Gift und Galle spucken wird, wenn man das behauptet. Aber ihm gegenüber ist der Tscheche der agilere und energischere, und daher macht er ihn in der Komödie ebenso zum aufdringlichen Störenfried, wie es der Deutsche in der russischen ist.

Was nun die Ukrainer anbetrifft, so wird es einem immer klarer, daß sie in ein anders gestaltetes, freiheitliches Rußland wohl ebenso hinein gehören, wie die Süddeutschen ins Reich. Die alte Geschichte Rußlands

liegt in Kiew, die mittlere in Moskau. Beide sind wie Wien und Berlin. Man hat kein inneres Recht, diese Gegensätze zu unterstreichen und zu fördern, außer im Sinne einer Umformung Rußlands von innen her. Nachdem die alte Aristokratie russifiziert und keine Dynastie und eigene Geschichte mehr geblieben ist, kann ein selbständiges Klein-Rußland nicht mehr gedacht werden. Aber für die Umformung von Rußland hat man mit jedem Ukrainer eine Karte mehr in der Hand.

29. August

Man muß mit Balten sprechen, um so recht zu fühlen, daß es in diesem Krieg im buchstäblichen Sinn um Sein oder Nichtsein ihrer Heimat geht.

Rußland aber würde man mit der Zurückdrängung auf sein volkseigenes Gebiet eine Wohltat erweisen. Ich bin sonst nicht für Reden über die Beglückung anderer durch die Verfolgung eigener Interessen — meistens Schwindel! Aber hier: wenn Rußland ein freiheitlicher Staat mit modernen Einrichtungen werden soll, so muß es, so paradox das klingt, die Elemente los werden, die in ihm die Freiheit provozieren, dabei aber wegen ihrer westlichen Überlegenheit durch die Freiheit vor allen Dingen die wirtschaftliche Herrschaft über den russischen Volkskörper erlangen würden: das sind die Polen und die Juden. Kein stärkeres Hindernis für die freiheitliche Entwicklung Rußlands als ihr Vertretenwerden durch die fünf Millionen Juden, in denen die Russen ihre künftigen Herren wittern. Der Ansiedlungsrayon, auf den die Juden heute beschränkt sind, liegt aber weit überwiegend im polnischen und beßarabischen Gebiet; nur Kleinrußland, Weißrußland und die Ostseeprovinzen haben sonst noch welche. Es blieben also nur die klein- und weißrussischen Juden übrig. Und mit denen könnten die Russen vielleicht ebenso fertig werden, auch bei vollständiger Befreiung, wie die anderen Völker mit den ihren, während sie sonst bei Freiheit ja allerdings in kürzester Zeit eine jüdisch-polnische kapitalistische Herrschaft in ganz Rußland haben würden. Dann: die Russen brauchen, um frei zu werden, wie alle anderen Völker zum mindesten das Durchgehen durch eine Konstitution. Österreich, wo der Autokratismus in Wahrheit längst gebrochen ist, wird das Problem zu lösen haben, einen Konstitutionalismus oder etwas Ähnliches auf der Basis der Nationalitätenvielheit aufzubauen. Bisher ist es noch nicht gegangen. In Rußland würde die Nationalitätenvielheit stets das Verbleiben in der Autokratie bedeuten, die Entwickelung zur wirklichen konstitutionellen Freiheit verhindern und dem Cäsaropapismus dauernd die Oberhand geben. Ein im wesentlichen aus Groß- und Kleinrussen bestehendes Rußland kann versuchen, ein auf Gleichberechtigung und Verschmelzung dieser beiden Spielarten beruhendes Volksganze, das

sich in einem Parlament regierungsfähige Majoritäten schafft, zu formen; es hat eine schwere, aber lösbare innere Aufgabe zu leisten. Und kehrt es alsdann sein Gesicht für das Äußere nach dem Osten und Südosten, so wird es dort noch Aufgaben der Propagierung seines russischen Wesens genug finden und kulturelle Förderung gegenüber wirklich Schwächeren und Zurückgebliebenen leisten, und so die Albernheit und Ungereimtheit seiner „Förderungspropaganda" nach dem Westen ersetzen können.

Es melden sich jetzt schon Stimmen in Rußland — eben liberale — die die Abstoßung der Polen — und im stillen denken sie dabei wohl auch an die Juden — von da aus begrüßen.

3. September

Ich lese ein Buch über die lettische Revolution, ganz antisozialdemokratisch, vom Standpunkt der livländischen Ritterschaft aus. Man darf sich nicht niederdrücken lassen, wenn die Probleme der Befreiung des Baltikums sehr groß sein würden. Das Entscheidende ist, ob es möglich wäre, diese 1,4 Millionen Letten, zu denen dann noch die gleichfalls revolutionierten und auch russophilen Esten kommen, wenigstens zum Teil für uns zu interessieren. Sie sind ja kein Volk, sondern nur ein Splitter. Die Tschechen, mit deren Lage die Situation sonst so viel Ähnlichkeit hat und deren deutsche Aristokratie sich nur durch nationale Angliederung an die tschechischen Bauern retten konnte, von 6 (oder mit den Slowaken 8) Millionen, haben eine Geschichte, Männer, Tradition und ein Gewicht. Die Forderungen der Letten nach eigenem Leben sind daneben grotesk, da ihr Volkskörper niemals groß genug ist, um etwas anderes als Programme zu gebären. Man möchte wohl wissen, ob die aristokratische Absonderungssucht der deutschen „Herren" an der sorgfältigen Konservierung der lettischen Sprache und damit des Lettentums ihren Anteil hat — ob man sie nicht auch noch in diesem Jahrhundert durch eine deutsche statt einer lettischen Schule hätte deutsch machen können. Die Barone behaupten: nein —

Rührend ist es, wie die Pastoren dieses Lettentum mit echt „botanischem" deutschem Sammeleifer wie eine Kuriosität ausgegraben haben, um dann von dieser ihrer plötzlich lebendigen Kuriosität in der Revolution massakriert zu werden.

Nur durch die Anhängerschaft an die orthodoxe Sozialdemokratie (Marx und Engels haben dort sozusagen die Revolution gemacht) erklärlich ist die Vorliebe der Letten (Protestanten, zum Teil Großbauern mit durchschnittlich 40 Hektar Grundbesitz) für die Vorstellung vom russischen Mir, russische Eigentumsverwaltung und alles, was damit zusammenhängt. Immerhin sollten sie, soweit sie wirklich noch Sozialdemo-

kraten sind, eigentlich gern in die Arme ihrer marxistischen deutschen Brüder kommen.

Jedenfalls möchte man wünschen, daß dort im Anfang nichts verdorben werde, es hängt so unendlich viel davon ab.

10. September

Welche ungeheure Schritte haben wir doch vorwärts getan, mußte ich heute denken, als ich Lagarde las, der so aus der Atmosphäre der 70er und Anfang 80er Jahre schreibt. Man fühlt: die Zeit um 1878 ist eine erste große Wende, die Zeit, in der wir anfangen, als Volk zu uns selbst zu kommen und uns mit einer gewissen Erbitterung gegen die Schablone zu wenden, die uns aus dem Leben anderer Völker, der Franzosen, der Engländer aufgedrängt wird. Nativismus! Bei Treitschke ist das so, bei Lagarde; — bei Nietzsche wandelt sich dasselbe in die gigantische Zertrümmerung des moralischen Konventionalismus und der alten Lebensschablonen überhaupt in tiefster Deutschheit, während er grade so stark auf seine Deutschen schimpft. Und Bismarck baut in Wirklichkeit mit den Gedanken, die ihm von allen Seiten entgegenströmen, aus dem Verein für Sozialpolitik, aus der historischen Schule und den realistischen Wirtschafts- und Gesellschaftskräften eine innere Reichsgestaltung auf, — erst seit dieser Zeit —, die auch von aller besonderen Schablone absieht, nicht liberal, nicht konservativ im alten Sinne ist — und dabei für unser besonderes Wesen politisch und sozial den staatlichen Ausdruck findet.

Merkwürdig ist: von all den Leuten, die damals schrieben, in Begriffen und Worten sich auszudrücken suchten, hat keiner das Neue, was durch die Tat geschah und aus ganz einfacher Facharbeit erwuchs, gesehen oder verstanden. Treitschke hat es wütend abgelehnt, Lagarde predigt einen „urgermanischen" Individualismus für Originale und sieht vor lauter Originalität gar nichts davon. Nur Nietzsche hat etwas davon gefühlt (in seinem „Sozialismus der Antike"), dann aber wandte er sich zu der einseitigen und riesenhaften Individualitätspropaganda, mit der „Herde" als Ergänzung.

Und heute erhebt sich diese Herde und man sieht, daß die Leute, die für sie und mit ihr arbeiteten, die sie formten und organisierten, einen noch nie so dagewesenen Wert, den unbezwinglichsten der Geschichte, in die Welt gesetzt haben, und daß die größten Taten durch sie geschehen können — obgleich, ja man möchte fast sagen, weil sie keine Giganten und Heroen zu Führern hat. Es liegt doch etwas so tief Notwendiges für heute darin, daß auch Hindenburg nicht ein universaler Genius, sondern ein genialer Fachmann, monumental als solcher, aber einfach ist.

Und nichts war an der Reichstagssitzung vom 19. August erfreulicher, als daß der Reichskanzler in ihr zu einer gewissen Größe aufwuchs, aber ganz und gar als Exponent des guten deutschen – – Durchschnittstypus.

Andere Taten und andere Aufgaben werden auch bei uns wieder durch Heroen zu leisten sein. Aber es ist ein sehr großes Glück, daß diese Schicksalsstunde des deutschen Volkes auch wirklich nur das Volk und niemand sonst gefunden hat – aus tausend Gründen und auch deshalb, weil wir nach dem Feldzug nur vor seiner, nunmehr geschauten Idee zu opfern brauchen.

Der einzige, der in Worten dem nahe gekommen ist, was wir heute über das deutsche Volk fühlen, ist eben doch der Tatmensch Fichte. Wie schön sein Wort von der „Ursprünglichkeit" als unserem Unterscheidungsmerkmal – in seinem metaphysischen Sinn verstanden als eine ganz unmittelbare Verbundenheit mit dem Untergrund des Daseins, den er als quellend und als innere Freiheit faßt! Ich habe schon oft denken müssen, daß unser tiefstes Wesen, der Charakter unseres Wesens in dieser Verbundenheit sich ausdrückt. Sie ist eine Qualität, die unsere individuelle Daseins*formung* so erschwert, weil sie den letzten Punkt auch des Durchschnittsdaseins von der Oberfläche in gewissem Sinn zu sehr entfernt. Sie ist der Grund, warum wir im ganzen wenig sogenannte „bedeutende" Menschen haben, denn bei „bedeutenden" Menschen liegt der Schwerpunkt immer in einer gewichtigen Zusammenfassung des *Oberflächen*daseins, warum wir dagegen eine unsichtbare und doch überall auffindbare Tiefe unter einer ganz langweiligen Fläche in der Menge besitzen, und warum Genie als die Verbindung unseres Tiefsten mit der Oberfläche, *wenn* es kommt, bei uns so hünenhaft und im Vergleich mit anderen Völkern übergroß sein muß. Sie sollen nur sagen, daß wir keine bedeutenden Männer und Talente in der letzten Zeit mehr hätten; es ist wohl besser, Bismarck, Nietzsche und Wagner gleichzeitig aufweisen zu können, als noch so viel halbgroße Talente.

Aber eigentlich wollte ich sagen: mir ist diese „Verbundenheit" der Schlüssel gewesen für so viele Züge unseres Wesens. Sie ist nicht dasselbe wie die „Natürlichkeit" des Italieners, die ihn absolut nicht hindert, die „Natur" um sich herum zu verwüsten und die Kreatur zu quälen. Auch nicht dasselbe wie die eigentümliche Sachhingegebenheit des Engländers, vor der dieser sich ja nur retten kann, indem er sich und Sache dann wieder unterscheidet: er ist „sachlich" und ist außerdem dann noch er selbst, Berufsmensch und daneben ganz verschieden „Privatmann", der Natur hingegeben, aber dabei separiert er die Natur dann wieder, macht sie zum Park und bleibt doch ganz und gar in ihr der Städter. – Das ist alles Zerbrochenheit und Abgerissenheit, nicht Einheit.

Das, was man als deutsche Sachlichkeit bezeichnet, ist dagegen ganz dasselbe wie die Naturliebe des Deutschen, ganz dasselbe wie das sogenannte deutsche „Pflichtgefühl“, der Ordnungssinn, die Organisationstendenz, alles unmittelbare Verbundenheit mit dem Sein durch letzte Wurzeln, die die Zivilisation sonst leicht durchschneidet; bei uns aber hat sie es nicht gekonnt. Der Slawe und Romane ist imstande, sein Bauernhaus hinzustellen auf kahler Fläche, wüst und ungepflegt alles rings umher; „ungemütlich“ nennt das der Deutsche – Gemüt aber heißt Verbundenheit und in Wirklichkeit ist es die Uneingefügtheit in die Natur, die sich so isoliert und rücksichtslos verhält. Genau so ist es gegenüber dem Tier, genau so gegenüber der „Sache“, der Aufgabe.

Ich hatte früher immer gefürchtet, daß wir mit unserer Sachhingegebenheit und Sachverschmolzenheit ebenso werden müßten wie der Engländer, auch unser Lebendiges vor der Sache retten müßten – also auch Gespaltenheit! Wie weit war man doch mit dieser Furcht noch vom Kern des deutschen Wesens. Unsere Sachverbundenheit ist unmittelbar, selbst ein Lebendiges, kein Zweierlei.

Ich muß immer lachen, wie zum Beispiel selbst die doch festen Schranken der militärischen Form zerbrechen, wenn die mit einem Untergebenen verschmolzene Sache, das heißt *er* für die Sache spricht. Sie ist in ihm *lebendig* und das gibt allem, was wir tun, die phrasenlose, die wahre Durchschlagskraft.

20. September

E. will wissen, was ich eigentlich unter Leibwerdung des neuen Geistes verstehe und wie ich mir die Aufgaben und den Körper denke, in dem unsere Realisten zu Idealisten der neuen Tat, *unseres* Handelns werden sollen. Ich will deshalb versuchen, das was sich mir im Lauf des Jahres als konkrete Forderung herausgebildet hat und was den Inhalt dieser Briefe bildet, gewissermaßen programmatisch zusammenzufassen. Man kann dabei nur ganz konkret und nüchtern sein – genau wie unser Handeln auf der neuen Basis nicht ein Agieren nach großen Worten, Schlagwörtern und „Prinzipien“, sondern ein ruhiges Tun ganz für uns sein darf, auf uns allein bezogen und nur sofern wir klug sind – und wir sollen klug sein – auch andere in Gedanken mitumfassend – und sofern wir etwas wert sind, auch für andere etwas bedeutend und vielleicht der Ausdruck einer neuen Zeit.

Um von etwas Geistigem auszugehen: unsere große Not ist unsere „Engigkeit“ – die Engigkeit des Raumes, in den dies starke, lebenskräftige, vielleicht das vitalste und expansionsbedürftigste Volk der Erde eingesperrt ist. Unsere Not nicht nur, weil dadurch soviel wirtschaftliche

und sonstige praktische Existenzhemmungen und Reibungen entstehen, weil viele der besten Kräfte hinausgetrieben und zum Teil verloren werden und weil unsere allerprimitivste Nahrungsbasis der Breite unseres Daseins nicht mehr entspricht. Vor allem: wir kommen dadurch nicht zur freien Entfaltung unserer geistigen Kräfte, sondern leiden an diesem Sichstoßen, Sichdrücken, Sichfügenmüssen seelisch, und es entsteht der eingeengte, mit den Ellenbogen arbeitende, innerlich zerknitterte und geistig unfreie Deutsche, der immer noch eine so verbreitete Spielart bei uns ist — an jene zusammengehuzelten Figuren gemahnend, die die Engigkeit der Stadtwirtschaft seit dem vierzehnten Jahrhundert in Bild und Form aus sich heraus gestellt hat. Nicht ein Produkt der „Autorität" oder anderer angeblicher Prinzipien unserer Organisation, sondern eine Geburt eben jenes Abhängigkeitsbewußtseins, das die halbe oder Viertelsüberflüssigkeit im allzu engen Raume schafft — unsere schwerste geistige Hemmung. Man kann kaum eine weite Hochebene mit Gebirg dahinter sehen, ohne zu wünschen, sie wäre die Einöde, die hinter unserer Existenz liegen sollte, so wie der ungeheure Westen hinter der Union, der Osten und Süden hinter Rußland, die ganze Weite der von ihm beherrschten Meere um Großbritannien, — oder auch nur so wie Afrika heute hinter Frankreich liegt — wir sind eingeengt — in England hat man gesagt: wie in einen überhitzten Dampfkessel eingepreßt.

Allerdings hat diese, für eine große Weltnation einzigartige Eingepreßtheit, wie alles Singuläre und Ungewöhnliche, gleichzeitig positiv unser Schicksal mitgeformt, ist ein Teil auch unseres ganz positiven Wesensaufbaus geworden. Wir wären wahrscheinlich niemals das solidaristisch zusammengeschlossene, ineinandergefügte, das neue große Organisationsvolk der Welt geworden, wenn uns nicht diese Eingepreßtheit industrialisiert, organisiert, ja wenn man das mit dem Eingepreßtsein zusammenhängende Eingestelltsein zwischen gegen uns andrängende Völker ansieht, gleichzeitig militarisiert und damit zu jenem Aus-uns-stellen unseres eigentümlichen Wesens in der Gemeinschaftsform gezwungen hätte.

Trotzdem: unser tiefstes, politisches Leibhaftwerdungsproblem ist, wie wir über unseren gegenwärtigen Entfaltungsraum hinausgelangen, — diesen so lächerlich kleinen mit dem Daumen zu belegenden Fleck auf der Karte, der Deutschland heißt. Daß Imperialismus Herrschafts- und Eroberungsexpansion, die Art also, wie die anderen Völker das Problem gelöst haben, nicht der richtige Weg ist, mit anderen Worten, daß auch Kolonien nur in beschränktem Maße für uns das erfüllen können, worum es sich dabei handelt, — darüber habe ich ja in diesen Briefen schon gesprochen. Wir können niemals mehr als einige tropische Kultivationsgebiete, zum Beispiel ein zentralafrikanisches Mittelreich, auf diese Art bekommen. Unsere

Bedürfnisse gehen aber weiter: Erweiterung der regulären Nahrungsmittelbasis, Anlagegebiete für Kapitalien, hochentwickelte Absatzsphären für Industrie und vor allem Wirkungskreise für unsere intellektuellen Schichten, für die in gewaltigem Maße überschüssigen Kräfte unserer oberen Klassen. All das geht in das „bißchen" Zentralafrika samt Belgisch- und Französisch-Kongo – Marokko betrachten wir doch wohl als mohammedanisches Gebiet – nicht hinein.

Wir haben im letzten Vierteljahrhundert, durch die Verhältnisse gezwungen, einen anderen Ausweg beschritten, um all das unterzubringen: den der wahllosen, „freien" Einfügung aller dieser Kräfte und Bedürfnisse in die Welt. Und wenn wir heute „Freiheit der Meere" verlangen, wenn wir beginnen, uns als die Vertreter der „kleinen Nationen", die ebenso wie wir vom Imperialismus ausgesperrt sind, einzulernen, – so ist das nichts als theoretischer Ausdruck dieser Situation, der Versuch, eine andere als die imperialistische Basis für unsere politische und sachliche Welteinfügung und Weltausstrahlung zu gewinnen.

Aber dieser Versuch – ich habe ihn bis vor kurzem selbst vertreten – läßt, das sehen wir wohl seit diesem Krieg, Fundamentales außer acht, auf das wir nicht verzichten können. Unsere gesamten, für diese Art der Welteinfügung unentbehrlichen Kräfte der oberen Schichten, welche die Stütz- und Angelpunkte bildeten, die wir, gewissermaßen wie die Engländer ihre Flottenstützpunkte, auf dem ganzen Erdball hatten, sind heute vom Arbeitsplatz, ja aus ihrer gesellschaftlichen Position vertrieben, wirtschaftlich zum Teil ruiniert, boykottiert, aus allen Klubs der außereuropäischen – das ist ja heute die angelsächsische – Welt ausgeschlossen. Man kann nicht wünschen, daß sie sich künftig dort wieder in der früheren Art als Halbberechtigte und nur Geduldete einfügen müssen. Hans Delbrück hat vollständig recht, das zu verwerfen. Dies ist aber nur ein Symbol für die prinzipielle Schwäche unseres gesamten bisherigen Welteinfügungsversuchs: er ignorierte, daß nur zusammengeschlossene, organisierte, von irgendeiner Macht getragene und geschützte Kräfte – trotz allem Völkerrecht, trotz aller ach! so verflossenen Grundsätze des Seerechts usw. – in der Welt eine sichere, eine *wirkliche* Stellung haben. Die bloße Ergänzung der rechtlichen Meeresfreiheit, die bloße Vertretung der Rechte der Neutralen und der Kleinen, die bloße Durchsetzung des Weltfreihandels oder was man auf diesem Wege noch erreichen möchte, ist nichts – so lange nichts, als es nicht von einer Macht vertreten wird, die auch bei *Ignorierung* aller dieser Dinge stark und unantastbar bleibt, – imstande, auch ohne sie nicht nur militärisch sondern auch wirtschaftlich zu existieren und gerade dadurch fähig, ihre Aufrechterhaltung zu erzwingen.

Wir müssen einen dritten Weg der Welteinfügung einschlagen, der nicht durch Paragraphen sondern durch Realitäten gesichert ist.

Das ist der organisierte Zusammenschluß gleichinteressierter Kräfte um uns, und wir müssen für die Einschlagung dieses Wegs an die besonderen Bedingungen anknüpfen, mit denen uns die Natur selber in das geographische und damit auch politische Erdganze eingefügt hat.

Wir sind von der Natur zur geographischen Zentralmacht Europas gebildet worden. Der Krieg hat uns gelehrt, daß wir im Kampf um unsere Existenz sicher nur die Elemente beherrschen und nur mit denen verbunden bleiben, die wir als Zentralmacht Europas organisch um uns gruppieren und mit denen wir von dieser Zentralstellung aus in kontinentaler Verbindung bleiben können. Und ohne unsere Expansion als Seemacht irgendwie hemmen oder unterschätzen zu wollen, müssen wir bei Ausgestaltung unserer Existenzgrundlagen und auch für die Erweiterung unserer Auswirkungssphären in der Welt in erster Linie an diese Bedingungen anknüpfen, in denen uns die Natur eine Vorzugsstellung vor allen anderen europäischen Nationen gewährt hat, also eben an unsere zentrale kontinentale Lage in Europa. Diese weist auf einen zentraleuropäischen Staatenbund als unsere Existenzgrundlage hin und für die Ausstrahlung unserer Kräfte in die Welt in erster Linie auf den kontinentalen Weg nach Südosten über den Balkan und Kleinasien.

Der Krieg hat durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn und der Türkei schon die Umrisse des Körpers vorgebildet, auf dessen Ausbau darnach unsere künftige Weltstellung ruhen muß. Eine möglichst weitgehende Angliederung der Balkanstaaten an diesen Körper muß ihn in Europa ergänzen. Und die verkehrsmäßige Anschließung möglichst großer Teile Asiens und in zweiter Linie auch Afrikas durch Eisenbahnen muß ihn in seiner weiteren Ausgestaltung zur Achse des kommenden großen europäisch-asiatisch-afrikanischen Zentraleisenbahnsystems machen, in der Art wie das von Franz Köhler in der Broschüre „Der neue Dreibund" angedeutet worden ist. Ein solcher Körper muß der gesicherte Raum sein, mit dem wir in die Weltwirtschaft eingegliedert sind. Er würde in gleicher Weise aus unserer natürlichen geographischen Position, aus den historischen Gegebenheiten und aus den Möglichkeiten militärischer Beherrschung erwachsen.

In diesem Körper können wir uns dann entfalten und gleichzeitig aus unserer Zerdrücktheit geistig und seelisch grade recken, nur ist dabei eins nicht zu vergessen: er muß ein Zusammenschluß — nicht eine Herrschaftssphäre sein. Die Prinzipien des Imperialismus sind auf unsere Welteinfügung nicht anwendbar. Und grade darin, daß wir auch hier nach einem neuen Gesetz, dem organisierter Solidarität mit anerkannter

Führung, handeln müssen, liegt etwas wie der Ausdruck dafür, daß wir auch hier wieder auf dem richtigen, auf dem durch unsere Lage vorgeschriebenen Wege sind.

Schon Österreich-Ungarn selbst ist nicht zu halten, außer von der Einsicht solidarischen Zusammenschlusses vieler unter einheitlicher Führerschaft, von der Erkenntnis, daß dies allein gleichzeitig Eigenart und Machtgewicht verbürgt. Genau das Gleiche gilt für unseren ganzen zentral- und südosteuropäischen, durch die Türkei dann nach Kleinasien hinübergreifenden Staatenkörper. Nur eine klar und bewußt erkannte Interessensolidarität kann ihn begründen, und nur eine geistige Atmosphäre, in der sich jeder seiner Teile gesichert, in seiner Eigenart verstanden und in seinen Aspirationen, soweit es geht, gestützt fühlt, kann ihn binden und erhalten.

Daß wir nicht imstande sein sollten, eine solche Atmosphäre um uns zu verbreiten und das bisherige Gewaltprinzip unserer Existenz durch ein solches geistiger Attraktionen und Verbundenheiten zu ergänzen, ist eine jener Fabeln, die aus einem bisherigen Schicksal allgemeine Schlüsse zieht, ohne irgendwie das Seelische zu begreifen. Wir werden ebenso andere verstehen und mit ihnen handeln können, wie die Engländer oder irgendein anderes Volk, sobald wir nur in die Bedingungen dazu gestellt sind, das heißt den großen Raum des gemeinsamen nach innen und nach außen Wirkenkönnens. Diese anzustrebende Formation, die uns Weltgeltung nach einem neuen wirksamen Prinzip geben soll, braucht einen realen, wohldurchdachten Ausbau. Unser Organisationstalent, das schon in den bisherigen kleineren Körpern den sinnfälligsten Ausdruck unserer Eigenart darstellt, kann sich auf diesem weiteren wirklich großen Feld bewähren und in den feineren geistigen Problemen, die dabei zu bewältigen sind, zu neuen Stufen der Entfaltung kommen.

Diese neue Formation setzt eine Abgrenzung, ein Einbezogen- und Nichteinbezogenwerden anderer voraus, sie schafft eine neue Beziehung zu den übrigen großen Weltgestaltungen. Die bedeutungsvollste, sowohl sachlich wie militärisch, ist die zu Rußland. Aber ich kann auf die Einzelheiten heute und hier nicht eingehen.

Wir werden durch all das aus dem Wesen unseres neuen Staatensystems heraus, — nicht aus irgendeinem allgemeinen Weltbefreiungsprinzip, man muß darin ehrlich sein — die Befreier des europäischen Ostens von der Herrschaft und den Aspirationen des Großrussentums und geraten in vorerst unentrinnbare Gegnerschaft zu ihm. Wir tun damit nichts, was wir vermeiden könnten: ein in der heutigen Art vom Großrussentum beherrschtes, damit seinem Wesen nach imperialistisches und panslawistisches Rußland muß Konstantinopel als den „Hausschlüssel" seines Imperiums wollen und muß die Herrschaft über die Slawen

und Balkanvölker als wesentlichste Auswirkung seiner panslawistischen Tendenzen anstreben. Es geht innerlich notwendig auf die Auflösung Österreichs und die Zerstörung der Türkei aus. Es greift daher unentrinnbar die ersten Grundlagen des gesamten Körpers an, auf dessen Ausgestaltung unsere Weltstellung ruht. Wir haben diesen ungeheueren Krieg auf uns nehmen müssen, um das zu verhindern. Wir fügen nur das absolut notwendige Positive zu diesem Negativen, wenn wir die gesamte Eroberungspolitik Rußlands, die es seit Peter dem Großen nach dem Westen geführt hat, in ihren Resultaten brechen, sein Gesicht wiederum nach Osten oder Süden (persischer Meerbusen als Ausfallstor zur See) wenden und den großrussischen Unifizierungs- und geistigen Ausrottungstendenzen die Erhaltung und Stärkung der Selbständigkeit und Vielheit der gesamten, den europäischen Osten überdeckenden kleineren Nationalitäten, der slawischen und nichtslawischen, im Rahmen unseres Staatenbundes gegenüberstellen.

Auch unser Gesicht wendet sich dabei nach Osten. Aber nicht im Sinne einer Führerschaft Europas gegen den „Slawismus", oder auch nur gegen Rußland. Wir kämpfen nicht gegen den Slawismus, dessen selbständige nationale Entfaltungen wir vielmehr zu fördern suchen, sondern gegen den heutigen nach Westen gerichteten Zarismus. Und wir streiten nicht für Europa, sondern nur für uns. Ein einheitliches Europa gibt es heute nicht. Und unsere Interessen kreuzen sich mit dem heutigen imperialistischen Weltsystem Englands, ganz ebenso wie mit dem des heutigen Rußlands, nur an einer etwas ferner liegenden Stelle, nicht in Konstantinopel, aber in Ägypten. Aber unsere höchsten großen Aufgaben und die ersten Zielsetzungen, die wir verwirklichen müssen, um unser Staatensystem überhaupt erst aufzurichten, liegen nach Osten und gegen Rußland. Das was wir im Westen für den gleichen Zweck und für die Zwecke unserer Sicherung erreichen müssen, ist im ganzen einfach militärisch.

Dabei wäre es naiv zu glauben, daß unser allgemeines Ausgerichtetsein nach Osten und Südosten uns mit dem Westen versöhnen könnte. Die Abgründe des Hasses gegen uns sind nicht zufällig gerade von dorther aufgerissen worden. Wir sind, nach Osten oder nach Westen ausgerichtet, die eigentlichen Neuen, die Zerstörer der gesamten im Individualismus ruhenden Ideologie, auf der diese westlichen Staatswesen aufgebaut sind. Wir und nicht Rußland sind der Stein des Anstoßes für ihre Expansion, konkret für jeden gesprochen, sperren wir Italien den Weg nach dem Balkan und Kleinasien, Frankreich den nach Syrien und dem nahen Orient, und drücken wir uns zwischen die Fugen der englischen Weltherrschaft, zwischen Indien und Europa. Alle diese Mächte haben in diesem Kriege nicht ohne Grund das heutige Rußland, das keine wahre innere Kraft hat, als den

viel weniger gefährlichen Konkurrenten in der Welt für sich behandelt. Und auf lange Sicht gesehen ist unsere Aufgabe nicht, uns etwa für diese Mächte an der sogenannten „Bändigung des Ostens" zu zerreiben — sondern umgekehrt, da wir mit den östlichen Elementen geographisch unentrinnbar ineinandergewachsen sind, sie soweit als nötig in unser System einzufügen, im übrigen aber auf das nach Osten und Südosten abgewandte Russentum in unserem Sinne einzuwirken und soweit als irgend möglich mit ihm zusammen zu agieren. Was wir zu leisten haben und mit wem wir uns vertragen können, ist bestimmt allein durch unsere eigenen Notwendigkeiten. Mit ihnen kollidiert, wenn wir erst ein anders eingestelltes Rußland neben uns haben, weder ein starkes Frankreich, noch ein kräftiges Italien, mit ihnen steht auch ein England, das die durch Siedelung angelsächsisch gewordenen Teile der Erde und Indien zusammenfaßt, in keinem Widerspruch. Allerdings aber sind dafür unerträglich die monopolistischen Ketten, mit denen heute dieses Weltreich den Erdball überspannt. Sie werden wir zu sprengen haben, und gerade unser gegenwärtiges Ausgerichtetsein nach Osten, die Ausschaltung Rußlands als des gegen uns gebrauchten Landsknechts aus dem Machtsystem des Westens wird uns die Wege öffnen, um diese letzte große Freiheit unserer eigenen Entfaltung, wenn auch vielleicht erst später, zu erringen.

Es sollen nicht die sehr großen Schwierigkeiten, die inneren Schwierigkeiten, übersehen werden, die wir bei dem Aufbau unseres mitteleuropäischen Staatenkörpers werden überwinden müssen. Wir werden uns in Westpreußen, Posen, Oberschlesien gleichfalls auf der Basis der Anerkennung ihrer nationalen Eigenart mit den Polen verständigen müssen, und wir werden die schwierige Aufgabe haben, in den zu politischer Eigenform erhobenen russischen und österreichischen Teilen die sehr weitgehenden Aspirationen vollständiger Selbstbestimmung mit den unumgänglichen militärischen Garantien, die wir gegen Rußland brauchen, zu versöhnen. Denn wir dürfen Polen, wenn wir es befreien, nicht zur Stätte werden lassen, von der der russische Dolch vielleicht noch wirksamer als heute in fremde Hand gelegt uns unmittelbar ins Herz gestoßen werden könnte. — In unserem Staatenkörper ist das österreichisch-ungarische Problem zu lösen, wiederum so, daß die Eigenansprüche der Nationalitäten mit den zur Einheit drängenden Machtnotwendigkeiten und die Selbständigkeit des ganzen Doppelreiches mit den Erfordernissen eines engeren, mindestens militärischen Anschlusses und — klar muß das ausgesprochen werden — auch eines intimeren politischen Angelehntseins an uns ausgeglichen werden. Und wir haben den gleichen schweren Ausgleich zwischen Eigenexistenz und Anschluß durch den ganzen großen Staatenkörper, der ja ein Machtkörper erster Ordnung sein muß, auch

weiter nach Südosten hin über die Balkanstaaten bis zur Türkei gleichfalls zu vollbringen – ohne daß wir für die Lösung an irgendwelche Muster und Prinzipien anknüpfen könnten, nur aus dem gegenseitigen Drang auf Einheit und Verschiedenheit und aus den allgemeinen Unentrinnbarkeiten schaffend. Wahrlich eine Überfülle von Problemen. Aber wir wären nicht wert zu leben, wenn wir daran verzagten.

Der Krieg mit seinen Leistungen ist über uns gekommen, ohne daß wir ahnten, wozu wir berufen waren. Wir werden in die weitere Größe, die uns erwartet, hineinwachsen, weil wir sie erfüllen müssen. In dieser Größe werden wir nicht nur die Engigkeit abstreifen, die uns heute zerdrückt und entstellt; wir werden andere, diejenigen, mit denen wir uns vereinigen müssen, verstehen und behandeln lernen und damit unsere ärgste Schranke, das geistige Eingeschränktsein auf uns selbst im Handeln, überwinden, das so grotesk neben dem Allesverstehen unserer intellektuellen Seelenverfassung steht. Die beiden heute unverbundenen Teile unseres Wesens, die theoretische Weite und die praktische Enge, werden sich vereinen, – so wird die Erlösung kommen, die dem heutigen Realismus seine geistige Weihe und dem heutigen Idealismus seine Praxis gibt: das ist die Leibhaftwerdung unseres neuen Geistes, auf die ich hoffe.

22. September 1915

Unsere inneren Probleme! Kann man sich denken, daß sie in den neuen Dimensionen und in der neuen Atmosphäre allein unverändert bleiben! Das erste Hemmnis ihrer Förderung war unser Eingesperrtsein in uns selbst, durch das wir nicht nur die anderen, sondern auch uns selbst, den „Deutschen" in uns, unser *Wesen*, nicht erkennen konnten. Das bisher beste Wort, das über unsere innere Situation jetzt gesagt ist, war zweifellos das des Reichskanzlers vom „gegenseitigen Vertrauen", das nur aus gegenseitigem *Verstehen* sich ergeben kann. Es würde ganz vergeblich sein und hätte keinen Zweck, ein irgendwie geschlossenes *Programm* unserer künftigen inneren Politik und der vorzunehmenden Organisationsumformungen, die übrigens nicht das Wesentlichste an dem Neuen sein werden, heute aufzustellen. Wir werden miteinander um dieses Programm und diese Umgestaltung zu kämpfen haben, denn wir werden das neue Deutschland ganz verschieden sehen, je nach unseren geistigen, unseren Klassen- und unseren historischen Zugehörigkeiten. Das Wesentlichste ist: es darf keine Exklusionen von den inneren Rechten künftig geben, kein Mehr und Weniger des Einflußanspruches aus größerem oder kleinerem historischen Verdienst, kein in der Hülle der Berechtigung auftretendes Vorurteil über die gegenseitige Bereitschaft zu patriotischem Wollen und die gegenseitige Befähigung zu politischer Einsicht.

Wir müssen den Glauben festhalten, daß jener Geist, der unser eigenstes Gut ist, der uns aus diesem Weltzusammenbruch ans Licht rettet – trotz aller bisherigen Unvollkommenheiten des nach außen gerichteten politischen Handelns und der kläglichen seelischen Eingeengtheit unseres Verhaltens im Innern – jetzt, wo er erwacht ist und alles durchdringt, auch die Gestaltung unseres Staatskörpers zu einer ihm entsprechenden machen wird.

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß dies nach dem absoluten Muster westlicher Demokratien geschehen wird, so sicher auch andererseits unser öffentliches Leben von allen Ungleichheiten des politischen Rechtes und allen Schlacken eines noch viel überlebteren ancien régime gereinigt werden muß. Eine unbedingte Folge unseres neuen geistigen Zustandes ist die Verschiebung der politischen Willensbildung in die Form der Selbstregierung, die aber Führerschaft nicht ausschließt, sondern geradezu voraussetzt. Äußerlich werden wohl die im Westen erwachsenen Gehäuse des Vertretersystems auf Grund der Mehrheitsbildung der Parlamente und verwandter Einrichtungen das Zunächstliegende sein. Es ist aber sicher, daß andere, vielleicht zum Teil auch dort entstandene (Initiative und andere), und vielleicht ganz neue Formen sich dazu bilden, die sich einfügen und verschmelzen werden mit unseren bisherigen originären Aufbaufaktoren: dem Beamtentum und der Krone. Es wird auch Kämpfe über die neue Machtverteilung zwischen diesen drei Faktoren geben, Resignationen und vielleicht erst später Ausgleichungen. Wir werden dabei kaum zu jenem Schattenkönigtum der Westler kommen, das wie ein häßliches Gespenst dann doch plötzlich die Politik bestimmt (Eduard VII.); – und wir werden auch nicht zu jenem entgeistigten und entseelten Beamtentum gelangen, das als Clerk oder als Präfekt, technisch oder rein politisch der bloße Handlanger einer nach ganz anderen Gesetzen und Tendenzen arbeitenden, der parlamentarischen Maschinerie ist. Wir werden die Persönlichkeit des Monarchen als lebendige Kraft, nur eingestellt – stärker als bisher – in eine allgemeine Willensbildung, und wir werden ein Beamtentum uns erhalten, das unantastbare Integritätsideen und auch ein geistiges Eigenleben hat, wenn es auch für die Regierung und für die allgemeine politische Zielsetzung die wesentlichsten seiner heutigen Stellen an die gewählten Führer des Volkes abtreten muß. Es werden, anders ausgedrückt, die Ministerien sich nicht mehr allein aus dem Beamtentum, sondern aus dem Parlament vereint mit ihm und vielleicht noch aus der Zuziehung anderer Kräfte bilden. Es wird eine politische Gewichtsverschiebung und damit eine andere Auslese der Führenden eintreten, die gleichzeitig den jetzt geistig halbleeren und halbtoten parlamentarischen Körper mit anderen Kräften füllen wird. Die anderen Führer werden eine andere geistige Atmosphäre schaffen.

Durch nichts so stark wie durch sie und ihre Äußerungen in Verwaltung und Rechtsprechung wird sich – vielleicht in kleinen und unscheinbaren Vorgängen aber innerlich verwandelnd – der Ausbau unserer heutigen Form zu der anderen unserem wahren Sein entsprechenden vollziehen.

Ob wir dadurch irgendeinen neuen „ismus" verwirklichen? Ich glaube nicht! So wenig die Griechen, als sie gegen die Perser kämpften und dadurch zu sich selbst kamen, das, was sie vertraten, begrifflich anders auszudrücken verstanden, als durch die Vorstellung vom Kampf gegen die „Barbaren", und so wenig die Römer in den Kriegen mit Karthago, in denen „Rom" entstand, benennen konnten, was sie wirklich taten, so wie bei den Griechen allem Begrifflichen ferne Schöpfungen der Kunst und der Idee, bei den Römern Persönlichkeiten wie die Scipionen und Cäsar das Geschehene greifbar hinstellten, so möge es auch bei uns sein. Wir werden, wenn wir etwas wert sind, eine neue Zeit herauf führen, nicht einen neuen Begriff verwirklichen, und so sollte man sich weder für unsere zukünftige äußere und innere Politik noch für unsere geistige Verfassung allzu rasch nach einem neuen Wort umsehen. Die Worte und Symbole sind die Taten des Vollenders, sie stehen im ganzen nicht am Anfang, sondern am Ende des Geschehens. Und es ist besser, wortlos und bescheiden das Richtige zu tun, als in der Art der geschwätzigen Prediger der letzten großen Weltwende, der französischen Revolution Begriffe zu prägen, deren Realität dann eine so furchtbar fratzenhafte Lüge ihres gedachten Seins darstellt, wie wir es heute erleben.

Herr Heckfisch

Erzählung von Alexander Solomonica

(Schluß)

Meschelke warf mir einen gutmütigen Blick zu, den ich nie vergessen werde. Ich hatte ihn schlecht behandelt, hatte ihn mehr oder weniger laut beschimpft, aber er trug es mir nicht nach. Er sah, daß mir hundsgemein zumute war, machte keine Einwendungen, sprach überhaupt kein Wort, sondern setzte einfach die Bälle auf. Aber er seufzte auch nicht, um die Form zu wahren, und gab mir auch nicht etwa, wie ich es an seiner Stelle wohl getan hätte, durch allerlei Faxen zu verstehen, daß er mir eigentlich eine große Gefälligkeit erweise. Er begann in seiner seltsam unbeholfenen Art zu spielen, als verstehe sich das ganz von selbst. Freilich, es entging mir nicht, daß er müde geworden war. Das war mir, offen gestanden, durchaus nicht unangenehm. Ich glaubte auch sonst keine schlechten Chancen zu haben, oder richtiger gesagt, ich war felsenfest davon überzeugt, daß ich die Partie gewinnen würde. Wir spielten um dreizehn Mark, keinen Pfennig drunter oder drüber, und damit hatte es seine eigene Bewandtnis. Erst wollte ich den Einsatz nur verdoppelt haben, dann aber schlug ich noch eine Mark hinzu; Meschelke hatte nichts dagegen. „Gewinne ich," war mein Hintergedanken dabei, „dann bekomme ich nicht nur mein Geld zurück, sondern trage noch eine bare Mark in der Tasche mit nach Hause. Eine Mark, das ist nicht viel. Stecke zwar in einer Geldklemme, doch eine Mark ist nur ein Tropfen auf heißem Stein. Ganz egal, ohne diese Mark ist mein Leben nicht mehr lebenswert . . ." So überlegte ich mit eisiger Ruhe, während mir ein Fieberschauer über die Haut lief. Allerdings verhehlte ich mir nicht, daß irgend etwas Außergewöhnliches geschehen müsse . . . Ich spielte womöglich noch niederträchtiger als zuvor, war während der ganzen Nacht kein einziges Mal richtig in Stoß gekommen und immer noch andauernd miserabel disponiert. Da verfiel ich auf einen absonderlichen Gedanken.

Hier muß ich ein Geständnis machen. Man wird überrascht sein. Von einem Menschen, wie ich einer bin, würde sogar ich selbst es am allerwenigsten erwarten; dennoch ist es die reine Wahrheit. Denn wenn auch mein Verhältnis zu einer gewissen sehr hochstehenden Persönlichkeit nicht gerade freundschaftlich zu nennen ist, (ich kann mir, nebenbei bemerkt, jenen Höheren überhaupt nicht mehr anders vorstellen als in der Gestalt des alten Zagelow) . . . trotz alledem, es kommt schon vor, daß mein verhärtetes Gemüt sich erweicht, freilich nur, wenn die Situation es unbedingt erfordert. Dann sage ich mein Sprüchlein her, schicke ge-

wissermaßen ein Stoßgebet zum gütigen Himmel. Ich kann versichern, daß er regelmäßig darauf hereinfällt. Ich mache mir sogar oft den harmlosen Spaß, unmittelbar vorher allerlei Gotteslästerungen zu begehen. Dann trage ich meine Bitte vor, gelobe Besserung und bereue aufrichtigen Herzens die Sünde; ich beschwöre es: vollkommen aufrichtigen Herzens. Es bleibt ihm nach der Hausordnung nichts anderes übrig, als mir, dem reuigen Sünder, zu vergeben und obendrein noch meine Bitte zu erfüllen. Das wiederholt sich von Fall zu Fall. Aber seine Langmut ist unerschöpflich, wie allgemein bekannt sein dürfte.

„Man muß ihm ein Schnippchen schlagen," sagte ich mir auch diesmal und kicherte in mich hinein. Weiß der Teufel warum, ich dachte dabei weniger an ihn als an den alten Zagelow. Ist das ein verfluchter Kerl, ein dürres, gefräßiges Männchen, hat Zeit seines Lebens an der Börse spekuliert und scharrt immer noch mitleidslos das Geld zusammen! Das wär ein ganz wollüstiges Vergnügen, könnte man ihn so bei günstiger Gelegenheit mal gehörig übers Ohr haun. Wer mir dazu verhilft, dem zahl ich einen Schnaps! . . . Vor giftigem Haß war meine Kehle wie zugeschnürt, ich wollte jedenfalls meine sündige Natur noch rasch in ihrer ganzen Gemeinheit präsentieren, bevor ich . . . Ich erstickte beinahe vor Wut. „Mein Vater, hilf mir," murmelte ich bereits, „laß mich um Jesu Christi willen nicht im Stich! Du weißt, wie viel er gelitten hat, um auch mich zu erlösen. Du allein siehst meine Qual, hilf mir, rette mich," murmelte ich voller Inbrunst, „gib mir Kraft! Laß Kraft und Wohlgefühl durch meine Adern fließen, du verstehst und erhörst mich, mein Vater. Ich brauche mich vor dir ja nicht zu schämen, ich bitte dich, laß mich die Partie gewinnen, ja, gewinnen, gewinnen . . .!"

Meine Lippen bewegten sich in religiöser Ekstase, die durch das scheinbar Alltägliche und Nüchterne, ja fast Lächerliche meiner Bitte noch gesteigert wurde.

„Ich habe dich gekränkt, vergib! Ich mache so meine zweifelhaften Späßchen und ich, armseliger Narr, rede mir sogar ein, ich könnte dich betrügen. Aber es ergeht mir wie Bileam, der fluchen wollte und segnen mußte. Genau so ergeht es mir. Wie wäre es anders möglich, wie könnte ich mich vor dir verstellen, da du doch in die geheimsten Falten meines Herzens siehst. Je nun, du weißt, daß ich dich liebe, wahrhaftiger, zärtlicher, kindlicher, als dich die Pharisäer lieben, die Sonntag für Sonntag in der Kirche vor dir knien."

Ich war merkwürdig bewegt, und fast hätte ich laut aufgeschluchzt. Nichtsdestoweniger beobachtete ich mich selbst mit argwöhnischer Aufmerksamkeit; aber mein Gemüt, so schien es mir, war rein.

„Rette und erlöse mich, laß mich in Stoß kommen, diese letzte Partie gewinnen!" murmelte ich flehentlich und wäre, von meiner Demut überwältigt, zweifellos ins Knie gesunken, wenn nicht Meschelke, unerwartet genug, einen Ball verfehlt hätte. Die Reihe war an mir. Es machte sich sogleich eine kleine Besserung bemerkbar. So ein Sprüchlein hatte noch stets seine beruhigende Wirkung auf mich ausgeübt. Mir war so leicht und zuversichtlich ums Herz, nur hütete ich mich, irgendeinen Gedanken zu fassen, hätte mir doch eine voreilige Lästerung alles wieder verscherzen können. Ich dachte krampfhaft an nichts und spielte gar nicht schlecht; zwar lange nicht so gut wie sonst, doch immerhin ganz leidlich. Der Bann war gebrochen. Meschelke schien, wie gesagt, etwas abgespannt zu sein, doch er spielte noch immer mit ziemlicher Sicherheit. Wir hielten uns auf gleicher Höhe. Ich gab mir die denkbar größte Mühe, einen Vorsprung zu gewinnen, doch es glückte mir nicht. Zwar war ich immer etwas voraus, aber er folgte mir dicht auf den Fersen, offenbar ohne sich auch nur im geringsten anzustrengen . . . Plötzlich kam mir der Einfall, nach der Uhr zu sehen. Es war gegen vier. Der Billardsaal war wie ausgestorben und rings um uns herum in Dunkel gehüllt. Nur die Lampe, die abgeblendet über unserem Billard hing, beleuchtete darüber hinaus noch einen kleinen Kreis. – Eine junge Magd tauchte auf, ein Tuch um den Kopf, der erste Mensch des neuen Tages. Verschlafen und teilnahmlos machte sie sich mit Gepolter daran, die Stühle auf die Tische zu stellen; dann streute sie Kaffeesatz aus und fegte den Boden. Gustav erwachte, rieb sich die Augen und starrte eine Weile trüb vor sich hin; bald aber wurde er munter und verfolgte unser Spiel anscheinend mit großer Aufmerksamkeit. Keiner von uns sprach ein Wort. Nichtsdestoweniger war zwischen Meschelke und mir ein zäher Kampf entbrannt; das heißt, der Kampf wurde eigentlich nur von meiner Seite geführt. Meine Müdigkeit war ganz verflogen, ich riß mich energisch zusammen und spielte drauflos . . . hatte auch immer einen kleinen Vorsprung, doch es handelte sich eben nur um wenige Points. Es gelang mir nicht, einen entscheidenden Vorteil zu erringen. Er kroch mir nach, saß mir im Nacken, dabei erweckte er den Eindruck, als ginge ihn die ganze Sache überhaupt nichts mehr an. Er war wohl schläfrig und spielte ziemlich nachlässig. Mein Vorsprung aber wurde nicht größer. „Nun, wenn es so bleibt, dann komme ich immerhin als Erster ans Ziel," dachte ich.

Plötzlich hörte ich lautes Schnarchen. Wahrscheinlich war es schon geraume Zeit zu hören gewesen, doch ich hatte nicht darauf geachtet. Es war Heinrich, der sich hinter dem großen Pfeiler von den Strapazen seines Dienstes ausruhte. Die Partie näherte sich ihrem Ende. Ich

war voraus, Meschelke immer wie im Traum hinter mir her. Schließlich fehlten mir noch vier Points, dem Meschelke aber sechs, doch glücklicherweise war ich am Stoß. Kein Wunder, daß ich etwas nervös wurde, denn eine kleine Unvorsichtigkeit hätte mich ohne weiteres die Partie kosten können. Ließ ich jetzt einen Ball aus, so war ich verloren, das stand fest. Nun denn, ich war mir der Bedeutung dieses Augenblickes vollkommen bewußt. Ich zielte sorgfältig und machte das erste der vier Points; ich übereilte mich nicht, kreidete mein Queue, zielte womöglich noch sorgfältiger und machte das zweite. Unmittelbar darauf bekam ich ein wenig Herzklopfen, doch es verging wieder. Ich sah Meschelke an; er hatte offenbar nur den einen Wunsch, daß die Sache möglichst bald zu Ende sei. Ich machte das dritte Point, blieb also noch ein einziger Stoß übrig. Vorsichtig kreidete ich mein Queue ein letztes Mal, legte in vollkommener Ruhe an; dabei lehnte ich mich kaum merklich über das Billard. Plötzlich erschrak ich heftig. Ich hatte mit dem Ärmel einen der Bälle berührt und von der Stelle geschoben, ich hatte „touchiert" und durfte nicht weiter spielen . . . Vielleicht hatte es Meschelke nicht bemerkt. Sofort faßte ich den Entschluß, es gegebenenfalls abzuleugnen, und stieß los, als wäre nichts passiert. Der Ball kam.

„Gewonnen!" sagte ich mit einem tiefen Seufzer.

Aber was war das? Meschelke tat rein, als habe er nichts gehört, näherte sich dem Billard mit schleppenden, bedächtigen Schritten und schickte sich an, weiterzuspielen. Offenbar war er völlig geistesabwesend. Ich war derart verblüfft, daß ich einfach schwieg. Unwillkürlich blickte ich zu Gustav hinüber; er saß ganz zusammengesunken da und starrte mir mit seinen großen Augen stumpfsinnig, aber unverschämt ins Gesicht. Ich drehte mich hilfesuchend um und wurde plötzlich des Kellners gewahr, der sich drei Schritte entfernt herumlümmelte. Sein Frack war verdrückt, die Halsbinde zur Seite gerutscht; um die eine Hand hatte er seine schmierige Serviette gewickelt, mit der andern rieb er seine Glatze. Er sah mich nicht an, sondern blickte mit verlegener Miene zu Boden. Wer weiß, wie lange er schon dort gestanden haben mochte.

Meschelke also spielte mir nichts dir nichts weiter, machte einen Ball nach dem andern, mit wohlgezielten Stößen, im ganzen sechs. Damit hatte er seine vorgeschriebenen hundert Points erreicht.

Ich fuhr wütend auf ihn los, doch bevor ich noch den Mund aufmachen konnte, sagte er grob:

„Ich bekomme dreizehn Mark von Ihnen, Herr!"

„Was fällt Ihnen ein, sind Sie verrückt geworden?" antwortete ich erbost, „habe längst gewonnen und möchte Sie sehr bitten, mir sofort

den vereinbarten Betrag auszuhändigen ... Was glotzen Sie so?" schrie ich außer mir, denn Meschelke sah mich ernst und nachdenklich an.

„Ich glotze gar nicht, werde Sie doch noch angucken dürfen," sagte er. „Sie haben vorhin touchiert, da hätten Sie aufhören müssen ..."

„Was habe ich ...?" rief ich mit ungeheucheltem Erstaunen, gleich darauf aber bemühte ich mich, meinem Gesichte einen ironischen Ausdruck zu verleihen, so einen Ausdruck spöttischen Begreifens, als verstünde ich nur zu gut ... als käme mir Meschelkes Verhalten zumindest verdächtig vor.

„Aha, er hat es doch bemerkt," überlegte ich blitzschnell, — „das schadet aber nichts. Denn wenn er es auch bemerkt hat, ich selbst könnte es ja übersehen haben. Eigentlich nicht hübsch von mir gehandelt, habe aber nie den Ehrgeiz besessen, ein Kavalier zu sein. — Nein, nein, ich gebe es nicht zu, um nichts in der Welt, sonst hat das Leben keinen Wert mehr für mich," dachte ich fieberhaft und versuchte dunkel, die Frage zu beantworten, warum denn das Leben sonst jeden Reiz für mich verlieren würde.

„Sie haben den Ball mit dem Ärmel weggeschoben und hätten aufhören müssen ..."

„So so," sagte ich in überlegenem Tone und räusperte mich. Ich war entschlossen, ein Verhör mit ihm anzustellen: „Sie wollen also behaupten, daß ich ... ja, warum haben Sie mich denn nicht sofort darauf aufmerksam gemacht, Herr Meschelke?! Dann hätte ich selbstverständlich sofort aufgehört. Es kann ja vorkommen, daß man so etwas selber übersieht. Es wäre Ihre Pflicht gewesen, sofort ... Aber hinterher darf man derartige Behauptungen nicht leichtfertig aufstellen, verehrter Herr Meschelke," schloß ich mit spöttischem Lächeln.

Er hatte in der Tat nicht rechtzeitig Einspruch erhoben, so daß seine Aussage unter Umständen verdächtig erscheinen konnte. Ja, mir selbst kam sie gewissermaßen verdächtig vor; ich vergaß, daß ich allen Grund hatte, ihr Glauben zu schenken.

„Ich habe die Partie gewonnen und bekomme mein Geld von Ihnen, Herr," sagte er drohend und schob sich näher heran.

„Werde Ihnen schon zeigen, wer das Geld bekommt," schrie ich erbost, „warum haben Sie mich nicht sofort aufmerksam gemacht, warum denn nicht, he? Bitte mir darauf zu antworten!"

Aber Meschelke hatte für solche Feinheiten kein Verständnis.

„Sie haben den Ball mit dem Ärmel weggeschoben," sagte er hartnäckig. Er hatte sich ganz verändert, war nicht im mindesten mehr gutmütig, sondern machte einen widerwärtigen, plumpen und gemeinen Eindruck. Offenbar verspürte er gar kein Mitleid mehr mit mir, sondern

war einfach sittlich entrüstet. Das erbitterte mich in höchstem Maße. Zwar log ich in der Tat, aber was blieb mir anderes übrig? Dazu kam aber noch, daß ich mich, so seltsam es klingt, durch seinen Verdacht gekränkt und beleidigt fühlte.

„Sie antworten mir nicht ... dann will ich Sie darüber aufklären: weil Sie sich das mit dem Touchieren aus den Fingern gesogen haben, mein lieber Meschelke. Ich habe absolut nicht touchiert, es ist nicht wahr," sagte ich, von Wut gefoltert.

„Habe Gott sei Dank noch meine Zeugen," meinte Meschelke und wandte sich an Gustav, der sich dieses Gezänk etwas verdutzt, doch sichtlich mit großem Interesse mit anhörte.

„Mit dem Ärmel," sagte Gustav, ohne sich zu rühren.

„Der nimmt für Sie Partei, schlau eingefädelt ... Haben Sie vielleicht etwas bemerkt?" fragte ich den Kellner.

Heinrich sah mich unsicher an, doch plötzlich wurde seine Miene geschäftsmäßig kühl; er entgegnete:

„Kann leider gar nichts sagen, ich habe nämlich überhaupt nicht zugeguckt, Herr Heckfisch." Dann rieb er wieder seine Glatze, die ohnehin schon ganz blank poliert war. Gustav murmelte etwas.

„Was haben denn *Sie* zu reden?" fuhr ich ihn an.

„Wer wird denn die Leute so beleidigen," sagte er plötzlich schüchtern und blickte vorwurfsvoll zu mir auf.

„Ja, ihr seid feine Leute," versetzte ich streng, denn schließlich galt es meine Reputation, „ihr seid wahrhaftig feine Leute. Geschieht mir recht, das kommt davon, wenn man sich mit solchem Gesindel einläßt; wird mir aber eine Lehre sein ... Wollen Sie mir den vereinbarten Betrag auszahlen oder nicht?" schrie ich plötzlich außer mir und vergaß selbst in diesem Augenblicke nicht, einen gewählten Ausdruck zu gebrauchen, um dem Meschelke möglichst zu imponieren.

„Fällt mir gar nicht ein," sagte Meschelke, „ich bekomme nämlich dreizehn Mark von Ihnen, Herr."

„Ich frage Sie zum letztenmal!"

„Ich habe gewonnen und will mein Geld haben," sagte er hartnäckig. So ging es eine Weile hin und her.

„Schade," meinte er schließlich, „Sie haben die ganze Nacht so anständig gespielt, immer korrekt ... und nun betrügen Sie mich."

„Sehen Sie sich vor," zischte ich, „seien Sie vorsichtiger mit solchen Redensarten. Es wird böse Folgen für Sie haben. Ich werde Sie verklagen ... wegen Beamtenbeleidigung," fuhr ich mit schnarrender Stimme fort, „jawohl, wegen Beamtenbeleidigung, mein Herr. Sie scheinen nicht zu wissen, wen Sie vor sich haben. So ein Patron!

Hat verloren, will aber einfach nicht mit den Moneten rausrücken, denkt sich ein Märchen aus. Wird dir aber nichts nützen, werde dich zwingen," drohte ich, aber ich fühlte, daß die kraftlos hervorgestoßenen Drohungen ihre Wirkung verfehlten. Plötzlich kam mir die ganze vergangene Nacht und auch mein dienstfreier Nachmittag wieder zum Bewußtsein; mir wurde jämmerlich zumute. Am liebsten hätte ich den Meschelke kniefällig um das Geld gebeten. Aber das ging nicht an. Es handelte sich um meine mühsam erkämpfte Stellung im Grand-Café, das übrigens zu dieser späten Stunde einen unheimlichen und verwahrlosten Eindruck machte. Schon fuhren die ersten Milchwagen über die Straße, so daß die Scheiben leise erklirrten; ich aber sah mich nach wie vor veranlaßt, meine hoffnungslose Position mit wütendem Geschrei zu verteidigen. Obwohl ich doch mit vollster Absicht log, ereiferte ich mich weiter, in schneidigem Ton, mit schnarrender Stimme. Ich hatte allerdings ein erbärmliches, krätziges Gefühl dabei, war innerlich wie zu Eis erstarrt. Auch von Heinrich kam mir keine Unterstützung, er mischte sich nicht in den Streit und tat, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Er nahm mich also nicht in Schutz, wie es seine verdammte Pflicht gewesen wäre – hatte offenbar vergessen, daß ich nicht der Erstbeste war . . . „Mein Stern ist im Sinken," dachte ich bitter und schloß eine Sekunde lang die Augen. Ich schrie weiter, überhäufte den Meschelke mit den unflätigsten Schimpfworten, doch ich rannte gegen eine Mauer an, und arge Schwäche befiel mich. „Er wird mir das Geld nicht geben," dachte ich resigniert, in dumpfer Verzweiflung, und tröstete mich so gut es ging damit, daß er mich gleichfalls nicht zwingen konnte, ihm den vereinbarten Betrag auszuzahlen.

„Nun, ich werde mich mit Ihnen nicht herumstreiten," sagte ich schließlich, „bin es nicht gewohnt, mich mit solchen Leuten herumzuzanken. Behalten Sie Ihr Geld, ich schenke es Ihnen." Und ich machte Miene, mich zurückzuziehen.

„Ich bekomme dreizehn Mark von Ihnen, Herr."

„Das werden Sie wohl kaum erleben," murmelte ich giftig und zog Heinrich mit mir fort. „Da haben Sie mir ja wirklich einen netten Partner zugeführt," flüsterte ich, als wir außer Hörweite waren, machte ihm gewissermaßen freundschaftliche Vorwürfe, „aber Sie haben mich eigentlich vorher gewarnt, oder nicht? . . . gewiß doch, Sie haben mich sogar ausdrücklich gewarnt. Wird mir jedenfalls eine Lehre sein. Man soll eben nur mit seinesgleichen spielen . . . und noch dazu ein wildfremder Mensch, Sie sagten, daß er öfters hier verkehrt, habe ihn aber noch kein einziges Mal gesehn. – Na, das war eine schöne Nacht," versuchte ich zu scherzen, „wird mir so bald nicht aus dem Gedächtnis

entschwinden . . . habe stundenlang gespielt, mein Hemd ist zum Auswinden naß, und zwölf Mark sind beim Teufel. Und nun weigert sich der Kerl zu zahlen, was sagen Sie dazu, leistet sich die unglaublichsten Behauptungen und weigert sich einfach. Könnte man nicht die Polizei? . . . Sie wissen, Geld spielt keine Rolle bei mir, aber Recht muß Recht bleiben," flüsterte ich eindringlich und hielt ihn beim Rockknopf fest; er hörte mir stumm zu.

„Nun, ich zanke mich mit Ihrem Meschelke nicht länger herum, hol ihn der Kuckuck . . ." Ich schwätzte so fort, ich hatte wieder einmal das Bedürfnis zu plappern; warum, war mir nicht klar. Wahrscheinlich wollte ich mich selber trösten oder auch nur mein Ansehen wieder herstellen, das, wie ich fühlte, eine gewisse Einbuße erlitten hatte.

Offenbar gelang mir weder das eine noch das andere; das beunruhigte mich. Ich schielte zu gewissen Leuten hinüber. Wie es schien, hatte Meschelke gleichfalls resigniert, er saß mit gesenktem Kopfe da und starrte zu Boden. Gustav hockte auf seinem alten Platz. Die beiden schwiegen, was mich in Erstaunen setzte; ja, sie blickten einander nicht einmal an. Sie sahen alle beide so verdutzt aus, daß ich unwillkürlich lächeln mußte . . . und plötzlich verspürte ich eine ganz und gar nicht angebrachte Regung des Mitleids. Zwar ärgerte ich mich über mich selbst, zögerte, begab mich aber dennoch zu meinem Mantel, der in Meschelkes Nähe hing und machte mir daran zu schaffen. Ich hatte vor, „ihm noch ein gutes Wort zu sagen".

„Laß es lieber sein," sprach ich in Gedanken, während mein Blick ihn unsicher von der Seite streifte.

Mir war auch durchaus nicht danach zumute. Alles widerstand mir, und ich hatte das Gefühl, als müßte ich nicht nur meinen Mageninhalt erbrechen, sondern mich selbst, in ganzer Person. Dennoch sagte ich laut:

„Na, wir wollen Frieden schließen, Meschelke."

„Sie haben mich betrogen," erwiderte er kurz, ohne aufzusehen.

„Unverschämtheit," murmelte ich empört, zuckte die Achseln und begab mich sogleich mit Hut und Mantel zu Heinrich zurück. „Ist mir recht geschehn," dachte ich in hilfloser Wut, während mir der Kellner beim Ankleiden half.

Doch abermals begann ich hinüberzuschielen. Die beiden schickten sich an, das Lokal zu verlassen. Plötzlich bekam ich starkes Herzklopfen. „Das ist mein Verderben," murmelte ich; ich war fest entschlossen, es nicht zu tun, wußte aber, daß ich es unbedingt tun würde. Es war wie ein Traum, der böse Geist saß in mir und zwang mich unerbittlich, gerade dasjenige zu tun, was meiner Überzeugung nach unbedingt

schlecht, schädlich und überflüssig war. Ich redete mir plötzlich ein, es müsse geschehen, sonst sei meine Stellung im Grand-Café erschüttert, kein Hund würde mehr ein Stück Brot von mir annehmen wollen und dergleichen unsinniges Zeug. Kurz und gut, ich verspürte nicht die mindeste Lust dazu, ging aber schließlich willenlos zu Meschelke hinüber und sagte mit schnarrender Stimme:

„Mein lieber Freund, habe mich entschlossen, Ihnen die dreizehn Mark zu geben, das heißt, ich war von vornherein dazu entschlossen, aber Sie werden begreifen . . . Sie begreifen, nicht wahr?" ich verhaspelte mich. „Ich möchte nämlich auch nur den Anschein vermeiden, daß Ihnen hier ein Unrecht geschieht," fuhr ich fort und sah mich flüchtig nach dem Kellner um. „Na, ich will nichts gesagt haben, meinetwegen habe ich sogar den Ball mit dem Ärmel weggeschoben, ohne es zu merken. Für ein andermal möchte ich Sie aber dringend ersuchen, und zwar in Ihrem eigenen Interesse," sagte ich in besonders strengem Ton, „sofortigen Einspruch zu erheben."

Meschelke war vollkommen überrascht und stotterte irgendetwas. Ich nahm Geld aus der Tasche und begann es in ohnmächtigem, wildem Haß auf den Tisch zu zählen.

„Sehen Sie," scherzte ich, „mein letztes Geld." Es war in der Tat mein letztes. Plötzlich kam mir der knifflige Einfall, ihm etwas abzuziehn; ich gab ihm auch wirklich statt dreizehn Mark nur elf Mark fünfzig und verfehlte nicht, mich wiederum in scherzhafter Weise zu entschuldigen: ich könnte sonst meine Zeche nicht bezahlen. Aber Meschelke achtete nicht darauf.

„Danke auch, danke auch vielmals . . . Ich wußte ja, daß Sie ein anständiger Mensch sind," sagte er mit merkwürdig ernstem und einfältigem Gesicht.

Mir jedoch war abermals so ein kniffliger Einfall gekommen, der im übrigen zur allgemeinen Erheiterung dienen sollte. Ich nahm eine weltmännisch überlegene Miene an und bemerkte voll launiger Ironie und mit schnarrender Stimme:

„Hören Sie mal, mein lieber Meschelke, Sie haben doch jetzt das Geld in Sicherheit gebracht, nicht wahr? . . . Nur keine Angst, Sie brauchen es nicht wieder herauszugeben. He he, werden sich zu beherrschen wissen, ich war nun mal so ein Kamel. Es ist und bleibt Ihr Eigentum, wie?" kicherte ich und drehte mich nach dem Kellner um, der sich etwas abseits hielt. „Sie haben jetzt also absolut keine Ursache mehr . . . na, mit einem Wort, gestehen Sie jetzt mal die reine Wahrheit, wie? Sie haben sich das mit dem Touchieren aus dem Fingerchen gesogen. Keine Angst," fuhr ich schnell fort, da er mich unterbrechen

wollte, „das Geld gehört Ihnen, gebe Ihnen das meinetwegen schriftlich . . . Also heraus mit der Sprache, aufrichtig und ehrlich: habe ich den Ball mit dem Ärmel weggeschoben oder nicht . . .?"

„So wahr mir Gott helfe," sagte Meschelke, und auch Gustav, der ganz blaß geworden war, stotterte, als mein Blick ihn traf: „So wahr mir Gott helfe!"

„Na, wir wollen es nicht näher untersuchen, Kinderchen," sagte ich leutselig und drohte mit dem Finger. Ich verstummte, mir fiel nichts weiter ein. Ich machte eine kleine Wendung und sah plötzlich mein Gesicht in einem Pfeilerspiegel; es war verzerrt und weiß wie Kalk. Mein Blick irrte trostlos wieder ab und fiel auf Meschelke, der mich aufmerksam zu betrachten schien. Er faßte mich noch genauer ins Auge, trat plötzlich ganz dicht an mich heran und flüsterte mir etwas zu. Er machte sich nicht etwa lustig über mich, sondern sagte es mit feierlichem Ernst:

„Wissen Sie, Sie sind so ein feiner Herr, da komme ich vielleicht gar nicht mit!"

Er wollte mich wohl trösten, ich aber empfand in dieser Sekunde einen unerklärlichen Haß gegen ihn, wandte mich angewidert ab und begann mit dem Kellner eine leise Unterhaltung.

Alsbald kamen Meschelke und Gustav in ihren schäbigen Überziehern vorbei, wünschten Guten Morgen und zogen den Hut. Meschelke verbeugte sich außerdem tief vor mir, doch ich sah kaum hin, dankte mit flüchtigem Kopfnicken. Als sie weg waren, meinte Heinrich:

„Herr Heckfisch, jetzt kann ich es ja sagen: Sie haben vorhin wirklich touchiert. Ich habe es ganz deutlich gesehn, wollte mich aber nicht einmischen."

„Das ist aber sehr unrecht von Ihnen," sagte ich so von oben herab und ersichtlich peinlich berührt, „ich begreife wahrhaftig nicht, warum Sie nicht sofort . . ."

„Das ist mein Prinzip," erklärte er, „davon gehe ich nicht ab. Gibt man dem einen Gast recht, so ist der andere immer unzufrieden. Ich sage in solchen Fällen stets: habe überhaupt nicht hingeguckt, meine Herren."

„Sehr unrecht, wirklich sehr unrecht von Ihnen," ereiferte ich mich völlig mechanisch, „das ist kein gutes Prinzip. Sie machen sichs zu bequem, lieber Heinrich," schnarrte ich, war aber ganz und gar nicht bei der Sache. Etwas Unheimliches bedrückte mich, ich wußte nicht recht was. „Es ist einfach Ihre Pflicht. Den armen Meschelke, zum Beispiel, habe ich ganz ohne Grund verdächtigt, und zwar durch Ihre Schuld," murmelte ich, ließ es aber immer noch nicht dabei bewenden, sondern wusch dem Kellner tüchtig den Kopf. Doch ich tat es ungefähr

so, wie man ein lästiges Pensum erledigt. Schließlich kam ich zur Besinnung, beglich mit dem Rest, der mir geblieben war, die Zeche und ging. Doch auf dem Treppenabsatz blieb ich stehen.

Vom Grand-Café führt nämlich eine kleine gewundene Treppe auf die Straße. Ich aber machte plötzlich halt, weigerte mich einfach, weiterzugehen. Die Füße versagten mir den Dienst . . . das heißt, ich hätte natürlich meinen Weg ohne weiteres fortsetzen können, wenn ich ernstlich gewollt hätte. Aber das war es eben: alles in mir bäumte sich dagegen auf. Ich bremste infolgedessen und stand wie festgenagelt; aus purem Trotz. Meine Hand blieb leblos auf dem Geländer liegen.

Diese Situation war geradezu lächerlich. Ich stand ohne Zweifel in jämmerlicher Haltung da, konnte jedoch zum Glück in meinem Verstecke weder vom Lokal noch von der Straße aus gesehen werden. Die Müdigkeit überwältigte mich beinahe. Es fehlte nicht viel, so hätte ich mich auf die Stufen niedergekauert. Doch im letzten Augenblicke hielt mich der Gedanke davon ab, daß es für mich besser sei — nach Hause zu gehen. Also vorwärts! Gedacht, getan: ich machte jedoch nur einen einzigen Schritt, konnte nicht weiter, meine Hand umklammerte das Geländer; ich verharrte eine ganze Weile regungslos.

„Ich rühre mich nicht vom Fleck," so dachte ich ungefähr, „rühre mich nicht vom Fleck, bevor diese Angelegenheit nicht endgültig geregelt ist." Es erübrigt sich, zu sagen, daß ich selbst nicht genau wußte, was eigentlich . . . Dicht über mir begann ein leises Rumoren, dumpfe Schritte, ein Teller klapperte; da oben war die Küche.

„Du kannst also nicht einmal ordentlich lügen, bist nicht einmal imstande, richtig gemein zu sein. Habe sehr zur unrechten Zeit Gewissensbisse verspürt und konnte nicht umhin, zu Kreuze zu kriechen. Meine mühsam erkämpfte Stellung im Grand-Café als geachteter, als bevorzugter Stammgast ist natürlich beim Henker. Denn dieser Kerl, dieser Heinrich hat mich durchschaut; es hat wohl keinen Sinn, sich darüber irgendwelchen Zweifeln hinzugeben. Aber es ist wahrhaftig nicht der Mühe wert," murmelte ich und versuchte mir zu beweisen, daß ich gar keinen Grund hätte, so niedergeschlagen zu sein. Freilich, der Spielverlust schmerzte, brannte ganz verteufelt. So mit seinem letzten Geld herausrücken müssen, das gehört nicht gerade zu den Annehmlichkeiten, die das Dasein unsereinem zu bieten hat. Aber, mein Gott, es handelte sich ja schließlich nur um eine vorübergehende Geldklemme; der erste stand vor der Tür. Krampfhaft bemühte ich mich, mir klar zu machen, daß alles in schönster Ordnung sei, doch es wollte mir durchaus nicht gelingen . . . „Daß mir das gerade an meinem dienstfreien Nachmittage passieren muß," murmelte ich halb schluchzend, „übrigens

ist an allem dieser verdammte Berlinghoff schuld, sein impertinentes Gesicht, sein Monokel und vornehmlich sein Spazierstöckchen, das er mit der denkbar größten Selbstverständlichkeit rundherum gewirbelt hat; und zwar direkt vor meiner Nase. Solche Leute bringen mich nun einmal außer Rand und Band. Aber schließlich ist das Unglück nicht so groß, habe kein Bein gebrochen. Die Glieder sind noch gesund," scherzte ich. „Mein dienstfreier Nachmittag hat infolge gewisser kleiner peinlicher Erlebnisse einen unerfreulichen Verlauf genommen, voilà tout, ich habe einfach Pech gehabt," dachte ich lächelnd und erinnerte mich, daß ich das kleinliche Verhalten anderer Leute in solchen Fällen immer gebührend verurteilt hatte. Gewiß, man ärgert sich auch über Kleinigkeiten, über Kleinigkeiten sogar am allermeisten. Wird es aber zu arg, so kommt man zur Besinnung und lacht über sich selbst. Und ich lachte — krampfhaft. Doch plötzlich verspürte ich eine große Erleichterung, denn ich hatte den Entschluß gefaßt, die ganze Angelegenheit als erledigt zu betrachten. Ich war gewissermaßen gerührt, wollte das Unrecht, das man mir zweifellos zugefügt hatte, vergessen, die Beleidigungen herunterschlucken . . . kurz und gut, ich war fest entschlossen, mich nicht mehr zu ärgern.

Die Erlösung, die ich dabei empfand, läßt sich nicht schildern. Schon machte ich Anstalten, mich die Treppe hinunterzubemühen, blieb aber bereits nach zwei Stufen wie angewurzelt stehen. Ich zitterte vor Wut. „Nein, meine Herrschaften, man entwischt mir nicht so mir nichts dir nichts," murmelte ich giftig, hätte aber sicherlich nicht sagen können, gegen wen diese gefährliche Drohung gerichtet war. Doch daß ich diesen allgemeinen, verschwommenen Gegner rechtschaffen haßte, daran war nicht zu rütteln. „Bin leider nicht in der Lage, zu verzeihen," murmelte ich giftig, und ich fühlte mich in der Tat, nicht ohne ein gewisses Erschrecken, vollkommen unfähig dazu. „Werde niemals auch nur ein Quentchen, auch nur den dümmsten, lächerlichsten Nebenumstand verzeihen," dachte ich verblüfft, doch noch viel heftiger erschrak ich bei dem Gedanken, daß ich soeben die Beleidigungen hatte herunterschlucken wollen. Was diesen letzteren Punkt anbelangt, so konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, einer großen Gefahr noch rechtzeitig entronnen zu sein. Ich schluckte also nicht herunter, aber es würgte mich im Halse. Ich zitterte, wie gesagt, vor Wut; es wurde mir schwarz vor den Augen. Die Qual war jämmerlich, unerträglich; es stand natürlich in meinem freien Belieben, ihr ein Ende zu machen, mich einfach nicht mehr zu ärgern, aber das war, so seltsam es klingt, ganz und gar nicht nach meinem Geschmack. Ich hätte ja sonst auf die Möglichkeit einer Revanche verzichten müssen, wollte mich aber unter keinen Umständen dazu bequemen. Denn diese Mög=

lichkeit war das einzige, was mir das Leben noch reizvoll erscheinen ließ. Ich war mir vollkommen klar darüber und billigte mein Verhalten durchaus. Ich ärgerte mich grün, verzog krampfhaft das Gesicht und versuchte [illegible] zu schluchzen, um mir ein wenig Erleichterung zu verschaffen; doch es mißlang. Die trockene Qual stachelte unablässig meine Rachsucht an. Zwar hatte ich keine bestimmte Person im Auge, war aber fest davon überzeugt, daß sich alle Welt gegen mich verschworen habe und mir feindselig gesinnt sei. Ich empfand also gegen jedermann einen dumpfen Haß und malte mir in wollüstiger Erbitterung aus, wie grausam ich mich rächen würde. Es handelte sich gewissermaßen um die Vorfreude, und ich ahnte dunkel, daß es damit sein Bewenden haben würde. Es verdient erwähnt zu werden, daß ich für meine Feinde keine landläufigen Martern ersann, sondern mich fast ausschließlich auf folgende Vorstellung beschränkte: Diese Feinde haben mir ein schweres Unrecht zugefügt, mich in Verzweiflung gestürzt, nun aber werden sie dessen gewahr und — erschrecken, wie das anders gar nicht möglich ist. Sie kommen zur Besinnung, es ist jedoch zu spät . . . ich leide, leide entsetzlich, sie bereuen ihr Unrecht, wollen mich versöhnen, umsonst, zerknirscht flehen sie mich an, ich aber spucke ihnen ins Gesicht, demütig wischen sie den Speichel ab — und siehe da, diese Demut rührt mich nicht im mindesten. Kurzum, ich leide mehr als je ein Mensch vor mir, mehr als selbst der Heiland — und bleibe unversöhnlich! Und diese Schurken sehen wenigstens, was sie angerichtet haben. Freilich konnte ich hier in meinem Versteck von keines Sterblichen Auge erblickt werden, „doch wozu hat der Mensch Phantasie," dachte ich bitter. Daß es mir aber trotzdem ganz unzweifelhaft schlecht erging, obschon ich mutterseelenallein war und mir im Grunde nur eine Art Komödie vorspielte — das war gemein, idiotisch und widersinnig. Ich hatte nämlich Kopfschmerzen: „Ein ganz gewöhnlicher Katzenjammer," beliebte ich zu murmeln. Doch etwas Ungewöhnliches kam noch hinzu: Ich fühlte nämlich schlankweg das Bedürfnis, aus aller Kraft um mich zu schlagen oder mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen. Ich vermochte mich allerdings überhaupt nicht zu rühren, starrte, nach meiner Überzeugung mit blutunterlaufenen Augen, vor mich hin und hatte die Tobsucht unter der Haut.

„Das hält kein Mensch auf die Dauer aus," murmelte ich und versuchte, der Qual irgendwie ein Ende zu bereiten. Ich wollte mir wenigstens eine kleine Pause gönnen, einfach nicht mehr daran denken . . . aber es war ja da. Nun, ich machte irgendeinen hilflosen, läppischen Versuch, neigte den Kopf zurück und — lächelte. Plötzlich kam mir alles wie ein Traum vor, wie einem das in einer fremdartigen Um-

gebung öfters so ergeht. Die schmale gewundene Treppe, die weiter unten von einem Gasflämmchen trüb erhellt wurde, die schwarze Decke über mir und ich selbst, der ich mich ohne jeden Grund krampfhaft am Geländer festhielt . . . In der Küche begann es wieder zu rumoren, ein männlicher Jemand knarrte auf und ab und sprach stoßweise mit sich selbst . . . Meine Situation blieb sekundenlang unwirklich, sogar im Traume noch lächerlich, doch das Traumhafte verschwand, und alles erwies sich als so qualvoll, bösartig und heimtückisch, wie es gewesen war. Die Zeit verging; mich fror, indessen, ich rührte mich nicht. Übrigens wurde es mir klar, daß mich eine ganz bestimmte Sache unheimlich bedrückte. Ich ärgerte mich also keineswegs für nichts und wieder nichts, sondern hatte alle Veranlassung . . . Das heißt, wenn man es genau überlegte, so handelte es sich um eine geradezu sinnlose Lappalie. Aber ich bin nun einmal ein origineller Mensch, hatte es mir in den Kopf gesetzt, mich über jede Kleinigkeit zu ärgern. Meine überreizte Phantasie bauschte alles in unnützer Weise auf und vergnügte sich offenbar damit, Gespenster zu sehen. Warum mir aber der lächerliche Vorfall, von dem hier die Rede ist und der von den schlimmsten Folgen für mich begleitet war, einen besonders peinlichen und sogar unheimlichen Eindruck hinterlassen hatte, das begreife ich noch heute nicht. Kurz und gut: Meschelkes Abschiedskompliment ließ mich nicht zur Ruhe kommen. So seltsam es klingt — es schien mir die schwerste Beleidigung zu sein, die mir je von einem Menschen zugefügt worden war. Ich erinnerte mich dessen plötzlich in unbeschreiblicher Wut und mit übergroßer Deutlichkeit. „Sie sind ja so ein feiner Herr, da komme ich vielleicht gar nicht mit," flüsterte ich in dem mir wohlbekannten Tonfall und schnitt eine Grimasse dazu, die sich bemühte, Meschelkes einfältiges Gesicht nachzuäffen. Ich hatte nur noch diesen einzigen Gedanken, er quälte mich unablässig, ich bekam Stiche in den Schläfen und unternahm eine Art trockenen, krampfhaften Versuchs, zu weinen. Hastig dachte ich: „Er hat sich über mich lustig gemacht, das ist der Witz, hat mir einfach eins versetzen wollen, denn ich hatte mich ja rein zufällig ihm gegenüber nicht gerade als Kavalier benommen . . . rein zufällig, wie gesagt. Infolge der Verkettung ungünstiger Umstände sah ich mich gezwungen . . . habe mich etwas schäbig aufgeführt. Und dieser Meschelke konnte nicht umhin, mich auf scheinheilige und raffinierte Art zu beleidigen. Allerdings, mag sein, daß er mich einfach trösten wollte. Das ist übrigens das Wahrscheinlichste. Kein Mensch kann sich so verstellen," murmelte ich verzweifelt und dachte wieder an sein einfältiges Gesicht. „Er hatte Mitleid mit mir, kein Wunder, ich bin ja vom bösen Geist besessen und zum Sterben krank. Er flüsterte mir aus angeborener Liebenswürdigkeit irgendein

belangloses Kompliment ins Ohr, ist aber weit davon entfernt, das für wahr zu halten, was er gesagt hat. Ganz im Gegenteil, er macht sich seine eigenen Gedanken und hat alles in allem von diesem Herrn Heckfisch nicht den besten Eindruck empfangen ... Wenn es sich so verhält, mein lieber Meschelke, dann möchte ich Ihnen ernsthaft versichern, daß ich wirklich und wahrhaftig ein feiner Herr bin, ein pikfeiner Kavalier, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wenn auch nur aus dem Grunde, weil ich mich vor dem Tode so gar nicht ängstige. Ich werde ohne Zweifel bald sterben. Bei dieser Vorstellung läuft mir aber kein Schauer über den Rücken, wie gewissen Leuten. Ich fürchte mich nicht ein bißchen. Nicht wahr, Herr Meschelke, Sie trauen Ihren Ohren nicht und müssen, wenn Sie ehrlich sind, gestehen, daß Sie alles andere eher erwartet hätten ... Dieser heikle Punkt gehört zwar zu meinen kleinen Geheimnissen, ich bin aber bereit, mich gelegentlich mit Ihnen eingehend darüber zu unterhalten. Doch das ist nur ein einziger von zahllosen Gründen, die dafür sprechen, daß Sie mit Ihrer Redensart den Nagel auf den Kopf getroffen haben ... Es ist hundsgemein," flüsterte ich, „daß er es nur gesagt hat und es gar nicht glaubt. – Aber dummes Zeug, widerwärtige Komödie," fuhr es mir durch den Kopf; ich hatte nämlich in der Tat keinen Augenblick an Meschelkes Aufrichtigkeit gezweifelt. Er hatte es ja buchstäblich so gemeint, doch seltsamerweise vermochte ich diesen Gedanken kaum zu ertragen ... „Es war ihm völlig ernst damit, es kann gar nicht anders sein," kicherte ich, „ich habe ja alles deutlich vor Augen." Meschelke neigt sich zu mir, macht ein kindliches gläubiges Gesicht und sagt mit geradezu feierlichem Ernst: „Wissen Sie, Sie sind so ein feiner Herr, da komme ich vielleicht gar nicht mit ..." „Er hat sich also ohne die geringste Veranlassung gedemütigt, hat mich in den Himmel erhoben und verblümt angedeutet, daß er nicht würdig sei, mir die Schuhriemen zu lösen. Und noch dazu in einer Situation, wo, wie gesagt, alles andere eher ... Das ist ekelhaft, einfach ekelhaft, das ist unerträglich," murmelte ich entsetzt. Nach wie vor hatte ich das Gefühl, als sei mir eine tödliche Beleidigung widerfahren. Ich starrte auf meine Hand, die wie leblos vom Treppengeländer herabhing; ich hatte Fieber, und die abgestandene Tobsucht verzettelte sich unter meiner bleichen, übernächtigen Haut. Aber plötzlich gab es einen Höllenlärm, ich schrak heftig zusammen, duckte mich unwillkürlich, denn die Decke drohte einzustürzen. Dicht über meinem Kopfe krachte und klirrte es von zerbrechendem Geschirr. Dann hörte man einen häßlichen dumpfen Fluch. In diesem Augenblicke wußte ich, daß ich unbedingt ... Mein Herz klopfte noch immer zum Zerspringen, mir wurde vor Schreck nachträglich totenübel, doch ich achtete nicht darauf. Es war mir näm-

lich ein Gedanke gekommen, der an Originalität nichts zu wünschen übrig ließ: Ich faßte den Entschluß, einen Menschen umzubringen.

Damit man es aber recht versteht: ich nahm mir vor, irgendeinen ganz beliebigen Menschen ins Jenseits zu befördern. Das war sozusagen der einzige Ausweg, und ich wunderte mich, nicht schon früher darauf verfallen zu sein. Besonders aber entzückte mich die Heimlichkeit der Sache, denn es war ausgeschlossen, daß jemand es wagen würde, mich zu verdächtigen. Nicht wenig freute mich auch der Umstand, daß ich eine unbeschränkte Wahl hatte, ich haßte ja alle gleich. „Einer wird schon daran glauben müssen, zum Beispiel mein anmutiger Wirt," murmelte ich begeistert, unmittelbar darauf ergriff mich jedoch die tiefste Niedergeschlagenheit. Ich wußte, daß ich nie und nimmer . . . Hatte mich da in eine Idee verrannt, wußte aber natürlich, daß ich nicht der Mann dazu war. Nicht etwa, daß es mir an Courage gefehlt hätte, doch ich ahnte dunkel, daß mich zur unrechten Zeit das Mitleid überwältigen würde; ganz wider meinen Willen und zuverlässig im entscheidenden Augenblick. „Ich werde mich darauf beschränken, nach Hause zu gehen, mich in meinem Zimmer einzuschließen und den blechernen Aschenbecher mit aller Kraft gegen die Wand zu schleudern — zugegeben, mit aller Kraft," dachte ich verzweifelt, und eine ohnmächtige Bitterkeit erfüllte mich.

Von oben her näherten sich Schritte. Die Treppe knarrte; jemand streckte den Kopf vor und räusperte sich. Ich verhielt mich mäuschenstill und dachte: „Bitte mich nur mit brutaler Gewalt hinauszubefördern; das wäre der richtige Abschluß." Man hatte mich offenbar bemerkt, denn plötzlich wurde mir die Ehre eines Gelächters zuteil. Es war nur ein kurzes, heiseres Auflachen. Die Schritte entfernten sich wieder, aber ich hatte im Grunde nur darauf gewartet, daß von mir Notiz genommen würde. Nun schlich ich mich, weiß der Teufel warum, auf den Zehenspitzen die Treppe hinunter, schlüpfte hinaus und gelangte so ohne weiteren Zwischenfall auf die — unheimliche, menschenleere Straße.

Es herrschte noch verstärkte Dunkelheit, man hatte nämlich in Anbetracht der vorgerückten Stunde nur jede dritte Laterne brennen lassen. Ich überlegte, was zu tun sei. Das heißt, ich war nach wie vor fest entschlossen, einen Menschen umzubringen, koste es, was es wolle; ich verschob jedoch die Ausführung einer so ungewöhnlichen Tat auf unbestimmte Zeit. Vorläufig wußte ich nicht, welche Richtung ich einschlagen sollte . . . Widerwärtige Situation! Mir graute vor zu Hause. Das Ehepaar Radke lag sich jedenfalls gerade in den Haaren. Überdies war an Schlaf nicht zu denken, mußte ich mich doch pünktlich um acht Uhr im Amt einfinden. Es waren freilich noch ein paar Stunden bis dahin.

Ich verfiel auf den naheliegenden Gedanken, irgendwo einzukehren, doch ich hatte kein Geld, überzeugte mich noch einmal schnell davon – besaß keinen Pfennig mehr. Ein heißer Tee hätte mir wohlgetan, mich fröstelte, übernächtig, wie ich war. Kein Wunder, daß ich das naßkalte Wetter als eine mir persönlich zugedachte, ekelhafte Bosheit empfand. Die Feuchtigkeit zog sich mir von dem schmierigen Pflaster bis in die Kniekehlen empor. „Ich gedenke eben doch einen kleinen Spaziergang zu machen," flüsterte ich schadenfroh. Plötzlich belebte sich die Straße, insofern, als auf der gegenüberliegenden Seite die Tür einer Budike geöffnet wurde: ich sah einen schwachen Lichtschimmer. Zwei Leute traten heraus, ein schwerfälliger Mensch und ein kleines Männchen, das von lebhafter Genugtuung erfüllt zu sein schien. Es tanzte einige Schritte wie besessen und rempelte den Kameraden gemütlich an. Ich erkannte Gustav und Meschelke. Die beiden hatten sich wohl auf meine Kosten ein Schnäpschen genehmigt. Sie schüttelten einander die Hand. Ich fieberte vor Schwäche. Gustav taumelte die Straße hinunter und war bald verschwunden.

Meschelke drehte sich um und steuerte quer über den Fahrdamm gerade auf mich los. Er erkannte mich, stutzte und blieb stehen.

„Immer noch hier?" fragte er erstaunt.

Ich nahm mir blitzschnell vor, nicht zu antworten, dachte mir nämlich, daß das einen niederschmetternden Eindruck auf ihn machen würde. Ich sah ihn höhnisch an; meine Müdigkeit war verflogen, ich fühlte mich tatkräftig, aber in bösem Sinne ... Der Kerl roch nach Schnaps.

„Na, kommen Sie gut nach Hause," meinte er traumverloren und ging. – Plötzlich besann ich mich eines andern.

„Herr Meschelke!" schrie ich, rannte ihm nach, erreichte ihn ganz atemlos und fragte:

„Wo gehen Sie jetzt hin? In Ihr trautes Heim? Sind Sie verheiratet?"

„Gewiß doch, ich bin verheiratet," antwortete er lächelnd, „eine ganz junge Frau. Ich kann aber nicht nach Hause . . . ist zu spät geworden. Und daran sind Sie schuld, Herr," sagte er immer noch gemütlich lächelnd. „Wissen Sie, ich habe in Rummelsberg zu tun. Wenn ich hinkomme, fängt die Arbeit gerade an."

„Wie weit ist es denn bis dahin?"

„Gute anderthalb Stunden."

„Ich begleite Sie ein Stück," sagte ich kurz entschlossen, schlug den Kragen hoch und hielt mit ihm Schritt.

„Was ich hier tue, verträgt sich durchaus nicht mit meinen Prinzipien," fuhr es mir durch den Kopf. „Dieser Meschelke steht sozial tief

unter mir. Das wäre noch kein Unglück, doch ich habe mich außerdem blamiert und dadurch gewissermaßen das Ansehen des ganzen Beamtenstandes . . . Es war eine Dummheit von mir, ihm nachzulaufen, habe es aber schließlich nur getan, um nicht allein zu sein. Er ist mir Mittel zum Zweck, nicht mehr, ich bin weit davon entfernt, mich ihm anzubiedern, und Herr Meschelke dürfte sich auch klar darüber sein. Er ist demgemäß bescheiden, zurückhaltend und redet nur, wenn er gefragt wird . . . Ich kann übrigens beim besten Willen kein freundschaftliches Interesse für ihn aufbringen; er ist mir vollkommen gleichgültig. Mit dieser Einschränkung und in Anerkennung seines würdigen Verhaltens, ist es mir nur angenehm, daß ich nicht mutterseelenallein durch die Straßen irren muß. Die Gesellschaft eines so ausgezeichneten Menschen ist der Einsamkeit bei weitem vorzuziehen. Denn Meschelke hat nicht wegzuleugnende Vorzüge. Er ist anständig, ja, er macht einen äußerst soliden Eindruck. Seine Gutmütigkeit kennt keine Grenzen; es ist freilich schon eher eine trottelhafte Gutmütigkeit, und das ist eben der Witz der ganzen Sache," dachte ich gereizt, „dieser Meschelke ist dumm, bodenlos dumm."

Er war so einfältig, daß er sich gar nicht über mich wunderte, auch nicht fragte, was ihm eigentlich die Ehre meiner Begleitung verschaffe. Er führte mich mit eiligem Schritt durch schnurgerade Straßen, an zahllosen schwächlich flimmernden Laternen vorüber. Es wurde merklich kälter. Ich bekam mir nichts dir nichts einen leichten, netten Hustenanfall, verschluckte mich, blieb stehen und hustete krampfhaft. Sieh da, Freund Meschelke nahm keine Rücksicht darauf, sondern setzte seinen Marsch gelassen fort. Das tat er, versteht sich, nicht aus bösem Willen; er wußte eben nicht, was sich gehört. Ich aber war gezwungen, ihm abermals nachzulaufen, und rannte atemlos, noch hustend, hinter ihm drein. — —

„Warum haben Sie denn nicht auf mich gewartet?" fragte ich plötzlich.

„Ich komme sonst nicht zurecht," meinte Meschelke.

Da schwieg ich, was hätte ich auch darauf erwidern sollen? Dieser Spaziergang begann mich zu langweilen. Aber ich wußte mir die Zeit nicht besser zu vertreiben, ging also immer noch weiter mit. Ich wurde wieder schläfrig und träumte im Marschieren vor mich hin. Doch nein, ich träumte mitnichten, jeder Schritt flüsterte mir zu, wo ich mich befand: auf der Straße, mitten in der Nacht, in einer mir wildfremden Gegend der Stadt. Nun denn, die Umstände hatten es so gefügt. Indessen, einem Bettler konnte nicht schlimmer zumute sein. Und wahrhaftig, weniger Geld als augenblicklich ich besaß selbst der letzte Bettler nicht. Auch das Wetter war danach. Ein trüber, beißender Nebel war

aufgestiegen und wogte als weißer Rauch im Strahlenkreis der Laternen. „Niemals," so dachte ich bitter, aber auch mit einer gewissen Genugtuung, „niemals werde ich diesen trostlosen Herbstmorgen vergessen!" Zum Umfallen müde setzte ich einen Fuß vor den andern. Es war immer noch dunkel; in einigen Läden und Fenstern zu ebener Erde schimmerte Licht. Ich aber hatte kein Zuhause, denn Radkes gute Stube konnte man unmöglich so nennen. Und mir war nur zu genau bekannt, daß dort just um diese Stunde der leibhaftige Satan sein Spiel trieb. Er schimpfte, sie kreischte und schmiß die Türen zu. Und lediglich um einer solchen Gemeinheit zu entgehen hatte ich mich an Meschelke angeschlossen, einen herzlosen, eigensüchtigen Menschen, der wie besessen seiner Arbeitsstätte zujagte. Die Straßen waren so gut wie menschenleer; nur hie und da kamen uns ganz verschlafen und trotz des eiligen Schrittes ein wenig schwankend einzelne Leute entgegen. Wir gingen immer weiter, aber das Schweigen war mir nicht angenehm. Freilich, was hätte ich mit Meschelke sprechen sollen? Zwischen uns gab es keinerlei Berührungspunkte. Nun ertrug ich es nicht länger; ich überlegte krampfhaft. Endlich räusperte ich mich und fragte:

„Hören Sie mal, der Gustav, das ist wohl ein Verwandter von Ihnen?"

„Nee, das ist ein Kollege von mir."

„So. Warum geht er dann nicht mit uns?"

„Der ist jetzt arbeitslos."

„Arbeitslos?" ereiferte ich mich ganz ohne Grund. „Was sagen Sie? Arbeitslos?"

„Ja, wissen Sie, der bleibt nirgends lange, der trinkt ein bißchen viel," bemerkte Meschelke mit Gleichmut.

So, nun hatte ich eine erschöpfende Auskunft bekommen. Doch damit war mir nicht geholfen. Zum Henker, was ging mich das alles an . . . Ein plötzlicher Windstoß lockerte den Nebel, ich erschauerte, denn alsbald begann in eisigen Tropfen Regen niederzufallen. Doch mittendrin kitzelte mich ein behaglicher Gedanke, das heißt, es war weniger als nichts, ich schäme mich, es einzugestehen: Meschelke hatte „Sie" zu mir gesagt und überhaupt ziemlich respektvoll mit mir geredet. Das freute mich, das freute mich ganz besonders. Denn daraus ging mit unwiderleglicher Klarheit hervor, daß ich keineswegs ein Bettler war, sondern ein Jemand in Rang und Würden. Vor allen Dingen aber ein erwachsener, ein ganz ausgewachsener Mensch und kein Schuljunge mehr, den leichthin zu duzen auch Meschelke für angemessen erachten würde. Nun aber erschrak ich wieder, was nicht wundernehmen kann. Denn hier handelte es sich gewissermaßen um Selbstverständlichkeiten,

ich aber freute mich trotzdem, so tief war ich bereits gesunken ... Diese Erkenntnis erfüllte mich, wie gesagt, mit heillosem Schrecken, doch nur für einen Augenblick. „Du bist und bleibst ein außerordentlicher Mensch," so sprach ich nämlich rasch gefaßt zu mir selbst, „du fürchtest ja den Tod nicht!" Und mir wurde leicht ums Herz. So leicht, daß ich in meinem Sinn zu scherzen begann. „Wenn ich schon auf Erden, als armseliger Obersteuersekretär, so unvorhergesehene Freuden erlebe," ging es mir durch den Kopf, „daß eine achtungsvolle, nebenbei bemerkt aber selbstverständliche Anrede, die jedem Erwachsenen von Distinktion gebührt, mein Herz schneller schlagen läßt, welche erhabenen Wonnen mögen da erst meiner unsterblichen Seele zugedacht sein. Übrigens – vielleicht auch nicht, denn wer kann das mit Sicherheit wissen? Vielleicht ist später erst recht der Teufel los, aber das soll mich wenig genieren. Denn niemand, wer es auch sei, kann mich zwingen, ihn – zu lieben. Ich verachte ihn immerzu. Folglich erwarte ich meinen nahe bevorstehenden Tod mit beträchtlicher Gelassenheit." Diese Erwägung machte mich so übermütig, daß ich Lust bekam, ein paar Schritte zu hüpfen. Aber das dauerte gleichfalls nur einen Augenblick. Denn indem meine Gedanken zu Meschelke zurückkehrten, fand ich es plötzlich sehr sonderbar, daß dieser Mann bisher nicht die mindeste Rolle in meinem Leben gespielt hatte. Er war ja für mich gar nicht vorhanden gewesen. Und hast du nicht gesehen, hatte ich folgenden Einfall: „Vielleicht fühlt sich Meschelke durch meine Begleitung gar nicht geschmeichelt. Kann sogar sein, daß sie ihm lästig fällt." Sofort nahm ich mir vor – braucht es erst gesagt zu werden? Ich faßte automatisch den Entschluß, bis nach Rummelsberg mitzugehen, und müßte ich mir die Beine ablaufen.

„Hören Sie mal," wandte ich mich an Meschelke, „der Weg ist recht weit, ich werde dann wohl mit der Stadtbahn zurückfahren müssen, habe aber zufällig kein Geld bei mir. Ein purer Zufall. Wollen Sie mir nicht gütigst zwanzig Pfennige leihen?"

„Aber gern," sagte er ärgerlich, wie mir schien, und griff in die Tasche.

„Hat ja später Zeit," bemerkte ich hastig, „und wenn wir uns im Grand-Café wieder einmal treffen sollten, so erstatte ich Ihnen die Summe zurück. Nicht wahr, Sie wissen bereits, daß ich Staatsbeamter bin? ... Ich muß sogar pünktlich um acht Uhr im Ministerium sein und mich bei meiner vorgesetzten Stelle melden ..." murmelte ich. „Finden Sie es übrigens nicht sonderbar," fuhr ich mit lauter Stimme fort, „daß wir beide uns erst seit einigen Stunden kennen?"

Meschelke verstand mich nicht; ich wiederholte meine Frage.

„Kommt alles im Leben vor," meinte er.

„Aber finden Sie es nicht sonderbar, sonderbar?!" beharrte ich.

Er konnte es beim besten Willen nicht sonderbar finden. „Hol dich der Teufel," zischte ich leise und nahm mir vor, kein Wort mehr zu sprechen. Es ging mir miserabel, aber nun hatte ich genug. Ich war auf dem Standpunkt vollkommener Wurstigkeit angelangt. Aber heimlich lief ein quälender Gedanke nebenher . . . ich hatte vergessen, was es war, doch dieses gerade beunruhigte mich. Ich fuhr auf, das wars: die peinlichen Vorfälle dieser Nacht ließen mir noch immer keinen Frieden.

Man hatte mir also ohne Gnade den letzten Pfennig aus der Tasche gezogen. Unter uns gesagt: ich hatte diesen Verlust schon ein wenig verschmerzt, nun aber fing die Wunde wieder zu bluten an. „Ohne dies Geld hat das Leben bekanntlich keinen Wert mehr für mich," dachte ich voller Bosheit. Der Schlaf war mir ganz und gar vergangen. Ich warf Meschelke einen wilden Blick zu, doch es half mir nichts, ich mußte mir widerwillig eingestehen, daß von meiner Tobsucht nur ein dürftiger Rest zurückgeblieben war. Jetzt sah ich alles mit andern Augen an und hatte mich so ziemlich beruhigt. Doch das tat mir eigentlich leid. Ich bemühte mich daher, mir die fatalen Erlebnisse meines dienstfreien Nachmittags recht eindringlich vorzustellen und verweilte bei dieser und jener Einzelheit; es glückte mir auch, hie und da giftig zusammenzuzucken, aber der Ärger hielt nicht lange vor. Ich fühlte, wie ich ermattete. „Doch nein, so haben wir nicht gewettet," war mein hastiger Gedanke, „ich habe die Absicht, einen Menschen zu töten – nun, Meschelke wird derjenige sein!" Wieder streifte ich ihn mit einem Blick und hätte beinahe laut aufgelacht. Er guckte just ausnehmend verwirrt und dämlich drein, besorgte wohl, zu spät zu kommen . . . Ich hätte, wie bemerkt, beinahe herzlich gelacht, aber ich wandte mich rasch ab. „Alles ist mir widerwärtig," stieß ich leise durch die Lippen.

Andererseits mußte ich mir bei einiger Überlegung sagen, daß es nicht gerade Herr Meschelke zu sein brauchte. Es hatte auch weiter keine Eile. Geschehen aber würde es einmal, das stand fest. „Sonst bin ich nicht erlöst," dachte ich allen Ernstes. Freilich verspürte ich zu der Tat selbst weniger Lust, als daß ich mir wünschte, sie bereits begangen zu haben. „Herr Berlinghoff kommt sich vermutlich als ein Held vor, wenn er eine Jungfrau verführt, ich aber werde ohne Sentimentalität einem Manne das Lebenslicht ausblasen." Diese fixe Idee hatte sich meiner bemächtigt. Ich sah wohl ein, daß meine Kräfte zu ihrer Ausführung vorläufig nicht ausreichten, aber ich hatte ja Zeit genug, um mich gehörig vorzubereiten. „Und wenn Jahre darüber vergehen, einer wird daran glauben müssen," sagte ich mir immer wieder, und das verschaffte mir eine gewisse Erleichterung. Wir durchquerten ein schmutziges Viertel, enge

Gäßchen, Fabriken rechts und links; weite, einsame Höfe von Bogenlampen beleuchtet. Meschelke, dem ich soeben das Leben geschenkt hatte, ging sehr schnell und sprach kein Wort. Ich konnte nicht länger zweifeln: meine Begleitung war ihm unerwünscht. Das war der Gipfel des Undanks, ich aber ließ mich nicht einschüchtern, ging nicht weniger schnell und sprach erst recht kein Wort. Er konnte mir doch nicht gut die Straße verbieten. Wir marschierten Seite an Seite, im gleichen Takt. Doch plötzlich lief ich an die hundert Schritte voraus, machte atemlos halt, ließ ihn herankommen, rannte abermals voraus, wie von Furien gepeitscht, und wartete zum zweiten Male. Er gönnte mir keinen Blick. Als er mich erreicht hatte, schloß ich mich ihm wieder an, als wäre nichts geschehen.

Ich hatte mir vorgenommen, zu schweigen, hielt es aber nicht aus und begann wiederum zu schwatzen:

„Sie haben also eine junge Frau, mein lieber Meschelke? Erlauben Sie, daß ich eine Frage an Sie richte, es will mir nämlich nicht aus dem Kopf . . . Sie dürfen es nicht falsch auffassen, aber sagen Sie mal: fürchten Sie nicht, daß Ihre Frau Sie betrügt?"

„Nee, die hat andere Sorgen."

„Haben Sie denn gar keinen Verdacht?"

„Ich wüßte nicht," sagte er ärgerlich.

„Nichts für ungut, ich meinte nur so . . . ich zweifle ja nicht daran, daß Ihre Frau ein wahrer Engel an Unschuld und Reinheit ist." Wie der Blitz schob ich meine Hand unter seinen Arm. „Aber Sie müssen mir doch zugeben," sagte ich plötzlich gereizt, „daß immerhin für die Zukunft eine derartige Möglichkeit besteht!"

Darauf gab er mir keine Antwort.

„Was würden Sie in einem solchen Falle tun?" forschte ich nach einer Pause, „ich meine nur, gesetzt den Fall . . ."

„Dann jage ich sie fort," erwiderte er, indem er seelenruhig seinen Arm freimachte.

Dieser klassische Ausspruch machte mich beinahe rasend, ich weiß nicht warum. „Schöner Standpunkt," murmelte ich und nahm mir endgültig vor, diesen Menschen keines Wortes mehr zu würdigen. Wir gingen mürrisch weiter. Die Straßen hörten auf; ein pfütziger Weg führte uns durch ein trostloses Gemisch von Bauplätzen, Laubenkolonien und an vereinzelten dunklen Schuppen vorüber. Sekundenlang glaubte ich wirklich zu träumen: ich bin in meinem Zimmer und atme den mir wohlbekannten flüchtigen Geruch ein, der meiner schadhaften Lampe entströmt. Ich hob den Kopf und gewahrte die Umrisse einer riesengroßen, schwarzen Gasanstalt. In diesem Augenblicke war mein Geist voll-

kommen klar und ich übersah meine hoffnungslose Situation so deutlich, wie nie zuvor: ich hatte von Herrn und Frau Radke kein Entgegenkommen zu erwarten. Sie hielten mich einfach zum Narren, ich aber durchschaute gar wohl die Gemeinheit und Hinterlist ihres Charakters. „Das will ich mir unter keinen Umständen mehr gefallen lassen," überlegte ich, begriff aber sofort, daß eine Kündigung zurzeit nicht in meinem Interesse lag; ich befand mich in Geldnöten, das Zimmer war billig und der Gasgeruch eigentlich kaum zu spüren. „Aber eine ganz besondere Herzlosigkeit gehört dazu, unbescholtenen Leuten ein Zimmer zu vermieten, in dem es notorisch nach Gas riecht. Dabei hat man mir Abhilfe versprochen, sonst hätte ich es mir natürlich zehnmal überlegt. Nun aber redet sich einer auf den andern aus, jedes will mir schmeicheln und schilt auf seine Ehehälfte. Die Zwistigkeiten in der Familie Radke gehen mich aber durchaus nichts an. Mir gegenüber bilden sie sozusagen eine geschlossene Familie, die sich verpflichtet hat . . . Ich könnte zwar selbst, auf eigene Kosten," dachte ich von ungefähr, verwarf aber besagte Idee ohne Zögern mit der größten Entschiedenheit. Es handelte sich hier um das Prinzip. Mir war nicht zu helfen, weder in diesem Falle, noch auch sonst. Es blieb mir nichts übrig, als zu verzweifeln, ohne Sinn und Zweck nach Rummelsberg zu marschieren, zu husten, zu stolpern und dann und wann in eine Pfütze zu treten. Ununterbrochen rieselte es in unsichtbaren, kalten Tropfen hernieder, und um meine Gesundheit stand es noch schlechter als zuvor. Mich fieberte beträchtlich, seltsame Gedanken jagten mir durch den Kopf, fortwährend aber beunruhigte mich das unheimliche Gefühl, als versäumte ich weiß der Kuckuck was, als müsse irgendein Eisen heiß geschmiedet werden. Meschelke ging schweigend neben mir her und scherte sich den Teufel um mich. Ich aber war nicht dumm und fragte ihn halb schreiend das erste beste, was mir einfiel:

„Sie haben doch vorhin gesagt, ich sei so ein feiner Herr, viel feiner als Sie. Wie meinten Sie das eigentlich?"

Verlegenes Räuspern; ich, nicht faul, wiederholte meine Frage.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich nun sagen soll . . . ich meinte nur so," klang es zurück.

„Ich meinte nur so, ich meinte nur so," spottete ich ihm nach. „Da soll einer draus klug werden . . . Und merken Sie sich gefälligst: wenn ich auch ein feiner Herr bin, so bin ich darum noch lange nicht feiner als Sie. Wir Menschen sind alle Brüder, hurra!" rief ich und fuhr übermütig fort: „Ich kann es zwar in der Dunkelheit nicht sehen, aber ich wette um annähernd fünfundzwanzig Mark, daß Sie ganz schamrot geworden sind, Herr Meschelke! . . . Übrigens ist es keineswegs so

bombensicher, daß ich ein feiner Herr bin. Sie kennen mich ja gar nicht. Ich könnte ebensogut ein grandioser Schurke sein, und ich bitte Sie, diese Möglichkeit in Betracht zu ziehn. Ich wollte Sie nämlich wirklich beschwindeln, glauben Sie mir das, ja oder nein?"

„Ist auch weiter kein Unglück. Man muß sich sagen: Sie haben mit tollem Pech gespielt."

„Was?! Sie glauben doch nicht etwa . . . na, so etwas," donnerte ich ehrlich entrüstet. „Ich habe natürlich nur einen Scherz gemacht, und Sie glauben allen Ernstes . . ."

„Nee, ich glaube es gar nicht, ich meinte nur, wenn Sie ein bißchen gemogelt hätten, so wäre das auch weiter kein großes Unglück," sagte er schlicht.

Ich schwieg nicht wenig betroffen. Zwar ließ ich es auch weiterhin an Entrüstung nicht fehlen und dachte mir: „So ein Kerl, er schließt von sich auf andere!" Doch im übrigen mußte ich mir eingestehen, daß ich in dieser Affäre den kürzeren gezogen hatte. Nun aber war ich auch gesonnen, einen dicken Strich darunter zu machen. Es war höchste Zeit für mich, auf vergnüglichere Gedanken zu kommen, und ich stellte wieder einmal fest, daß ein verzweifelter Zustand nicht ewig andauern kann. Freilich ging es mir immer noch schlecht und schal genug, aber ich fühlte, daß mein Lebenswille zurückgekehrt war. Munterer schritt ich aus, das Fieber war erträglicher; sogar der Regen hatte aufgehört, und unmerklich begann es zu dämmern. Noch freute mich nichts, doch ich war wenigstens bereit, jedwede kleine Freude anzunehmen, und wie die Vögel nach beruhigtem Gewitter vereinzelt und schüchtern zu zwitschern versuchen, so erhob ich meine Stimme und sprach in versöhnlichem Tone:

„Mein lieber Meschelke, wenn Sie glauben, daß so ein feiner Herr wie ich nichts anderes zu tun hat, als in aller Herrgottsfrüh mit Ihnen in dieser wüsten Gegend herumzulaufen, so irren Sie sich sehr! Werde dann schleunigst mit der Stadtbahn zurückfahren. Sie haben Angst, zu spät zu kommen, nicht wahr? Nun, auch ich werde pünktlich erwartet. Ich sagte Ihnen schon, daß ich um acht Uhr im Ministerium vorsprechen muß, und da ich gestern meinen dienstfreien Nachmittag hatte, so habe ich heute vermutlich doppelt zu schuften. Die Akten häufen sich, man weiß gar nicht mehr, wohin damit. Und beinah hätt ichs vergessen, heute muß ich ja unserem Geheimrat speziellen Bericht erstatten. Sie sehen, man weiß wirklich nicht, was man zuerst . . . Übrigens wurde es mir nicht an der Wiege gesungen, daß ich einmal ein ziemlich schlecht bezahlter, mittlerer Beamter sein würde . . . Denn mit dem Geld knausert man bei uns, ist mehr Ehrensache, wissen Sie . . . Mein Vater war nämlich ein schwerreicher Mann und hat nur später durch die

Ungunst der Verhältnisse . . . Aber wenn ich an meine Kindheit denke, mein Lieber, so was von Luxus und Aufwand können Sie sich überhaupt nicht vorstellen. Und das steckt einem natürlich im Blut, komme mir daher gegenwärtig, obgleich ich mich gar nicht schlecht stehe, manchmal wie ein Bettler vor . . ."

So plauderte ich eine Weile fort, wie einer nach langer Krankheit seine Lieblingsspeise versucht, ob sie ihm wieder munde. Doch ich hatte mir den Magen wohl zu sehr überladen. Auch schien das, was ich sagte, auf Meschelke nur geringen Eindruck zu machen. Er äußerte sich nicht dazu, ja, er beschleunigte nach Kräften seinen Schritt. Mit einem Schlage verging meine frohere Stimmung. Ich war müde, unfähig, klar zu denken, fühlte mich jämmerlich schlecht. Das Dasein war mir unerträglich. „Vielleicht befördere ich ihn trotz alledem noch in ein besseres Jenseits . . . ich habe sogar ganz unbedingt diese Absicht," dachte ich unsicher, wie jemand, der sich etwas ganz Unmögliches krampfhaft einzureden versucht. Ich hatte auch gar keine Lust dazu, konnte aber nicht umhin, so zu tun, als würde der nächste Augenblick das Schreckliche erleben. Die Gelegenheit für mein Vorhaben war besonders günstig. Ich hatte das Messer zur Hand. Wir waren seit etwa einer halben Stunde keinem Menschen begegnet, es war noch dunkel genug, und wir gingen just durch einen morastigen Engpaß, der von zwei langgestreckten Holzschuppen gebildet wurde.

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen," sagte ich unwillkürlich halblaut vor mich hin.

„Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht," ergänzte Meschelke mit Schwung. Ich war verblüfft.

„Da wundern Sie sich wohl," meinte er verlegen und wurde plötzlich redselig: „Ich bin ein einfacher Mann, aber was Wissen anbelangt, da nehme ichs mit so manchem auf. Da ist mir so bald keiner über. Ich habe alles gelesen, da können Sie mich fragen, was Sie wollen, die ganzen Dramen, wo es gibt . . . Sie halten mich wohl für einen Dummen, bin aber nicht so dumm, wie ich aussehe," rief er mit gespreiztem Tonfall und widerlichem Lachen, „ja, Herr, das glauben Sie vielleicht nicht, aber ich besitze ein tiefgründiges Wissen, und ich kann wohl sagen, aus eigener Kraft. Ich habe nämlich keine hohe Schule besucht, nur die ganz gewöhnliche Volksschule. Ich mußte ja immer schwer arbeiten, mein Brot verdienen, doch in meiner freien Zeit, da habe ich die Bücher studiert, so gut wie ein Gelehrter!"

Er fuhr fort, sich in dieser ekelerregenden Weise wichtig zu machen. Ich verharrte in verbissenem Schweigen – und fühlte die Tobsucht unter der Haut. Jedes einzelne Wort war Gift für mich; offenbar waren

meine Nerven überreizt. Kurzum, ich konnte sein Bramarbasieren nicht vertragen. Es war mir unbegreiflich, wie er sich auf sein armseliges Wissen so viel zugute tun konnte. Aber er prahlte wie ein Pfau, nur darum, weil es Leute gab, die noch weniger wußten als er. Übrigens war der sonst so bescheidene, gutherzige Mensch gar nicht wiederzuerkennen. Er hatte sich, während er seine Tiraden zum besten gab, in der Tat vollkommen verändert. Seine Stimme hatte einen unangenehm vibrierenden Beiklang bekommen, er sprach unnatürlich, blickte mich unsicher an und erschöpfte sich in Beteuerungen. Er machte einen peinlichen Eindruck auf mich, ich ließ ihn das aber auch merken. Ich sagte kein Wort, zeigte kein Erstaunen, wie er zweifellos erwartet hatte, und stellte keine aufmunternden Zwischenfragen. Ich tat mit wahrer Inbrunst mein möglichstes, um ihn verlegen zu machen, starrte hartnäckig geradeaus und streifte ihn nur von Zeit zu Zeit mit finsterem Blick. Ich haßte ihn derart, daß ich einzig und allein darauf sann, was ich ihm antun könnte, meine Gedanken überstürzten sich . . . und plötzlich begann ich mit vor Wut zitternden Lippen leise vor mich hinzupfeifen. Doch auf einmal kam mir alles unwirklich vor, wie vor Stunden auf der Treppe; die fremdartige Umgebung war schuld daran. Ich glaubte zu träumen, vergaß den Gefährten, war ganz allein, empfand aber immer noch einen glühenden, unversöhnlichen Haß. Auch hörte ich von fern her ein schwaches, geheimnisvolles Klingen, ich aber war unendlich vereinsamt, und mir schien, als gelte mein Haß mir selbst, sonst war ja niemand da, als gelte er, sonderbar genug, mir, Heckfisch, in eigener Person. Aber das dauerte wohl nur den Bruchteil einer Sekunde. „Meine Nerven sind vergiftet," murmelte ich und sah auf. Meschelke ging neben mir; er war verstummt. Das bedauerte ich fast. Seine Wichtigtuerei war mir zwar unerträglich, nun aber machte ich mir ein wollüstiges Vergnügen daraus, ihn zu reizen. Ich fürchtete mich davor . . . aber mich kitzelte der Gedanke, daß er sich meiner Verachtung preisgebe, ohne es zu wissen.

„Sie haben sich also gründliche Kenntnisse erworben, mein lieber Meschelke," bemerkte ich so harmlos wie möglich.

„Da können Sie sich darauf verlassen, Herr," meinte er selbstgefällig, „was das Wissen anbetrifft, da können Sie in dem ganzen Haus, wo ich wohne, lange suchen, bis Sie einen finden . . . in der ganzen Pasewalkstraße nicht, da wohne ich nämlich."

Das saß! Ich verschluckte mich vor Wut. „Verreck!" dachte ich wie im Fieber und umklammerte den Griff meines Messers in der Hosentasche. Ich ließ wieder los, hörte aber nicht auf, heimlich damit zu spielen. Wenn ich ermattete, so rief ich mir alle widerwärtigen Erlebnisse meines dienstfreien Nachmittags ins Gedächtnis zurück, nur um

meine Galle neu zu beleben. Ich schaute um mich: weit und breit kein Mensch. Ganz in der Nähe gluckste Wasser, zahlreiche Gräben umflossen uns, und bald gingen wir die Böschung eines Kanalarms entlang. Ich befand mich dem schwarzen unheimlichen Wasser zunächst, lief aber plötzlich flink von hinten um Meschelke herum und sprach mit scherzhafter Eindringlichkeit zu mir selbst: „Nur Mut, nimm einen kurzen Anlauf und stoß den Kerl da hinein. Wetten wir, daß er versinkt, ohne einen Laut von sich zu geben?" Plötzlich erschrak ich so heftig, daß mein Herz wie irrsinnig zu klopfen begann. Ich hatte nämlich meinen Kameraden wirklich angerempelt, oder kam es mir nur so vor? Nein, wahrhaftig, ich hatte ihn unwillkürlich leicht gestreift; er schien nichts bemerkt zu haben. Gar eilig schritt er neben mir einher und ahnte nichts von der „Gefahr", in der er schwebte. Langsam erholte ich mich von meinem Schreck und gestand mir widerwillig ein, daß es mit dem „Mord" nicht viel auf sich hätte. Ich war so müde, daß ich mich kaum weiterschleppen konnte, doch bis zur Bahnstation in Rummelsberg mußte ich durchhalten. Ich nahm mir rasch noch vor, mich von Meschelke wenigstens nicht zu verabschieden, kein Händedruck oder Gruß, nichts da! Er hatte mir allerdings das Fahrgeld noch nicht gegeben. „Um so besser. Ich ersuche ihn höflich darum, stecke die Nickel kaltblütig ein, und dann auf und davon, ohne auch nur den Kopf zu wenden . . ." Damit tröstete ich mich.

Wir durchquerten ein Gewirr von Zäunen und Bretterbuden. Zuweilen gluckste es neben uns. Plötzlich gelangten wir auf eine offene Fläche. Alles war totenstill; die schmutziggraue Luft lastete eisig und feucht auf dem gefrorenen Sand, durch den sich ein Wassergraben zog, in geradem Strich, mit vergilbtem Gras an den Rändern. Ich blinzelte vor Schläfrigkeit, neigte den Kopf zur Seite und bemerkte einen Bahndamm; die bunten Signallaternen waren aufgesteckt. Zur linken Hand lief eine vorgeschobene Straße mit vereinzelten Häusern. Schräg vor uns war freies Feld, und mitten darauf, in dunstiger Ferne, tanzten rötliche Lichter. Dort lag der Vorort Rummelsberg, wie ich vermutete; ich verzichtete auf jede Frage. Die bleierne Dämmerung hatte Frost mit sich gebracht. Verdrießlich setzte ich einen Fuß vor den andern und dachte an nichts — hatte jedenfalls die Existenz eines gewissen M. ganz und gar aus den Augen verloren. Sieh da, Herr Meschelke blieb stehen und bückte sich, um seine Schuhe festzubinden. Ich machte augenblicklich halt; ich wartete voller Rücksicht, als ein Mann von Welt; kurzum, ich benahm mich nicht wie ein gewisser Jemand. Herr Meschelke beeilte sich nicht. Ich starrte auf seinen Rücken, der sich unmerklich bewegte, dabei erklirrte leise das Silbergeld, das von Rechts wegen mein Eigen-

tum war. Ich aber hatte meinen letzten Pfennig verspielt. Ein Geizhals ohne Geld – konnte es etwas Traurigeres geben? Ich empfand ein bitteres Weh, und ein Weinkrampf stieg mir würgend die Kehle empor. Doch ich faßte mich rasch. „Übrigens ist für mein ungewöhnliches Vorhaben jetzt die beste Gelegenheit," dachte ich, blickte hastig nach allen Seiten und zog, um mich ein wenig zu erheitern, lautlos mein Messer aus der Hosentasche. Ich hielt mich für den Moment, da sich Meschelke aufrichten mußte, bereit, das Messer mit Affengeschwindigkeit wieder einzustecken. Doch er brummte etwas in seinen Schnauzbart und zerrte recht umständlich an den Schuhbändern herum. Plötzlich hörte ich zum zweiten Male das geheimnisvolle, ferne Klingen, nein, es war ein Summen, nein, ein Gezirp. Nun erkannte ich, was es war: Hundegebell von weither. Es klang so schwach, wie wenn man zwei Holzstückchen aufeinanderschlägt. „Ich träume nicht, es ist die Wirklichkeit," dachte ich zusammenschauernd: „Jetzt oder nie!" und – zitterte an allen Gliedern, denn die Sache begann eine ernste Wendung zu nehmen, ich fühlte es genau. Die Gelegenheit war aber auch außerordentlich günstig, und ich wollte ein für allemal zeigen, daß mit mir nicht zu spaßen sei. Mich beunruhigte lediglich der Umstand, daß ich keinen unwiderstehlichen Drang dazu verspürte. Blitzschnell überlegte ich: mir fiel ein, daß er mir das Fahrgeld noch nicht gegeben hatte. Ich vergaß diese Kleinigkeit im Augenblick wieder. Vielleicht fehlte es mir doch an Mut? Das durfte nicht sein, wie hätte ich mich später verachtet! Meschelke gab sich einen Ruck, schon atmete ich auf, aber nein, der andere Schuh kam dran. Jetzt oder nie! . . . Ich bemühte mich also, meine Tobsucht zur Entfaltung zu bringen, bevor es mir aber noch vollends gelungen war, stieß ich zu. Das Messer traf eine harte Stelle und rutschte einfach ab. Wahrscheinlich die Hosenschnalle . . . Ein Anfall von Herzschwäche packte mich, ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. In völliger Verwirrung beugte ich mich, das Messer noch immer in der Hand, tief zu Meschelke hinab und nahm verblüfft wahr, daß er platt auf dem Bauch lag, wie betäubt, ohne sich zu rühren. Ich hatte die Gewalt des Stoßes unterschätzt. Aber auf einmal kam Leben in ihn, er sagte giftig: „Na, da soll denn doch . . ." und begann sich wieder aufzurappeln. Ich begriff alles: Er sah wieder nur so einen Dummenjungenstreich darin, solch eine blöde Neckerei, sinnlos, frech und gemein zugleich, ihm platzte endlich die Geduld . . . Da erwachte meine Tobsucht übermächtig, riß mich hin, und mit meinen schwachen Kräften stieß ich zu; ich glaube, er pfiff leise wie eine Maus. Nun galt es festzustellen, ob Meschelke tot war. Dies tat ich auf die Art, wie man sie aus Büchern erfährt, denn ich hatte vorher noch nie einen Toten gesehen. Ich

hielt ihm meinen Taschenspiegel an die Lippen; der Spiegel blieb klar. Eine Sekunde lang betrachtete ich sein Gesicht. Die Augen waren halb offen, weißlich schimmernd und mit Erde beschmutzt. Jetzt erst zog ich das Messer heraus und warf einen Blick darauf: es war klebrig. Mit ausgestrecktem Arm lief ich zum Wassergraben und ließ das Messer hineinplumpsen. Ich drehte mich nicht mehr um. So, wie ichs mir vorgenommen hatte, schied ich von Meschelke, ohne Händedruck und Gruß, ohne auch nur den Kopf zu wenden. Ich hoffte, unbemerkt die Straße, die ich vorhin gesehen hatte, erreichen zu können, und lief mehr als ich ging über den knisternden Sand . . . Ich beschloß, auf Umwegen nicht das Amt, sondern mein Zimmer aufzusuchen, mich krank zu melden und während der nächsten vierzehn Tage weder auszugehen, noch einen Blick in die Zeitung zu tun.

Nachbemerkung des Verfassers. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß das Gesicht eines Menschen niemals dümmer aussieht, als wenn sich etwa folgendes begibt: Irgendjemand befindet sich in der Gesellschaft von Menschen, zu denen er mehr oder minder oberflächliche Beziehungen hat. Im Verlaufe des Beisammenseins bemerkt nun dieser Jemand oder glaubt es auch nur zu bemerken, daß manche Leute ihn nicht ernst nehmen. Er fängt vielleicht ein leise getuscheltes Wort oder ein Lächeln auf, bezieht alles auf sich und — erschrickt. Er wechselt die Farbe und schielt ängstlich nach den Gesichtern jener Menschen, um sich zu vergewissern, ob etwas Wahres daran sei. In solchen Augenblicken zeigt das Gesicht dieses Jemand einen Ausdruck von unbeschreiblicher, geradezu rührender Dummheit. Man könnte daraus folgern, daß unser Jemand in solchen Augenblicken wirklich unbeschreiblich dumm ist, und ich glaube, daß dieser Umstand wichtiger ist, als es vielleicht den Anschein hat.

Das Antlitz des Balkan

von B. Lawrence Freiherrn von Mackay

Blickt der „Westländer" nach dem nahen Osten, so steht er vor einem erschreckenden politischen Wirrsal, einem Völker-, Sprachen- und Kirchenbabel. Sollte nicht aber auch hier das Wort des alten Epiktet Geltung haben: es beunruhigen uns nicht die Dinge, sondern die Meinungen von den Dingen? Für die Hellenen war jedenfalls der Balkan ein Begriff sehr einfacher Faktorenbildung und Funktionsdeutung. Im Süden wohnten sie selbst, natürlich als bevorrechtigtes Urvolk, im Osten die Thraker, im Westen die Illyrer, im eisigen, gemiedenen Norden noch einige mehr als barbarische Horden wie die Skythen, die Eskimos ihrer ethnographischen Weltanschauung. Und merkwürdig genug: während sonst, wenn die Wissenschaft ein derartiges Problem in ihren Garten setzt, seine Verwurzelung und Faserverschlingung erst recht zunimmt, ist hier das Gegenteil der Fall. Das Bild, das der Historiker, Ethnograph, Rassenbiologe, Archäologe vom ursprünglichen Antlitz des Balkan entwirft, erscheint in den Hauptzügen klar, formfest, charakterbestimmt, ist in den Entwicklungslinien zwar komplizierter, aber doch nicht unübersichtlich, ungreifbar, verwirrend.

Der Grieche als Autochthone findet natürlich keine Anerkennung. Die Urvolkwürde wird den Hethitern zugesprochen, wobei selbstverständlich nicht an den kleinen Kriegerstamm zu denken ist, der in den biblischen Berichten über die nationalen Kämpfe Israels eine Rolle spielt, sondern an die mächtige Rasse, die in der jüngeren Steinzeit über ganz Vorderasien ausgebreitet war, die von dort aus Beschlag auf die europäischen Hinterländer des Ägäischen Meeres legte und deren Typ noch heute in einem sehr auffälligen Merkmal bei fast allen Balkanvölkern durchschlägt: in der Hethiternase mit dem semitischen Schwung, die Armenier, Syrer, Türken mit vielen Griechen, Albanern, Alpenserben, Mazedoniern gemeinsam haben. Als Gärungselement in diesem urvölkischen Hefeteig wirkte zunächst die Säure der Thraker, zu denen die in der Ilias eine vornehme Rolle spielenden Troer zu rechnen sind; ihre heute fast verlorene Sprache war ein Satemidiom, was auf indogermanische Wurzel und ferne slawische Verwandtschaft schließen läßt. Ein großes Mischvolk, das möglicherweise mit den alten Pelasgern identisch ist, dessen Herrschgebiet sich südlich bis nach Palästina ausdehnte, wo es unter dem Namen der am Jordan vor der israelitischen Einwanderung und Eroberung mächtigen Philister erscheint, dessen Einfluß westlich bis Kreta reichte, wo noch heute die Spuren seiner Kultur in bemalter Keramik zu finden sind: so heben sich die Thraker als

ein gewaltiger Schatten auf der westasiatischen Bühne vorgeschichtlichen Völkerdaseins und -ringens empor. Vom levantinischen Zentrum aus strömten sie dann etwa im fünfzehnten Jahrhundert vor Christus über die Dardanellenbrücke in den Balkan ein, machten sich, worauf die Midassage hindeutet, in dessen makedonischem Herzen heimisch und stießen weiter, was die Aufnahme ihrer dionysischen Kulte und Herodots Berichte über die Eroberungszüge der „Hyperboräer" bezeugen, tief nach Griechenland vor, ja sie besetzten aller Wahrscheinlichkeit nach sogar Rumänien und den südöstlichen Teil Ungarns. Für das Illyrertum blieb nur der Westrand des Hämus. Die frühere Annahme, daß es sich bei ihm nur um den Sammelnamen für ein Völkermosaik von Liburnern, Histrern, Dardaniern, Ardyräern, Bulinern — alles nach altgriechischer Etikettierung — gehandelt habe, erscheint unhaltbar; seine ganze halbmythische Lebensgeschichte weist vielmehr auf die Bedeutung seines Auftretens als eines langköpfigen Herrenvolkes von schwer zu bestimmender Abstammung hin, das sein Gebot über eine Reihe kurzköpfiger Völker und Stämme im Umkreis der Adria aufrichtete. Es war der Vorläufer venezianischer Machtherrlichkeit in den Bereichen des Mittelmeeres. Ob die Voraussetzung zutrifft, daß ihm die Führerschaft unter jenen Völkern zukommt, die nach ägyptischen Tempelinschriften „von den Enden des Meers und von den Inseln des weiten Umkreises kamen, um in die Nilmündungen einzudringen", mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls umfaßte ihre Macht nicht nur Norditalien, sondern entwickelte sich bis zum Süden des Apennin, sogar bis Sizilien und in der Ägäis bis nach Kreta; das Erscheinen ihrer Flotte war damals allenthalben ebenso gefürchtet, wie später die Galeeren der Markusrepublik und ihr Schlachtruf „Pienta leone!" Schrecken verbreiteten, wovon die altrömischen Berichte über die Kämpfe mit dem König Ugron und der Königin Teuta zur Befreiung der Adria von der Seeräuberplage beredtes Zeugnis ablegen. In diesen neolithischen thrakisch-illyrischen Basalt schob sich dann der hellenische Erzgang ein. Sein Vorschub waren die durch Homer bekannten Leleger oder Karer, wiederum also ein kleinasiatisches Volk. Als Vertreter der gefeierten mykenischen Kultur dem elementaren Strom jener Zeit folgend, stieß es über Kreta, dem es den Namen gab, nach dem Peloponnes vor und machte hier in langen erbitterten Kämpfen mit den Thrakern das Fruchtfeld für griechische Machtschöpfung und Gesittungsblüte frei, die allmählich, in vielfach gebrochener Flutung, über die ganze westliche und mittlere Hämushalbinsel sich ausbreitete, mit ihrer Angleichungs- und Durchdringungskraft nicht nur das Reich Philipps und Alexanders des Großen, sondern auch das ganze Illyrien eroberte, das, hellenisiert, unter König Pyrrhus die römische Macht erzittern machte.

Der Exposition des Balkan-Völkerdramas im ersten gruppierenden Akt folgte ein zweiter, dessen verheerende Orkanbildungen alles, was befestigt, gestaltet, entwicklungsfähig und reif gemacht worden war, niederwerfen und zerschmettern zu sollen schienen. Die wilde Zeit der Völkerwanderung brach an. Das Meer der Goten, Burgunder, Vandalen, Langobarden, all der Völker, die rechts und links an den Ufern der Oder und Weichsel ihre Sitze hatten, brauste auf und brandete gegen die in Böhmen lagernden Markomannen an, die sich nach Bayern zurückzogen, so daß die Stoßrichtung gegen den Balkan hin frei wurde, der indessen alsbald in ein Kreuzfeuer vom Osten her geriet und unter dem verwüstenden Einbruch der Hunnen erzitterte: bis schließlich das Gewitter ausgetobt hatte und die aufgepeitschten völkischen Wogenmassen sich wieder in neuen Deichen und Dämmen zu sammeln anfingen. Aber in der Stabilierung der Verhältnisse blieb die durchgreifende Umkehrung der Völkerflutungsgesetze bestehen. Hinfort kamen nicht mehr aus der Levante, sondern vom Norden die schütternden, umformenden Stoßkräfte: mit dem anbrechenden Mittelalter setzt die Slawisierung des Balkans ein.

Der Name Südslawen steht unverkennbar der Kategorie jener Worte sehr nahe, die zur rechten Zeit sich da einstellen, wo Begriffe fehlen. Die Herkunft der vielen bunt zusammengewürfelten Völker und Stämme, die mehr oder weniger willkürlich im großen Slověnin-Tiegel verschmolzen werden, erscheint dunkler als die Vergangenheit irgendeines europäischen Volkes; es ist ja die schlimme Eigentümlichkeit der damaligen Geschichtsschreibung, daß sie unendlich viel von Schlachten und Metzeleien der Völker, aber fast nichts oder nur sehr Unzuverlässiges darüber berichtet, was sie getrieben, wo und wie sie gelebt haben. Plinius und Tacitus, später Jordanes und Prokopius, sprechen von den zwischen Weichsel und Don einheimischen Venedae (Wenden), womit die Slawen gemeint sind, schließen aber in den Sammelbegriff offensichtlich auch die Thraker ein, die, wie gesehen, tatsächlich als slawenverwandten Stamms zu gelten haben. Die durch die mongolischen Einfälle aus ihren Lagern in Halbasien aufgescheuchten Slawenhorden klopften also einerseits – was einzig ihre schnelle Machtausbreitung erklärt – auf dem Balkan an die Heimstätten stammesnaher Sippen, fanden aber andererseits doch die festen, klaren, kristallinischen Ausscheidungen und Formbildungen eines völkischen Sinters vor, in dessen Rinde sie wohl einzudringen, dessen Struktur und Art sie jedoch nicht zu verändern vermochten. Ein paar Beispiele zeigen deutlich den Charakter des rein äußerlich gebliebenen Anähnelungsprozesses. Die ältesten Bewohner Serbiens bildeten zur größeren Hälfte Illyrer, zur kleineren Thraker, wozu sich noch im dritten Jahrhundert Skordisker – ein keltischer Wanderstamm, der in kurzlebiger Machtausbreitung bis Delphi vordrang – gesellten. In der Zeit römischer

Weltmachtherrlichkeit wurde das Land romanisiert, bildete es die Provinzen Dalmatia und Moesia superior. Nach den avarisch-gotischen Durchzügen wanderten im siebenten Jahrhundert slawische Stämme unter ihren Zupans ein, die aber nur an der dalmatischen Küste festen Fuß zu fassen vermochten und hier alsbald dem Gebot des Machterben Roms, des kaiserlichen Byzanz, verfielen. Im Mittelpunkt Serbiens erhielt das Kernvolk der Raszier, wie es nach seiner Hochburg Rasa, dem heutigen Novipasar, genannt wurde, durchaus seine Selbständigkeit und Charaktereigenart; es bildete einen kraftvoll aufblühenden Staat, der sich einen Nachbarstamm nach dem andern unterwarf. Diese Grenzvölker verfielen später wieder, mit dem Zusammenbruch des oströmischen Reichs, der Gewalt nomadisierender Bulgaren, das heißt uralfinnischer, von der Wolga zuströmender Kriegerstämme, vermochten dann aber vermöge ihrer höheren Kultur die Eindringlinge und Sieger sich selbst unterzuordnen, während sich mit dem Aufblühen des Mittelmeerhandels das Schwergewicht des ganzen Gebiets mehr und mehr nach der Küste verlegte, wo italienische Einflüsse vorherrschend blieben: kurz, die Slawisierung Serbiens war und blieb nichts anderes als die Pfropfung eines Baumes mit fremdartigem Reis zu neuer Fruchtbildung, aber ohne Veränderung der alten Gesetze und Formen natürlicher Zellenbildung, Gestaltung und Entwicklung von Wurzel, Stamm und Schaft. Rückt man das griechische Problem in gleichläufige Gesichtslinie, so könnte das Hellenentum von den großrussischen Phantasten ebenfalls als Zubehör des allslawischen Rassebreis in Anspruch genommen werden. Das untere Wardartal, ja das ganze zentrale Makedonien belegen Siedelungen, deren Bewohnern jedwedes Nationalbewußtsein so gut wie vollständig abgeht; sie werden daher je nach der Verlagerung der Einflußsphären ihrer Nachbarn mit den bekannten geistlichen Bekehrungsmitteln ebenso leicht und schnell zu „guten Serben" wie zu „guten Bulgaren" gemacht. Schon im sechsten Jahrhundert nun nahm die Slawisierung des Peloponnes derartig zu, daß die byzantinischen Herrscher mit allen möglichen kirchlichen Waffen der „slawischen Gefahr" zu begegnen suchten; die Abwehr versagte aber völlig, wie es die Tatsache bezeugt, daß bis in das fünfzehnte Jahrhundert sogar auf Morea slawisch gesprochen wurde; der fortwährende Zustrom von besitzlosem Proletariat aus jener makedonischen Völkerhürde, die als „neutrales" slawisches Gemeingut gilt, war eben nicht aufzuhalten, und die Griechen wußten keine andere Abwehr gegen die Drohung, im slawischen Meer mitsamt ihrer großartigen Kulturvergangenheit unterzutauchen, als daß sie nach Möglichkeit die in der Slawenüberflutung verderbte Volks- und Umgangssprache durch die an das Altklassische sich anlehnende Schriftsprache zu verdrängen suchten und die Propaganda hierfür zugleich in den Dienst der großgriechischen Bewegung und des Schutzes

der unter türkischer Fremdherrschaft seufzenden Volksgenossen stellten. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte diese Politik aber erst, als der Glanz des Halbmonds erlosch und allenthalben auf dem Balkan ein frischquellendes Nationalitäten-Selbstbewußtsein flügge wurde: jetzt drehte sich der Spieß völlig um, so daß bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast auf dem ganzen Balkan Hochgriechisch die Rolle der vornehmen Gesellschaftssprache spielte wie früher Französisch im ganzen westlichen Europa. Kurz, will man sich die sogenannte Slawisierung der Balkanländer bildlich und dem Wesen nach deutlich machen, so findet man eine passende Parallele allenfalls in dem heutigen verworrenen Rassenkampf des Sternenbannerreichs mit seiner zersplitterten angelsächsisch-deutschen Herrenschicht und den von unten vordrängenden romanisch-slawisch-levantinischen Arbeiter-Einwanderermassen. Die Endwirkung des ganzen synthetischen Prozesses war besten Falls die, daß auf dem Balkan „Bindestrich-Slawen" geschaffen wurden — und wie konnte es anders sein? Das allslawisch amalgamierende Element ist einzig das gemeinsame Protoplasma eines im Schoß der „Urslawen" entstandenen arischen Sprachensetzlings, der indessen, zum weitschattenden Baum sich auswachsend, so formverschieden sich verästelte, daß bekanntlich heute das einzige Mittel für Verständigung innerhalb der slovanská vzájemnost, der allslawischen politischen Betriebsgemeinschaft, der Gebrauch der deutschen Sprache ist. Um als tiefgreifende Pflugschar zu wirken, dazu fehlte dem Slawentum überall, wo es auf den Boden des oströmischen Gesittungskreises stieß, die kulturelle Überlegenheit und Arbeitskraft; es war nur eine Egge, welche die Oberfläche des Balkans jätete und lockerte, und auch dieser Erfolg würde ihm nicht beschieden gewesen sein, wenn nicht jenes byzantinische Licht der osmanische Sturm ausgelöscht hätte.

Daß unter solchen Umständen ein Rassenbewußtsein auf dem Balkan sich nicht entwickeln konnte, und daß die von den Petersburger großrussischen Brandstiftern angefachte allslawische Glut ein Strohfeuer bleiben mußte, liegt auf der Hand. Die politisch, sozial, kulturethisch entwickelnden und bindenden, zersetzenden und organisierenden Kräfte auf der Hämushalbinsel waren vielmehr von den ersten Anfängen der slawischen Periode an bis heute Stammesindividualismus, Volksgefühl, Nationalisierung und, vorab, Religion.

Als Erreger der Glaubensleidenschaften gelten gemeinhin die Türken, die Vorkämpfer des Islams. Daß die Vorstellung nur bedingt richtig ist, zeigt ein Blick auf den Charakter der osmanischen Machtausbreitung. Sie begann auf dem Balkan in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und gab der Wetterfahne der hier sich vollziehenden politischen Krisenbildungen abermals eine andere östliche Drehung. Die Osmanlis kamen

als kriegerische Eroberer, griffen nach der Militärdiktatur und der Regierungsgewalt und unterdrückten nach jeweiligen Paschalaunen den christlichen Rajah, sofern er ihnen gefährlich erschien oder sein Besitz sie lockte. Darüber hinaus aber gingen ihre Herrengelüste und -ziele nicht: denn eben die strenge Trennung zwischen den Rechten der Müslims und des geduldeten Ungläubigen bildet ja das hervorstechende Kennzeichen des sogenannten islamischen Staats. Dabei haben die Türken, genau wie die Araber, nicht Bekehrungseifer und nicht die glühenden Worte des Propheten zu ihrer Weltmission hinausgetrieben, sondern die wirtschaftliche Notlage, die angeborene Unrast ihrer Stämme und die nie verleugnete Abenteuer-, Kriegs- und Rauflust, während andrerseits die für sie gültigen Bestimmungen des Koran und Hadith über die Behandlung der Harbi, Zimmi, Mustamin und wie sonst die ungläubigen „Schriftbesitzer" und „Götzendiener" klassifiziert wurden, für die Begriffe der damaligen Zeit und vorab den auf dem Balkan herrschenden Blutrache- und verwandten Sitten verhältnismäßig mild und menschlich waren. Die Nachwirkungen dieser eigentümlichen Umstände, unter denen sich die Vergewaltigung der Balkanvölker vollzog, sind noch heute in auffälligen Erscheinungen deutlich bemerkbar. Der Name Arnaute gilt noch jetzt bei vielen Balkanchristen als Symbol von Grausamkeit, Härte, Hinterlist, während wenigstens dem vornehmen Türken Ritterlichkeit, Ehrlichkeit, Milde nachgesagt wird. Im östlichen Mazedonien sitzen noch gegenwärtig etwa 4500 echte Osmanen, die türkisch sprechen, aber treue, strenggläubige Anhänger des Patriarchats sind. Die annähernd 30000 Seelen zählenden Pomaken bulgarischen Stamms wiederum sind nicht minder streng orthodoxe Müslims, und man weiß aus den Tagen der Kämpfe von Kirkkilisseh und Lüleh Burgas, mit welcher Verzweiflung und Erbitterung diese Bewohner des Rhodope-Gebirglands sich gegen die von der Maritza anrückenden „Befreier" gewehrt haben. Hatte es also einen Sinn, den Balkankrieg als einen Kampf des Kreuzes gegen den islamischen Halbmond hinzustellen? Die damit gegebene Maskierung des eigentlichen Kriegsgrundes und -zieles und die Verbiegung der geschichtlichen Entwicklungsgrundlinie ist um so augenfälliger, als dabei gänzlich über eine andere ausschlaggebende Unterströmung in der Flut der religionspolitischen Kämpfe der Balkanvölker hinweggesehen wird.

Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Lebenszähigkeit und Widerstandskraft, welche die südosteuropäischen Nationalkirchen auszeichnet, sich nicht allein aus dem Ringen mit dem Islam und der Verkoppelung von Glaubensleidenschaft und Patriotismus, sondern ebensosehr, vorab in jüngerer Zeit, aus dem Willen zur Abwehr der geistlich-absolutistischen Herrenansprüche des großen russischen Bruders ableitet.

Die moskowitische Kirche ist bekanntlich aus dem ökumenischen Patriarchat erstanden, das zunächst nur das Hellenentum umfaßte, dann aber mit der Machtausbreitung über den ganzen Balkan sich nationalistisch gliederte und auszweigte, so daß heute neben ihm, dem ursprünglich rein griechischen in Sprache und politischer Richtung, rund ein Dutzend anerkannter orthodoxer Kirchen bestehen, wovon neben der russischen die bedeutendsten die serbische, montenegrinische, rumänische, nationalhellenische (im Gegensatz zum Konstantinopeler Patriarchat für die türkisch-griechische Diaspora), österreichische, alexandrinische und antiochische sind. Sobald die türkischen Padischahs ihre Residenz von Adrianopel nach dem Goldenen Horn verlegt hatten, wollten die russischen Machthaber es nicht dulden, daß ihre Kirche einem unter osmanischer Aufsicht stehenden Patriarchen gehorsame. Die Moskauer Synode wurde daher als selbständige Kirchenbehörde unter Führung eines Metropoliten eingesetzt, während der berüchtigte Iwan der Schreckliche seine Untertanen mit der feierlich verkündeten „messianischen" Idee beglückte, wonach der Weiße Zar der Vertreter Gottes auf Erden, ja der Gottmensch ist, Theokratie und Autokratie also eine unlösliche Einheit bilden und eine Auflehnung gegen den Monarchen zur Rebellion gegen den Himmel und somit zur Todsünde wird. Aber — merkwürdig genug — erst der liberal denkende Peter der Große münzte im Kampf mit dem reaktionären Klerus den Gedanken realpolitisch aus, indem er 1721 unter gänzlicher Beseitigung des Patriarchats die Ausübung der höchsten kirchlichen Gewalt dem „dirigierenden" Heiligen Synod mit einem Oberprokurator an der Spitze als seinem Stellvertreter übertrug. Damit war die Verweltlichung der Kirche vollzogen, die nun folgerichtig in den Dienst des großrussisch-zäsaropapistischen Imperialismus und Universalismus gestellt wurde. Auf die Wege und Erfolge der Propaganda, die das Rom an der Moskwa um dieser seiner Machtansprüche willen betrieb, ist im Westen viel zu wenig geachtet worden; ein paar Stichproben mögen sie beleuchten. In Bessarabien hat der Zarismus seit 1876 die dem Patriarchen gehörigen Güter des Heiligen Grabes beschlagnahmt, woraus ein heute noch nicht erledigter Streit mit der griechischen Kirche entstanden ist. Innerhalb der Athos-Mönchsrepublik, die einst das römisch-byzantinische Einigungswerk des Papstes Eugen IV. und des Kaisers Johannes Paläologos durch ihr Eiferertum zuschanden machte, vermochte er das Panteleimon und verschiedene andere Klostergemeinden in seine Dienste zu stellen. Das bulgarische Exarchat wurde unter zarischen Auspizien begründet und gefestigt, um einen russischen Keil in den Block der autokephalen Balkangemeinden zu treiben und die Macht des ökumenischen Patriarchats zu brechen. Als sich aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine

Union der bulgarischen Kirche mit Rom anbahnte, verfinsterte sich die Sonne der Petersburger Gnade sofort und wurde der Exarch auf zarischen Befehl in ein russisches Kloster eingesperrt. Von den gesamten reichen Einnahmen der konfiszierten oder unter russische Verwesung gestellten Kirchengüter wird nur der geringste Teil den Inhabern zur Verfügung gestellt; alles übrige fließt in den großen Säckel des Petersburger Fiskus oder wird für Missionszwecke verwandt, um auf solche Weise die zarisch-päpstliche Macht „automatisch" immer weiter anschwellen zu lassen.

Ist schon das politische Gewicht dieser Vorgänge viel zu wenig gewertet worden, so blieben die Spiegellichter, die sie in das Dunkel der seelischen, geistigen, kulturmoralischen Kämpfe, Lebensprinzipien, Sammelkräfte, Zielstrebigkeiten der Balkanvölker werfen, erst recht fast unbeachtet. Das Nationalkirchentum, wie sie es entwickelt haben, kann gewiß nicht als Blüte ethischen Gesittungsfortschrittes betrachtet werden, insofern es das Göttliche zur Erde hinabzieht, das religiöse Innenleben den staatlichen Zwecken mit den im Balkankrieg genugsam erprobten schlimmen Folgen wilder Grausamkeit unterordnet und der Entwicklung eines allgemeinen menschlichen Kulturempfindens und Gemeinbürgschaftbewußtseins widerstrebt. Aber es ist nicht nur eine logisch gegen rings vom Osten, Norden und Westen drohende Gefahren geschmiedete Waffe, sondern erscheint auch als eine den besonderen Lebensbedingungen und Entwicklungsgesetzen der Balkanvölker natur- und zweckgemäße Organisation. Das Christentum fand, als es sich auf dem Balkan ausbreitete, einen andersartigen Ackerboden vor als in germanischem oder nordslawischem Land: nicht ein quellenreines Heidentum ohne Überlieferungen und Erinnerungen verfeinerter Gesittung, sondern eine Völkergruppe, die das rege Bewußtsein, gleichsam die Penumbra der klassischen Kultursonne zu bilden, in der Brust trug, die dabei aber doch selbst auf einer halbbarbarischen Stufe stehen geblieben war, wo die Bindungen mit den menschlichen Naturzuständen stärker sind als die Magnetkräfte einer in abstrakten und ästhetisierenden Vorstellungen sich einbettenden Kultur. Dem mußte das Kreuz auf dem Marsch über den Hämus sich anpassen. Eine merkwürdige Erscheinung ist allen orientalisch-christlichen Kirchen gemeinsam: die Baulücke einer Theologie, das Fehlen von Vertretern und Lehrern einer freien, systematischen Religionswissenschaft; an ihre Stelle tritt bestenfalls Exegese, höhere Schriftgelehrsamkeit. Der Mangel ist kaum so sehr Folgewirkung geistiger Unfreiheit und Flügellähmung, als das Erzeugnis des überall durchschlagenden Willens, das religiöse Gesetz den individuellen volkstümlichen Lebensbedürfnissen, Gestaltungsformen, Entwicklungstrieben anzupassen. Die morgenländische Kirche ist stets Volks-

kirche ursprünglichen Charakters gewesen und geblieben, woraus sich der Guß des Nationalkirchentums im Tiegel der höheren politischen Gestaltungsformen von selbst ergab. Die religiös gebundenen Nationalgemeinschaften erkennen wieder folgerichtig keine Vereinigung von geistlicher und weltlicher Gewalt in einer sichtbaren Person an: das trennt sie scharf nicht nur vom islamischen Kalifat, sondern grundsätzlich ebenso streng vom russischen Zäsaropapismus. Aber sie würden sich auch nie, wie es das mittelalterliche Deutschland tat, einer römisch-geistlichen Diktatur gebeugt haben; noch heute gilt ihrer Orthodoxie alles, was sich mit der „lateinischen Pest" verbündet, als vaterlandsverräterisch. Und so ist hier, endlich!, nachdem so viel Gegensätzliches, Trennendes, Zersetzendes in der Vergangenheit der Balkanvölker gefunden wurde, ein bindendes, polarisierendes Element bestimmt. Kaum irgendwo im ganzen Christentum bricht so sehr wie bei ihnen allenthalben aus den Poren moderner Kirchlichkeit die Dünstung des alten Naturalismus, mythologischer, abergläubischer, selbst fetischistischer Vorstellungen durch. Vorab die Überreste des thrakischen Polytheismus sind auf Weg und Steg zu finden. Am Freitag ruht die Arbeit der Frauen mit Nadel, Schere, Schnitzmesser, überhaupt scharfem, spitzem Werkzeug, nicht wegen des Gedächtnisses an die Kreuzigung Christi, sondern weil es der Tag der Venus ist. Nachklänge von Jupiter- und Merkurfeiern sind von den Skipetaren-Felsensitzen bis zu den Niederungen der Walachei deutlich vernehmbar. Die gemeinsame Dominante der religiösen Weltanschauung entfaltet sich wieder in der reichen Fugierung gleicher Sitten, verwandter Gebräuche. In Liedern, Tänzen, Volksbelustigungen jeder Art, in Beschwörungsformeln und Zaubermitteln, in Bau- und Siedelungsformen, in Gesetz und Art des Familien- und Sippenlebens, überall finden sich Harmonien, welche die Völkervielheit des Balkans als einen bei buntester Farbenmischung doch einheitlichen Stils verwebten Teppich erscheinen lassen.

Ein Stil freilich, dem die Fortbildungsfähigkeit und Entwicklungsfreiheit durchaus fehlt. Seit Cyrill und Methodius zu ihrem Missionswerk nordwärts auszogen, ist nicht ein einziger großer, fortschrittlicher, erlösender, weltbefruchtender Kulturgedanke vom Balkan ausgegangen – man müßte denn als solchen den verschwommenen Doketismus der Bogumilen gelten lassen, der sich zeitweilig bis nach Bosnien und Ungarn Bahn brach. Die altgriechische Orthodoxie blieb in starrer, scholastisch-rabulistischer und entwicklungsunfähiger Dogmatik befangen, und die Befreiung der Balkanvölker aus diesem Käfig durch die Begründung ihrer autokephalen Kirchen war sehr zwitterhafter Art. Denn als einziges trennendes und sammelndes Abschnürungs- und Verdichtungsmittel wirkte Verschiedenheit und Gemeinschaft der Sprache. Dieser fehlte aber einerseits überall, mit

einziger Ausnahme der griechischen, die Rückendeckung einer reichen Literatur, die der Schöpfbrunnen für die Befruchtung eines frisch aus eigenen Quellen strömenden Kulturlebens hätte sein können, und ist andrerseits überhaupt ein Faktor viel zu fließender und beweglicher Art, als daß aus seinen Trieben organisch fest gebundene politische oder geistliche Gemeinschaften gebildet werden könnten; um das einzusehen, braucht man nur daran zu denken, welche geschichtliche und geographische Widersinnigkeit es wäre, sollten alle Mitglieder der deutschen oder angelsächsischen oder frankoromanischen Sprachgemeinschaften plötzlich in gemeinsame Staatswesen lediglich auf Grund der idiomatischen Zusammengehörigkeit verschmolzen werden. Der Balkan war so wie ein von jungen, kräftigen Trieben schwellender Jungwald, der, eingeklemmt, überragt und überschattet von alten Baumriesen, ob seinen Wipfeln des blauen Äthers Lichtraum sehend und doch von dessen Freiheit zurückgedrängt, mehr in die Breite als in die Höhe wächst und in der Wirre der eigenen Dichte, der Wurzel- und Gezweigverschlingung sich selbst erstickt. Als die Größeren in der Balkanvölkerfamilie die türkische Herrschaft abgeschüttelt hatten, schien sich ein wahrhaft großer innerer Freiheitskampf entwickeln zu sollen. Auf der einen Seite stand die Masse derer, die ihre befangenen Köpfe nicht aus dem orthodox-orientalischen Dunst der Begriffe und Weltvorstellung byzantinischer Überlieferung emporzustrecken wagten, auf der anderen Seite die fortschrittlich denkenden, klar und weit blickenden Männer, die nach der Helle des Westens ausschauten und ihre Völker zu deren Lichtkreis führen wollten, aber in der zielsicheren Organisation ihres Kampfes auf gerader Linie versagten. Die Fratze des Allslawismus – eine der größten Geschichtslügen der Welt in der betrügerischen Gleichstellung von Moskowitertum mit der unendlichen Fülle slawisch-völkischer Art-, Gattungs- und Gruppenbildungen – ist das scharfe Spiegelbild des in totem Strudel fließenden Widerspiels. Seine ersten Schrittmacher, ein Jungmann, Kollár, Šafařik, Hawliček, waren sämtlich aus deutscher Hochschulung hervorgegangen, und ihre politische Ideologie lief daher letzten Endes immer wieder im Brennpunkt der Wahrheit zusammen, daß die Südslawen sich vor dem Untergang ihrer Eigenart in der großrussischen Flut nur im Schutz eines starken Habsburgischen Reiches und in Anlehnung an deutsche Wissenschaft und Kultur, deren Freiheits-Pfingstgeist in Jena und Göttingen unmittelbar auf sie eingewirkt hatte, retten könnten. Und wenn der Kroate Gaj als erster Apostel der Bannerträger des großserbischen Programms auftrat, so hatte offenbar dieses selbst und dessen theoretische Stütze, der Illyrismus, der eine Sprachgemeinschaft zwischen sämtlichen an der nordwestlichen Adria und deren Hinterland sitzenden Völkerschaften erkünstelte, mit der slovanská vzájemnost gar nichts zu tun.

Kurz, wo außerhalb der russischen Grenzpfähle Propaganda für die an der Newa ausgegebenen Schlagworte der Allslawerei getrieben wurde, lief sie auf deren Verneinung hinaus, um schließlich in der Mündung eines engbrüstigen Nationalismus zu versanden, dessen unausrottbare Wahnvorstellung es ist, daß der natürliche Ausdehnungsdrang eines Staates unbefriedigt sei, solange nicht seine sämtlichen – wirklichen oder eingebildeten – Stammesgenossen von dessen Hürden umfaßt werden. Welche Giftfrüchte am Baum dieser engbrüstigen nationalistischen Kirchturmpolitik, die einen freieren europäischen Geist und Weltatem auf dem Balkan nicht aufkommen ließ, gewachsen sind, hat der Bundeskrieg, aus dem alsbald ein Brüderkrieg wurde, mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt und beweist heute das abermalige Auflodern des makedonischen Vulkans, dessen Rauchsäule eine neue Weltkrieg-Katastrophenbildung von unabsehbaren Fernwirkungen ankündet.

Der Bundeskampf hatte den geschichtlich-folgegesetzlich entwickelten Vernunftszweck, die endgültige Entscheidung der türkischen Prozeßsache auf dem Balkan herbeizuführen, bewegte sich aber auf abgründigen Pfaden in seiner Abhängigkeit von den Petersburger Drahtziehern und in seiner widersinnigen Verkoppelung mit den großrussischen Weltmacht-Wahnideen. Er hätte, logisch instradiert und durchgeführt, zu dem hohen Ziel hinführen müssen, das seit Jahrhunderten den Balkanvölkern als Gewähr nationaler Sicherheit, politischer, wirtschaftlicher, sittlicher Rangerhöhung winkt: der offene Anschluß an die europäische Kultur mit ihrem universalistischen Fassungs- und Anpassungsvermögen. Heute hat die Weltgeschichte, die stets Ironien und überraschende Verstellungen der Geleise ihrer Schicksalsführung liebt, das Problem neuerdings umgebildet. Europa ist zerrissen, die eine westliche Hälfte dem russischen Despotismus verpflichtet, der mittlere Kern mit der Türkei verbündet. Der Balkan steht wiederum am Herkulesscheideweg seiner Daseinslose. Wie er sich beim Blick auf die durch die britisch-französischen Sekundantendienste vervielfachte russische Gefahr vernünftigerweise entscheiden müßte, liegt zutag: wie er sich entscheiden wird, steht im Augenblick, da dies geschrieben wird, auf des Messers Schneide.

Nur ein Spieler hat die Wahl getroffen: Bulgarien. Es ist das Herz des Balkans, wie Deutschland das Nervenzentrum Europas bildet. Es vertritt das alte Thrakertum völkisch wie politisch und erhebt den Anspruch, dessen Herrenstellung im östlichen und mittleren Balkan zu erneuern. Die Fähigkeiten und natürlichen Veranlagungen dazu können ihm nicht abgestritten werden. Das Volk hat die wilde Tapferkeit seiner Vorfahren ererbt, wurzelt in einem knorrigen, arbeitszähen Bauernstand, ist urdemo-

kratisch wie das alte Germanentum gesinnt, glüht in hochgespannter, ernster Vaterlandsliebe, lebt einfach, sittenrein, ehrt Weib und Wiege, ist fromm und — verschlossen, mißtrauisch wie die meisten Jägervölker und durch die Leiden langer Knechtschaft verhärteten Nationen. Das Gegenbild bietet Rumänien mit seiner freieren geistigen Beweglichkeit, aber auch schlafferen Lebensauffassung, mit dem Feudalismus seines Großgrundbesitzertums und den enterbten revolutionär gestimmten Kmetenmassen. Nicht umsonst liebt die mit französischem Esprit kokettierende jugendliche Intelligenz des Landes Bukarest das Paris des Ostens zu nennen und die Zugehörigkeit der Rumänen zum Kreis der Balkanvölker zu bestreiten. Eine weder sehr mannhafte noch berechtigte Schamhaftigkeit, da das Gegenteil geschichtlich, sprachlich, anthropologisch und ethnographisch längst nachgewiesen ist: der wlachische Bojarenadel ist thrakischer Herkunft, wie es das Siegesdenkmal von Adam-Klissih und die eigentümlichen Verwicklungen der Fanariotenzeit gleich beredt bezeugen, während die enge Verwandtschaft der Volkssprache mit dem Albanischen unwiderleglich feststeht. Ganz ähnlich steht es um die Serben. Ihr Verhältnis zum Illyrertum erscheint analog dem der Rumänen zum Thrakertum; ihre Sprache ist aus dem Windischen entwickelt, während für ihren politischen Werdegang stets die Einflüsse erst des römischen, dann des germanischen Macht- und Kulturgebiets maßgeblich blieben; die Brücke der Rassenbrüderschaft, die man von Petersburg nach Belgrad geschlagen hat, ist also genau so brüchig wie irgendeine der ähnlichen Kunstbauten moskowitischer Universalreichphantasten. Das Volk ist im Kern zweifellos gesund, tapfer, tüchtig, entwicklungsfähig, aber kaum jemals hat die neuzeitliche Geschichte ein schlimmeres, abschreckenderes Beispiel der Welt vor Augen geführt, wie ein solcher Samen in den Händen einer gewissenlosen, sittlich entarteten und politisch verblendeten Regierung verdorben werden kann. Die Prätorianergruppe, die ihre gedingten Gesellen für den Thronfolgermord mit Bomben aus dem Staatsarsenal ausrüstete, hat nach wie vor in Kragujewatsch das Heft in der Hand und verstand es trefflich, die ganze von jeher zum politischen Fanatismus neigende Untertanenschaft in eine Kriegspsychose hineinzuhetzen, in deren Bann sie ihren Verführern fast willenlos gehorcht und blindlings, gezeichnet mit dem Brandmal des Schicksalsspruches: Quem deus vult perdere, prius dementat, seinem Verderben entgegenrennt. Endlich Griechenland! Wer jemals vor Athen hinaufblickte zum Parthenon mit seinen vornehmen, zu höchster Lauterkeit des Stils verklärten Formen, zum Erechtheion, bei dem sich feinste Ästhetik mit der wunderbar ernsten Würde klassischer Kunst harmonisch abstimmt, zum Theseion, aus dessen totem Gestein eine seltsam belebte, rätselhafte Tiefe der Gedanken und Ideale griechischer Meister zur Nachwelt spricht, wer hinabschaute zum Piräus

und die Entwicklung des weltberühmten Hafens zu einem modernen Handelsemporium bestaunte, das eine Strahlensammel- und Zerstreuungslinse des ganzen ägäischen Schiffsverkehrs geworden ist und noch Größeres für die Zukunft verspricht: der lernt mit den Griechen an die hohe Mission ihres Vaterlandes auf dem doppelten Fruchtboden wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Entwicklungstriebs glauben. Aber wenn er abseits der Heerstraßen, auf denen die Fremdenherden dem Fremdenführer-Leithammel folgen, sich weiter umsieht, so versteht er auch die Schwere und Vielheit der Hemmungen zu würdigen, die der Verwirklichung der großgriechischen Träume entgegenstehen. Schon in der unteren an den Lykabettos angelehnten Stadt, in den Siedelungen des gewöhnlichen Volks begegnet er vielem, was das Gegenteil europäischer Gesittung ist, und wagt er sich in das Innere des Landes, so glaubt er vollends in eine Kulturwüste zu geraten. Die Verkehrsmittel sind denkbar rückständig, die spärliche Bevölkerung lebt in primitiven Zuständen ungefähr von der Art, wie man sich des berühmten odysseeischen Schweinehirten Eumäus Dasein vorstellt, kurz man merkt sofort: der Grieche ist kein zäher, betriebsamer Bauer, der dem harten Boden seines Landes in unermüdlichem Ringen ein Höchstmaß der Früchte, die er zu tragen vermag, abzuringen weiß. Es ist dieselbe sozialwirtschaftliche Schwäche, die gewiß nicht zum wenigsten des alten Hellas Untergang mitverschuldete, und der slawische Bluteinschuß hat offenbar das Herzleiden nicht zu bessern vermocht. Griechenlands Zukunft beruht auf der ihm geographisch und politisch natürlich gewiesenen Bestimmung, als seefahrende Nation die Führung im östlichen Mittelmeerbecken zu übernehmen, vorab aber auf der Größe seiner Kulturseele, deren Anziehungsvermögen und geschichtlich bezeugten Kräften eines Gärkeims geistiger Freiheiten, aufrüttelnder und vorwärtstreibender Völkerfieberkrisen. Könnte es aber jemals hoffen, der einen oder anderen Aufgabe gerecht zu werden im Bunde mit den Helfershelfern des Zarismus, der, nach Byzanz seine Faust ausstreckend, den Verkehr der Levante wie Leben und Zukunft der Balkanvölker von seinen Winken und Weisungen abhängig machen möchte?

Mensch und Erde, hat Kirchhoff gemeint, sind unzertrennliche Dioskuren in der geschichtlichen Betrachtungsweise irdischer Tatsachen. Werden und Wachsen der Nationen kreist und vollendet sich nicht nach der Art jener primitiven Kugelmühlen, in der Edelsteine, zwischen zwei Reiben geklemmt, durch Wasserkraft geschliffen werden; die ordnende, leitende, meisternde politische Vernunft, der Feldherr der Völkerschicksale, ist es, die ihnen die Wege ihres Auf- und Abstiegs weist, selbst aber wieder bei der Lösung ihrer strategischen Probleme von kluger Wägung und Berechnung der Vielheit der geographischen und kulturgeschichtlichen, biologischen und geistigen,

soziologischen und moralischen Gesetze und Kräfte, kurz von der Vergleichung des Physischen und Menschlichen, der Erkenntnis der Abhängigkeiten, Potenzen, Verwirkungen beider abhängig ist. In wenigen skizzenhaften Bildern und Erinnerungen wurden etwelche Fäden dieses Gespinstes, so wie es auf dem Balkan erstand, aufgezeigt, nicht in der Anmaßung, damit das kunstvoll verschlungene Gewebe des ganzen Kleides anschaulich zu machen, sondern um einzelne wichtige technische Zusammenhänge des Webespiels ins Licht zu rücken. Morgen schon kann es ganz auseinandergetrieben, in ein anderes System der Kräfteverteilung, einen Laufgang ungewöhnlichster Art gestoßen sein. Verhaltenen Atems, erwartungs- und ehrfurchtsvoll stehen wir vor der Morgenröte eines Tages, dessen Sonne, im nahen Osten aufleuchtend, das ganze über dem Orient lagernde Wolken- und Gewitterfeld zerreißen und seinen Druck in der einen oder anderen Weise zur Entladung oder Auflösung bringen wird. Über dem Hämus aber liegt der Wetterwirbel, die Spannungskrise der Entscheidung: ob man Vorspanndienste dem sieglosen Triumphgefährt des Dreiverbands leisten will, unter deren Machtgebot der Balkan eine zweite russische Ukraine und die Levante ein anderes afrikanisches Länderverschacherungsobjekt des Ententesyndikats werden würde, oder ob man zur Sache der Mittelmächte halten will, deren Sieg dem Osten Völkerfreiheit und -befriedung, geistige Verständigung und kulturwirtschaftliche Zusammenarbeit bei Ehrfurcht vor der Eigenart und Anerkennung der besonderen Daseinsbestimmung jeder Rasse, jeder völkischen und kirchlichen Gemeinschaft bringen soll und wird.

Zwei exotische Novellen
von Johannes V. Jensen

Die Mutter

Reichlich zehn Jahre waren vergangen, als ich die Familie Almeida wiedersah.

Die Stadt hatte sich sehr verändert, und es fiel mir schwer, Almeidas Haus zu finden, obgleich er genau an derselben Stelle wie damals wohnte. Wo früher nur ein Weg zwischen Gärten und Wildnis war, lag jetzt eine Straße mit Villen, und Geschäftshäuser waren im Begriff sich vorzudrängen. Ziemlich still war es hier, die Reisvögel ließen ihre Schläge hören, es klang wie eine Glocke hoch oben in den Bäumen, wo man sie nicht sah. Der rote Kies war nach dem Nachtregen von Feuchtigkeit durchzogen, die Villen lagen blendend und still in der Vormittagssonne in einem Duft, der über allem hing, einem süßen, warmen und fast handgreiflichen Blumenduft, Jasmin, Heliotrop, der aus den Gärten und den noch feuchten, üppigen, brünstigen Bäumen kam.

Ich suchte das alte Bungalo oben beim St. Thomas Walk auf, wo ich seinerzeit gewohnt hatte, und es berührte mich peinlich, daß ich den Ort fast nicht wiedererkannte, obgleich er unverändert war. Können zehn Jahre so viel ausmachen? Ein junges Chinesenfräulein in grüner Seide, das oben auf meiner Veranda stand, betrachtete mich mit offenkundigem, unbeweglichem Hohn, wie nur Chinesen ihn auszudrücken verstehen; also auch hier schienen sie jetzt eingerückt zu sein.

Der hohe Kampferbaum, der ehemals als Kennzeichen in der Nähe von Almeidas Haus aufragte, war verschwunden, ich mußte mich erkundigen, bevor ich das Haus fand, und erkannte es kaum, als ich es endlich wiedersah. Der Garten war nicht mehr derselbe; statt der Dschungeln, die damals bis zum Weg gingen, von einem Graben abgegrenzt, lag da jetzt eine gepflegte, fünf bis sechs Jahre alte Gummiplantage hinter einem Gitter; eine Tasse am Fuße jedes Baumes zeigte, daß das Zapfen im vollen Gange sei. Von der Gärtnerei schien nicht viel mehr übrig zu sein, und nicht wie früher füllten Käfige und Kisten mit wilden Tieren Almeidas Garten, alles schien zu Gummi geworden zu sein, wie überall im Osten.

Das Haus selbst war unverändert, nur noch ausgeblichener von der Sonne und, wie mir schien, kleiner. Dieselben verschossenen Bambusjalousien bildeten die Vorhänge vor den Veranden oben im zweiten Stock, dieselben großen chinesischen Postamente von Steingut flankierten die Eingangstür. Ein ficus elastica breitete sich mit seinen langen, fetten Schößlingen übers Dach, Tropenpflanzen und seltene Kakteen wuchsen in

großen Lehmkübeln. Nicht ein Laut war aus dem Hause zu hören, das geblendet in der Sonne lag.

Keiner war in den Zimmern, als ich hereinkam. Nackte Füße huschten über den Ziegelsteinboden, ein Kuli, der sich gleich zurückzog, als er mich sah, um Bescheid zu sagen. Alte verstaubte Dinge hingen an den Wänden, Gemälde und Galanteriewaren aus einer entschwundenen Zeit, Papiermaché-Reliefe, Dinge, die ein Menschenalter in einem Hause hängen bleiben, weil keiner sie mehr sieht; sie waren sicher immer hier gewesen, ich aber erinnerte mich ihrer nicht von früher und fühlte mich dadurch beklommen. Jetzt hörte ich nackte Füße über mir und eine langsame, melodische Stimme mit schwachen Konsonanten – „who's dhere?" – Sussies Stimme! Langsam kam sie die Treppe herunter.

Sie erkannte mich nicht.

„I'll dell my father," sagte Sussie langsam mit einem langsamen Seitenblick, und ging würdig durchs Zimmer; sie erinnerte im Tempo an gewisse große Tiere, die von Natur langsam sind und die Grazie der Ruhe besitzen. Wie war sie prachtvoll! Sie war ja etwas massiv geworden, stout, mit Porter verglichen, aber von einem dreiundzwanzigjährigen Weibe, und älter war sie ja noch nicht, kann man nicht genug bekommen. Sie war im Hemd, das Haar hing ihr lose übern Rücken, genau wie vor zehn Jahren. Ein paar starke, schöne Knöchel guckten hervor, mit bernsteingelber Haut und einzelnen schwarzen Haaren, solide Beine. Ich spähte nach dem kleinen Loch in der Zahnreihe, aber es war nicht mehr da, statt dessen war offenbar ein neuer Zahn gekommen, ein Schimmer von Gold verriet, wie. Ein fehlender Zahn ist nicht immer ein Zeichen, daß man alt wird.

Weder Mr. noch Mrs. Almeida hatten sich wesentlich verändert. Mrs. Almeida empfing mich, als ob nicht zehn Jahre, sondern zehn Tage vergangen seien, sie zeigte mir gleich mit lautem, entzücktem Papageigeschrei, daß auch sie neue Zähne bekommen habe – und zwar ein ganzes Gebiß, sowohl oben wie unten, sie schnappte es behende aus dem Mund und hielt es in die Luft, wo es wie ein Grinsen ohne Lippen und anderes Zubehör schwebte, ja, ja, mein Lieber, zweiunddreißig funkelnagelneue Zähne, und nicht einen echten mehr im Munde, ach ja, man wurde alt, aber hielt sich glücklicherweise auf der Höhe seiner Zeit; darauf legte Mrs. Almeida, indem sie mit reißender Zungenfertigkeit das Gespräch auf andere Dinge brachte, die Zähne auf ein Bort, jetzt hatte ich sie gesehen, und die übrige Zeit machte sie es sich mit dem leeren Loch bequem.

Sie war noch ganz dieselbe, lärmend und kummervoll, dieselben unheimlich hohlen Augen, rot und wie ausgestochen, dieselbe eindringliche

Art zu erzählen, mit unbewußtem Komödienspiel dabei, dieselbe primitive Ausdrucksfähigkeit. Die Stimme war flacher geworden, wie bei alten Leuten mit kleinen Lungen; sicher maß die Alte jetzt auch nicht mehr als einen Viertelmeter über der Brust, und was da war, waren nichts als Knochen; trotz alledem aber war sie feurig, lebhaft wie ein Affe; eine merkwürdige Widerstandskraft lebte in der kleinen Person.

Almeida war nicht mehr so groß, wie ich ihn in der Erinnerung hatte, etwas eingeschrumpft, aber machte doch noch einen kräftigen Eindruck, muskulös und behaart, mit einem unschuldigen Wesen, ein sehr hübscher Mann, olivenfarbig und mit einem rötlichen Glanzlicht im Auge, schmale, maskuline Züge, die die Spuren einer bunten indisch-kreolischen und weit entfernt jüdischen Abstammung in sich vereinigten; er teilte sich noch immer mit Stentorstimme mit, schrie aus vollen Lungen, wenn Mrs. Almeida zugegen war, er war es ja gewöhnt, daß er sie übertäuben mußte, wenn er überhaupt ein Wort einfügen wollte; man befand sich an Bord eines Schiffes mit einem brüllenden Lotsen, wenn Mr. Almeida sprach und konnte an den Lippen seiner Frau sehen, daß sie unausgesetzt weiter redete, obgleich ihre Stimme in den Vibrationen von Almeidas Bariton ertrank. Trotzdem aber waren sie die besten Freunde, das war nur eine Praktik, die sich entwickelt hatte, weil der Mann sonst nie zu Worte gekommen wäre.

Er schrie mir eine kurze, erfreuliche Übersicht über alles zu, was sich seit damals ereignet hatte, ja, er sei natürlich rubber-Mann geworden, und könne wohl sagen, daß er es zu guter Zeit geworden wäre, er dächte jetzt daran, mit der ganzen Familie nach Europa zu reisen und sich dort niederzulassen: er habe gute Jahre gehabt, die Gärtnerei hätte er aufgegeben, weil sie sich nicht mehr bezahlte, wäre aber doch noch zu einer letzten großen Expedition oben im Himalaya gewesen, auf der Suche nach the lost orchid, die er dann auch wirklich gefunden habe. Und Mr. Almeida führte mich hinaus und zeigte mir den Gummiwald. Groß war er nicht, aber ergiebig. Mr. Almeida hatte eine Erfindung gemacht, von der er sich viel versprach, ein System, die Tasse am Baum zu befestigen. Es war erfreulich, den sympathischen Mann wiederzusehen und zu hören, wie hoffnungsvoll alles stand.

Als wir wieder ins Haus kamen, fanden wir Miß Almeida vor, jetzt aber als Lady, angekleidet und modelliert, mit Schnürleib, konversierend. Daß sie mich anfangs nicht erkannt hatte, war aus unserer Erinnerung ausgelöscht, als unvorteilhaft für uns beide, ich hätte gar nicht dabei verweilen sollen. Während unseres Dialogs schwieg Mrs. Almeida, stand etwas abseits und folgte der Tochter mit zärtlichem Triumph; ihre Züge bewegten sich wie bei einer Taubstummen, indem sie unwillkürlich alles, was Miß Almeida sagte, mit Mimik begleitete.

Das Wunderwerk konnte auch wirklich gar nicht vollkommener sein, das junge Mädchen stand auf dem höchsten Gipfel der Üppigkeit, und stand dort ruhevoll, sie war wirklich wunderschön. Sie hatte noch die runden, unbeschriebenen Kinderzüge und die braunen, durch sich selbst lächelnden Augen, aber wie war sie schwer und schön geworden, wie eine Frucht, die in Sonne und Ruhe reift – sie war nie aus Singapur herausgekommen, hatte sich nie gerührt, und war dennoch brausend stark und fehlerfrei geworden wie eine Eva der Tropen. Ich nehme an, daß sie im Profil am vorteilhaftesten war, denn sie wandte sich die ganze Zeit von der Seite an mich, mit dem Blick aus dem Augenwinkel, wodurch sie an ein Selbstporträt erinnerte; sie sprach mit langsamer, langsamer Stimme, die mehr der musikalische Ausdruck einer schlummernden, warmen Weiblichkeit als Worte zu sein schienen.

„Nein," schrie Mrs. Almeida kopfschüttelnd, „wir handeln nicht mehr mit Tieren, wir hatten zu viele Betriebsverluste, sie starben, bevor wir sie verkaufen konnten, die Kuli vergifteten sie, jetzt haben wir nur diesen Kasseworri, den mein Mann aus Ceram bekommen hat, und dann ein paar siamesische Katzen." –

Wir standen im Hinterhof vor einem Stall, wo ein Kasuar mit kobaltblauem Hals, kopfnickend auf und ab ging und aus der Tiefe der Kehle einen Laut wie Trommelwirbel hervorbrachte. –

„Er grämt sich," sagte Mrs. Almeida und sah den Vogel teilnahmsvoll an, der mit einer Haut überm Auge blinkte und mit erhobenem Bein stehen blieb, wie um zu lauschen. „Ach der arme Vogel, man hat ihn ja aus seiner Heimat fortgebracht. Tiere können sich so grämen. Wir hatten mal zwei Hunde, die mein Mann aus einem zoologischen Garten in Europa für einige andere Tiere zum Austausch bekommen hatte. Es waren zwei große dänische Doggen, Grangdanoise, mein Mann wollte versuchen, eine Zucht mit ihnen anzulegen; so groß waren sie – –"

Mrs. Almeida zeigte einige Meter über den Boden und riß die Augen himmelweit auf.

„Oh my! Es waren die größten Hunde, die ich je gesehen habe! Sie bellten ganz tief, bumm – bumm! Wenn sie durchs Zimmer gingen und einen zufällig anstießen oder einen nur mit dem Schwanz anwedelten, ah ah . . ."

Mrs. Almeida schwankte nach rückwärts, als ob jemand ihr einen Stoß versetzt habe, man meinte den großen Hund zu sehen, der sie schubste; sie gewann indessen das Gleichgewicht wieder, nickte imponiert, ja, ja, es waren riesige Hunde!

„Aber gutmütig. Sie starben, konnten das Klima nicht vertragen. O

nein. Erst starben die Jungen, denn sie bekamen einen Wurf Junge, die Mutter aber hatte nichts für sie, und sie konnten, neugeboren wie sie waren, nicht selbst trinken. Sie waren so süß — —"

Und Mrs. Almeida wurde zu einem jungen Hund, sie tastete zitternd mit den Gliedern herum, wendete sich mit blinden Augen von rechts nach links, und winselte mit matter, matter Stimme — — so hilflos und so süß wären sie gewesen.

„Wir konnten sie nicht am Leben erhalten. Mein Mann steckte sie in seine Blumentöpfe, damit sie doch nicht ganz verloren gingen."

Mrs. Almeida kniff sich in die Nase, in ihrer Kehle wollte etwas aufsteigen. Sie sah mich hart an:

„Dann starb das Männchen. Der Wächter hatte Schuld. Der Bengale, der nachts den Garten bewachte, war eifersüchtig auf den Hund, weil er bellte, wenn jemand vorbeiging, er sei der Wächter, und darum warf er dem Hund Sand in die Augen. Er kam zu meinem Knie mit seinen armen Augen. Ich wusch sie aus und tat alles, was ich konnte, aber er bekam eine Entzündung und starb.

Nun blieb die Hündin allein. Aber sie grämte sich und wollte nicht fressen. Schließlich wollte sie nicht mehr aufstehen — —"

Die Stimme versagte Mrs. Almeida, sie blickte flackernd umher, die erloschenen blauen Augen wurden heiß, und zu meinem Erstaunen sah ich, wie ihr Haar sich sträubte und den Kopf wie graues Moos umbrauste. Nur mit Mühe sprach sie weiter.

„In der letzten Nacht rief sie so jammervoll, und ich setzte mich zu ihr. Sie brannte wie Feuer, aber ich konnte ihr keine Linderung verschaffen. Bevor sie starb, war es, als ob sie nach jemandem in weiter, weiter Ferne heulte — — Uh! Uh!"

Sie machte den Mund rund wie ein Loch und ahmte das Todesgeheul des Hundes nach, so daß ich für sie zu fürchten begann, sie starb, erschlaffte, der Mund stand offen.

Dann faßte sie sich, verharrte einen Augenblick wie ein Bild tiefen, stummen Schmerzes.

Sie schüttelte den Kopf, wie um sich gegen ein Insekt zu wehren, das ihr ins Ohr dringen wollte, eine Gebärde, die ich von früher her kannte, der Wahnsinn brach aus ihrem Blick, um gleich wieder zu weichen. Sie grub ihre Hand in das graue Haar.

„Poor bitch," klagte sie und starrte zur Erde.

Mrs. Almeida unterhielt mich diesmal nicht von ihren toten Kindern, aber ein Schatten von dem, was sie gelitten hatte, fiel auf die Erzählung von den beiden armen Hunden. Bald würde auch die Erinnerung an sie mit ihr sterben. Nicht einmal der Schmerz dauert.

Nach dem Essen bat Mrs. Almeida die Tochter, uns eine hymn auf dem Klavier zum besten zu geben, sie ermunterte sie mit schlauen Augen und warf mir einen heimlichen Blick zu: jetzt solle ich aber mal was zu hören bekommen! Sussie setzte sich ans Klavier und spielte einen Psalm mit ihren kindlich dummen Händen, und zählte flüsternd den Takt dazu, ei—en und—de zwei—e und—de, genau wie ein Kind, und schielte ein wenig beim Notenlesen. Später zeigte sie sich mit einem enormen Damenhut auf dem Kopf, und im Profil, wie das Selbstporträt einer bildschönen Malerin, sie war bei Freundinnen eingeladen.

Der Eindruck ihrer vollendeten Schönheit folgte mir und vermengte sich mit dem süßen, etwas schweren und ewig sommerlichen Blumenduft, der auf Singapurs roten Wegen liegt, als ich abends nach Hause ging.

Trotz der Wärme aber überfiel mich ein Schauer beim Gedanken an Mrs. Almeida, die mit ihrer kleinen, flachen, senilen Stimme wie ein Hund geheult hatte.

Jetzt, wie ehemals, blühten die großen Akazienbäume und trugen rote Hahnenkämme auf der einen Seite der Krone und alte schwarze Schoten auf der anderen.

Auf Java

Ich reiste von Singapur nach Batavia mit dem holländischen Dampfer „Geldern", einem großen modernen Schiff mit elektrischem Betrieb und allen Bequemlichkeiten. Wie eine Mauer ragte es am Kai von Tanjong Pagor auf, eine ganze Straße oder eine Ecke von einer Stadt, mit weißgekleideten Einwohnern, die sich hoch, hoch oben übers Promenadendeck lehnten und heruntergucken, ein Stockwerk und ein Kajütengrad überm andern, und am allerhöchsten eine Tressenmütze auf der Kommandobrücke. Unbegreiflich, daß so ein Riesenkasten, der einem ganzen Berg gleicht, sich bewegen kann und daß die Wellen ihn meistern können. Das Orchester spielt, die unvermeidliche Schiffsmusik, die mich immer an Begräbnis und die „Titanic" erinnert, und mit spärlichem Taschentücherschwenken lösen wir uns vom Kai ab, wo Weiße und Farbige durcheinander dicht gedrängt bis an den Rand des Bollwerks stehen.

Ein Januarabend war es, in der Regenzeit, Windstille nach dem Regen und neue Wolken über der Wasserstraße. In der nassen, warmen Luft fühlte man sich feucht wie ein Baby und seufzte nach etwas Kühlung. Bald nachdem wir abgefahren waren und die Forts und Inseln hinter uns gelassen hatten, war es Nacht.

Die Boys an Bord waren Malaien, Javaner, im Gegensatz zu der chinesischen Bedienung in Singapur und den Hindus auf englischen Dampfern; ein Boy wird übrigens in Holländisch-Indien Jonge genannt.

Sie tragen ein Tuch um den Kopf, sind ziemlich schmächtig, aber machen keinen so femininen Eindruck wie die Chinesen; sie bedienen im Salon mit nackten Füßen und nehmen gelegentlich ein Messer, das auf die Erde fällt, mit den Zehen auf.

Beim Mittagessen entdeckte ich, daß ich in eine Gesellschaft geraten sei, die sehr intim miteinander eingelebt war, wahrscheinlich war man schon fast einen Monat seit der Abfahrt von Holland zusammen an Bord gewesen. Der Ton war ganz anders als der, den man auf englischen Dampfern gewöhnt ist. Holländer sind mir im übrigen ganz unbekannt, in gewissen Beziehungen erinnern sie mich an Skandinavier; ich wechselte mit keinem ein Wort während der ganzen Reise.

Der Salon glich, wie alle anderen auf großen Dampfern, einem Restaurant, wo man in der Juwelenbeleuchtung vieler elektrischer Flammen und Spiegel an kleinen Tischen speiste, beim ununterbrochenen Schnurren der elektrischen Windflügel, und dann natürlich Orchestermusik.

Mir gegenüber am Tisch saß eine Mannsperson, die mit Gemütsruhe große Stücke warme, abscheuliche Wurst verzehrte und rauchenden Kohl nachschaufelte. Wenn der Teller leer war, drückte er mit der flachen Hand seinen Schnurrbart in den Mund und saugte ihn ab, winkte darauf dem Jonge und bekam eine neue Portion Wurst. Alle weiteren Gerichte musterte er abfällig und versah sich reichlich; erst nachdem er eine Weile gegessen hatte, hob er seinen Kopf vom Trog und begann an dem, was um ihn herum vorging, teilzunehmen. Das Tropenkostüm erschwert es einem, die Menschen, die man vor sich hat, zu taxieren, ich hielt ihn für einen Schulreiter, ein großer, gutgewachsener Kerl, mit einem hübschen Gesicht, aber einem eigentümlich privaten, rohen Zug an der Nase. Die Verpflegung war holländisch, der Nachtisch bestand aus frischen Tropenfrüchten, die man in Singapur eingenommen hatte.

Ringsherum an den Tischen wurde Champagner getrunken. Es war der Abschied, der sich näherte, wie ich begriff, in einigen Tagen würde die Gesellschaft in Batavia an Land gehen und sich in die verschiedenen Himmelsrichtungen von Java verstreuen. Viele holländische Damen waren dabei, mehrere sogar jung und reizend, in mondänen, luftigen Toiletten, sie nahmen Toaste entgegen, traten sehr natürlich auf und gossen den Wein in einen lächelnden Mund; die ganze Gesellschaft schien sich gut zu kennen. Eine leichte Erotik lag in der Luft, ohne Nervosität. Die Paare schienen sich gefunden zu haben, mochte es nun während der Reise oder schon vorher geschehen sein.

Einige Plätze weiter unten, an der anderen Seite des Tisches, bemerkte ich ein großes blondes junges Mädchen von ausgeprägt flämischem Typ. Die Gesichtszüge, ihr ganzer Ausdruck waren auffallend nordisch.

Als sie einmal aufstand, sah ich, daß sie schlank in der Taille war, mit breiten, vollen Hüften, ein üppiger, gesunder und solider Mensch. Die Hände, groß und tüchtig, und etwas Selbständiges in ihrer Haltung, ließen mich vermuten, daß sie Krankenpflegerin sei; sie hatte etwas vorstehende Zähne, das Haar war rot und, wie es bisweilen bei kräftigen Frauen vorkommt, nicht sehr reich. Sie floß über von Weiblichkeit. Wenn sie lachte, schlossen die Augen sich zu einer schmalen Spalte, und es blitzte darin von verdichtetem Licht, es war, als ob ein vitales Fluidum, eine Wärme von innen sich der Atmosphäre um sie herum mitteilte; nur nordische Frauen, denen alles Blut bis in die dünne Haut hinaus pocht, können so lachen und strahlen. Rothaarige Frauen haben bisweilen, solange sie jung sind, etwas geradezu Übernatürliches an sich, man betrachtet sie nicht wie andere Frauen, man wird von ihnen geblendet. Die zarte, durchsichtige Haut steht nicht wie ein Stoff in der Luft, sondern wie etwas Leuchtendes. Das Haar, die Augen, das Lächeln leuchten, sie sind lauter Licht, sind eins mit Luft und Sonne, sie *sind* Luft und Sonne. Leuchtende Nerven haben sie, man sieht das Blut in ihnen brennen, sie können die Hitze der Schöpfung nicht verbergen, sie leben und leuchten in einem Äther von Liebe. Sie sollen und müssen verbrennen.

Solch ein Anblick war sie, und ich sehe, daß die Glut entfacht ist. Sie glüht von Wein, Keckheit und Süße lodert in ihren Augen, ich sehe, wie der Mädchenübermut in ihr wächst, und lasse unwillkürlich meine Augen herumwandern, um ausfindig zu machen, für *wen* sie heimlich erglüht ...

Wie sie mich an ein Frühjahr in Holland erinnert, kalte Ostertage, als ich das Land durchreiste, knospende Weiden auf den Dämmen und neugeborne Lämmer auf den niedrigen Wiesen. Das Wasser lächelte und blitzte und hüpfte in kleinen Frühlingswellen durch die Kanäle. Ich sah Bekassinen und Staubwolken von Lerchenscharen in der Luft, hinter denen der Kiebitz herschimpfte, Vieh und Stare im Marschland, und dann all die Hyazinthen, ganze Areale, wie vom Himmel gefallene Farben, knallblaue, gelbe, rosa und purpurrote Hyazinthen und Tulpen, man spürte ihren Duft ganz bis in den Zug hinein, saß wie in einem kühlen Blumenbecher, einem Duft von Sonnenfeuer, der sich mit dem frischen, kühlen Wind vermengte, gegen den die Radfahrer draußen auf steingepflasterten, ebenen Wegen ankämpften, und den die Windmühlen mit offenen Armen auffingen; reingefegter Himmel – wie kalt, wie lockend, am liebsten hätte man sich aus dem Kupeefenster gestürzt und in all der Frische begraben! Welch ein Unterschied gegen die Tropen! So sah die junge Holländerin aus, wie ein Osterwind, meergekühlt, mit einem Duft

von Sonnenfeuer. Wenn sie sich nur nicht zu weit von ihren Quellen entfernt hatte!

Das Mittagessen endete halb bacchantisch, obgleich immer noch in einem bürgerlichen Ton, man war ja unter Holländern. Später versammelte man sich auf dem Promenadendeck, unterm Sonnensegel, das sich jetzt wie eine Zimmerdecke von der Tropennacht abhob. Seitwärts gähnte eine sammetschwarze Dunkelheit, und von dort kam eine ganz schwache Brise, die durch die Fahrt des Schiffes hervorgerufen wurde. Nur ein fernes Sausen unten aus der Dunkelheit erinnerte daran, daß wir fuhren. Einige Kinder durften noch auf Deck Luft schnappen, bevor sie nach unten und zu Bett mußten; sie trugen nur ein dünnes, leinenes Kleidungsstück, Hemd und Hose in eines, sowohl Knaben wie Mädchen, übrigens die gewohnte Tracht für holländische Kinder im Osten, Tag und Nacht gleich. Die Gesellschaft verstreute sich in Liegestühle, hier und dort ein Paar dicht beieinander, jemand spielte Gitarre, und einige sangen im Chor ein kleines holländisches Lied dazu, anspruchslos, zu ihrem eigenen Vergnügen. Eine Wolke entlud sich, prasselte aufs Sonnensegel, und einige Tropfen wurden sichtbar, indem sie von der Seite in den Lichtkreis des elektrischen Lichts drangen. Das schien niemanden zu stören; die Luft wurde feuchter, aber nicht sonderlich kühler. Man tanzte und amüsierte sich, immer in einem Stil, der etwas Selbstverständliches hatte, ohne das geringste Sichzurschaustellen.

Ich suchte meine Kabine auf, eine Zelle tief unten im Innern des Schiffes, und sah, daß die Koje nur mit einem Laken über der Matratze winkte, weiter nichts, es sei denn, daß man den Wind von dem elektrischen Ventilator, der in der Ecke flüsterte und einem großen rotierenden Auge glich, als Bettdecke betrachten wollte. Ja, da war auch noch the dutch wife, der lange Pfühl mit dem Überzug, den man zwischen die Knie legt, um weniger unter der Wärme zu leiden. Ich drehte das Licht aus und lag im Grabesdunkeln. Langsam sammelte der Schweiß sich zu Tropfen, die einer nach dem anderen über die Flanken herunterrollten, wie bei einem Braten überm Rost. Das war die Strafe für meine Sünden und ich ertrug sie mit Fassung. Was mir aber wirklich naheging – und hier drehte ich mich einmal am Spieß um – war, daß ich abends auf Deck im Dunkeln, hinter einigen Rettungsbooten, zwei weiße Gestalten gesehen hatte, die auseinanderglitten, als ich sie unvermutet überraschte: das große verwegene Mädchen und mein Gegenüber vom Mittagstisch, mit den Reiterbeinen und dem halbverborgenen, schmutzigen Zug an der Nase.

Aber man denkt an andere Dinge, wenn man von Bord geht, und

die Reise mit der geschlossenen Gesellschaft wird zu einer Episode. Noch in Batavia stieß ich auf mehrere meiner Mitreisenden von der „Geldern", aber verstreut und gleichsam davon geprägt, daß sie jetzt verschiedenen Kreisen angehörten. Und auch später in der Eisenbahn, die mich durchs Land trug, sah ich ab und zu eine Physiognomie, die mir bekannt erschien, aha, ein Passagier von der Überfahrt, bis die Gesellschaft von der „Geldern" mir auf dieselbe Weise entschwand, wie Menschen, die man gekannt hat, aus unserem Leben verschwinden, erst kreuzt man ihre Bahnen mit immer größer werdenden Zwischenräumen und schließlich weiß man nicht einmal, daß man sie vergessen hat, und geht seinen Weg allein weiter.

Java ist eine Welt für sich; ich nahm im Laufe einiger Wochen davon auf, was von selbst hängen blieb, und verließ die Insel, bevor ich gegen ihre Eindrücke abstumpfte. Später aber habe ich nicht recht gewußt, was ich aus Java machen sollte. Es ist eine prachtvolle Insel, aber seelenlos. Die wildwachsende Kraft der Tropen, die Dschungeln, sind hier von einer Agrikultur abgelöst, die Insel ist vom Strand bis zum Gipfel der Vulkane bebaut; dagegen läßt sich nichts sagen, man plündert das Klima, nimmt, was es gibt, aber ein altes edles Bauernland ist es nicht. Eine ungeheure Masse Eingeborene gibt es dort, dreißig bis vierzig Millionen, die weder Wilde noch Zivilisierte sind; schwache und fleißige Javaner, liebenswürdig, ohne daß man sich ihrer recht erinnert. Und die Holländer? Die Welt hat sich seit Menschenaltern damit begnügt, sie als phlegmatisch zu charakterisieren. Sollte ich etwas anführen, was sie unbedingt von anderen Menschen unterscheidet, so ist es, daß ihre Türdrücker in Holland nach unten zeigen, während sie in allen anderen Ländern seitwärts stehen; das ist eigentlich die Summe meiner Erfahrung. Um etwas von einem Land, einer Nation oder einer Rasse zu wissen, muß man mit einer ihrer Frauen gelebt haben.

Man klettert mit einer Eisenbahn auf Java hinauf und befindet sich dann auf einem Plateau, wo die Wärme gar nicht so schlimm ist; unten an der Küste, in Batavia, Semarang oder Surabaya ist es heiß, glühendheiß, Tag und Nacht, das ganze Jahr. Oben im Innern ist die Temperatur durchschnittlich wie an den heißesten Hundstagen in Europa, einigermaßen zum aushalten, wenn man in Pyjamas herumgeht oder im Automobil fährt und Luft bekommt. Die javanischen Eisenbahnwagen sind mit mehreren Fach Fenstern im Kupee ausgestattet, Glasscheiben, Fliegennetzen und Sprossen, und zerfallen auf natürliche Weise in drei Klassen: I, wo die Weißen reisen, II, wo die Mischblutklasse es sich behaglich zu machen versucht, III, offene Viehwagen für die Eingeborenen.

So reist man denn und bekommt die trockenen Vorstellungen, die man von Landkarten und Reisebüchern hat, gegen die ungeheuren Bilder der Wirklichkeit eingetauscht. Gewaltig ist Java, eine Insel, die die Erde für ihre Schornsteine bestimmt zu haben scheint, denn am Horizont dämmert der eine himmelstrebende Vulkan nach dem anderen, hohe, vollkommen regelmäßige Pyramiden, deren Spitzen sich in den Tropenwolken verflüchtigen und eben so schön sind wie der japanische Nationalberg Fujiyama. Wenn eine kräftige Rasse auf der Insel lebte, würde sie in Sage und Kunst viel berühmter sein als das in Wirklichkeit von der Natur stiefmütterlich behandelte Japan. Japan aber lebt, während in Java eine zahllose Bevölkerung wie Schatten von sich selbst umherschleicht. Bezeichnend hierfür ist das javanische Wajang, die einzige nationale Kunst, eine Schattenkunst, wo die Silhouetten einer vergessenen Götterwelt über die weiße Leinwand spuken, eine Nachtkunst, die ich sah, während der Kegel des Berges Sumbing seinen rauchatmenden Krater vom Vollmond abhob, und die zarten, unendlich verfeinerten Harmonien des Gamelangs unter den Tropenbäumen erklangen, primitiv einförmig, aber herabgedämpft zu den allerausgesuchtesten Klängen und Bruchteilen von Tönen, die Musik einer wilden, aber bereits alten Rasse.

Das war in Magelang, der Stadt, deren Name allein wie Musik klingt, Magelang, wo ich jeden Morgen zeitig eine seltsam zarte und flüchtige Musik hoch oben in der Luft hörte, die aus den Wolken zu kommen schien oder vom Sumbing, der seinen rauchenden Kopf vom Tiefland durch Dunst in eine schwindelnde Morgenklarheit emporhob — war es möglich, daß der Sumbing einen Harfenlaut von sich gab? Dort oben wehte es ja beständig und pfiff vielleicht im Krater; eine Erklärung für diese mystische Musik mußte es doch geben. Später erfuhr ich, daß es Tauben seien, denen die Javaner Bambusflöten unter die Flügel binden, so daß es wie kleine Wolkenorgeln von ihnen herabtönt. Magelangs Tauben und Sumbings narbiger Krater über den Wolken aber werden stets mit demselben Ton in meiner Erinnerung haften bleiben. Übrigens hört man dieselbe luftige Musik in Peking, wo die Chinesen ihre Tauben auch mit kleinen Bambusflöten versehen, die beim Fliegen klingen. Offenbar eine alte mongolische Liebhaberei, die so entfernt voneinander liegende Orte wie Peking und Java gemeinsam haben, eine uralte panische und unschuldige Freude an der „Sphärenmusik".

Über Sukabumi und Bandung — klingt das nicht wie ein Griff in ein Musikinstrument? — kam ich nach Garut, wo ich aus irgendeinem Grunde blieb. Ich kehrte in dem alten schnurrigen Hotel Papandajang ein, einer Mischung von holländischem und malaiischem Stil, das wie mehrere große Spankörbe war, die man in einem Palmenhain ver-

streut hatte, düstere Zimmer, der Kühle wegen aber mit großen offenen Veranden davor. In Batavia gab es natürlich elektrisches Licht, in Buitenzorg war man bereits zu Gas herabgesunken, in Garut aber setzten sie einem alte holländische Petroleumlampen auf den Tisch. Große schwarze Käfer, die wie Kontrabasse brummten, kamen angeflogen und bumsten gegen die Kuppel. Zahlreiche Geckos gabs hier und zwar von der großen beredten Sorte, die über die Wand hinter einen Schrank rennen und Djek sagen. Große widerliche Fangheuschrecken kamen hereingeflogen und setzten sich auf die Wand, wo es zwischen ihnen und den Geckos zum Duell kam. Der Gecko, das kleine Krokodil, das eine Farbe wie durchsichtiges Feuer hat und darum im Licht fast unsichtbar wird, versucht die Fangheuschrecke zu überlisten, während sie im Gebet versunken dasitzt; das vier bis fünf Zoll lange Insekt aber dreht sich wie ein Blitz um, und jedesmal, wenn der Gecko seinen Mund bereits weit aufgerissen hat, zeigt es seine gespreizten, häßlichen Giftzangen, und der Gecko zieht sich vorsichtig auf seinen Saugbeinen zurück, ein Spiel, das kein Ende findet. In den großen Kübeln mit Tropenbüschen vor der Veranda finde ich viertelmeterlange, fette Tausendfüßler zusammengerollt, und im Badezimmer humpelt eine große warzige Kröte aus der Abflußrinne, als ich mich zeige. Hierzu kommen noch allerlei Mücken. Im übrigen bin ich allein. Die Abendluft ist mit der ganzen Süße der Tropen gesättigt, dem starken, dicken Blumenduft, der hier immer in der Luft liegt und wie der leibhaftige ewige Sommer ist.

Mein Pavillon geht zu einem Seitenweg hinaus, der von Gärten beschattet ist. Die dünnen, peitschenförmigen Äste eines Pompelmusenbaumes in der Nähe werden von den Früchten, die grünen Männerköpfen gleichen, ganz niedergedrückt; über einem geflochtenen Staket breitet sich ein reifer Pisang. Die gewaltige Pflanze ist an der Wurzel von einem Kranz junger Bananen über dem anderen besetzt, wie eine Unmenge von Drüsen, und unten endet der lange Stengel mit einer großen blauen und roten Blumenknospe — unwillkürlich muß man an die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts denken, mit ihren wandernden Bäumen, und mit Hengsten, die Menschenverstand hatten. Wie eine verzauberte Welt ist es hier, aber etwas reichlich warm.

Indessen scheint man die Hitze von der natürlichen Seite zu nehmen, auf dem Wege vor meiner Veranda ist ein spärlicher Verkehr, ungefähr wie in einer Provinzstadt, Leute kommen und gehen, Eingeborene im Sarong, auf bloßen, lautlosen Füßen, mit einem Sieb auf dem Kopf, von einigen Ziegen gefolgt, die im Staub hinterdrein trippeln; hin und wieder ein weißgekleideter Holländer mit Tropenhelm zu Rad oder zu Wagen. Letztere Beförderung lenkt die Gedanken zu anderen fremden

Planeten, denn die Pferde auf Java gehören zu einer seltsamen Zwergrasse, noch kleiner und feiner gebaut als die Shetlandsponys, mit kleinen Hirschbeinen, wie eine Attrappe für die Uhrkette; sie laufen vor kleinen Jumben, bei denen der Sitz nach hinten gekehrt ist, so daß man dem Gespann den Rücken zuwendet, wahrscheinlich weil man sich dessen schämt; es klingt wie eine Taschenuhr, wenn ein Gespann Pferde auf den winzigkleinen Beinen angetickt kommt.

Nachmittags regnet es, ein warmer, einschmeichelnder Regen, der anfangs stark aufweicht; die Malaien wandern mit Pisangblättern überm Kopf, paradiesisch und ganz praktisch, sie bekommen keinen Regentropfen. Es blitzt ein paarmal, einige kurze, drohende Donnerschläge folgen, es ist der Papandajang, der nahe Vulkan, der über den Regenwolken brummt. Später wird es zu einem stillen Regen, wie eine milde Wasserkannenbrause über einem Treibhaus, und ich mache einen Spaziergang durch die Stadt.

Die Straßen münden auf einen öden Marktplatz, mit einer Moschee, einem Regierungsgebäude und einer Schule; sonst stille Wege mit Gärten und verborgenen Häusern, hier und dort eine dieser großartigen Königspalmen, die großen lebenden Wesen gleichen, Rambutanbäume, voll von Früchten, Bambus, das vornehmste und verbreitetste Gewächs des Ostens, das man nie müde wird zu bewundern und das an Grazie und Zähigkeit an die Birke im Norden erinnert.

Die Stadt ist still. Die Leute bleiben in ihren Häusern, ich sehe Malaienkinder in den Türen; irgendwo sitzt ein Mann im Sarong mit gekreuzten Beinen auf einer Matte und näht emsig Maschine. Zwei Malaiinnen kommen über den nassen, roten Grant mit Holzklötzen an den nackten Füßen, sie sind sehr fein, mit zwiebelfarbigen Zügen, die Lippen geschminkt, jede mit einem europäischen Schirm über sich, sie scheinen etwas Besonderes vorzuhaben, es bedeutet etwas, daß sie mit ihren kleinen, langsamen, verzärtelten Körpern im Regenwetter unterwegs sind.

Garut ist nach allen Seiten von Reisfeldern umgeben; die Stille in der Stadt wird dadurch noch stiller, daß es immer von Überschwemmungen, deren Wasser von einem Feld zum anderen hinabgeleitet wird, rieselt und sickert und plätschert. Tief unterm Berge aber fließt ein unsichtbarer Fluß, der braust und braust. Und so regnet, rieselt und braust es in Garut immerfort.

Eines Morgens früh miete ich mir ein Pferd und reite zur Stadt hinaus, durch eine Landschaft, die mit gewaltigem Schwung nach links aufsteigt, die Schulter des Papandajang, alles ausgedehnte Plan-

tagen. Die Landstraßen auf Java sind vorzüglich, und hier draußen auf dem offenen Land zwischen den Reisfeldern begegnet man vormittags einer Menge javanischer Bauern, die paarweise Gummi über einem Joch tragen, oder Matten mit Gemüse und Reis, die auf dem Markt verkauft werden sollen; andere befördern Zimmerholz, indem sie die Balken mit Hilfe von zwei Bambusstangen wie eine Trommel den langen, langen Weg vor sich her rollen. In den Reisfeldern sieht man die pyramidenförmigen Hüte von anderen Zahllosen, die in der stillen Sonnenglut arbeiten; man kommt an einer Hauskarre vorbei, einem jener altmodischen, geflochtenen Kastelle auf Rädern mit einem Dach darüber, von schwarzen Büffeln gezogen; das Ganze bewegt sich mit planetarischer Langsamkeit vorwärts, dafür aber kann man hin und wieder einen Malaien libellenglitzernd auf einem Rad, die bloßen Füße auf den Pedalen, vorbeisausen sehen.

Die Reisfelder verschwinden mit ihrer Sonnenglut; in einem Tal brütende Wasserspiegel in der Windstille, ringsherum der Blick auf gewaltige Berge, deren Mitte von schneeweißen Dampfwolken verdeckt ist, während die Gipfel in die dünne, blaue Luft hinaufragen. Ein Eisvogel sitzt auf einem Pfahl und spiegelt sich mitsamt Reis, Bergen und Himmel in dem warmen, glitzernden Wasser.

Die Bauern grüßen mich mit all der Ehrerbietung, die einem berittenen Holländer zukommt, die jüngeren entblößen den Kopf auf gewohnte Weise, die alten gesitteten Bauern aber wissen besser, was sich schickt, sie sind nicht so frei zu grüßen oder gar einen Gruß zu erwarten. Schon von weitem nehmen sie verstohlen den Hut ab und passieren mit entblößtem Kopf, ohne aufzusehen. Ihre Höflichkeit besteht darin, daß man gar nicht auf den Gedanken kommen soll, daß sie überhaupt einen Hut besitzen, denn sie verbergen ihn auf der Seite, die vom Reiter abgekehrt ist, ja, man soll gar nicht auf den Gedanken kommen, daß sie überhaupt existieren. Eine ähnliche Art von Gesittetheit kenne ich von alten Bauern in Europa. Einige alte Malaien steigen ganz in den Graben hinunter, um mir auszuweichen, sie begeben sich jeden Rechts auf die Landstraße, solange ich darauf reite — so sind Leute in Europas Mittelalter vor Karl dem Fünften zur Seite gewichen. Ein sehr alter Mann, der meiner zu spät gewahr wird, kann den Hut nicht mehr abnehmen, aber deutet mit gebrechlicher Geistesgegenwart an, indem er die Hand zum Knoten führt, daß er angebunden ist, und als ich Großvater zunicke, knixt er wie ein kleines Mädchen, mit einem reizenden alten Lächeln. O, Java! Aber da sind auch einige junge Burschen, die gar nicht grüßen, ein anderes Java; und eine Gruppe Lümmel, die sich durch ihre Menge stark fühlen, erlaubt sich sogar laut über die elende

Mähre, die ich reite, zu lachen; es ist ein alter Hotelgaul, der zu Bergbesteigungen verwandt wird und dessen Beine vom Waten in den Lavafeldern blutige Schrammen haben. Es war gefühllos von dem jungen Java, sich über mein gichtbrüchiges Pferd lustig zu machen, auf dem ich mich englisch zu reiten bemühte. Mein Ausflug hatte seinen Reiz verloren, und da der vierbeinige Jammer unter mir auch Zeichen von Heimweh zu erkennen gab, machte ich kehrt, ohne oben auf dem Vulkan gewesen zu sein. Wenn Java nur nicht eines Tages hinter die Holländer kommt, wie man hinter mich kam.

Nach dem Reiseführer sollte es in dem hochgelegenen Garut kühl sein; ich fand es lauwarm; wenn man irgendwo unbeweglich saß, selbst bei Regenwetter – und es regnete mit ziemlicher Regelmäßigkeit jeden Nachmittag – kam man ins Kochen. Trotzdem blieb ich, aus Mangel an Initiative. Die Jongen waren ländlich unverdorben und gaben sich alle erdenkliche Mühe, dem Reisenden das Leben angenehm zu machen, ich sah sie in den Ecken stehen und flüstern und beratschlagen, um meine Wünsche wenn möglich zu erraten. Die Guten machten unbewußt essende Bewegungen mit den Lippen, wenn sie mir servierten, sie schmatzten in der Hoffnung, daß es mir schmeckte. Und das Essen war auch ganz annehmbar, die malaiisch-holländische „Rijstafel", die ja immerhin füllt; mageres Geflügel; auf Java spazieren die Hühner fast ohne Federn herum, bei lebendigem Leibe gerupft, die Wärme macht sie wieder zu Reptilien; ferner schreckliches Büffelfleisch, so hart, daß es vom Teller sprang, wenn man es schneiden wollte, es entfernte sich, und dagegen hatte man nichts einzuwenden; zum Schluß ausgezeichnete lokale Früchte. Ich sah nicht ein, weshalb ich dort nicht bleiben sollte. Da es zu heiß war, um sich zu bewegen, streckte ich mich auf meiner offenen Veranda und stellte eine Dose Tabak neben mich – jetzt mochte Garut zu mir kommen.

Und es kam. In quadratisch zunehmendem Umfang, je mehr das Gerücht sich verbreitete, begann Garut sich vor meiner Veranda einzufinden, erst mehrere Händler, gewöhnliche Turistenhaifische, die Strohhüte und schlechte „Erinnerungen" in Form von Federhaltern mit Wajangfiguren verkaufen wollten; weg mit diesen Wajanghäßlichkeiten, Teelöffeln, Nachtkleidern, die ich in einem Laden kaufen konnte; all dies Pack jagte ich zum Teufel.

Ein altes Mütterchen, kaum mehr als zwei Fuß hoch, mit einem unendlich furchtsamen und sanften Wesen, nähert sich mit Mangustinen in einem Tuch und will sie verkaufen, wagt es aber kaum. Ich locke sie mit Krumen wie einen Sperling zu meinem Stuhl, sie flüstert und steht die ganze Zeit auf dem Sprung, während wir handeln. Sie soll

einige Kupfermünzen bekommen, als ich ihr aber eine Silbermünze gebe und nichts darauf zurückhaben will, begreift sie nicht, steht dumm da, mit dem Geld in ihrer offenen Hand; verschiedene Eingeborene eilen herzu, Gott mag wissen woher, und wollen ihr ihr Glück begreiflich machen, lachen laut in ihrem Interesse, und als die Alte ihr Glück immer noch nicht begreift, führen sie sie im Triumph fort, mitsamt dem Rest der Mangustinen und dem schweren Geld.

Inzwischen beginnt sich eine recht gute Stimmung in der Umgebung der Veranda breit zu machen, mehrere braune Jungen, die ich schon blitzartig zwischen den Pflanzenkübeln gesehen habe, kommen ganz zum Vorschein, mit merkwürdigen Bambusapparaten in den Händen, die mich neugierig machen, und ehe ich es mich versehe, haben sie sich in einer Reihe aufgestellt und ein großes Orchesterstück begonnen, denn es zeigt sich, daß es Musikinstrumente sind. Sie bestehen aus einem harfenförmigen Bambusrahmen, in dem zwei hohle Rohre lose hängen, die einen Klang geben, wenn man den Rahmen schüttelt. Jedes Instrument ist auf einen einzelnen Ton gestimmt und die Skala ist auf die Musikanten verteilt, wie bei gewissen Clownnummern. Es klang gar nicht übel, und amüsant war es zu sehen, wie die Jungen rhythmisch von einem Paroxysmus ergriffen wurden, wenn die Reihe an sie kam; schließlich schüttelten sie ihre Instrumente alle auf einmal in einem großen, mächtigen Schlußakkord.

Eine neue Nummer wird zum besten gegeben, und jetzt ist eine Tänzerin aufgetaucht, die vor dem Orchester eine Attitüde einnimmt, ein kleines Mädchen von höchstens acht Jahren, die mit parodistischer Genauigkeit den javanischen Tanz nachahmt, sie spreizt die Beine tapfer und mit Grazie, strammt sich hinten und agiert Geschmeidigkeit; übrigens rührt sie sich nicht vom Fleck, sondern tanzt mit den Händen, indem sie sie stark noch oben dreht und in mehreren vorteilhaften Stellungen zeigt. Tatsächlich haben die richtigen javanischen Tänzerinnen auch nicht mehr Tricks; es sind die Reste der alten vergessenen Hindukultur, die Bajadere, die zeigen will, daß sie dünn in der Taille und schmiegsam in den Gelenken ist. Viele Zuschauer sammeln sich nach und nach, ein ganzes Theater, schließlich sehe ich mich gezwungen, den Vorhang fallen zu lassen, indem ich mich in meine inneren Gemächer zurückziehe.

Als ich nach einer Weile wieder herauskomme, ist alles ruhig, nur eine Javanerin steht geduldig draußen auf dem Grant, mit einem Bündel zu ihren Füßen und wartet. Als sie mich sieht, blitzen ihre Augen auf und sie hält mir geschwind ein Stück Zeug hin, einen Sarong mit Batikmuster . . . „Tuan!" ruft sie gedämpft und kommt näher; da ich ihr nicht abwinke, lächelt sie mit betelroten, abgenutzten Zähnen, eine nicht

mehr ganz junge, schlanke und etwas dürre Malaiin, aber mit schönen, schlauen Augen.

Den Sarong kann ich nicht gebrauchen, gut, gut, da wir nun aber doch einmal Freunde geworden sind, ob ich da nicht den haben will, den sie selbst trägt? Wie beliebt? Sie sieht sich um wie ein Vogel, kommt noch einen Schritt näher und zeigt auf ihre Brust, na—a, versteh ich sie noch immer nicht? Aber der tuan, mit dem sie es zu tun hat, ist etwas schwer von Begriff, er will keinem Mitmenschen den Sarong vom Leibe wegkaufen; statt eines Handels biete ich ihr Tabak an. Sie aber ist Philosophin, schüttelt den Kopf mit unbeschreiblich weiblichem Humor, „tuan tida mau malay," sagt sie halb zu sich selbst, sieht mir ironisch in die Augen und zeigt mit einer mißbilligenden Geste auf ihre Person, worauf wir beide lachen. Sie füllt sich den Mund mit Tabak. Darauf streicht sie sich liebkosend über die Wange, wie man tut, wenn es eine recht weiche Backe ist, ei, und geht. Diese letzte Pantomime verstand ich nicht recht. Aber einige Minuten danach . . .

Ich hatte mir ein Buch genommen und mich zum Lesen hingelegt, mit brennender Haut, es regnete, und man war mit seinem überhitzten Blut in der Feuchtigkeit eingesperrt, nicht einmal schwitzen konnte ich. Es war gegen Abend, die Zikaden hatten angefangen die Geigen zu dem gewohnten Dämmerkonzert zu stimmen; ein schlammiger Geruch von Regen und Erde drang auf die Veranda. Da hörte ich jemanden auf dem Grant und sah von meinem Buch auf . . . eine junge Javanerin mit einem Gesicht wie mattes Gold, worauf Mondlicht fällt, und wunderschönen, dunklen Tieraugen; jetzt steht sie ganz still . . . tuan! Gleich darauf verschwindet sie wieder, nachdem sie ein paarmal mit furchtsamer Stimme gerufen hat, ein gedämpfter Mädchenlaut, und ich sehe den schmalen Rücken im Sarong, indem sie sich entfernt. Ein eigener weicher Gang, wie ein wiegender Strohhalm, sie hat nie etwas an den Füßen getragen. Das war der reine javanische Typ, ein ganz flaches Gesicht, der Kopf rund wie eine Kugel, schwache, schöne Arme, ein zarter und ganz fehlerfreier Torso, der Mund und der niedrige, offene Nasenflügel wie die Blätter einer Orchidee. Ich hätte ihren kleinen Sarong leicht kaufen können, war aber so sehr in eine interessante Stelle meines Buches vertieft, daß ich mich nicht stören lassen konnte, und darum ging Javas Tochter wieder.

Tags darauf traf etwas Unangenehmes ein, das mich veranlaßte, Garut zu verlassen. Ich aß gerade Frühstück an der Table d'hote, wo ich allein zu sein pflegte, ausgenommen zwei merkwürdige Kinder, die im Hotel wohnten, Geschwister von zwölf und dreizehn Jahren, Mischlinge, offen-

bar von reicher Familie, Pflanzerkinder; sie saßen lautlos da und aßen, wechselten hin und wieder ein paar Worte auf malaiisch. Sie ähnelten einander sehr, der Junge hatte ebenso runde, volle Glieder wie das Mädchen, und dieselben märchenschönen Augen, nur war er kurzgeschoren, während das kleine Mädchen eine schwere, steinkohlenfarbige Mähne über den Rücken trug. Sie sahen merkwürdig verschlafen aus, mit verwischtem Mund, keinen wirklichen Zügen, obgleich sie sehr schön waren; sie glichen chloroformierten Engeln.

Da höre ich, wie ein Automobil sich durch die Stadt tutet und vorm Hotel hält, und einen Augenblick später kommen zwei Europäer, unter dem Gerenne des ganzen Personals, sogar des Wirts, in den Speisesaal, die eine ein großes prachtvolles Mädchen im Staubmantel, ohne Hut, einen Autoschleier über dem roten Haar – die Flamländerin von der „Geldern"! Ja, sie ist es, sie kommt angesaust wie der kalte Osterwind in Holland, ihre Augen blinken wie ein Frühlingswasser, sie brennt und ist kühl zugleich wie gelbe Tulpen, wie ein Wetter von nordischer Kraft und Süße kommt sie herein ... und hinter ihr, mit der Chauffeurbrille auf der Stirn, den Mund vom Bart verdeckt, der Schulreiter oder was er sonst war ...

Sie gehen an meinem Tisch vorbei, sie wird meiner gewahr und errötet so tief, daß die Sommersprossen und Augenbrauen ganz weiß in dem kochenden Gesicht wirken, sie nimmt sich zusammen, lächelt mit heißen Augen, und als sie vorbei ist, legt sie den Kopf in den Nacken mit einem gebrochenen Ausdruck, schuldig, trotzig und verloren.

Wie war sie ausdrucksvoll, als sie zuerst hereinkam, mit leichten Schritten, die die Fußbodenbretter zum Federn brachten, mit nervösen Nasenflügeln, die ein- und ausgingen, und zuletzt als sie sich in die Lippen biß und in der ganzen Haltung zusammengefallen nach einem Stuhl griff, den sie gegen die Erde stieß, bevor sie sich setzte. Phlegmatisch war sie nun eben nicht. Ich war mit meinem Frühstück fertig, hatte nichts mehr im Speisesaal zu tun, erhob mich und ging hinaus. Die beiden Tropenkinder hatten sich an ihrem Tisch umgedreht und starrten das neuangekommene rote Wunder mit großen dunklen Augen sprachlos an.

Wenn man mit der Eisenbahn von Batavia nach Surabaya fährt, sieht man auf der ganzen Strecke zwei Unkrautpflanzen, eine mit lachsfarbenen und eine mit lavendelblauen Blumen, die immer zusammen wachsen und ganze Büsche miteinander bilden, eine Art Blumenfreundschaft, auch überall sonst in Hochjava sieht man sie. Etwas Näheres weiß ich nicht von ihnen, aber sie sind in meiner Erinnerung haften ge-

blieben, sie passen so gut in der Farbe zueinander, ein intimes javanisches Lokalkolorit. Noch jetzt, zwei Jahre später, muß ich an sie denken, sobald Java vor mir auftaucht, ebenso wie ich Dänemark in dem Löwenzahn, Knöterich und Bienensaug wiedererkenne. Ich werde nie mehr nach Java kommen, werde nie mehr die Zwillingsvulkane Sumbing und Sindoro wiedersehen oder die Morgenmusik der Tauben in Magelang hören.

Bisweilen streift der Gedanke mein Gehirn, was die Tropen wohl aus der großen rücksichtslosen Flamländerin gemacht haben, der ich durch einen Zufall just in der schicksalsschwangeren Periode begegnete, als die Tropen den Frühling allzu zeitig in ihrem nordischen Blut hervorgelockt hatten. Während eines kurzen Besuchs in Surakarta, an einem der letzten Tage, die ich auf Java verbrachte, ging ich in ein holländisches Hotel, um zu Mittag zu essen, und bevor ich der eingeborenen Bedienung übergeben wurde, kam mir der Oberkellner, oder war es der Wirt selbst, mit einer kaltblütig servilen Verbeugung entgegen, um mir einen Platz anzuweisen; es war der Mensch von der „Geldern" mit dem Reiterkorpus und dem pöbelhaften Zug, der halb unterm Schnurrbart verborgen war.

Das war das letzte, was ich von dem Roman sah, der an Bord der „Geldern" begonnen hatte. Der Schluß ist mir unbekannt.

Zucht

von Carl Ludwig Schleich

Als der bildschöne und elegante Page und Leutnant Ignaz von Loyola, der Liebling der Damen vom Königshofe Ferdinands des Katholischen (man raunte sogar von einer Herzensgunst der Königin) bei Pamplona durch eine Kanonenkugel, welche das Bein traf, sich zum Krüppel geschossen sah, da hatte er während eines vielmonatlichen Krankenlagers genügend Muße, über Welt und Leben nachzudenken. Mannhaft, schrei- und tränenlos ertrug er ein dreimalig wiederholtes Brechen der Knochen – nutzlose Korrekturversuche des schief verheilten Gliedes. Sein Gang blieb bis ans Ende seiner Tage (er war 65 Jahre alt, als er im Jahre 1556 starb) hinkend. Während seiner Fiebernächte nun soll er eine Vision gehabt haben: die Himmelskönigin habe seinem Bett zur Rechten gestanden und zur Linken die Königin seines Herzens, und Welt und Himmel seien eine Zeitlang im Kampf verharrt um seine Seele. Als er erwachte, sei er entschlossen gewesen, der Welt zu entsagen und den Versuch zu machen, ob es nicht möglich sei, sein Inneres so schön und harmonisch zu gestalten, wie es einst sein Äußeres war, gewissermaßen zur Ehre der Mutter Gottes sich so von Welt und Sünde zu reinigen, daß er als ein würdiger Diener der Himmlischen auf Erden wandeln und Gutes tun könne. Es ist absolut sicher verbürgt, daß er darauf für sieben volle Jahre in eine Felsenwüste bei Montserrat zog und unter schwersten Kasteiungen und kümmerlichsten Lebensbedingungen sein inneres Ich zu ergründen suchte und unter dauernden Übungen des Geistes sich dem hohen Ziele einer Pilgerschaft zum heiligen Grabe und eines ausschließlichen asketischen Wandels anzupassen. Was er hier an inneren Vorgängen geschaut und abgelesen hat, erinnert in manchen Punkten an die freilich weit umfassendere Erkenntnis-Wühlarbeit Kants, überragt aber, was die praktische Seite der Stellung und Handlung des Menschen in der Welt betrifft, die Kantschen ethischen Allgemeinforderungen um ein Erhebliches, einfach, weil Ignatius von Loyola durch Innenschau den wesentlichen Punkt erfaßt hat, auf den es bei jeder Erziehung allein ankommt: die Überwindbarkeit der Affekte durch Übung, und zwar „militärische Übungen des Geistes".

Ja, so nannte der einstige Offizier der spanischen Armee sein fertig aus den Bergen zu Tal getragenes Werk: Exercitia spiritualia militaria; geistige, militärische Übungen. Und ich spreche es ruhig aus, weil es meine tiefste Überzeugung ist: mit diesen Rezepten und Exerzitien in der Hand könnte man noch heute unsere gesamten Irrenhäuser reformieren und zum mindestens bei zwei Dritteln verhüten, daß die dort Verurteilten je die Schwelle

der vergitterten Häuser, die zwar keine Gefängnisse, aber Käfige der Seelen sind, zu überschreiten brauchten. Auf unseren protestantischen Gymnasien und Universitäten wird uns dieser Mann nicht richtig geschildert, und man macht ihn für die Fehler derer verantwortlich, welche den Verfall seiner Lehren eingeleitet haben, was für die gewaltigsten nicht angängig ist, andernfalls müßte auch ein Christus für die Sünden, die in seinem Namen die Welt schaudernd erblickt hat, verantwortlich gemacht werden. Nach eingehenden Studien habe ich mich überzeugt: der Mann hat sein Ziel, sich von allem irdischen Tand zu befreien, erreicht; er war rein, wenn auch fanatisch, aber ganz gewiß kein Bösewicht, sondern ein gewaltiger Geist, der seinem Ideal, der Verherrlichung der Kirche Petri und der Jungfrau Maria, mit völlig unbefleckten Händen treu geblieben ist und einen geistigen Willen in sich konzentrierte, der nach Auffindung seiner Exercitia spiritualia ihn zu der Überzeugung geführt hat, dereinst das ganze Erdenrund zu beherrschen, wie ein Geisteskönig. Er hat das vollbracht mit fünf Jüngern, die er aus einer großen Schar von Zöglingen nach seinem Rezept zu Vollendern großer Pläne erzogen hat. Er suchte sie in Spanien, in Paris, in Rom, oft verfolgt und vertrieben, und war von einer solch gewaltigen Kraft der Persönlichkeit, daß er, dreimal vor ein Ketzergericht gestellt, es dreimal erreichte, daß der jedesmal präsidierende Papst sich unmittelbar nach seiner Verteidigungsrede in den heiligen Orden der Brüder Jesu aufnehmen ließ. Wenn man ferner erwägt, daß seine Schüler einst den ganzen Erdkreis geistig und materiell in ihren Bann schlugen, so darf man wohl die Frage aufwerfen, ganz abgesehen von jedem Werturteil über die Jesuiten, was gab diesem Mann und der größeren Schar seiner Jünger die enorme Kraft zu solchen Leistungen? Denn wenn wir ihm, dem Stifter des Ordens und seiner fünf Auserlesenen, auch alle Fähigkeiten des stark suggestiven Geniemenschen zusprechen wollten, so ist es doch wohl ausgeschlossen, daß auch die größere Schar seiner Schüler, welche die eigentliche Kleinarbeit der geistigen Unterwerfung des Erdballes vollbrachten, einer um den anderen urgeniale Leute gewesen seien, sondern es muß objektiv in seiner Lehre, in seiner Methode etwas stecken, was von enormer Bedeutung ist und vielleicht niemals ernstlich von Nichtjesuiten nachgeprüft ist. Ich will hier nicht näher eingehen auf seine ihm zugeschriebene Moral mit dem doppelten Boden und der berüchtigten Lehre von der Heiligung der Mittel durch den Zweck, obschon ich glaube, daß dies nur eine gefährliche Nebenrichtung seiner Grundidee war, und gerne zugebe, daß etwas von dem Herrscherstolz in ihm gesteckt haben mag, der eine Wahrheit für sich und eine für die anderen hatte, worauf folgende Anekdote, die selbst, wenn sie nicht wahr sein sollte, ihm doch gut auf den Leib geschneidert ist. Ignatius sitzt im Kreise seiner

Schüler und fragt sie, ob sie ihm sagen könnten, was auf den ersten Tafeln der Gesetze, die Moses vom Sinai herunterbrachte, gestanden haben möge, die er zerbrach, als er den Cancan derer um das goldene Kalb mit ansehen mußte. Niemand konnte Kunde geben. Da sprach er selbst: „Jetzt leset ihr: Du sollst keinen Gott neben mir haben, du sollst nicht stehlen, du sollst Vater und Mutter ehren und so fort mit zehnfachem Befehl für dich. Ich aber sage euch: auf der ersten Tafel schloß Moses sich selbst mit ein in den Befehl, da stand geschrieben: Ich soll nicht; ich, ich soll! Auch – ich – soll nicht! Da sah Moses die Distantia zwischen sich und jener Plebs, ging hin und änderte jedes Ich in Du. Denn es ist ein anderes, was ein Herrscher zu tun hat, ein anderes, was das Volk." Aus dieser Erzählung spricht gut und deutlich die Lehre der zwei Geleise, die, wenn wir ganz ehrlich sein wollen, noch heute jedermann folgt, wenn nicht aus starrem Prinzip, so doch aus Bequemlichkeit, Lässigkeit und Gutmütigkeit. Wer kann wohl seine letzten Gedanken, seine Geheimnisse, seine Ideale den anderen, der Menge preisgeben, ohne dafür gesteinigt zu werden? Was wurde aus den Heiligen, die mit einer eingleisigen Idee durch die Welt kommen wollten? – Sie wurden verbrannt, verketzert. Wie ist der Ausgleich zwischen den Forderungen der Natur und denen des Staates anders möglich, als durch ein wenig Versteckenspiel mit der eigenen Meinung, beziehungsweise ein bißchen Augenzudrücken hier oder dort. Nur die eigene Meinung bescheiden zurückzuhalten ist schon ein wenig Zweiseelentum! Wir sind alle ein bißchen Jesuiten in diesem Sinne, uns mangelt nur die prinzipielle Schulung. Wenn wir die Rolle, welche im Staate die Konvention, der gesellschaftliche Zwang, das Buhlen um die Gunst der Großen und Reichen dieser Erde spielen, recht ehrlich betrachten, so gehen wir fast alle auf zwei Geleisen! Ja, die sogenannte goldene Mittelstraße ist auch nur ein Weg, auf dem man eigentlich aus Jesuitismus weder rechts noch links zu gehen wagt. Und was den berühmten Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel" anbelangt, so mag man mir als Chirurgen es nicht verargen, wenn ich ihn voll und ganz täglich, stündlich anerkenne, denn das zwangsweise Narkotisieren trotz allen Aufbäumens der Patienten, das Hineinschneiden in Fleisch und Sägen am lebenden Gebein ist ein scheußliches Mittel und wäre entsetzlich, wenn nicht ein so heiliger Zweck, wie die Gesundung, es annehmbar machte. Ja, und die fromme Lüge in der Medizin, die überall üblich ist, die Rezepte verschreibt (ut aliquid fieri videatur), zum Trost, als eine Art Ablaßzettel, und welche die Wahrheit verheimlicht, weil ihre Verkündung eine Brutalität wäre? Ein Dilemma, aus dem nur der Seufzer des Pilatus: „Was ist Wahrheit?" retten kann – sind das nicht zwei Geleise?

Aber mir kommt es hier nicht auf eine Apologie des Jesuitismus an,

obwohl ich finde, daß seinen Jüngern manchmal Sünden hart vorgehalten werden, die auch andere begehen, sondern ich möchte nur den Kern herausschälen aus den psychologischen Erkenntnissen des Ignatius von Loyola, weil hier für mich eine Quelle segensreichster Handhaben zu stecken scheint und ein tiefer Einblick in den Mechanismus des menschlichen Geistes. Es sind die Exercitia spiritualia militaria nämlich eine Art sicherer Unterweisung in der Kunst, seiner Affekte schrankenlos Herr zu werden, eine Schulung zum Dichterwort: „Sei stets dein Herr und nie dein Knecht", eine kaum versagende Anleitung zum Siege der Vernunft über die Triebe. Was tat Loyola, wenn er Schüler suchte? In einem dunklen Zimmer ließ er in unverdrossenem, schwerem Geistesringen den Zögling irgendein besonders ergreifendes Bild, zum Beispiel Christus am Kreuze, die Jungfrau Maria, auch wohl einmal Profanes, irgendein nacktes Weib, mit bewußtem Einschluß sexueller Dinge bis auf das Titelchen beschreiben und half ihm die feinsten Details durch Fragen, zum Beispiel nach dem Aussehen der Schnittwunde Christi in der linken Brustseite, des sickernden Blutes usw. herausfinden und sich so fest einprägen, daß das Bild, ein Kelch, ein Blumenstrauß, ein Weib leibhaftig vor dem inneren Blick haften und reproduzierbar blieb. Wer jemals, wie ich, aus noch zu erörternden Gründen solche Übungen mit anderen und mit sich selbst angestellt hat, der weiß, welch eine enorme geistige Konzentration dazu gehört, vom Einfachsten zu dem Kompliziertesten fortschreitend zwingende Innenbilder in sich oder anderen zu erzeugen. Manchem gelingt es nur mit unendlicher Mühe, selbst die einfachsten Bilder, wie ein Fetzen Papier, visionenhaft deutlich vor die Seele treten zu lassen, anderen leichter. Die ersteren wurden von Loyola als ungeeignet nach vielen vergeblichen Versuchen abgelehnt. Doch das ist nicht die Hauptsache. Ist solch eine Übung von Vorstellungsbildern beendet, sie dauerte gewiß stundenlang, so kam der unerbittliche Befehl, in aller Strenge dem Schüler ins Ohr gedonnert: „Wehe! Wenn du innerhalb der nächsten 24 Stunden auch nur ein einziges Mal dies eben beschworene Bild (bei dem oft Wollust und Gier bewußt eine Rolle spielten) in den Kreis deines inneren Gesichtes treten läßt! Wehe! wenn deine sündigen Gedanken auch nur mit einem Hauch die Vision berührt, sofort, sei's Tag oder Nacht, du meldest mir, daß du ungehorsam warst im Geiste!" Kam dann ein Bekenner, so waren empfindliche Strafen, Kasteiungen, unaufhörliche Gebetsübungen die Folge, auch die Geißel mag geschwungen sein. Dann begannen diese Übungen von neuem. — Was bezweckten sie? Einen Menschen heranzuzüchten, der imstande war, seine Vorstellungen, seine Affekte, seine Triebe ab- und anzustellen wie mit einem Kurbelzug. Gewaltsame, grausame Tyrannei des Geistes! Doch welch ein Mensch ging dann aus solcher gelungenen

Schulung hervor! Denn, und das ist das Wunderbare, Loyola wußte, wahrscheinlich aus siebenjähriger Selbstkasteiung, daß die Muskelübungen zur Abstellung der Vorstellungen indirekt die Spurmechanismen der Affekte, der unterbewußten Triebe, der schwankenden Verlockungen der Sünde, der geheimen Aufträge, der Verschwiegenheiten, ja die des Selbsterhaltungstriebes zu stählernen Klammern einer grandiosen Willenskraft umbilden mußten.

So konnten Persönlichkeiten gezüchtet werden, die fast nur Geist und Wille waren, stets Herren ihrer selbst und von einer Energie der Selbstüberwindung, die im Dienste einer zentralen Idee unendliche Machtfülle suggestiv auszuströmen imstande waren. Man denke sich einmal diese Athleten der Hirnmuskeln mit den tiefliegenden Feueraugen, die doch so ruhig und sanft blicken konnten, mit den bleichen, von der gewaltigen Denkarbeit scharf gefurchten Zügen, den schmalen, sinnenlosen Lippen, — welch eine Wirkungsfülle mußte von ihnen ausgehen! Ein großer Ruf ging ihnen voraus. Diese ersten, reinen, unverfälschten Jesuitenpatres waren gewiß unter der Bildnerhand Loyolas zu Genies des Willens, Napoleons der Gedanken, Mirabeaus der Redegewalt geworden und das allein durch systematische, freilich grausame und unaufhörliche Schulung des Gehirns zu einer virtuosen Technik der Registrierschaltungen. Diese Angelegenheit hat aber durchaus nicht nur die Bedeutung einer psychologisch-historischen Analyse — aus diesem Grunde würde ich sie nicht so ausführlich besprochen haben —, sondern in ihr ist ein bisher ganz übersehenes praktisch enorm wichtiges Heilverfahren verborgen. Als solches habe ich es oft erprobt und will hier davon berichten. Es ist nämlich klar, daß bei jeder Form von Neurasthenie, Platzangst, Furcht- und Angstneurose, Halluzinationen im Beginn, Sexualneurosen aller Art es nur einen exakten Weg der Heilung geben kann, das ist die Erlernung der selbsttätigen, willkürlichen Abstellung alles Triebhaften, Affektgemäßen, Gedankenfluchtartigen durch die systematische Kräftigung derjenigen Neurogliamuskeln, welche die Stromabsperrungen gegen die unterbewußten Motive, Einbrüche, Überflutungen des Gehirns und namentlich des Vorstellungsregisters vollziehen. Es hilft nicht, für diese Muskeln direkt an der Stelle der defekten Hemmung, etwa durch Zuspruch, den Versuch zu machen, jeden derartigen Gespenster- und Gedankenzwang zu unterdrücken — im Gegenteil, jeder bewußte Appell an die geschädigten Barrieren und erschlafften Isolatoren reißt ein größeres Loch im Gewebe der Vorstellungen, macht die Passage des Unterbewußten in die Bahnen der Unlusterregungen nur noch wegsamer, weil alle Arten überanstrengter Muskulatur durch neue Funktionsreife nur noch schlaffer werden. Sie bedürfen einer Zeit absoluter Ruhe, um dann von ganz anderen Zonen her des Hirnmuskelsystems sekundär zur selbsttätigen Aufnahme seiner sperrenden Funktionen anzu-

regen. Einem Sänger, dem seine Stimmbänder überanstrengt werden, einem Geiger, der sich überspielt hat, empfehle ich doch auch nicht, die schadhaften Organe zu üben, sondern ich suche auf die Kräftigung seiner Gesamtmuskulatur durch Sport, Turnen und hygienische Lebensweise einzuwirken unter zeitweiser völliger Außerfunktionssetzung seiner geschädigten Einzelmuskeln. Solange ich die gelähmten Bündel der Neuroglia, welche die unterbewußten Motive hindurchlassen, nicht elektrisch direkt reizen kann, bleibt nichts übrig, als das ganze Gebiet der Willensorgane zu kräftigen durch Maßnahmen, die eben dem Plane und der Methode des Ignatius auf das Haar gleichen. Es hilft auch nichts, nach Freuds Vorschlägen solche sogenannten eingeklemmten Motive „abzureagieren", das heißt die Seele durch Bekenntnisse und Erkenntnisse etwa „erotischer Früherlebnisse" von ihnen zu entlasten. Denn selbst wenn man sich unter diesem Einklemmungsvorgang erotischer Frühinsulte etwas denken könnte (Erinnerungen können doch nur im Phantasieregister, also nur im Bewußten ihren Sitz haben, Affekte sind aber Dinge der inneren Sekretion und des Sympathikus), so ist gar nicht einzusehen, wie durch ein einmaliges Stromöffnen (anders heißt doch das „Abreagieren" nicht) Dinge definitiv ausdampfen könnten, die sich immer von neuem erzeugen müssen und immer lebendig bleiben, immer vorhanden sind und nur durch Absperrung, aber nicht durch Öffnung der Passage ins Bewußte unterdrückt werden können. Ich glaube, in Freuds hervorragender Persönlichkeit liegt etwas, ihm vielleicht selbst nicht völlig klares Loyolahaftes, und seine Methode, die ich nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus Berichten und Arbeiten seiner Schüler kenne, wird schließlich mit diesen meinen Anschauungen zu vereinen sein; auch bei ihm könnte, wenn er von dieser Neurogliamuskulatur erfährt, der Gedanke Zugang finden, daß in seinen Heilbestrebungen vielleicht doch ein Faktor zur Stärkung der ganzen Muskulatur der Neuroglia gelegen ist und daß auch seine Heilungen hinauslaufen auf eine funktionelle Absperrung der Motivspannungen. Ein Motiv ist doch funktionell und nicht materiell, es kann also auch nicht wie ein hohler Zahn ausgezogen werden.* Meinerseits erreiche ich eine Absperrung der Motive durch

* Auch sonst ließe sich manches gegen Freuds Anschauungen sagen, wozu hier keine Veranlassung ist. Den Hauptfehler seiner Theorie sehe ich in dem Mangel mechanistischer Vorstellbarkeit der von ihm vorausgesetzten Vorgänge. Darin liegt der Mangel der Lehrbarkeit seiner Methoden. Die Medizin muß methodisch übertragbar sein oder sie wird immer problematisch sein. Alle ihre Siege sind auf methodischem Wege erfolgt. Ich fürchte, Freuds Erfolge sind Wirkungen seiner Persönlichkeit, nicht seiner Methode. Die Mediziner haben bei uns, in protestantischen Ländern, die ganze Erbschaft der katholischen Kirche angetreten, sie haben auch wohl oder übel das Beichtgeheimnis mit übernommen, ohne eigentlich für dieses „Abreagieren" von Geheimnissen vorgebildet zu sein. Auch Freuds Bemühungen sind Entlastungen der Seele durch eine Art Beichte!

allgemeine Willensübungen (Exercitia spiritualia voluntaria), also indirekt durch systematische Kräftigung der gesamten Neuroglia, indem ich in leichten Graden von Neurasthenie, Gedankenflucht, Schlaflosigkeit als Folge von Angstneurosen diktatorisch den Patienten vorschreibe, zwei- bis dreihundert Klimmzüge des Gehirns an gleichgültigen Dingen zu üben. Zum Beispiel vom morgendlichen Aufstehen an müssen alle Maßnahmen der Säuberung, Hygiene und der Bekleidung in einer ganz streng wiederholten Reihenfolge vollzogen werden, die in einer langen Liste hintereinander aufzuschreiben und auszuführen sind. Ebenso verlaufen die Akte des Frühstücks, des Arbeitsweges, die Modalitäten der Berufstätigkeit in einer streng vorgeschriebenen Form; jede Stunde, möglichst jede Minute oder Sekundenfolge enthält ihre eisern festzuhaltende Willenskette und so fort bis zum Schlafengehen. Befolgen die Patienten diese Methode peinlich und unverdrossen, so merken sie nach einiger Zeit ganz von selbst, daß sich ihr Zustand gebessert hat. Ganz naturgemäß: in das ganze Gebiet der Willensaktionen des Gehirns und Rückenmarkes kommt Zucht, Ordnung, Drill und aus einem flatternden, irrlichternden Gedankenspiel, aus bunten Willkürlichkeiten und Plötzlichkeiten wird Herrschaft über den Ablauf der Denkbahnen. In schwereren Fällen, bei Platzangst, Halluzinationen, fixen Ideen usw. kommt man mit diesen einfachen Methoden nicht aus, sondern hier setzt ein volles Loyolasches Programm ein: zunächst die Übungen, sich alle möglichen Gegenstände zwingend innerlich bis zur vollendeten Treue des Spiegelbildes vorzustellen, gleich hinterher dann der Befehl, den betreffenden am Tage geübten Bildkomplex binnen 24 Stunden überhaupt nicht, auch nicht mit den Möwenschwingen der Phantasie zu streifen. Andernfalls sofortige Berichte. Schwere, grobe, ernste Scheltworte, Drohen, die Behandlung aufzugeben, wirken hier auch ohne Geißel und Arreststrafen. Ich habe die Freude gehabt, mehrere Männer mit Platzangst und eine Frau mit Gehörhalluzinationen vollkommen zu heilen. Das ist es, was ich Ignatius von Loyola danke.

Aber wir sehen ja jetzt in diesem gewaltigen Kriege, den uns eine Welt von Neidern aufgenötigt hat, den Triumph einer gleich wirkungsvollen Geistes- und Leibesschulung, auf den die Welt atemanhaltend hinstarrt wie auf ein Wunder. Gegen eine fünf- bis siebenfache Übermacht hält das Heilige Deutsche Reich im Bunde mit Österreich-Ungarn und der Türkei sich die Feinde nicht nur vom Halse, sondern hat sie selbst in die Erdhöhlen gejagt. Was sind diese Schützengräben, diese Maulwurfskriege anders als ein Kompliment vor der teutonischen Gewalt, der man sich kaum noch, wenigstens im Westen, in offener ehrlicher Feldschlacht zu stellen wagt. Was hat diese glückliche Fügung der Dinge vollbracht, worauf beruht neben dem Segen der Allmacht diese enorme Entfaltung

unserer nationalen Kraft? Auf unserer Organisation, unter dem Anerkenntnis des Gedankens, daß Freiheit nichts anderes bedeuten kann, als die freudige Unterordnung des Ichs unter eine große, würdige Idee. Es ist ein Geist, ein Rhythmus, ein Schwung, ein Wille in allen den Helden da draußen und auch den Duldern im Innern, die das größte historische Ereignis der Weltgeschichte gezeitigt hat. Der preußisch-deutsche Militarismus, sagen unsere Feinde. Die Barbarei des Drills, der Kadavergehorsam! Sie bedenken nicht, daß die wahrscheinliche Wirkung dieser unserer Erfolge ihre Unterwerfung und später ihre schleunige Annahme dieses im Kern echt psychologischen Systems in Bausch und Bogen sein wird. Es ist die Inkarnation des kategorischen Imperativs Kants und der geniale Staatsgedanke Friedrichs des Großen, die in Deutschland lebendig die deutsche Einheit schufen und nun den Sieg des deutschen Geistes über alles Internationale vorbereiten. Wunderbar ist, daß ein psychologisch gewiß nicht viel grübelnder Haudegen, der alte Dessauer, der eigentliche Erfinder des Drills, des Parademarsches, des Strammstehens, des Gamaschendrills usw., mit seiner Methode hier in direkte Konkurrenz mit dem asketisch-fanatischen Sohn der Kirche, eben Loyola, tritt. Woher nahm er diesen Tiefblick in die Psychologie der nationalen Masse, wie der Spanier in jene der einzelnen Menschennatur?

Gewiß ist, daß der Drill und die katholisch-jesuitische Schulung Dinge sind, die aus unserer Kultur kaum jemals verschwinden dürften, denn sie sind psychologische Meisterwerke.

Es kommt mir nicht bei, etwa unserem herrlichen deutschen soldatischen Bildungsgang auch nur einen Schatten von Jesuitismus aufzubürden: beide Formen von Schulung gehen im Ziel weit auseinander; was dort im Dienste eines päpstlichen Kultus und eines Dogmas den Geistern eingepeitscht wurde, geschieht hier in einer mannhaft starken, würdigen, segensreichsten Erziehung für Gott, König und Vaterland, also für die herrlichsten Kostbarkeiten einer Nation. Aber dennoch, für den Psychologen ist eine Brücke von einem zum anderen System vorhanden, wenn auch die Methoden völlig verschieden sind. Dort war ja freilich die Dressur des einzelnen, die Heranbildung von Genies des Willens zur Entfaltung eines internationalen Geisteszwanges die Hauptsache, und hier ist das Ziel die Durchbildung der ganzen Nation zu Einzelgliedern einer ungeheuren Organisation der Unterordnung unter den Willen des höchsten Kriegsherrn, seiner Heerführer und seiner Regierungsorgane. Hier ist die ganze Nation zum Helden geworden und der einzelne ist stolz, durch Pflichttreue und Hingabe an die Idee des Ganzen die gewaltigen Impulse der unbezwinglichen Einheit nicht zu stören. Und doch ist eins beiden gemeinsam, ein nicht beim ersten Blick Offenbares, ein beinahe Unbewußtes, was eben inter-

essanterweise einen Mechanismus voraussetzt in dem Nervensystem der Soldaten, dem wir eben diese Besprechungen gewidmet haben: die Schulung der einzelnen, sich der Idee hinzugeben mit Leib und Seele, ohne auch nur einen Rest von Eigennutz und Sonderwillen, eine eingeübte und mühsam erzogene Auslöschung des Egoismus zugunsten der Erhaltung der Nation, die einer systematischen Absperrung der Triebe, hauptsächlich des Selbsterhaltungstriebes, sehr nahe kommt. Wie diese enorme, psychologische Leistung der militärischen Erziehung, abgesehen von ihrem übrigen Bildungssegen, zustande kommt, möchte ich hier kurz berühren.

Es ist gewiß, denn viele aus dem Kriege verwundet Heimgekehrte haben es mir bestätigt, daß im Getümmel der Schlacht, soweit noch offene Kämpfe vorkommen, eine fast der Bewußtseinsblendung gleichkommende Starre des Geistes eintritt, bei der der einzelne handelt, und zwar zweckgemäß, ohne dabei eigentlich ein volles Bewußtsein seines Tuns zu haben. Es sind mir Fälle erzählt worden, wo Heldentaten, heroische, aktive Kampfhandlungen statthatten unter einer vollkommenen Abblendung der Erinnerung (Amnesie!), so daß den Kämpfern erst nach dem Ende der Schlacht von Augenzeugen berichtet wurde, was alles sie im rasenden Ansturm gegen den Feind vollbrachten. Man könnte meinen, wenn so ein Mann im Blutrausch der Schlacht, also halb unbewußt, Tapferkeit bewährt, so sei das eigentlich kein Heldentum. Die Sache liegt aber doch anders. Es ist eben eine Wirkung der soldatischen Erziehung, daß er tapfer bleibt unter allen Umständen, auch wenn seine Großhirnrinde im fürchterlichen Anprall der menschlich entsetzlichen Geschehnisse in hypnotischer Starre arbeitet; daß er, zwar halb unbewußt, doch noch die Haltung hat, als habe er noch zweck- und zielbewußt die Heldenseele in sich lebendig und wirkend.

Das ist der Kern der Sache. Der psychologische Sinn der militärischen Erziehung ist eben der, aus einer Masse von einzelnen einen Organismus zu machen, der, ganz gleich, was seine Triebe oder Vorstellungen sagen, doch einheitlich handelt, und zwar allein auf die Willensimpulse seiner Führer hin. Eine Kompanie, ein Regiment wird in der Hand der Vorgesetzten ein Instrument der zweckgemäßen Aktion, ihre Ideen spielen und agieren im Willensorgan des einzelnen, der gleichsam nur ein Kraftelement in dem Riesenorganismus eines Heereskörpers geworden ist. Es ist also eine Art Abtretung des Eigenwillens an die Intelligenz der Führung, welche solchem Heere die ungeheure, kaum versagende Schlagkraft gibt und die nur denkbar ist, wenn bei jedem einzelnen Mann übungsgemäß Empfindung und Vorstellung fast abgestellt wird und nur der Kampfesinstinkt, der Wille, dirigiert wird vom Kommandowort des die Situation von höherer Warte überschauenden Führers. Eine so ungeheure Verschiebung

der einfachsten Grundfunktionen der Seele bedarf natürlich der allergewaltigsten Einübung und Vorbereitung, und hier wiederum finden wir ein Gesetz bestätigt, dessentwegen wir uns diesen Blick in das militärische Geschehen gestattet haben. Es werden nämlich gar nicht Tapferkeitsübungen in der Kaserne vorgenommen, es wird nicht direkt einstudiert, wie man sich nicht fürchten soll und wie man die eventuelle Todesangst überwindet. Darüber fällt kaum ein Wort auf den Kasernenhöfen, sondern es wird Haltung geübt, Parademarsch, Richten, Schwenken, Gewehrübungen werden eingedrillt, Strammstehen, Grüßen, Meldungen, Turnen, Dauermarschieren, Hitze, Kälte ertragen – genug, alles das getan, was eben den Begriff des Drillens ausmacht.

Dazu kommt die Ordnung in der Kaserne, die Körperpflege, die Kameradschaft, der gemeinsame Gottesdienst, kurz alles Dinge, welche dem Geiste anderer Armeen so unangenehm wie fremd sind und die doch eine merkwürdige Wirkung haben. Nämlich ohne direkten Appell an den Mut und die Tapferkeit sind beide doch in vollster Pracht vorhanden, wenn es plötzlich an den Feind geht.

Ich will natürlich nicht bestreiten, daß auch in anderen Armeen ähnliche Schulung vorgenommen wird, aber der spezifisch preußische Drill würde nicht so oft innen und außen angegriffen sein, wenn man nicht glaubte, in milderer Form dieselben Massen psychologischer Erfolge zu erzielen. Das ist aber ein schwerer Irrtum, zum Beispiel gerade unser oft selbst von Militärs gegeißelter Parademarsch hat, ohne direkt die enorme Beinmuskelausdauer bei schlechten Wegen im Auge zu haben, es doch erreicht, daß die Marschfähigkeit der deutschen Truppen beispiellose Leistungen, die Freund und Feind anerkannt haben, erzielte. Auch hier wird an einer scheinbar rein ästhetischen, fast zwecklos erscheinenden Nebenübung die Hauptsache, der Zusammenschluß, die Einheit der Truppenmassen, virtuos eingeübt.

Die Armee wird ein von vielen Millionen Muskeln einheitlich bedienter Nationalwille.

Daß aber diese Schulung der schönsten Truppe der Welt dieses bewirkt hat, daß ein Volk wie ein Fechter in der Arena der Kämpfe stets aufrecht steht, wenn auch aus tausend Wunden blutend, auf gewissermassen indirektem Wege erreicht wird, das bestätigt in zwingender Weise, was wir vorhin bei der Behandlung nervös Kranker für so überaus wichtig erklärt haben, daß man nämlich gewisse Gruppen von Hirnmechanismen am besten kräftigt, wenn man nicht sie selbst, sondern fern abgelegene Muskelmechanismen der Hemmung auf das Höchstmaß der Leistungen bringt. Es sind gleichsam künstlich aufgefüllte Nebenkanäle, welche im Endeffekt dem Hauptstrom seinen rasanten Sturm ins Meer der Ereignisse garantieren.

***

Auf Vorposten

von Robert Müller

Nur das Abenteuer meiner Seele wiegt.
Diesmal ist es reichlich zugewogen.
Nicht der Glanz der hurtigen Tat, die siegt,
nicht die Feerie der Gladiatorenpose,
wenn Elan den Feind hinunterkriegt,
sei verspielt zu Vers und Reim gebogen.
Mannbar, deutsch wird Krieg geführt,
jedes Vorwärts ein Inwärts-Exempel,
jeder Sturm ein Lachen über dich,
ein im Selbstkampf hart gewordenes Werben
um den interessanten Feind,
dessen Niederlage und Verderben
nur als Aufklärungsproblem gemeint.
Kein Kapitel aus dem schüchternen Buch,
das uns Kindern erste Weisheit schult,
ein Kapitel über Weltwert such,
Leser, in der christhaften Geduld,
die dein Nächster in der Schützenlinie
um sein nacktes Leben bangt und buhlt.

Läuterung und Kenntnis eigener Miene,
raffinierteste Substanz der eigenen Seele,
ists, was dir der Krieg enthehle.
Nicht ein Abenteuer deiner Sinne,
nichts für Leser überhaupt wird hier geboten.
Alltags-, Allnachtswerkelopfer
ohne jeden Schein des Wunderbaren
für das unterernährte System Mensch.
Stürmst du Höhen, stürmst du Koten,
gräbst du Lehm und Steingeröll zur Deckung,
gehst zum Kochtopf zwischen Wunden, Toten,
ist dir nichts zur geistigen Erweckung
als dein Ich, sein Sinn und Sich.

Krieg, du Kargheitstaumel, Elendsphantasie!
Sieh, du liebe Frau; du Freund in Wien,
zum Ereignis reicht er dir,
Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, kaum hin.
Aber eignisreicher war ich nie.

Krieg, du All an Logik,
du mein Um und Auf der geistigen Entwicklung,
du mein letzter Fund der Menschheitspädagogik,
im Jahrhundert seelischer Zerstücklung:
darf ich dich bejahen?
Daß ich kämpfe, statt zu sagen,
daß ichs Maul halt, statt zu singen,
war für mich die einzige Entscheidung,
ein Bescheid, den anderen zu bringen:

Glaubt Ihr, daß ich nur Deutsches liebte?
Doch Deutsch zu werden, ward mir Forderung.
Nein, glaubt nicht, daß ich den Feind je hasse.
Sendung schien mir und Beorderung
einen zukunftsträchtig tiefst geschauten Typus
mit dem größten Machtfug zu bekleiden.
Doch in stillem Glücke wart ich Friedens,
wo nach der Entbehrung unserer Leiber
wir uns an dem Werke der Erkenntnis
und des gegenseitigen Geistes weiden.
Wenn Granaten, wie soeben,
über Wäldern, Kirschen, Reben,
gleich wie Früchte dieser unberührten Landschaft,
über den Isonzo schweben;
wenn Haubitzen tückisch sitzen
vor mir, um mich und ihr Hall
Abgrund reißt ins grüne Leben;
wenn im Ekrasitgeschmetter
Amseln, Lerchen jubilieren
und die blauen Badefluten
des Isonzo musizieren:
steh ich hoch wie ein Geschütz,
arbeitssam und unromantisch,
auf der Kote einer geistigen Entwicklung.
Kümmernisse; müde Bilder;
der Konfront von: Mensch und Wilder!
Aber schöpferisches Denken aus dem Geiste der Zerstörung
sind mein Abenteuer, sind Erhörung.

Warum Krieg? Auf daß wir wissen.
Weisheit blüht aus blutigen Rissen,
Sittlichkeit aus dem Versagen.
Wer erwägt hat, braucht nicht wagen.

***

Rundschau

Marokko und der Weltkrieg

von Ferdinand Tönnies

Mancher von uns hat den Ausbruch des Krieges wie einen harten Schlag vor den Kopf empfunden. Die Wirkung war betäubend. Nichts war schwerer als klar zu denken, Erinnerungen wach zu halten, Ursachen und Wirkungen zu scheiden, den Einflüssen blinder Leidenschaft zu wehren. Hatte Rußland die Hauptschuld? oder war England der eigentliche Urheber des Weltbrandes? Waren der französische Chauvinismus und das Bedürfnis nach Rache, das Verlangen die Provinzen zurückzugewinnen, die am tiefsten liegenden Ursachen des europäischen Unheils? Hatte unsere eigene Diplomatie versäumt, diesem Unheil rechtzeitig vorzubeugen? Hätte es abgewehrt werden können, wenn Österreich-Ungarn mit geringerer Buße für den politischen Meuchelmord von Serajewo sich hätte genügen lassen? wenn wir längst vorher hellere, stärkere Kundgaben unserer Friedensliebe uns nicht hätten verdrießen lassen? War der kleinen Schar von Überpatrioten, die mit dem Gedanken des Krieges zu spielen schien und die eine selbstbewußtere, entschiedenere Politik auch auf die Gefahr hin heischte, daß sie als Herausforderung gedeutet würde, nicht scharf genug begegnet worden? Mußte der Bau einer deutschen Flotte notwendig das Inselreich zu unserem Feinde machen? oder waren es vielmehr die Ziffern unseres Ausfuhrhandels, der vielfach siegreiche Wettbewerb deutscher Waren, was den britischen Geschäftsmann empört und gereizt hatte? oder hatten alle diese Dinge zusammengewirkt zu der furchtbaren Katastrophe? Mußte die Schuldfrage verstummen vor dem großen gewaltigen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt? – Unsere Betrachtungen und Erwägungen traten bald zurück hinter der Teilnahme, mit der wir die Unsrigen ins Feld und auf die See begleiteten, hinter Bewunderung und Trauer, Siegesfreuden und Spannungen, hinter Zorn und Entrüstung über Bosheit und Lügen der grimmigen Feinde.

Aber wir haben auch klarer sehen gelernt, als wir damals zu sehen vermochten. Mehr als alles Denken und Erörtern haben dazu geholfen die

Enthüllungen aus den belgischen Archiven. Unter dem Vorwande, daß es sich um notwendige Verteidigung handle, hatte Großbritannien sich die Bundesgenossenschaft des angeblich neutralen Staates gesichert: Belgien war ein Gerät in seiner Hand geworden. Dies haben die Brüsseler Dokumente, welche im November und Dezember die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlichte, für den zukünftigen Historiker unzweifelhaft ergeben. Daß die Verteidigung nur ein Vorwand war, kann freilich nicht bewiesen werden; aber nur politische Kinder können glauben, daß die Sorge für Belgiens Wohl die britischen Vorbereitungen hervorgerufen habe, und daß die Staatsmänner, die sogar dem Burenkrieg einen Schein des Rechtes zu geben verstanden, nicht gewußt hätten, daß die belgische Regierung ihre Neutralität preisgab, preisgeben mußte — notgedrungen, hilflos, wie ein armes Mädchen seine Frauenehre dem Notzüchtiger preisgibt. Aber die neuen Enthüllungen haben uns mehr gelehrt. Die belgischen Gesandten in Berlin, Paris und London waren sicherlich keine Freunde und Förderer der deutschen Politik. Aber sie erkannten klar, daß die englische Politik ihrem Lande zum Verderben gereichen mußte. Mit merkwürdiger Einsicht, in noch merkwürdigerer Übereinstimmung geben sie ihren gerechten Sorgen Ausdruck, erkennen sie die wirkliche Lage und täuschen sich nicht über die wahren Beweggründe. Wir sehen nun, was wir bisher nur ahnten: genau zehn Jahre vor dem schrecklichen Ausbruch des Sturmes ist der Wind gesät worden: das herzliche Verständnis zwischen Frankreich und England kam dadurch zustande, daß die beiden Staaten über den zukünftigen Raub zweier Mittelmeerländer sich einigten: welche Großmut übte der Brite! Nur das bißchen Ägypten wollte er für sich, dafür gab er Frankreich Marokko, dessen Unabhängigkeit und territoriale Integrität ihm fast so „heilig" gewesen war, wie etwa diejenige Belgiens — gab ihm Marokko und obendrein die Revanche! Großmut, nichts als Großmut — denn was hatte England von dem Revanchekriege? Den konnte es doch nur uneigennützig wünschen, nur um Mariannens schöne Augen strahlen zu machen? Der belgische Diplomat sieht unerbittlich scharf: „Die wahre Ursache des Hasses des Engländers gegen Deutschland ist die Eifersucht, hervorgerufen durch die außergewöhnlich rasche Entwicklung der deutschen Handelsflotte, des deutschen Handels und der deutschen Industrie." So geschrieben im Februar 1905. Und die Ereignisse entwickelten sich in entsprechender Weise. Marokko ist der Knotenpunkt. Marokko sollte Deutschland reizen, mußte Deutschland reizen; England, selbstlos wie immer in Handelsangelegenheiten, wollte sich von seinem neuen Freunde die Tür zusperren lassen, nur damit sie auch Deutschland zugesperrt würde; dahinter lauerte die Hoffnung, das deutsche Reich werde sich zu einem Angriffskriege drängen lassen, zwingen lassen — dann hatte ja Frankreich seine Revanche, und die Rolle

des Verteidigers gegen einen frivolen Angriff obendrein, dazu mußte dann natürlich England seinen frommen Segen und seinen selbstlosen Beistand geben! Da galt es denn sich beizeiten Belgiens anzunehmen, Belgiens, dessen in London tätiger Geschäftsträger am 23. März 1907 „die ganze Kraft der englischen Diplomaten auf die Isolierung Deutschlands gerichtet fand"; und der Gesandte selber, einige Wochen später, der belgische Gesandte am Hofe von St. James: „Es ist klar, daß das amtliche England im stillen eine deutschfeindliche Politik betreibt, die auf eine Isolierung abzielt. Aber es ist sicher sehr gefährlich, die öffentliche Meinung in so offenbarer Weise zu vergiften, wie es die unverantwortliche Presse tut." Die Herren wußten wohl, daß die Presse nicht aus eigenem Antriebe das Gift ausstreute; sie kannten die eigentlichen Giftmischer, sie wußten, was um dieselbe Zeit ein anderer aussprach: die von König Eduard, unter dem Vorwande, Europa vor einer eingebildeten deutschen Gefahr zu sichern, geführte Politik „habe eine nur allzu wirkliche französische Gefahr ins Leben gerufen, die in erster Linie Belgien bedrohe"! Und, zwei Jahre später: „Es kann niemandem entgehen, daß der Weltfriede niemals ernstlicher bedroht war, als seitdem der König von England ihn zu festigen trachtet."

„Der König von England." — Ist es ein Zufall, daß gerade der ehemalige „Prinz von Wales", der unter diesem Namen in Alphonse Daudets Roman „Les rois en exile" eine ebenso lächerliche wie verächtliche Rolle spielt, der überall als Schürzenjäger und Spieler schlimmster Sorte — mit notorischen Falschspielern in freundschaftlicher Kompanie — berüchtigt war, ein Individuum, das jeder höheren Kultur bar, von Kunst und Wissenschaft nichts wußte und nichts wissen wollte, wohl aber für neue Moden in Hosen und Westen ein warmes Interesse hegte und das gefeierte Vorbild aller Dandies, Gecken und Narren wurde — ist es ein Zufall, sage ich, daß gerade dieser Mensch, in einem Lande, das sich rühmt, Musterland freier, volkstümlicher Verfassungen zu sein, der Giftmischer gewesen ist, dem Europa die Drachensaat zu verdanken hat, an der Millionen seiner Bewohner, an der unermeßliche Werte zugrunde gehen? Es war kein Zufall; denn dieser Lebemann war ein vorzügliches Werkzeug in den Händen anderer, er ist zutreffenderweise der Commis voyageur der englischen Bourgeoisie genannt worden, die das Germaniam esse delendam auf ihren Kurszettel geschrieben hatte. Ihm lag wohl nicht daran, den Krieg einzufädeln, er wußte kaum, was er tat, es war ihm aber auch ziemlich gleichgültig, was er anrichtete, wenn es nur gelang, den verhaßten Neffen zu demütigen und zu ärgern, das ist vielleicht der stärkste Beweggrund des degenerierten Menschen gewesen. Schlechter als eines Louis XV. wird sein Charakterbild in der Geschichte dastehen.

Es hat Engländer gegeben, nicht ganz wenige, die sich seiner schämten. Es hat auch Engländer gegeben, denen die ruchlose Politik, welche sich an seinen Namen knüpfte, ein Greuel war, die das Unheil voraussahen, das daraus entsprießen mußte. Diese erkannten auch die Bedeutung von Marokko zu rechter Zeit. Unter ihnen ragt ein Mann hervor, den ich schon Gelegenheit gehabt habe, deutschen Lesern vorzustellen: er hat offen Verwahrung eingelegt gegen die offizielle und populäre englische Darstellung der Kriegsursachen.* Ihm verdanken wir eine im Jahre 1912 abgeschlossene Geschichte der Marokko-Frage, die eine Schutzschrift für die deutsche Politik in dieser Angelegenheit bedeutet, deren Wert um so größer ist, weil die Persönlichkeit des Verfassers ihn vor jedem Verdacht unlauterer Beweggründe schützt, weil er unantastbar dasteht als ein Mann, dem es um die Wahrheit und zugleich um die Erhaltung des Friedens ehrlich zu tun gewesen ist.

Die Eroberung von Marokko durch Frankreich, unter dem Beistande Englands, dies mißtönige Vorspiel des Weltkrieges, ist das Thema des Buches „Morocco in diplomacy“ von E. D. Morel.

In seinem ersten Teile stellt Morel nacheinander die Verhältnisse der Hauptmächte (England, Frankreich, Spanien, Deutschland) zu Marokko vor den entscheidenden Ereignissen dar, sodann (2. Teil) das (1912 noch) geltende europäische Völkerrecht in bezug auf das Reich des Scherifen, wie es die Algeciras-Akte begründet hatte, das aber in fortschreitender Weise von Frankreich verletzt wurde. Der dritte Abschnitt schildert die Antezedentien der Akte, mit besonderer Betonung der geheimen Abmachungen zwischen Frankreich, Spanien und England, wodurch, im stärksten Widerspruch gegen die öffentlich bekanntgegebenen Verträge, die Zerstörung der Unabhängigkeit und Integrität von Marokko beschlossen war. Im vierten Abschnitt wird über die erste (1905), im fünften über die zweite Intervention Deutschlands (1911) und die dadurch sich ergebende anglo-deutsche Krisis berichtet. Die einundzwanzig Anhänge geben alle Aktenstücke in englischer Sprache wieder. In der Vorrede des Buches, datiert vom 29. Februar 1912, heißt es: „Es ist jetzt kein Geheimnis mehr, ja es ist von mehreren Abgeordneten und Marineoffizieren öffentlich verkündet worden, daß die britische Regierung völlig entschlossen war, (im Juli 1911) die Franzosen mit Waffengewalt gegen die Deutschen zu unterstützen und sogar bestimmte Vorbereitungen zu Wasser und zu Lande in dieser Absicht getroffen hatte.“ Er verweist in einer Anmerkung dazu auf die unbestreitbaren Tatsachen: 1. daß die britische Regierung der französischen versichert

* Vgl. Deutschlands Platz an der Sonne. Ein Briefwechsel englischer Politiker aus dem Jahre 1915. Herausgegeben von Ferdinand Tönnies. Berlin, Julius Springer.

hatte, sie könne auf Unterstützung durch englische Flotte und englische Landmacht rechnen; 2. daß diese Versicherung über alles hinausging, was damals oder später als vertragsmäßige Pflicht gegen die französische Republik zugestanden war; 3. daß die Sache der französischen Regierung ihrem Wesen nach schlecht war, weil sie auf Verletzung eines internationalen Vertrages durch Frankreich beruhte; 4. daß diese Verletzung geschah mit Billigung des britischen auswärtigen Amtes und aus geheimen Abmachungen zwischen den Regierungen Englands, Frankreichs und Spaniens entsprang, die im Jahre 1904 getroffen waren, wovon aber das englische Volk, und die Welt, nichts wußte bis November 1911; 5. daß die Haltung des britischen auswärtigen Amtes im ersten und am meisten kritischen Stadium der deutsch-französischen Verhandlungen so beschaffen war, daß sie die Wahrscheinlichkeit eines Bruches zwischen Frankreich und Deutschland beträchtlich erhöhte. – Das ganze Buch Morels ist eine ungemein sorgfältige, unwiderlegbare Beweisführung für diese Sätze.

Besonders wertvoll ist die Hinweisung auf einen Vorfall, von dem Morel meint, er müsse den deutschen Staatsmännern nur zu klar die schon in der ersten Krise (1905) von gewissen Leuten an die Beilegung englisch-französischer Zwistigkeiten geknüpfte sehr besondere Deutung offenbart haben. Bald nach seinem Sturze habe sich Herr Delcassé von einer Pariser Zeitung (dem „Gaulois", der in seiner Nummer vom 12. Juli 1905 darüber berichtet) aushorchen lassen und folgendermaßen sich ausgesprochen: „Welche Bedeutung hätte die junge deutsche Flotte im Falle eines Krieges, worin England, das sage ich Ihnen mit vollkommener Zuversicht, auf unserer Seite gegen Deutschland stünde? Was würde werden aus Deutschlands Häfen, aus seinem überseeischen Geschäft, aus seiner Handelsmarine? Sie würden vernichtet werden. Das ist es, was der vorbereitete und wohlberechnete Besuch des britischen Geschwaders in Brest bedeuten würde, und der Gegenbesuch des französischen Geschwaders in Portsmouth wird die Demonstration vollständig machen. Das Einvernehmen zwischen beiden Ländern und die Verbindung ihrer Flotten stellt eine so furchtbare Maschinerie des Seekrieges her, daß weder Deutschland noch eine andere Macht wagen würde, so überwältigenden Streitkräften zur See sich zu stellen."

Aber Schlimmeres – fährt Morel fort – sollte folgen. Im Oktober trat Herr Stephan Laurence, der wohlbekannte Publizist, in den Spalten des „Matin" mit einer Art von Protokoll über die heiß erregte Schlußsitzung des französischen Kabinetts, die den Rücktritt Delcassés zur Folge hatte, hervor: Delcassé, der mit einer Stimme in der Minorität blieb, habe seine Kollegen unterrichtet über Englands Bereitschaft, sobald ein

Bruch zwischen Frankreich und Deutschland erfolgen sollte, seine Flotte zu mobilisieren, den Kieler Kanal zu besetzen und 100000 Mann in Schleswig-Holstein zu landen. „Ein sonderbar formuliertes Dementi" — fährt Morel fort — „wurde in England zum besten gegeben. Delcassé verweigerte die Auskunft. Herr Jaurès, dessen Ehrlichkeit von niemandem bezweifelt wird, erklärte, daß ihm genau derselbe Bericht unmittelbar nach der Sitzung von einem Mitgliede des Kabinetts gegeben worden sei." „Es gehört eine gewisse Dreistigkeit dazu" — so schließt der redliche Schriftsteller das Kapitel über den deutschen Fall von 1905 —, „angesichts dieser Vorfälle, Deutschland als den Angreifer in der Marokko-Sache zu beschreiben."

Eins der interessantesten Kapitel (Kapitel 7) schildert die fortschreitende Verletzung der Algeciras-Akte, seitdem sie im Juni 1906 durch den Sultan ratifiziert wurde: „In den fünf Jahren — bis Juli 1911 — war sie im Effekt, obgleich ohne internationale Sanktion, in Stücke gerissen und in Makulatur verwandelt worden, teils als Ergebnis innerer Bedingungen in Marokko, hauptsächlich aber als das äußere Ergebnis der politischen Handlungen Frankreichs, die von Großbritannien unterstützt wurden (und in minderem Grade von Spanien), verbunden mit den Machenschaften der internationalen Finanz, die, durch das Medium der französischen Regierung ausgeübt, die innere Lage Marokkos in weitestem Umfange beeinflußten. Die finanzielle Erdrosselung Marokkos nennt Morel diese Machenschaften alsbald (Seite 43) und macht handgreiflich klar, wie die Integrität der Gebietshoheit dabei „über Bord gehen" mußte. In den Worten des ausgezeichneten französischen Publizisten F. de Pressensé stellt das fünfzehnte Kapitel die wahre Geschichte der Expedition nach Fez dar, die Pressensé eine schmutzige Tragikomödie nennt, und fährt dann fort: „So beschaffen war die Handlungsweise, mit der das britische auswärtige Amt nichts eiliger zu tun hatte, als sich diplomatisch zu identifizieren. Und nicht das allein, sondern auf sich zu nehmen und einem übel unterrichteten britischen Publikum glaubhaft zu machen die Verteidigung aller der internationalen Konsequenzen, die aus jener Handlungsweise folgten, und unter dem Deckmantel eines vagen Geredes über ‚britische Interessen' (wo solche ganz und gar nicht im Spiel waren), britische Interessen derartig aufs Spiel zu setzen, daß ein europäischer Weltbrand daraus entspringen konnte" (Seite 121). Geschrieben 1912.

Über die Frage, ob Deutschland recht gehabt habe, den „Panther" nach Agadir zu senden (Kapitel 16), sagt Morel unter anderem: „Hätte Deutschland Krieg haben wollen, so wäre sein Kurs ihm deutlich vorgezeichnet gewesen, (den es nicht einschlug) und es ist einer der schandbarsten Züge in der fortwährenden Mißleitung des britischen Publikums

zugunsten einer von Anfang an unmoralischen Diplomatie gewesen, daß die Sache dargestellt wurde, als ob Deutschland, das in Wahrheit herausgefordert worden war, sowohl in der Krise von 1905 als in der Krise von 1911 – beide Krisen waren ganz und gar durch jene Diplomatie herbeigeführt – auf Krieg hingearbeitet hätte." In seinem Schlußkapitel (Kapitel 23: „Ein Appell von Vorurteil an Vernunft") wirft der Verfasser, nachdem er in eingehendster und durchsichtigster Weise den Verlauf der beiden Krisen geschildert hat, die Frage auf: „Können wir (Briten) Deutschland zermalmen?" und antwortet mit der Gegenfrage: „Glaubt wirklich ein denkender Brite, daß wir Deutschland unterdrücken können, daß wir die Werke jener mächtigen Menschen-Maschine zu hemmen vermögen, den Strom jener wachsenden Bevölkerung anzuhalten, ihre Entwicklung in streng umschriebene Grenzen zu bannen, fast 70 Millionen durch einen erfolgreichen Krieg zu zerschmettern oder zu zermalmen vermögen?" Er läßt keinen Zweifel darüber walten, daß dieser Glaube ihm im höchsten Grade töricht erscheine, und er wetzt seinen Hohn an der blinden und plumpen Politik, die er Sir Edward Grey zum Vorwurf macht. Endlich solle das englische Volk weiser werden und darauf bestehen, ein gewisses Maß effektiver nationaler Kontrolle über „unsere eigene auswärtige Politik" zu verlangen. Geschrieben 1912.

Es wäre höchst wünschenswert, daß das Buch Morels – wenn auch nur im Auszuge – in sieben Sprachen übersetzt und daß ein englischer Auszug in Amerika verbreitet würde. Es ist ein Aufklärungsbuch von unwiderstehlicher Kraft, weil von unwidersprechbarer Wahrhaftigkeit. Es ist ein Spiegel, worin man die Züge selbstsüchtiger und intriganter Politiker erblickt, die ein verruchter Mensch und ein verruchter Zweck zu einer Verschwörung geeinigt hatte, die 1914/15 ihre Früchte trug. Denn in Marokko liegt der Ausgangspunkt jener Lage, die unsere Heere nach Belgien und ins Herz Frankreichs zu marschieren genötigt hat.

Deutsche Rechtswissenschaft

von Hans Planitz

Während dieser unerhört blutige Krieg aus der Mitte der jüngsten und zukunftsfrohesten Erforscher des Rechts sich unersetzbare Opfer wählt, ist Heinrich Brunner, der berühmte Erforscher der Geschichte des deutschen Rechts, in seinem 76. Lebensjahre in Bad Kissingen, wo er Genesung suchte, sanft entschlafen. Obwohl er das Alter des

Psalmisten längst überschritten hatte, ist auch er, der noch in den letzten Jahren seines Lebens erstaunliche Proben ungeschwächter Schaffenskraft gab, der Wissenschaft zu früh entrissen worden. Aber freilich: ihm war des Lebens Reichtum zur Vollendung gediehen. Eine ungeheure Lebensleistung war ihm beschieden. Ihm war es wie wenigen Gelehrten vergönnt, den Samen, den er legte, zu reicher Ernte erwachsen zu sehen. Seine Darstellung der deutschen Rechtsgeschichte hat seit Jahrzehnten den Ausgangspunkt für jede rechtsgeschichtliche Forschung gebildet; dem Juristen wie dem Historiker ist sie eine unerschöpfliche Fundgrube, dem Auslande ist sie als eine der gewaltigsten Leistungen deutscher wissenschaftlicher Forschung bekannt.

Die äußere Geschichte des wissenschaftlichen Werdegangs des großen Gelehrten ist schnell erzählt. Am 21. Juni 1840 in Wels in Oberösterreich geboren, studierte er in Wien, Göttingen und Berlin, habilitierte sich 1865 in Wien, sodann in Lemberg und wurde hier 1866 außerordentlicher und 1868 ordentlicher Professor; 1870 wurde er nach Prag, 1872 an die neue deutsche Universität in Straßburg und 1873 nach Berlin berufen, wo er bis zu seinem Tode, 42 Jahre lang, eine große und fruchtbare akademische Tätigkeit entfaltet hat. Die gewaltige außerordentliche Arbeit, die er in dieser Zeit geleistet hat als Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Vorsitzender der von ihr bestellten Kommission für die Ausarbeitung eines deutschen Rechtswörterbuchs, als Mitglied der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae und Leiter der Abteilung leges, als Mitherausgeber der Savignyzeitschrift, als Deputationsmitglied des deutschen Juristentages und Vorsitzender seiner Tagungen, als Mitglied von Gesetzgebungskommissionen, als Mitglied des Herrenhauses. Das alles kann hier nur angedeutet werden. Hier soll nur versucht werden, auch einem weiteren Kreise einen Blick in die Werkstatt seines Geistes zu vermitteln, durch einen flüchtigen Überblick über sein Werk die wissenschaftliche Bedeutung Brunners wenigstens ahnen zu lassen.

Als um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts in Sturm und Drang die Selbstbesinnung des einzelnen und seine inniggefühlte Verkettung mit der umgebenden Welt das neue deutsche Nationalbewußtsein erweckt hatte, war in Karl Friedrich Eichhorn der Schöpfer einer Geschichte des nationalen deutschen Rechts erstanden. Er stellte ihr die Aufgabe, das Werden des deutschen Rechts in allen seinen Zweigen von seinen Anfängen bis zu seiner Vollendung hin zu verfolgen. Die den Befreiungskriegen folgenden Jahrzehnte hatten einen Fortschritt über Eichhorn hinaus nur in den Einzelheiten gebracht. Freilich schuf Jakob Grimm in seinen Rechtsaltertümern in genialer Umwandlung der älteren antigermanischen Richtung eine Anschauung von der Plastik des alten Rechts. Aber das ungeheure hier aufgezeichnete, aus dem ganzen Gebiete des germanischen

Rechts, ja darüber hinaus, zusammengetragene Material an Rechtsgebräuchen der Vergangenheit geistig zu verarbeiten und in den Ablauf der rechtsgeschichtlichen Entwicklung einzustellen, war die Forschung noch nicht imstande. Sie wandte sich vielmehr, soweit sie überhaupt wissenschaftlich fruchtbare Arbeit leistete, der Einzelforschung zu. Ihre Hauptleistungen waren Quellenausgaben und Sachsenspiegelexegese, der man die gleiche Bedeutung für das deutsche Recht zuschrieb, wie der Pandektenexegese für das römische. Im übrigen untersuchte man vornehmlich die Geschichte des öffentlichen Rechts, wobei der neue kleinstaatliche Gedanke der territorialen Rechtsgeschichte zugute kam. Freilich stark auf Kosten der allgemeinen Rechtsgeschichte; das zeigt die Rechtsgeschichte von v. Daniels, der einzige bedeutende Versuch einer deutschen Rechtsgeschichte seit Eichhorn, der an der Heranziehung der territorialen Rechtsgeschichte scheiterte. Auch Brunner hat anfänglich in dieser Richtung gearbeitet; seine Abhandlung über das gerichtliche Exemtionsrecht der Babenberger (1864) untersucht die Entstehung der Landeshoheit in seinem Heimatland; aber freilich verrät sie durch die allgemeine Problemstellung und die Weite des Blicks bereits den künftigen Meister.

Gewaltige neue Impulse erhielt nun die rechtsgeschichtliche Forschung in der Zeit, die aus ihrem Schoße die Einigung aller deutschen Stämme unter Ausschluß Österreichs gebären sollte. Schon in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatten Georg Waitz und Paul Roth die Erforschung des frühmittelalterlichen Rechts auf ein neues Niveau erhoben; insbesondere hatte Roth in grundlegenden Arbeiten die große Bedeutung des fränkischen Rechts gegenüber dem bis dahin allzusehr bevorzugten Sachsenspiegelrecht gezeigt. Andererseits hatte die prozeßgeschichtliche Forschung seit Bruglet bedeutende Förderung erfahren, insbesondere auch für den deutschen Prozeß durch Siegel. Hier setzte nun die Arbeit einer jungen glänzenden Juristengeneration ein, – ich nenne nur Häusler, Binding, Brunner, Sohn, Gierke, Schäfer, Wach –, deren wissenschaftliche Leistung Epoche machen sollte.

Brunner wandte sich der Prozeßgeschichte der fränkischen Zeit zu; als erste Frucht seiner Studien erschien 1865 eine Abhandlung über den Zeugen- und Inquisitionsbeweis der karolingischen Zeit. Ihr Hauptverdienst ist die Aufdeckung des Instituts der inquisitio. Danach besaß der fränkische König das Recht, vornehmlich in Grundbesitzstreitigkeiten glaubwürdige Gemeindegenossen mittelst Eideszwangs zu wahrheitsgemäßem Zeugnis heranzuziehen. Schon diese Arbeit Brunners zeigt wichtige Vorzüge seiner späteren Werke: die suveräne Beherrschung eines gewaltigen Stoffs, insbesondere des großen Urkundenmaterials der fränkischen Zeit, die vorbildliche Sorgfalt in der Behandlung der Quellen, die vorsichtige Ab-

grenzung des Forschungsergebnisses unter Vermeidung gewagter Hypothesen, die einfache Schönheit der Sprache und die meisterhafte Darstellungskunst.

Die Erforschung der inquisitio hatte Brunner überzeugt, daß in ihr die Wurzel der Enquete des normannischen Rechts und damit der Jury zu finden sei. So wandte er sich dem Quellenkreise des normannischen Rechts auf französischem und englischem Boden zu. Eine gewaltige Arbeit galt es zu leisten. Überall mußte der Boden für die Forschung erst bereitet werden. Entstehungszeit und Charakter der Rechtsquellen waren zunächst festzustellen, dem Mangel fast jeder Vorarbeit abzuhelfen. Die Breite seines Forschungsfeldes zeigt die kleine Abhandlung über das normannische Erbfolgesystem (1869), die als eine privatrechtsgeschichtliche Nebenfrucht seiner prozeßgeschichtlichen Forschungen zur Verteidung der Pandektenordnung geschieden wurde. Aber auch den ganzen weiten Bereich des französischen Rechts zog er in seine Untersuchungen hinein; er hat seine Forschungen über den französischen Prozeß in seiner schönen Abhandlung „Wort und Form im altfranzösischen Prozeß" (1868) niedergelegt, die den reichen Formalismus des mittelalterlichen Prozesses aufdeckt und ihn zu plastischer Darstellung brachte. Den Abschluß dieser Forschungsperiode bildet sein großes Werk „Die Entstehung der Schwurgerichte" (1892), das ihn mit einem Schlage in der ganzen wissenschaftlichen Welt zum berühmten Manne machte. Hier wurde nun in grundlegenden Ausführungen der Beweis für die schon früher angedeutete Entstehung der Schwurgerichte erbracht und damit die europäische Bedeutung des fränkischen Königsrechts an einem Beispiel evident dargetan. Die Breite des Unterbaus, der außerordentliche Reichtum des Inhalts – zahlreiche Institute des fränkischen, normannischen und frühen englischen Prozesses und Gerichtsverfassungsrechts werden hier, vielfach zum ersten Male, erörtert – sichert dem Werke eine dauernde Bedeutung. Durch eine spätere Abhandlung über die Zulässigkeit der Anwaltschaft im französischen, normannischen und englischen Rechte des Mittelalters (1878) hat Brunner seinen Verdiensten um dieses Rechtsgebiet noch ein weiteres zugefügt.

Inzwischen war indessen Brunner durch seine prozeßgeschichtlichen Forschungen auf das bis dahin kaum untersuchte germanische Urkundenwesen hingeführt worden. Nach normannischem Rechte hat das Recht des record, das heißt des unscheltbaren Gerichtszeugnisses, nur das Königsgericht. Hierin gleicht ihm, wie Brunner ausführte, das fränkische Königsgericht, dessen Sonderstellung Brunner schon in früheren Schriften herausgestellt hatte. Dem unscheltbaren Zeugnis des Königsgerichts entspricht die unscheltbare Königsurkunde. Daran schlossen sich Brunners berühmte Forschungen über die Privaturkunde, die in zahlreichen Abhandlungen, besonders aber in seinem großen Werke „Zur Rechtsgeschichte der römischen

und germanischen Urkunde" (1880) niedergelegt wurden. Vom antiken Recht ausgehend hat Brunner hier die Entwicklung der Urkunde in fast allen großen europäischen Kulturstaaten bis weit in das Mittelalter hinein verfolgt. Ein ungeheures, schier unübersehbares Material wurde bezwungen. Die gewonnenen dogmatischen Ergebnisse wurden in einer Darstellung des modernen Rechts der Wertpapiere, die mit Recht berühmt geworden ist, verwertet.

Inzwischen hatte Binding Brunner dazu verpflichtet, in seinem „Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft" die Bearbeitung der deutschen Rechtsgeschichte zu übernehmen. So beginnen nach 1880 die Vorarbeiten Brunners zu seinem vollendetsten Meisterwerk, seiner unvergleichlichen „Deutschen Rechtsgeschichte", deren erster und zweiter Band 1887 und 1892 erschienen sind. Durch die Universalität seines rechtsgeschichtlichen Wissens, das die Rechtsgeschichte des ganzen westeuropäischen Kulturkreises umspannt, durch die weise Besonnenheit seines Urteils, das einer reichen Phantasie überall die Grenzen des wissenschaftlich sicher Erkannten wies, durch die glückliche Mischung einer zugleich juristischen und historischen Begabung war er wie kein zweiter zu einer solch gewaltigen Aufgabe geschaffen. So erwuchs ein Werk, dem kein anderes Kulturvolk auch nur annähernd Ähnliches an die Seite zu setzen vermag. Sämtliche europäische Kulturvölker sehen in ihm die Grundlage ihres rechtsgeschichtlichen Wissens. Eichhorn und Jakob Grimm haben an dem Werke Pate gestanden: die klare Linie der Entwicklung der juristischen Idee verbindet sich mit der unendlichen Vertiefung, die ihr die Auswirkungen des germanischen Volkstums in Mythus und Sitte, Sprache und Dichtung, wirtschaftlichen und sozialen Bildungen verleihen.

Auch nur eine Andeutung des unendlichen Inhalts dieses Meisterwerks zu geben ist unmöglich. Brunner hat selbst die bedeutendsten der eingehenden Spezialforschungen, mit denen er sein großes Werk vorbereitete, in besonderen Abhandlungen niedergelegt. Von ihnen seien einige noch hervorgehoben. Die Reihe beginnt mit Sippe und Wergeld (1882), deren Ergebnisse die Grundlage für die Darstellung der gesellschaftlichen Gliederung der germanischen Urzeit bilden sollten. Beim Mangel gleichzeitiger Quellen hat er das reiche mittelalterliche Quellenmaterial durchforscht, das ihm die niederdeutschen Rechte, insbesondere auch die des heutigen Holland und Belgien, lieferten. Von den weiteren Abhandlungen sind von besonderer Bedeutung die zur Geschichte des Lehrrechts und des Strafrechts. Den Grund zu seinen lehrrechtlichen Forschungen legte er in seinen „Landschenkungen der Merowinger und Agilolfinger" (1885), in denen er die Beschränktheit des durch die Königsschenkung begründeten Grundeigentums schlagend aus der Natur des germanischen Schenkungsrechts herleitete, und damit eine völlig neue Erklärung für die Ausbildung des Benefizialwesens gab.

Sodann zeigte er in tiefschürfender Forschung den Zusammenhang, der zwischen dem Reiterdienst und den Anfängen des Lehnswesens bestand (1887); zugleich wurde die arnulfingische Säkularisation im Kirchengut aus dem Bedürfnisse der Schaffung eines Reiterheeres erklärt. Endlich stellte er das Verhältnis des Hausmeiers zur königlichen trustis klar (1888).

Von den strafrechtlichen Untersuchungen weist die eine das Vorhandensein des Dezimalsystems neben dem Duodezimalsystem in den Bußzahlen der Volksrechte nach (1889). Eine zweite, wichtig durch die Heranziehung eines reichen volkskundlichen Materials, zeigt, daß das germanische Recht die absichtslose Missetat straft, weil es im schädlichen Erfolg der Tat den Ausdruck des verbrecherischen Willens sieht (1890). Die bedeutendste handelt von den Abspaltungen der Friedlosigkeit; sie bringt einen der fruchtbarsten Gedanken Brunners zu anschaulicher Darstellung: den, daß die wichtigsten Formen des Strafen- und Vollstreckungssystems auf die Friedlosigkeit als die gemeinsame Mutter zurückgeführt werden müssen.

Die ersten zwei Bände der deutschen Rechtsgeschichte Brunners enthalten nur eine Darstellung des Rechts der germanischen Urzeit und des öffentlichen Rechts der fränkischen Zeit. Das Privatrecht dieser Periode sollte ein dritter Band enthalten, der allerdings nie erschienen ist, zu dem indessen bedeutende Vorarbeiten Brunners vorliegen. Sie betreffen insbesondere die Geschichte des Familien- und Erbrechts, deren Aufhellung bei der Kargheit des vorhandenen Quellenmaterials fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Besteht doch selbst in den grundlegendsten Fragen hier noch keine Übereinstimmung.

Brunner unternahm es zunächst, im Gebiet des Ehe- und Kindschaftsrechts für die fränkischen Rechtsquellen, die Elemente des römischen Vulgarrechts von denen des germanischen zu sondern. So wies er das noch im code civil wiederkehrende droit de retour im Gegensatz zu den französischen Rechtshistorikern dem germanischen Recht zu, dessen Schenkungsbegriff den Wiederanfall des dem Deszendenten Geschenkten ermöglichte (1893); andererseits deckte er in tiefdringender Untersuchung des römischen Vulgarrechts den romanischen Ursprung der in merowingischen Kapitularien begegnenden vom Mann der Frau gegebenen dos auf. Dem schloß sich ein eigenartiger Erklärungsversuch der rätselreichen Bestimmung des salischen Rechts über die Wiederheirat der Witwe (1894) an. Eine weitere, durch die Fülle des verwerteten volkskundlichen und rechtsvergleichenden Materials besonders wertvolle Abhandlung klärt die eigentümliche ehegüterrechtliche Wirkung auf, die der Geburt eines lebenden Kindes im germanischen Recht zukommt (1895); ein letzter Aufsatz bringt eine neue Beleuchtung der unehelichen Vaterschaft in den älteren germanischen Rechten (1896).

Zahlreiche Studien zur Geschichte des germanischen Erbrechts schlossen sich an. Von ihnen ist die bedeutendste seine berühmte Untersuchung über den Totenteil in germanischen Rechten (1898). Hier klärt er die uralte Bestimmung des germanischen Heergerätes auf, dem Toten in das Grab zu folgen: es soll dem toten Mann im jenseitigen Leben zur Ausstattung dienen. Die christliche Kirche bestimmt, daß der Totenteil zum Heile der Seele der Kirche zuzuwenden sei: die älteste Form der Vergebung von Todes wegen. Brunner hat den Gedanken des rechtlichen Fortlebens des Toten bei den Germanen noch in weiteren Abhandlungen fortgesponnen. Er erweist sich nicht nur für die Geschichte des Familienrechts und Erbrechts als äußerst fruchtbar; aus ihm deutet Brunner auch die Blutklage, die mit dem toten Mann oder mit der toten Hand zu erheben ist (1910), ja sogar die älteste deutsche Erbschaftssteuer (1911), wie sie der hofhörige Mann noch als Toter in Form des Sterbefalls zu leisten hat. Aus dem gleichen Gedankenkreis heraus erklärte er auch die uralte Sitte, den Verbrecher durch einen Pfahl an das Erdreich zu heften, um ihn zu verhindern, als Kirchgänger Verderben zu bringen (1905).

Brunner hat die beiden Bände seiner Rechtsgeschichte einer umfassenden Neubearbeitung unterzogen, von der der erste Band erschienen ist (1904), während der zweite, seit Jahren vorbereitet, seiner Veröffentlichung harrt. Quellengeschichtliche und ständerechtliche Abhandlungen zeigen die Intensität der Vorarbeit. Auf jeder Seite des ersten Bandes spürt man in der Neubearbeitung den Fortschritt der Erkenntnis, den die Wissenschaft zum guten Teile Brunner selbst zu danken hat.

Wenn auch seine „Deutsche Rechtsgeschichte" nur bis zur fränkischen Zeit gedieh, so war sie doch die Frucht eines den Gesamtablauf der deutschen Rechtsgeschichte beherrschenden Wissens. Das zeigen seine Einzeluntersuchungen, in denen die verschlungenen Pfade der Rechtsentwicklung oft bis in die neueste Zeit hinein aufgedeckt werden. Seine 1901 erschienenen „Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte" führen in knappster Form und doch völlig selbständiger Weise die rechtsgeschichtliche Entwicklung bis zur neuesten Zeit durch. Manche Abhandlung, wie zum Beispiel seine Rede über den Leihezwang in der deutschen Agrargeschichte, zeigt das tiefe Verständnis, das er gerade der allerneuesten Rechtsgeschichte entgegenbrachte. Die Geschichte des deutschen Rechts war in ihm lebendig als eine Einheit; an den Nöten und Herrlichkeiten des neuen Deutschland nahm er mit ganzer Seele Anteil. So flutet auch durch seine ganze Lebensarbeit ein Strom warmer Liebe zu seinem deutschen Volke, ein Bekenntnis zu seiner weltgeschichtlichen Aufgabe. Wenn einst der Friede in Deutschlands Gauen wieder einziehen wird, wird unter den Neuerbauern deutschen Wesens auch der tote Meister der deutschen Rechtsgeschichte nicht fehlen!

Hausmusik
von Adolf Weißmann

Die schauerliche Dissonanz des Krieges kann sich für den Musiker nur schwer in neuen, reinen Klang auflösen. Wäre das Furchtbare vorübergegangen, wie es gekommen, dann hätte er rascher als alle andern das Grauen vergessen. Das gilt von den Schaffenden wie von den Darstellenden: von den einen, weil sie sich in Anlehnung an die Literatur bewußt außerhalb der Masse gestellt hatten; von diesen, weil sie berufsmäßige Anbeter des Nützlichkeitsdogmas sind. Da aber die Nachschaffenden den Gang unserer öffentlichen Musik bestimmen, mußte die Urgewalt der Ereignisse dauernd an ihr natürlich begrenztes Hirn pochen, um sie zur Selbstkritik emporzureißen. Wie weit das geglückt ist, läßt sich noch nicht sagen. Noch fehlt der Zusammenklang der wenigen Musiker und der zahlreichen Dilettanten, die in Schützengräben liegen, mit denen, die daheim geblieben sind. Erzwungene Vereinsamung unterbindet die Konzertindustrie; das Musikleben wird auf einfachste Linien gebracht, das Zugkräftige nur im Klassischen gesucht. Und sofort preisen geradlinige Biederkeit und lange zurückgehaltene Rückständigkeit diesen Zustand als den alleinseligmachenden, beglücken uns mit dem Gelöbnis ewiger treudeutscher Gesinnung. Wie denn überhaupt die Schreiblust alle Dämme zerreißt, um uns mit Problemlösungen im einen wie im andern Sinne zu überschwemmen. So droht wieder dem Künstlerischen vom Lehrhaften Gefahr, das Wort soll den Ton töten. Wieder haben wir die Plage des Systems.

Man verzichte darauf, nach neuen oder alten Rezepten Zukunftsmusik zu erzwingen. Eben das System soll bekämpft, Musikübung und Musikgenießen an ihre natürlichen Quellen zurückgeführt werden. Nehmen wir eine fortschreitende Veränderung der Massenseele durch den Krieg an, so kann für beides reiche Frucht abfallen. Haben wir denn nicht, wenn wir als Musiker hinhorchten, aus unserm Kampf gegen die Verleumdung einen Triumph deutscher Musik herausgehört? Nur aus dem wahren Wort kann Musik als Ausdruck kommen, zu der wir uns als zu unserm Wesen bekennen. Aber unser öffentliches Musikleben suchte uns von unserm Wesen abzudrängen. Mit deutscher Gründlichkeit und amerikanischer Betriebsamkeit war ein System geschaffen, dessen Brüchigkeit sich längst offenbart. Wo dürfen wir uns ohne Störung träumend hingeben, wo die Phantasie zum Nachklang stimmen lassen? Wir haben Grund, den Zwischenzustand öffentlicher Musik als künstlich zu empfinden. Aber sollten wir nicht, bevor die Schleusen sich wieder öffnen, bei dem gedämpften Ton der Gegenwarts-

kunst die Möglichkeiten betrachten, die sich aus der Scheidung zwischen dem Hörenswerten und dem andern ergeben? Das plötzliche Verstummen vieler Musiker führt von selbst zur Hausmusik. Sie findet einen günstigen Boden in vereinfachter Gesellschaftlichkeit. Aber sie bliebe doch nur Zufallsprodukt, wenn sie nicht an Vergangenes anknüpfte und dabei Kraft aus den gewandelten Verhältnissen der Neuzeit schöpfte. Besinnung heißt heute in der Kunst rückschauende Betrachtung, die sich gern über ein Jahrhundert und noch mehr erstreckt. Das Theater sucht sie für sich zu nützen. Drum will ich hier zeigen, was Hausmusik war, was sie ist, und was sie sein könnte.

In einem Schützengraben erklingt, bei trübem Lichtschimmer, eine Beethovensche Violinsonate. Wir sind an den Quellen der Musik. Echtere wird nirgends gemacht. Scheinbar Urmusik. Und doch Niederschlag einer hohen Gesamtkultur. Sie setzt sich allen Schrecknissen zum Trotz durch; sie achtet nicht der unterirdischen Umgebung; sie teilt sich einem Häufchen Zuhörer mit, denen vielleicht zum ersten Male der Geist der Musik ganz nahe tritt. Die Spieler sind oft genug, in besseren Zeiten, Konzerthörer gewesen; sie haben, was sie so kennen gelernt, im Hause bebaut und erproben es nun, von der Umwelt geschieden, auf seine tröstende Kraft. Dieses Bild, im welthistorischen Augenblick erhascht, würde sich mit Fug niederländischen Musikbildern anreihen. Es würde von neuem bezeugen, was Hausmusik ist und immer war: eine deutsche Angelegenheit. Und doch wie weit, wie an Krümmungen reich ist der Weg bis zu dieser, in der Not geborenen Hausmusik! Es bedurfte der seelischen Absonderung ungewöhnlicher Menschen, um sie zu schaffen. Die gesellschaftliche Kultur mußte abgestreift sein, um diese Blüte der Seelenkultur aufsteigen zu lassen. Gab es nun aber nicht eine Zeit, wo das Besondere ein Alltägliches war? Wir schreiten über Jahrzehnte, über ein Jahrhundert wachsenden Musikbetriebes hinweg, beleuchten die Grenzzustände zwischen der häuslichen und der halböffentlichen Musik und ziehen den Vorhang von Anfängen, die teilweise noch im Dunkel liegen, aber das übermächtige Walten der Musikseele, ein tausendstimmiges Klingen verraten. Uns Gegenwartsmenschen weht aus alten Liedsammlungen oft Moderduft entgegen. Wir wollen uns nicht künstlich begeistern, aber gern kurze Zeit den erfrischenden Hauch musikalischen Gemeingefühls atmen, wie es uns im sechzehnten Jahrhundert überrascht. Hausmusik überall. Wir sind im Reich des vierstimmigen Satzes. Schwer ist auf unserem Boden geworden, was ringsum, in den Niederlanden, in Frankreich, England, Italien mit Selbstverständlichkeit aufstrebte. Aber es wirkt hier, weil es auf starkem Ethos ruht. In der Vorrede des berühmten Forsterschen Liederbuches

wird empfohlen, „frische, teutsche Lieder zu singen, oder auf den Instrumenten zu üben, durch welches denn viel unnützes Geschwätz, trinken und andere Laster verhindert werden." Luther spricht: „Auf böse und traurige Gedanken gehört ein gut und fröhlich Liedlein." Bestes Musikhandwerk gedeiht. Das Individuum tritt zurück. Das Thema ist Volksgut: aber jede Stimme lebt ihr eigenes Dasein. Taktstrichlos, rhythmisch ungebunden, vielfältigem Ausdruck verpflichtet, fügen sich die vier zum Gesamtklang. Wir halten bewundernd inne: wie viel Scharfhörigkeit, wie viel Treffsicherheit sind hier werktätig, und wie frei ergeht sich der Liebhaber in dieser Mensuralnotenschrift!

Auf solchem Grunde steht deutsche Hausmusik. Sie stützt sich auf die Kultur des Liebhabers, der Musik in sich hat und nichts anderes will, als seine Seele durch sie sprechen zu lassen. Was Minne- und Meistersänger vorbereitet, befruchtet Tisch- und Tafelgesang, Lauten- und Harfenspiel. Fremdes sucht das Zentrum des deutschen Liebhabers zu erschüttern. Von Italien her, wo man auf der Straße, für die Öffentlichkeit lebt, kommt immer wieder die Verführung. Vom Madrigal, das nur in der Heimat der Selbstgefälligkeit, aus dem Trieb sich mitzuteilen, aus dem Wirkungswillen von Sprache und Musik geboren werden kann und Einzelgedanken, Klangerfindung, Geist prachtvoll mischt. Italien lockt ein zweites Mal und dringlicher. Die neue Monodie, die Renaissanceoper, in der programmatische Bewußtheit und freischaffende Persönlichkeit einen Bund schließen, rückt zum siegreichen Kampfe für klingende dramatische Ausdrucksmusik mit Generalbaßbegleitung vor. Der deutsche Liebhaber, der von höfischen Renaissancefesten, von den Triumphen der Virtuoseneitelkeit auf romanischem Boden hört, läßt noch einmal das Fremde in seinem häuslichen, kammermusikalischen Ideal aufgehen. Er freut sich des bezifferten Basses, der seiner Phantasie neuen Spielraum gibt und Begleitung zu einer besonderen Kunst steigert, wie des Sologesanges, der sich in der Unklarheit der Bezeichnung frei ausleben darf. So keimt das deutsche Lied empor, das sich von blasser Schäferpoesie nährt. Alles, was für öffentliche Kundgebung gedacht ist, verwandelt sich auf deutschem Boden in Kleinbürgermusik. Eine Öffentlichkeit gibt es nicht, und wenn vor 1700 in Hamburg eine deutsche Oper blüht, so hat sie bereits 1720 ausgerungen. Im Hause gedeiht die weltliche aus der Oper abgezogene Kantate. Aber schon wieder hat Italien die neue Form gegeben: die Suite. Der Deutsche greift sie auf, läßt seinen schweren Rhythmus vom Tanz beschwingen, findet, daß vokale Mehrstimmigkeit nur ein tastender, durch ungefüges Organ gehemmter Versuch einer Tiefenkunst war, und entdeckt seinen eigentlichen Beruf im Instrumentalen. Die Lautensuite wird das

Entzücken der Liebhaber, das Arrangement belebt die Hausmusik. Der Hausrat ist gewachsen. Neben die kleine Handorgel, das Portativ, sind Klavichord, Cembalo, Kinder des Monochords getreten. Eine herrliche Zukunft winkt dem, der sich an den Tasten ergehen will. Und was geschieht? Suite, Sonate, dem öffentlichkeitsfrohen Süden entstammt, nehmen wieder die Farbe der deutschen Umgebung an, sie werden ins Innerliche gewandt: es kommt Johann Sebastian Bach. Ein genialer Kleinbürger schafft unbewußt Hausmusik, die bestimmt ist, europäisch zu werden.

Aber wir sind noch weit vom Europäertum entfernt. Die Hausmusik wird übermächtig im achtzehnten Jahrhundert. Das Reich des Liebhabers erweitert sich, je mehr die Instrumentalformen sich dehnen und verzweigen. An den deutschen Fürstenhöfen wird das schöne Beispiel gegeben. Die Kammermusik Sophie Charlottens, die sich vom leeren Prunk in ihr Inneres zurückzieht, ist mehr als fürstlicher Dilettantismus. Hier macht der phantasierende Wunderknabe Händel gefeierte maestri staunen, hier weiß Satzkenntnis es bis zu anspruchsvollerer Kleinkunst zu bringen. Hier klingt auch romanische Kultur in den Hoffesten nach, die, mit Geschmack entworfen, die Oper in einen Minaturrahmen spannen. Ein junges fürstliches Genie knüpft an so künstlerische Tradition an. Von einem den Musen feindlichen Vater niedergehalten, errichtet der große Friedrich ihnen in Rheinsberg ein Heim, pflegt das kammermusikalische Orchester und bereitet die unvergeßliche Hausmusik von Sanssouci vor. Der Zunftmusiker und der Liebhaber der Flöte wirken in Potsdam zusammen. Jener, wenn er Philipp Emanuel Bach heißt und am Cembalo Rücksicht auf den gekrönten empfindungsvollen Adagio- und unzulänglichen Allegrospieler zu nehmen hat, verwünscht wohl innerlich alles königliche Musizieren und verzieht sein Gesicht. Quantz aber, der Flötenmeister, ist glücklich. Er hat die volle Freiheit, den Takt mit rhythmischem Fußklopfen zu erzwingen. Und diese Hausmusik strahlt eines Abends in eigenem Glanz: Johann Sebastian der Große erscheint selbst im Reiseanzug vor dem tief erregten König und phantasiert in der denkwürdigen Stunde über ein friedrizianisches Thema. Wir halten den Atem an.

Neue Triebe brechen aus dieser Hausmusik. Am Cembalo von Sanssouci sitzt auch ein schüchterner Mensch, aus jener mitteldeutschen Gegend, die uns mit phantasievollen Kunsthandwerkern überreich beschenkt hat: Karl Friedrich Christian Fasch. Er wagt es kaum den Blick zum geliebten König zu erheben. Fasch bleibt ihm treu, auch wenn die Not der Kriegszeit ihn honorarlos macht. Unopernhaft, wie er ist, taktiert er in der Oper vom Flügel aus, nur um seinem Fürsten Peinlichkeiten zu ersparen. Dieser scheue, nach innen gekehrte Musiker wird bahnbrechend.

Er baut Brücken von der Hausmusik zur halben und ganzen Öffentlichkeit. Überall in deutschem Lande haben die Liebhaber sich indes zusammengetan, um, mit den Zünftigen vereint, wachsender instrumentaler Mehrstimmigkeit zu dienen: in München, Hamburg und in Leipzig, wo Adam Hiller kommandiert. In Mannheim gar entfaltet sich blühendes symphonisches Leben. Das Liebhaberkonzert ist eine reizvolle Zwischenform, eine linkische Verbeugung vor dem romanischen Ideal der Musiköffentlichkeit und doch vertieft durch die eigene deutsche, häusliche Echtheit. In einem Zimmer wohnt diese Musik. Man hat sich durch Statuten zum Ernst, zur Sachlichkeit verpflichtet. Ein paar Zuhörer sind da. Doch — es wird geflüstert und gescherzt. Schon hier, wo es in den Kinderschuhen auftritt, erscheint das Grundgebrechen des Konzerts, der Gehörssinn läßt sich nicht so absondern, daß alle andern Sinne verstummen. So genießt, ärgert man sich in den Konzerten für „Kenner und Liebhaber", während auch das häuslichste Musizieren, im kleinsten Kreise, nicht ruht. Und von diesem zweigt der schüchterne, scheue, selbstlose Fasch unbewußt das ab, was später unter dem Namen „Singakademie" für den Chorgesang entscheidend wird. Vielleicht bezeichnet nichts den Übergang vom Häuslichen zum Öffentlichen so klar wie diese Gründung, die kaum so zu nennen ist. Fasch erhält sich mühsam mit Musikstunden, findet eine eifrige Gesangsschülerin, Freundinnen und Freunde treten hinzu, man singt, ohne daß man es will, mehrstimmig, man muß üben, von Raum zu Raum wandern und kann schon um die Wende des Jahrhunderts eine Bereicherung der Hausmusik durch den phantasierenden Beethoven erleben. Wieder, wie im Anfang deutscher Musik, triumphiert der Geist der Gemeinsamkeit und der Hingabe an eine Idee. Sie wirkt nun in weitem Rahmen, ohne doch ihrem Wesen untreu zu werden. Auch heute ist an dieser Stätte des Altberlinertums der Geist zeitfremder Einkapselung nicht ganz gebrochen.

Der deutsche, der norddeutsche Liebhaber zumal stürzt sich gierig auf die Kammermusik, die als ein reicher Segen sich über Deutschland und die Welt ergießt. Das Echo Wiener Aristokratenmusik ist überall vernehmbar. Es giebt fürstliche Cellospieler von Ruf wie Friedrich Wilhelm II. und den Fürsten Anton Heinrich Radziwill, der bei Goethe einkehrt. Dem Alten in Weimar schenkt der Hausgesang sonnige Stunden. Wir fliegen in die E. Th. A. Hoffmannsche Welt, in der man träumt und sich entzückt, wandern durch den Bettinakreis, in dem Geist und Musik sich vermählen, denken an den Beethovenschwärmer Prinzen Louis Ferdinand, der sich von seiner Geige nicht trennen kann, sprechen auch bei der Zelterschen Liedertafel vor, wo der Patriotismus sich gutbürgerlich betätigt. Noch ist die Gesellschaft einfach, noch lebt man anspruchslos der Kunst.

Aber die deutsche Welt beginnt sich zu verändern. Die Symphonie zieht ihre Straße entlang und ruft nach Publikum. Die Chöre werden stärker und tüchtiger. Die Catalani, Paganini, Liszt rasen umschwärmt durch Europa.

Die Hausmusik droht eingeschnürt zu werden. Ein Instrument fängt sie auf, umarmt sie mit ganzer Inbrunst eines, dem von dem beherrschenden Konzert Gefahr droht: das Klavier. Noch wird es vergöttert. Die Romantiker beschenken es mit Ureigenem, und nie wohl sind weiche Frauenhände träumend über die Tasten gestrichen wie jetzt, wo Chopin, Schumann sie mit dem Segen ihrer Klavierseele geleiteten. Die Improvisation steigt auf, selbst das Lied wird im Achtoktavenreich geboren. Schon aber hat das Klavier halblauten Spott zu tragen. Nicht nur, daß es im Wettbewerb mit den Saiteninstrumenten, mit der menschlichen Stimme unterliegt; daß es im Klavierkonzert den Kampf mit dem Orchester wagen muß, der doch ein Klangmißverhältnis aufdeckt. Es fühlt sich von der Gunst Unberufener im Hause bedrückt, wird lästig und leidet wie ein Dichter, den man zum Frondienst zwingt.

Indes schwillt die Konzertwelle an. Die Großstadt ist geworden und läßt sie weiter wachsen.

Wir bringen nun die Ernte heim. Die Hausmusik ist verzwergt, beengt. Sie lebt von Abfällen. Das italienische in Paris erfüllte Ideal der öffentlichen Musikmitteilung ist, nachdem die deutsche Musik ihm lange ausgewichen war, zum weltbürgerlichen entwickelt. Chöre und Orchester sind Massenvirtuosen geworden. Geist der Gemeinsamkeit durchdringt die Vielheit, aber sie setzt sich durch ihr Haupt in Szene. Die Masse regiert und zieht das Kleine, Zarte nach sich. Der Symphonieklang beherrscht das Ohr, macht es halb unempfindlich gegen die feinen Reize leiser Einstimmigkeit. Das Klavier schwelgt im Kraftaufwand, den selbst die Frau nicht als unwürdig ablehnt. Und die Kammermusik, die einst im Zeichen Joachims in den Saal der Singakademie zu heimlichem Genuß lud, wird, um Kasse zu machen, in weite Hallen getragen, wo ihr Ton sich verflüchtigt, ihr Geist vergewaltigt wird. Schwer lastet das Licht auf dem Sinn, der sich konzentrieren will. Und andere Sinne leiden unter einer Art Kasernierung, unter einem Sitzzwang, der dem echten Musikgenuß fremd ist. Die Improvisation hat den Spieler verlassen, wie den Hörer das innere Nachschaffen. Wo ist Liszts „Freie Phantasie", die den Konzertprogrammen alles Gebundene nahm, wo selbst Rubinsteins improvisatorische Sorglosigkeit, die dem Pianisten von heute Frevel am Kunstwerk scheint! Das Große in Chor und Orchester, wundervolle, nie geahnte, unschätzbare Errungenschaft von

Kunst und Industrie, ist beherrschend geworden. Vielfarbig und doch nicht ohne Eintönigkeit zieht eine umfängliche Musikliteratur vorüber, die mehr gekannt als gefühlt wird.

Die Hausmusik hat das Schöpferische verloren. Sie erzeugt nicht Künstler, sondern zieht sie an, mietet und bezahlt sie. Der Liebhaber ist vom Dilettanten abgelöst worden. Er sucht, was er im Konzert gehört hat, sich zugänglich zu machen und scheitert an der Aufgabe. Er hat sich gewöhnt, die Mittel der Ausführung zu unterschätzen, hat vielleicht flüchtig ein Konservatorium besucht, wo die Scheidung zwischen Künstler und Dilettant nicht durchgeführt ist. Ach, es ist gewiß das Übelste nicht, wenn Dilettanten alles Mögliche im Laufschritt umfassen, neue Musik durchwühlen, wenn ihre Hände im Trüben fischen, während die Gedanken in Schönheit schwelgen. Hier ist die Phantasie gerettet, und wenn gar zehn Finger die Partitur umfassen und in ihrer Weise umdeuten, dann hat das skizzenhafte Tasteninstrument zwar dem Orchester Handlangerdienste geleistet, aber doch Großes und Anregendes gegeben. Das ist die Ausnahme. Und schön tummelt sich auf zwei Klavieren Vierhändigkeit, die sich Originales und Übertragenes, Solo- und Orchesterpart des Klavierkonzertes erobert. Schade nur, daß auch sie den Übergang in den Konzertsaal nicht scheut und sich so ihres Reizes beraubt. Ja, selbst das Harmonium, das, ohne mit der Orgel in Wettbewerb zu treten, von der Gunst feiner, aber der Klaviertechnik nicht gewachsener Finger getragen, sein Eigendasein lebt, hat sich dem kalten Hauch der Öffentlichkeit aussetzen müssen. Daneben gedeiht eine Verfeinerung der Raumkunst, die das Musikzimmer zum Gefäß der Stimmung macht. Man tritt in ein dunkeltöniges, von klangdämpfendem Inhalt und Teppichen möglichst freies Allerheiligstes ein, von dessen Wänden Köpfe von Großmeistern der Kunst und, je nach den Beziehungen des Inwohners zu Malerei und Graphik, musikerfüllte Bilder herabschauen. Freilich, nur zu oft ist das Verhältnis zwischen Raum und Mensch künstlich geschaffen. Und wenn der Schwarm der Gäste nach symphonisch gehaltenem Diner zur Musik geladen wird, fühlt er sich dazu mehr gedrängt als gestimmt: Ist das echte Hausmusik? Sie ist immerhin echter, wenn sie den Tafelgenüssen vorangeht. Denn jene, die sich ihnen gesellt, darf von selbst aus der Betrachtung ausscheiden. Wie die aristokratische Hausmusik, die einst bei uns im Hofkonzert blühte und nun allen Kunstwert eingebüßt hat.

Es lohnt, den Beitrag der mechanischen Musikwerkzeuge zur Hausmusik zu beleuchten. Sie ist ein Seitenstück zur Mechanisierung des Spiels, auch des Volksspiels. Wir haben eine Seelenwanderung des

seiner Sendung entfremdeten Klaviers mitangesehen. Es hat im Pianola den Vortrag des Virtuosen, seine Technik, seinen Rhythmus eingefangen. Vor ihm sitzt ein Laie, lenkender Steuermann, der nun diese gefrorene Kunst seiner Dilettantenseele vermählt. Daß auch Technik von Phantasie leben muß, ahnt er nicht; bildet sich ein, das Imponderabile der Stimmung, künstlerisch persönlicher Stimmung, ohne große Arbeit zu erhaschen; weiß nichts davon, daß die Arbeit selbst, der Kampf mit den Mitteln, unvergleichliche Freuden in sich schließt. Und ist selig in dieser vollendeten Rückübertragung von Nummern, an denen Eitelkeit und Beifall hing, und die sich nun von ihnen losgelöst haben und in seine vier Wände gewandert sind. Doch auch die Stimme, dieses persönlichste aller Instrumente, wird festgebannt. Das Wunder einer Belebung der Entseelten vollzieht sich im Grammophon. Geste, Minenspiel, Augenblicksausdruck sind geopfert, die Arie ist entkörpert, aber Caruso beschenkt uns mit der Pracht seines Tenors, alle Reize der Klangfarbe, aller Glanz der Höhe, alle Kultur des Registerwechsels sind erhalten; und nur eine dünne und trübe Begleitung, die namentlich in den Geigen peinlich wird und das Polyphone haßt, spricht von Unvollkommenheit. Ein Stück Virtuosen- und Bühnensängerunsterblichkeit ist gerettet. Und es ist sogar zuzugeben, daß dieses halblebendige Beispiel den Gesangsbeflissenen mehr fördert als seine Meister, daß das Ohr hier reichen Gewinn heimtragen kann. Und doch lehnt sich etwas in uns dagegen auf: der Industriegeist hat die Phantasie, die echte Kunst an die Kette gelegt.

Immer wieder ist es die Phantasie, die uns in unserer Hausmusik wie in der übrigen bedroht scheint. Wir suchen nach dem Urgrund und finden ihn in der Herrschaft des Wortes über den Ton. Kritik begleitet alles, sie hängt sich mit Bleischwere an jede Musik. Sie wandert von der Zeitung ins Haus. Man empfindet nicht aus sich heraus, man will vor allem über Musik sprechen und zieht darum fremdes Urteil heran. Die Eindrücke jagen einander, aber sie werden nicht künstlerisch verarbeitet. Das Wissen von der Musik ist unzweifelhaft gestiegen; man hört einführende Vorträge, man liest erklärende Programme. Der Geist der allgemeinen Bildung gefährdet den Instinkt. Der Instrumentalklang mit seiner verzweigten Chromatik hat sich im Ohr eingenistet, ohne im Gesangston sein Gegengewicht zu finden. Erstaunlich der Rückgang des Tonbewußtseins, das nur selten untrüglich zwischen „rein" und „unrein" unterscheidet. Dafür ein durch die nachwagnerische Entwicklung gesteigertes, durch die Literatur begünstigtes Dürsten nach Stimmung. Wollen wir das unterschätzen? Stehen wir nicht selbst mitten in der modernen Kunstanschauung, die Leben von unserem Leben ist? Haben wir nicht

selige Stunden des Farbenrausches erlebt, wenn Musik und Poesie, Musik und Literatur sich verknüpften? Aber Farbe und Einzelton, Schwebendes und Bestimmtes, Hauch und Stoff brauchten nicht Todfeinde zu sein; ein Gleichgewicht zwischen Wort und Ton wäre noch einmal, in neuem Sinne, zu wünschen, eine Wiedereinsetzung des Instinkts, des Ohrs in seine Rechte; eine Rückkehr zu jener Pflege des Vokalen, die uns im Auftakt der Hausmusik grüßte; eine Hingabe an das Echte, die ihr Wesen ist. Denn der Mittelstand, der sie einst hegte, hat sie vergröbert und verpöbelt. Er taucht genußfroh in der Geschäftsoperettenmusik unter, deren Nummern er dem Allerweltsinstrument, dem Klavier, aus der Seele hackt; er jubelt in der seichten Salonmusik; er bemüht Musik zu jeder Tageszeit, weil sie ihn des Denkens überhebt. Und erst die soziale Volksbühnenkunst läßt vor ihm, wenn er sie empfangen will, ein anderes Ideal auch der häuslichen Musik aufsteigen. Wird er zu ihr zurückfinden?

Wir haben überhaupt von den Zukunftsmöglichkeiten der Hausmusik zu sprechen. Sie scheinen zunächst gering. Alles verbündet sich, um sie zu bekämpfen. Eine Abschwächung des Dranges nach Öffentlichkeit ist vielleicht zu erwarten. Enttäuschte Künstlerhoffnungen, wirtschaftliche Notdurft, zeitweilige Verkehrslähmung hemmen fürs erste die Flut. Aber sie schützen noch nicht vor der Wiederkehr des Systems, das auf willensstarker Geschäftsorganisation ruht. Es ist eine Kulturfrage. Sie muß also von innen aus gelöst werden. Und gewisse Zeichen deuten darauf hin, daß ein Gefühl für das Wünschenswerte am Werke ist. Erinnert man sich noch jener Abende bei Keller und Reiner, die die Vortragenden in eine dekorative Umgebung stellten, das Publikum zwanglos und die Musik intimer machten? Oder jenes anderen, da Robert Kothe im Salon Cassirer zur Laute sang? Es ist wahr, sie konnten sich nicht behaupten, und die kleinen Konzertsäle, wie Bechstein-, Klindworthscharwenka- und der kammermusikfreundliche Harmoniumsaal heuchelten uns die verloren gegangene Intimität. Oder man dachte, von Bayreuth ausgehend, an verdunkelte Konzerträume, an unsichtbaren Chor und Orchester. Dieser Drang nach dem Intimen ist befreiend und verräterisch zugleich. Er sagt uns, daß eine Rückentwicklung zur dreiklangseligen Einfachheit nicht möglich ist. Wer das Intime sucht, sehnt sich noch nicht nach Hausmusik. Hier schwingt die Sehnsucht feingestimmter Menschen der Oberschicht, die durch die Nervenkunst hindurchgegangen sind und ein ineinanderklingendes Beieinander künstlerischer und literarischer Dinge lieben. Sie haben den Sinn für Stil, der an den Quellen der Hausmusik nicht zu finden ist. Und selbst wenn man, mehr musikalisch, musikhistorisch gerichtet, mit alter Kammermusik in stilvoll getönter Umgebung den Geist der Vergangenheit

möglichst rein beschwören will, so geschieht das nur, um den Geschmack auf der Zunge zergehen zu lassen und den Gegensatz zweier Kulturen harmonisch zu genießen. So stellen wir auch wohl unser Ohr auf den Cembaloton ein, ohne darum zeitgenössischer Klangempfindung untreu zu werden. Kammermusik der königlichen Kapelle, Madrigalchöre können uns, feine Linien nachzeichnend, entzücken; auch sie übrigens bereit, dem Konzertsaal zu opfern. Es gibt noch mehr kleine Unsicherheiten des Stilsinns. Er macht vor den Opernhäusern halt, in denen die Spieloper Lungenkraft verschwendet und geistigen Selbstmord verübt. Wenn Mozart im Münchener Residenztheater wohnte, so war ihm ein wärmendes Heim bereitet; war er in die Luft gebracht, in der er allein atmen kann. Nicht leicht finden wir desgleichen.

Zukunftsmöglichkeiten? Hier versagt die Sehergabe des Musikers. Er kann nur hoffen und wünschen; allerhöchstens andeuten. Hoffen, daß der Sieg organisierter Tüchtigkeit die feineren Werte nicht töten, den Kern der Musik nicht schädigen wird; daß die Thomas Mannsche Synthese von Kraft und Geist als letzte Blüte auch für uns Neues emporführt. Wünschen, daß sezierende, lehrhafte, handwerksmäßige oder phrasenhafte Kritik, durch die Umstände großgezüchtet, sich mannhaft besinnt, sich aus- oder zum Künstlerischen umschaltet. Das kann auch der Hausmusik viel helfen, die fern vom Jahrmarkt der Eitelkeiten und doch von der Gegenwart befruchtet, als zarte Knospe erblüht. Das Schaffen, das von ihr ausgeht, sollte zu ihr zurückfinden. Eine eigene Literatur sollte ihr dienen.

Alles hängt an der Mittelstandsseele. Werden wir europäischer, gesellschaftlicher, dann wird sie sich und alles, was ihr entstammt, wandeln. Hier erheben sich auch für den Musiker die großen Fragezeichen. Nur eines ist klar: die Allmählichkeit einer Entwicklung, die nichts Errungenes aufgeben kann, aber Schlacken abstößt, um zu verzweigter, kernstarker Einfachheit zu gelangen. Und das eben ist der Boden, auf dem auch die Hausmusik gedeiht. Sie ist eine deutsche Angelegenheit und zugleich eine persönliche jedes geborenen Musikers.

Drei Kriegsbücher

von Hans Kyser

Es ist eine heute zum mindesten noch unbequeme, wenn nicht unwillkommene, ja verdächtige Frage: Was hat eigentlich der Dichter im Kriege unserer Zeit zu tun? – Am geschicktesten löst sie der Gestellungsbefehl; aber dann weiß erst der Soldat um seine Aufgabe und

gehorchende Pflicht. Beide brauchen den ganzen Menschen. Dennoch ist die einfachste und selbstverständliche Antwort zunächst die vaterländische: Er hat freiwillig Soldat zu werden! Das heißt: mit allen eines Schicksals Bruder zu sein. Zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich wie alle! Gleich zu sein mit allen, den Tieren gleich und den Göttern gleich! – „Was auch draus werde, steh zu deinem Volk! Es ist dein angeborner Platz!“ – Hochbeglückt derjenige und jede Ehre ihm, dem diese Lösung nicht nur in den Tagen des ersten Rausches, dem sie bis zum Gewissen des Todes auch die notwendige und natürliche blieb! Die tiefste Dichterdemut spricht so: und wenn selbst die Lippen eines Apollo stumm wie Erde werden müßten, die Erde tönt fort! Die deutsche Erde! – Aber nicht jedem ist diese freiwillige Lösung dem Alter, dem körperlichen Befinden und seiner inneren Ordnung nach möglich gewesen. Warum sollte ein Dichter, „der uns die letzten lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt“, den Kampf um den Genius des Friedens nicht kämpfen dürfen, auch wenn die Entscheidung, nur seiner Menschlichkeit verantwortlich, nicht so schnell gefordert wurde und geformt werden konnte als an der vor dem Volke verantwortlichsten Stelle?! Die Urweisheit der Griechen läßt ja Prometheus die Menschen nach *seinem* Bilde schaffen, ein Geschlecht, das *ihm gleich* sei, und der prometheische Geist, derselbe, der durch den Kampf der elementarischen Triebe von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert die bildend versöhnende Fackel reicht, er sprach nur, wundenstillend, zum Zwiste der Menschenbrüder das Wort der Betrachtung: „Ist seine Hand wider jedermann, wird jedermanns Hand sein wider ihn!“ Er schlug nicht zu. Nicht mit dem Wort, nicht mit der Tat! Wer also im Schatten dieses wundenstillenden, völkerbildenden, menschenversöhnenden Geistes den Samen seiner Arbeit am fruchtbarsten durch die Zeiten gedeihen sah, wer wollte ihn schelten, wenn er treu seinem Gotte dienend spräche: Dem Dichter ziemt vor allem die Betrachtung! – Aber die anderthalb Millionen Tagebücher, die Hedin schätzungsweise allein an der Westfront geschrieben glaubt, diese Hekatomben von Büchern, wie er es nennt, werden wohl auch im Laufe der Zeiten dem Moloch, dem sie dienten, dem finsteren Gott des vernichtenden Krieges, der doch zugleich der Gott des verzehrenden und reinigenden Feuers ist, geopfert werden. Homer war blind, aber nicht Achill! Und um die nur betrachtete „Kampagne in Frankreich“ schwebt noch für einige Jahrhunderte der Goethesche farbig gebrochene Quellenstrahl! – Ob das rückschauende Gesicht des Sehers und Sängers, ob die mitlebende Betrachtung des reinen Künstlers die kämpfende Welt noch einmal schafft, ist nur eine Frage des besonderen, vom gleichen Geist der Welten gestimmten menschlichen Instrumentes.

Das eine nur ist gewiß: „Mehr als jemals ist heute die Würde des handelnden Menschen in des Schreibenden Hand gegeben! . . . Mehr als jemals braucht jetzt die Welt rerum scriptores . . . scriptores rerum". Ich setze gleich noch diese Stelle hinzu: „Wer vor einem gerüsteten Krieger nichts als ein Stöhnen hervorbringen kann: ‚Wie überflüssig ist mein Geschreibsel!' — der ziehe die verständige Folge und werde auf der Stelle Soldat. Er schände durch sein Geschreibsel nicht länger die schreibende wie die kämpfende Welt. Denn grade die kämpfende Welt, die Tatwelt, braucht heute einen anderen Schallraum als die Schrift solches seltsamen Menschen, der „so geringen Wert sich selbst gibt". — Ich kann es nicht besser sagen, als es Heinrich Eduard Jacob seiner „Reise durch den belgischen Krieg" (Erich Reiß Verlag, Berlin) in einer Fülle vortrefflicher „Handwerksbemerkungen" vorangesetzt hat. — Der Titel dieses Buches ist zu anspruchsvoll. Es sind nur die Bekenntnisse eines Jünglings gelegentlich eines Ausflugs in den beendigten belgischen Krieg, um es einmal dem Stoffe nach genauer zu bezeichnen; aber es sind zugleich recht aufrichtige Bekenntnisse eines ausgezeichneten Schriftstellers gelegentlich mancher Gesichte des Krieges, um es seinem Gehalt nach noch weiter zu umgreifen. Jacob hat nur die Möglichkeit gehabt, einen kleinsten Zipfel vom Mantel der schrecklichen Gottheit, die heute über uns wölkt, zu erfassen, und der kleine Umkreis, den zu sehen ihm verstattet war, hat diesen Heinrich Eduard Jacob zu einem dichterisch starken Bekenner gemacht. Er hatte sich bisher nur mit einem Novellenbuch hören lassen, das herzlich schlecht, weil vollendet geschmäcklerisch war. Mit einundzwanzig Jahren, gleich am Anfang, schien er am Ende seiner Kraft zu sein (denn so junge „Geschmackskultur" ist zumeist unkräftig bis zur Wurzel); mit vierundzwanzig Jahren hat er seine Jugend wiedergefunden. Sein Weg ist also der hoffnungsvollere: bergauf! — Dieses Werk ist erfüllt mit dem unverdächtigsten, weil fragevollen Ernste, dem „Ernste des Jünglings", der noch die Gabe hat, dort ein Problem zu sehen, wo dem Ernste des Mannes nur ein Phänomen erscheint; und also ist es ein Buch des Instinktes voller Hemmungen, Abschweifungen, Widersprüchen, Enttäuschungen, Selbstzüchtigungen und vor allem voll des beharrlichen Glaubens an das Recht der freien Bestimmung, der Persönlichkeit und einer nur auf ihre Gesetze eingestellten Perspektive. Es überströmt vom Ich, es huldigt der Majestät des Selbst, es ist eigensinnig verliebt in den immer gespürten Druck und Schlag des Blutes, unbarmherzig selbstsüchtig, voll höchster Treue gegen das Individuum. Spürt es nicht den Hauch des eigenen Atems immer, als wäre er das Brausen der schöpferischen Firmamente selbst? Man höre diese Sätze: „Welch Vierzigjähriger macht es mir nach: allmorgendlich dies religiöse

Jauchzen, daß ich lebe und daß ich ein Ich bin? Daß Gott mich nicht wie den schuf und jenen ... obwohl er vielleicht mich schlechter gemacht hat. Daß ich unveräußerlich bin, daß mein Gesicht und meine Gedanken (obschon es unzählig bessere gibt), so nicht noch einmal auf diesem Stern sind. Wo ist ein Mann, der vor den Spiegel schauernd und tränenvergießend hintritt und nie sich genug tut mit frommen Wundern, daß dieser Arm sein eigener Arm ist? ... Ach, das Schönste und Wunderbarste ist einem Manne längst selbstverständlich!" – Und dieses große Staunen reißt, was es nur aus dieser Welt von unseren Tagen, was es nur vom Zipfel dieser Welt erfassen kann, in die gleichbleibend hochgehenden Fluten seines Pathos. Es ist gänzlich ohne Pausen. Man könnte es zuweilen schwatzhaft nennen, wenn die Sätze nicht genau nach dem Schlag des Herzens gestimmt wären. So verlangt es wie alle guten Erstlingswerke Wachheit auf jeder Seite, nein, bei jedem Wort. Es ist nicht „um des Krieges", es ist „um des Fühlens und Denkens willen" geschrieben. Darum guter Zukunft voll. Aus solcher Stimme höre ich die neue, kommende Zeit menschenwürdiger sprechen, als etwa aus den Erlassen, die auf eine möglichst enge Geschlossenheit, ja Uniformierung der Jugend drängen. Wie hat man vor dem Kriege diese Jugend gescholten und mit „dem Verderb ihrer Sitten" die eigene geistige Sittenlosigkeit aller möglichen Kasernierungsversuche zu bemänteln gesucht! Und plötzlich faßten unsre Kasernen nicht die Fülle der freiwillig zu Tod und Leben für das Vaterland Hinstürzenden! Auch muß wohl die Drachensaat unserer lebenden Dichter nicht gar so sittenlos gewesen sein, wie man es nur zu sehr die öffentliche Meinung mit törichten Zensurverboten glauben machen wollte! Oder sind sie alle nur mit Schillerschen Versen in den Tod gegangen? Das Zarathustrabuch soll in manchem Tornister gefunden worden sein. Es ist schon lange an der Zeit und nicht verboten, sich auf die inneren Kriegsziele zu besinnen: soviel Freiheit wie möglich allenthalben zu schaffen, denn nur die Einigkeit ist wahrhaft siegreich, die die Freiheit zur ewig an Lebenskräften unversiegbaren Quelle hat. Darum wünsche ich diesem jungen Werk recht viele ältere Leser. Es könnte der Freiheit gewidmet sein! Gibt es auch nur schwebende Meinungen, es ist zuweilen auf eine hingerißne Weise Mensch! Freilich nur ein Tagebuch: wäre es älter geworden, könnte man von einer Schöpfung sprechen. Ein Bekenner ist dieser Jakob, dem die Zukunft nun abverlangt, ein Dichter zu werden. Darum hüte er sich besonders vor der billigen Mißachtung lebender deutscher Meister! Es ziemt einem jungen Dichter nicht, so mit der leichten Hand von einem „dummen und blechernen" Werk Gerhart Hauptmanns zu sprechen, wie es einem jungen Musiker nicht ziemen würde (auch wenn er in sich andere Töne hört), von einer dummen und blechernen Musik Beethovens zu reden!

„Mein Kriegstagebuch" (S. Fischer, Verlag) nennt Aage Madelung schlicht eine Sammlung von sechsunddreißig in Ungarn und Galizien dem Kriege abgelauschten und für den Tagesbedarf einer großen Berliner Zeitung geschriebenen Skizzen. Sie sind von der Erde umwitterte kleine Schöpfungen. Von seiner ersten Zeile, die in deutscher Sprache erschien, haben wir gewußt, daß dieser Skandinavier einer der wichtigsten und stärksten nordischen Dichter der Gegenwart zu sein scheint. Ein wunderbarer Kerl, daß ich es recht deutsch sage! Ich habe von ihm kaum eine Zeile gelesen, die mich nicht wie lauterer Wind anwehte oder mir eine helle Landschaft wie Gewölke düster machen konnte oder, — es ist schwer diese Empfindungen auch nur gleichnisweise zu sagen, — die mir wie ein Erschrecken kam, so als ob plötzlich in der Nacht, wenn man die Sternbilder sucht, ganz ferne ein Hund heult und man wird jäh von einer unendlichen Wehmut ergriffen. Es gibt nichts Schlichteres als eine Seite von Madelung und doch schwingt das Kosmische in steter Gegenwart durch Bild und Rhythmus seiner Sätze. Man könnte alle stoffliche Begrenztheit (wenn es möglich wäre, Form und Gehalt zu scheiden) von seinem Werke abziehen; es bliebe auf eine nur dem Gefühl verständliche Weise noch immer dieselbe lautere Schwingung übrig, wie man auf einer Meistergeige nur die Saiten leise zu streichen braucht, um zu wissen, sie kam von einer Meisterhand. Er ist wohl eine dem Genius recht gefällige Meistergeige, dieser Aage Madelung, und ich bitte sehr mich begeistert sein zu lassen, wenn ich von diesem nordischen Dichter spreche.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht. Wir haben allen Grund der Zeitung, — in diesem Fall dem „Berliner Tageblatt" — zu danken, daß es diesen Südschweden berief, wenn auch nur einen kleinen Teil des deutschen Krieges zu betrachten. Ich weiß, es sind auch deutsche Dichter zu diesem Zwecke bemüht worden, aber „die Freizügigkeit sondergleichen in den Kampfgebieten", die Madelung, den „weder innere noch äußere Umstände gehindert haben so zu schreiben, wie er empfand", mit Stolz erwähnt, diese Freizügigkeit des Schauens und Gestaltens ist den deutschen Dichtern bis heute zumeist versagt geblieben. Es scheint also bis zur Stunde, als ob späteren kritischeren Geschlechtern nichts übrigbleiben wird als nach den Büchern von Ausländern zu greifen, will der Deutsche sich über seinen gewaltigsten Krieg künstlerisch und menschlich wirksam orientieren. — Madelung hat uns die Skizzen zu einem Kriegsbuch Ungarns geschenkt. Es ist vielleicht nicht allen bekannt, daß die Vertreter der ungarischen Zeitungen ihm öffentlich einen ergriffenen Dank ausgesprochen haben. Sie haben der späteren Stimme des Volkes einen edlen und in die Zukunft glühenden Vorhall verliehen. — Also beginnt dieses Büchlein der Liebe eines Dichters zu einem Volke: „Wer nur

einmal die große Ebene, die sich ununterbrochen von Wien bis zu den Karpathen dehnt, durchfahren ist, dem wird sofort klar, daß dieser mit allen Reichtümern der Erde gesegnete Boden auch unvergleichliche Menschen hervorbringen muß." Dieses Land der heißatmenden Weizenfelder, der Jagden, der wild und wehmütigen Weisen, der süßblühenden Tokaiersonne, der treuen rot-weiß-grünen Fahne, „der blutgetränkten, lilienweißen, hoffnungsvollen Fahne, die den Söhnen Ungarns siegesbewußt in verzweifelten Schlachten vorangetragen wurde, immer in der ersten Reihe, bis die große Stunde schlug", – in diesen kleinen Skizzen hat die Stimme dieses von einem Dichter geliebten unvergleichlichen Volkes auch einen in manchen Worten unvergeßbaren Ausdruck gefunden. Die kaum dreißig Zeilen von „Ungarns Trauer um Przemysl" werden die Zeit überdauern, und wenn sie auch nur von einer Trift „großer, silbergrauer, ungarischer Ochsen mit langen antik gewundenen Hörnern" handeln. Sie gehen, vierhundert Stück, auf der Straße nach der galizischen Ebene zu und kehren wieder nach der Heimat zurück. Das ist alles. „Aber wie gerne hätte Ungarn zweitausend Ochsen, ja alle seine silbergrauen Ochsen für Przemysl hingegeben. Einen silbergrauen Ochsen für jede Träne, die ungarische Frauen in diesen Tagen um Przemysl geweint haben."

Auch zu Deutschland ist aus dem Norden ein Mann gekommen, selbst ein fast sagenberühmter Forscher, nein, gerade nur ein ganz schlichter Mensch, wie wir ihn heute aber vielleicht am besten gebrauchen können, beileibe kein Dichter, nicht mal ein Künstler, höchstens nur ein tüchtiger Handwerksmann, aber einer, der sein Handwerk gewissenhaft auszuüben versteht. Ich spreche von Sven Hedin und seinem großen Werke „Ein Volk in Waffen" (F. A. Brockhaus, Leipzig). Ich bin überzeugt, daß dieses vollständige Werk neben dem kleinen Feldauszug für eine Mark heute schon ein Hausbuch des deutschen Volkes geworden ist. Wir haben bis zur Stunde kein besseres über den deutschen Krieg und es wird, was auch geschrieben werden mag, stets der besten Gastfreundschaft in unserem Lande würdig bleiben. Denn es ist von der ersten bis zur letzten Zeile dem Genius der Wahrheit gewidmet. Auch dieses Forscherwerk gibt nur ein großes Kapitel aus unserem Kriege: es handelt nur von der Front im Westen. Das beigegebene reiche und zumeist von Hedin selbst aufgenommene Bildermaterial, Photographien und vortreffliche kleine Handzeichnungen Hedins hat nicht nur den in keinem Sinne anfechtbaren Zweck, die Schilderungen dieser gewissenhaften Betrachtung zu unterstützen, sondern auch den höheren: diese Angaben gelegentlich vor den Augen der Neutralen zu verantworten und hierdurch die Verleumdungspsychose unserer Gegner ein wenig zu heilen. Wenn man die mehr als fünfhundert Seiten dieses Werkes durchwandert

hat, scheint dem von tausend kleinen scharfen und einfachen Beobachtungen erfüllten Blick, als habe er zugleich einen ganz eigenen, neuen Erdkreis erforscht, dessen Pole die Urpole der Menschheit sind: Tod und Leben. Und genau diese Aufgabe hatte sich Hedin gestellt: „Mein Buch sollte lediglich eine gewissenhafte Beschreibung dessen werden, was ich selbst gesehen und erlebt habe, als ich die deutschen Heere im Felde aufsuchte . . . Ich wollte Leben und Tod im Felde schildern – das war alles." Mit dem Weltruhm seines Namens kam er, ein fünfzigjähriger Freiwilliger, zu dem deutschen Volk und Heer, um politisch zu lernen, menschlich zu betrachten, wissenschaftlich zu beschreiben und „um der Germanen willen wollte ich die Verleumdung ausrotten und die Wahrheit zur Kenntnis der Allgemeinheit bringen." – Wie es ihm die feindlichen Völker gedankt haben, wissen wir; das deutsche Volk sollte zum Dank diesem edlen Gastfreund das Gastgeschenk eines deutschen Ehrenbürgers machen, nicht mit großer Feierlichkeit und schnell verrauschenden Reden, sondern als einfache Gegenwidmung für das schlichte Buch, das er „dem deutschen Heere" gewidmet hat.

Dieser Mann braucht sich nicht ausdrücklich gegen die Versuchung zu wahren, als könnte er dem Verlangen der Allgemeinheit nach Sensation entgegenkommen. Er gedenkt der französischen Helden so ehrenvoll wie der deutschen; er führt uns mit gleichbleibender Sachlichkeit zu der Ruhe des Siegers, zu den verschwiegenen Schmerzen der Verwundeten, zu den Leiden der Gefangenen, zu der Majestät der Toten. Er füllt uns Namen, die heute dankbar in aller Munde sind, mit Menschlichkeit aus, gern schenkt er dem unbekannten Verdienst und jedem freundschaftlichen Dienst ein dankbares Wort. Er gibt dem Soldaten, was des Soldaten, dem Prediger, was des Predigers ist, nicht ohne ihn gewissenhaft einmal den „geistlichen Redekünstler" zu nennen; dieser Erforscher fremdester Völker und Religionen verschmäht es nicht, wie ein alter Chronist eine Predigt dem Wortlaute nach anzuführen, aber auch die Ballade von Tommy Atkins wird in der Übersetzung, andere Gedichte Kiplings werden im Original zitiert. Wir sehen die braungelben Rauchsäulen der brennenden Dörfer mit gleicher Ruhe wie die dampfenden und duftenden Küchenwagen oder die kleinen weißen mörderischen Bukette der explodierenden Schrapnelle. Zerschossene Städte, verwüstete Äcker, einladende Biwake, das bunte kriegerische Landstraßenleben, Chausseen, von Blutstropfen rotgesprenkelt, und die unerschöpflichen Männerkolonnen, diese Völkerwanderung der bewaffneten deutschen Männer, unaufhörlich marschierend, durch Tage und Nächte, wie ein nie versiegender Strom der lebendigen deutschen Volkskraft: es wechselt die Fülle der Bilder, gleichfalls wie unerschöpflich, und alle sind von demselben, sachlich ruhigen

Forscherauge gesehen. Er lüftet von dem Angesichte der Toten die Tücher und deckt ihre marmorne Schönheit auf, das ungeheuer Hoffnungslose ganzer Reihen Sterbender, Schlafender, unersättlich Schlafender, alle durch den Kopf getroffen, läßt er uns mit schrecklicher Ruhe miterleben, und plötzlich umkränzt er das erschütternde Bild mit den Worten der Betrachtung: „Es ist schön und erhebend, Männer für ihr Land und für die Freiheit und für die Ehre ihres Volkes sterben zu sehen.“ Dieses aber ist der Ernst des Mannes! Die Demut des Ich vor den erhabeneren Tatsachen des Lebens. Der beneidenswerte, große, schlichte Ernst des Forschers, der sich doch zugleich nicht scheut, die Politik der französischen Regierung zu verurteilen, weil sie ihm nicht sinngemäß scheint, die Unbesiegbarkeit der deutschen Welt anzuerkennen, weil er ihre kerngesunde Volkskraft erkannt hat. Nur vor dem deutschen Heere und vor dem deutschen Volke macht er sein großes Kriegsbild verantwortlich. Es ist das höchste Lob, das Hedin, dieser Forscher im Genius der Wahrheit uns spenden kann; es wäre der höchste Dank, den wir ihm darbringen könnten, wenn das deutsche Heer dieses Werk annimmt, als hätte er es dem zukünftigen Genius des Friedens selbst gewidmet.

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Nun können es auch Kinder mit Händen greifen, worum gekämpft wird, worum zahllose Reichsdeutsche und Donaudeutsche und Ungarn und Polen und Kroaten in Tod und Verderben gegangen sind. Unser gemeinsames kontinentales Schicksal, unser politisch-geschichtliches Zusammengehörigkeits- und Abhängigkeitsverhältnis, das Provisorische des Schnittes von 66 tritt nun so grell und scharf ans Licht, daß sich zugleich ein Gefühl für die wahren Aufgaben der deutschen Seemacht sehr deutlich auszubreiten anfängt. Sie wurden, scheint mir, in den letzten Jahren vielfach mit einer nicht ganz ungefährlichen Einseitigkeit verfochten. Das Inselreich, wie oft wurde es von klugen Köpfen gesagt, ist ohne meerbeherrschende Flotte nicht einmal in der Theorie denkbar: Deutschlands nationalstes Institut ist die allgemeine Wehrpflicht. Aus den bekannten tausend Gründen war und ist eine starke deutsche Flotte unentbehrlich, nicht nur weil sie zum Rüstungsapparat eines Großstaates „nun einmal“ gehört; auch Publizisten wie Carl Jentsch, in deren Orientierung das Kontinentale die eiserne Achse bildete, waren dieser Meinung. Aber unsere

staatliche Selbständigkeit und unsere Stellung als Großmacht, der die Vorsehung nur Bajonette zu Grenzen gegeben hat, hing und hängt zuallererst und zuallerletzt von einem unvergleichlich starken Heere ab. Diese Grundtatsache hatte sich im letzten Jahrzehnt im öffentlichen Bewußtsein einigermaßen verdunkelt, die politische Phantasie des Volkes war von Flottengedanken völlig beherrscht. An den Naturzwang, mitteleuropäisch zu sein – oder erst zu werden, dachten wenige. Nun haben ihn uns die Tatsachen eingehämmert. Als Vorbild stand bislang das große ozeanische Weltreich vor Augen. Aber je sichtbarer dessen Schwächen wurden und je mehr die Not es zwang, die über den Planeten verstreuten Glieder zusammenzubinden, desto verführerischer wurde für uns das Vorbild. Dann hob, im letzten Lebensjahre Bismarcks, das große Streiten um die Flotte an, das halbwahre The trade follows the flag benebelte die Sinne, und selbst starke politische Intelligenzen erlagen unkritisch der Prophezeiung: ‚Die Flottenfrage wird von weittragender, ja aller Wahrscheinlichkeit nach von ausschlaggebender Bedeutung für unsere Zukunft sein.' (Professor Dietrich Schäfer, 1897). Sie ist es geworden, doch in wesentlich anderem Sinne, als ursprünglich gemeint war.

Die sie leugneten, die Logik dieser Tatsachen, sind nun entzaubert. Es ist kein Zufall, daß sich der europäische Konflikt nicht Marokkos sondern des Balkans wegen entzündet hat, das heißt um Österreich-Ungarns, um Mitteleuropas willen. Jetzt erst übersehen wir ganz, was, außenpolitisch, an Bismarcks Erbe noch lebendig ist. Er hat die Anfänge der kolonialen Erwerbungen und die erste mächtige Welle des Marinismus noch erlebt, jene noch am Steuer des Reiches stehend, diese als entamteter Kritiker: und gegen beide übte er ganz bewußt das laissez faire. Es war ihm Grundsatz: mit diesen Mitteln wird der Kampf um die deutsche Zukunft nicht entschieden werden. Er spürte natürlich die Triebkräfte, die dahinter standen, den Exportindustrialismus, der auf und über die Meere trieb, den hanseatischen Drang ins Weite, und wohl auch die Zusammenhänge mit den Massenproblemen des neudeutschen Wirtschaftsvolkes; aber – seine Beteiligung an diesen Dingen blieb negativ. Ich glaube fest, daß er im Innersten seines Herzens das berüchtigte Wort Caprivis: „Je weniger Afrika, desto besser", nicht gemißbilligt hat. Etwa weil sein Geist zu müde geworden war, um die Zeichen der Zeit zu verstehen? Ja und nein. Der Meister lebte noch im System der europäischen Großstaaten. Er sprach noch vom europäischen Gleichgewicht. Er hat ausdrücklich nirgends gesagt, daß es sich überlebt und einem System von Weltreichen Platz zu machen habe, mit wenn nötig zwangsweiser Angliederung von Kleinstaaten, die nur scheinbar freier Entschließung fähig seien: was heute die große Wahrheit ist. Ja, wir müssen von seinem Erbe noch einen Abstrich tun, einen sehr gewichtigen: er maß den

beiden Zentralmächten trotz Schutz und Trutz noch ein sehr beträchtliches Maß außenpolitischer Selbständigkeit bei; er wies dem Solidaritätsgefühl auch nach außen bestimmte Schranken an und sprach laut von den Dingen, die den anderen nichts angingen. Es gehörte die Reife der Zeit dazu, diese Schranken niederzureißen: und es scheint, daß sie sich nun erfülle. Dennoch: indem er, als 1876 das chiffrierte Telegramm aus Livadia ihn vor die Wahl stellte, für das Habsburger Reich ‚optierte', wußte er, daß diese Wahl Schicksalsbedeutung habe, also unfrei sei wie jede fruchtbare Wahl. Das heißt aber auch, er fühlte, daß die Periode der beweglichen und willkürlichen Koalitionen für Deutschland vorbei und nun auch der Großstadtbetrieb in die Epoche der Syndikatsbildung eingetreten sei. Aus seinem wundervollen Gefühl für die Ökonomie der Zwecke hätte er, verjüngt, dem Marinismus nie den gleichen Grad der Notwendigkeit zuerkannt wie dem Kontinentalismus. Daher sein Verhalten gegen England.

Es läßt sich also sagen: das Mitteleuropäische lebte in Bismarck und seinem Volke nur als Defensivvorstellung, nur als Schutzmittel für die schwererrungene und isoliert nicht zu behauptende nationale Selbständigkeit. Nicht lebendig war es als positive Aufgabe, als positiver Inhalt einer neuen Staatsauffassung, die in ganz wesentlichem Umfange berufen scheint, den deutschen, den österreichischen, den ungarischen, den westslawischen usw. Patriotismus durch einen mitteleuropäischen zu ergänzen. Das ist der Schritt, den wir Heutigen zu machen haben – der Fortschritt. Bismarck hat sich selbst in Privatgesprächen oft als Europäer bezeichnet. Aber als Politiker erblickte er im Mitteleuropäischen, wie gesagt, nur eine Waffe, keinen Inhalt, der das Deutschnationale mit umfaßte: als wichtigstes Element neben manchen anderen von verschiedener Prägung. Wir dürfen also mit dem Meister nicht mehr sagen: ‚Unser Bündnis ist eine Assekuranz, aber keine Erwerbsgenossenschaft auf Gewinn' (1886). Vorbei ist die bequeme Zeit, da wir unserm südöstlichen Genossen die Befriedigung seines ‚Balkanehrgeizes' überlassen konnten, als ob er uns nichts anginge. Für immer vorbei. Wir sind im Begriff, politisch und wirtschaftlich mitteleuropäische Denkgewohnheiten anzunehmen. Wenn diese sich ausbreiten und feste Formen gewinnen, wird ein neuer Typus Menschen entstehen. Statt des ‚Europäers von übermorgen' der bescheidene Kontinentalmensch von morgen. Aber auch dieser Glaube ist heute ein Trost.

Vielleicht darf man es heute schon aussprechen: Woodrow Wilson war nicht der schlechteste Präsident, den die Vereinigten Staaten von Nordamerika in diesen furchtbaren Jahren haben konnten. Gewiß, er sieht die Welt durch die anglo-amerikanische Brille; aber es ist die beste Brille,

die drüben offenbar eben zu haben ist. Und darauf kam es und kommt es an. Das sollte man heute in Deutschland laut sagen dürfen, nachdem das Gespenst eines Konflikts mit der großen angelsächsischen Republik an uns vorübergegangen ist. Kein Zweifel an Wilsons Idealität durfte geäußert werden, und es war dumm, sie zu bemakeln, weil sie blutgebunden ist und sich an Edmund Burke und John Stuart Mill und Gladstone genährt hat, statt, wie patriotische Blindheit forderte, an Treitschke und Bismarck und Nietzsche.

Ich halte den Fall für undenkbar, daß der Krieg zwischen Deutschland und England unter Umständen hätte ausbrechen können, unter denen die Sympathien der meisten Nordamerikaner sich nicht der Mutterinsel zugeneigt hätten. Belgien, mit dem die Amerikaner das deutsche Konto belasten, hat ihnen die Parteinahme nur vereinfacht, aber deren Richtung nicht bestimmt. Und diese hat kulturelle und sachlich-politische Gründe. Die Sprachgemeinschaft ist, trotz Iren und Deutschen, eine Kulturgemeinschaft. Englischer Puritanismus, der die kurze Spanne Zeit zwischen Geburt und Grab in Zucht nimmt, englische Sektiererei, die kirchlich bestimmte Art des metaphysischen Bedürfnisses, der sich hemmungslos austobende Geschäftssinn, die privatwirtschaftliche Auffassung des Staates, der praktische Weltsinn, all das, wodurch sich englisches Wesen annäherungsweise charakterisieren läßt, hat drüben Fortsetzung, Erhöhung und Vollendung gefunden. In England wurde die maschinelle kapitalistische Technik begründet und ausgebaut: in Amerika triumphiert sie. Der politische Individualismus, gipfelnd in der Unterordnung des Staates unter die Privatzwecke des Lebens, mit seiner Gefahr einer Unterjochung und Ausbeutung des Staates durch den starken Privatmenschen, auch er ist, bis auf die spezifisch amerikanische Korruption, englischer Import, freilich von dem religiösen Gemeinschaftsgeist der Pilgerväter unterschieden wie die Karikatur vom Original. Typische Vertreter des amerikanischen Geistes, wie Benjamin Franklin, kann man sich ohne Schwierigkeit als solche englischen Geistes vorstellen, und lese ich die Ansprachen Wilsons gegen die Truste, so muß ich an die Ansprachen Richard Cobdens (oder John Brights) an die Mitglieder der Anti-Corn-League in Manchester denken. Das geistige Klima der nordamerikanischen Union scheint mir, gegen das englische gehalten, bisher noch unendlich ärmer an Geschlossenheit und Tiefe und Formcharakter; aber Leben und Ideal haben die gleiche Richtung. Emerson, den doch auch der deutsche Idealismus für sich beansprucht, fühlt sich, als er englischen Boden betritt, wie von der Erinnerung an die ferne Vorzeit seiner selbst — an sein eigenes Vorleben erinnert; der Grundrhythmus des Daseins zu Haus und in der Väter Heimat ist derselbe, nur bereits archaisiert und durch Altsein und Altern verlangsamt. Die Geschichte hat beide zeitweilig getrennt, aber das Familienband nie zerschnitten. Carnegie

hat von der britisch-deutschen Zusammensetzung der neuen Welt gesprochen. In der Tat hat man an fünf Millionen deutscher Einwanderer zwischen 1819 und 1902 berechnet, gegen sieben Millionen aus Großbritannien, von denen jedoch die Iren abzuziehen sind. Wer möchte zweifeln, daß Amerika ohne sie weit ärmer wäre und daß sie zum Aufbau der amerikanischen Nation die Tugenden und Tüchtigkeiten ihrer Rasse beigesteuert haben, wie ihnen das bei jeder Einweihung eines germanistischen Instituts ebenso freundlich wie wahrheitsgemäß gesagt wurde; aber — Kindereien und alle behauenen Marmelsteine beiseite — wenn Wells und Roosevelt oder Bryce und Wilson sich im Weißen Hause unterhalten, schwingt über und neben den gleichen Lauten die Affinität der Seele: sie flüstert geschwisterlich mit.

Ich erwähnte Benjamin Franklin, den Quäker. Man möchte Wilson ihm nicht gleichsetzen, er hat wohl weniger common sense als dieser und mehr Tiefe und geschichtliche Intuition; seine Liebe zu Burke bezeugt es. Und doch besteht die Brücke, der seelische Zusammenhang. Franklin stellte sich vor: nicht der gefräßige und blutlüsterne Adler, sondern der friedfertige Truthahn, der Nationalvogel, müsse das Wappentier des amerikanischen Staates werden. Gibt es etwas Typischeres für die Grundgesinnungen derer, die seines Geistes sind und heute noch zu den reinsten und vergeistigtsten Elementen der neu-alten Nation gezählt werden müssen? Der Missionsgedanke, der sie beherrscht und ganz offensichtlich Wilsons Tun bestimmt, durchglüht auch Emersons Seele, er ist vielleicht der einzige neue Gedanke oder besser: das einzige neue Gefühl in dem von Geschichte beladenen Manne: das amerikanische Gemeinwohl müsse etwas von den alten Staaten Europas grundsätzlich Verschiedenes sein — frei von ihren Unvollkommenheiten, ein Tummelplatz für die Entfaltung menschlicher Urnatur und ihrer Rechte. Hier, auf diesem scheinbar nachbarlosen Kolonialboden, dem unermeßlichen, sollte Rousseau zu seinem Rechte kommen, der scheue Träumer, der in die sich verdunkelnde soziale Wirklichkeit des ancien régime sein flackerndes Licht warf. Krieg? Ein Vorurteil, mit dem sich Monarchien und Oligarchien vor ihrem Ende schützen. Heere und Flotten? Die Krücken, mit denen sich greisende Völker in ihren Wahnvorstellungen gegenseitig zerfleischen. Die Unabhängigkeitserklärung und die Erklärung der Menschenrechte sind vom gleichen Geiste geformt: daß ihre Fernwirkung so grundverschieden war, spricht für Emersons Auffassung des Missionsgedankens, an dem Wilson zäh festhält. Trotz dem drohenden Gesicht der heutigen Monroedoktrin, trotz der Entstehung eines um sich greifenden, um sich spähenden Imperialismus und seiner kapitalistischen Peitsche, trotz dem stark gewordenen Bewußtsein, Nachbarn zu haben und Rüstungen zu benötigen. Roosevelt ist, wir wissen es heute sehr genau, nicht nur Ausdruck seiner selbst oder eines

wuchernden Reklameehrgeizes; er ist unendlich mehr als bloße Episode. Aber das will Wilson und public opinion in Amerika so wenig sehen, wie die besonderen Lebensumstände der Europäerstaaten. Zu denen zählt er aber das gesättigte Mutterreich insofern nicht mehr, als es sein Maximum an Ausdehnungsmöglichkeit ja erreicht hat. Was kann ein solches Reich wollen? Nichts als den Willen zur Defensive; natürlich. So wird der Wilsonleute Glaube an das sittliche Recht der Briten in diesem Kriege erklärlich.

Vor dem Kriege haben das manche gewußt und gesagt, aber als er ausbrach, war diese heilsame Erkenntnis gründlich verweht und die wüsteste Bierbankpsychologie begann zu wirken. Seit Jahren wurden die Beziehungen zwischen den beiden Mächten enger und enger. 1906 urteilte ein weitsichtiger deutscher Gelehrter, Herr von Schulze-Gaevernitz: der Engländer betrachte das Verhältnis zum Amerikaner ungefähr mit denselben Augen wie der Reichsdeutsche den Donaudeutschen; es sei ihm keine Interessenbeziehung, die sich ändern könne, sondern der politische Ausdruck einer dauernden Kulturgemeinschaft. Wirtschafts- und machtpolitisch war England gegen den Tochterstaat stets entgegenkommend, zuletzt im Panamahandel, ohne sich gedemütigt zu fühlen. Man sieht den Riesenstaat wachsen und wachsen, heute das Industriemonopol an sich reißen und schon im Begriff – vor dem Kriege – das Welt-Clearing house zu werden: man findet das natürlich. Man weiß, Kanada wäre ohne den guten Willen der Union nicht zu halten: man ist beruhigt. Der Grundsatz des two powers' standard, der gegen Deutschland mitleidlos angewandte Maßstab, macht vor den Vereinigten Staaten halt. Ohne Neid, ja mit stolzem Anteil des irgendwie noch verantwortlichen Verwandten wird die Entfaltung der jungen Weltmacht zu immer größerem Einfluß verfolgt, der Union Jack und das Sternenbanner flattern, rief vor einem halben Menschenalter Joseph Chamberlain in Toronto aus, zur gemeinsamen Verteidigung einer gemeinsamen Sache, die durch Gerechtigkeit und Humanität geweiht ist. Durch Gerechtigkeit und Humanität! Da haben wirs. Zur gemeinsamen Sache gehört auch das gegenseitige Interesse, gehört der amerikanische Farmer, der den englischen Markt, und der amerikanische Finanzier, der das englische Kapital, und der amerikanische Imperialist, der die englische Flotte für die Sicherung seiner pazifistischen Zukunft, und der weißen Australier, der die amerikanische Flotte zum Schutz gegen die gelben Japs braucht; gewiß. Aber neben und über der Interessengemeinschaft umschlingt die beiden Nationen, verbrüdernd und aus Briten Kanadiern Amerikanern die englische Familie machend, die gleiche oder eine sehr ähnliche Idealität. Damit ist viel gesagt, und es mußte gleich heute in die politische Rechnung gestellt werden. Wir führen den Krieg nicht bloß gegen England, und wir werden den Frieden auch mit den amerikanischen Denkgewohnten zu schließen haben ...

Man kann ruhig sagen: wen die Verflechtung der menschlichen Dinge, der eiserne Händedruck der Tatsachen, die den ‚freien' Willen zwingen, nie in die unsagbare Not des Ohnmachtsgefühls getrieben hat, dem fehlt das innere Recht, in der Politik mitzureden. In solchen Momenten der Ohnmacht tue ich Rousseau, der so viel gesündigt, Abbitte; und nicht nur nur ihm — auch seinem Volke, das vom Meister nicht das Genie, wohl aber die bequemere Heilsgebärde übernommen hat.

Die Gelehrten, Ärzte, Politiker, Militärs und Schriftsteller, die mir die Einladung zum Eintritt in die eben neu gegründete ‚Gesellschaft für Bevölkerungspolitik' zusandten, sind sicher ganz fern von rousseauischer Sentimentalität und Gefühlswissenschaft. Die Namen, die unter dem Aufruf stehen — unter anderen der Nationalökonom Professor Julius Wolf, Friedrich Naumann, Professor von Liszt, Professor Georg von Mayer, der frühere Unterstaatssekretär — verbürgen die beste heutige Wissenschaft und das beste öffentliche Gewissen, soweit es sich zu politisierenden Menschen von Fleisch und Blut verdichten kann; aber ich fürchte sehr, sie werden über die Grundtatsachen, die Grunddeutungen und die Grundtendenzen der Bevölkerungspolitik nicht hinauskommen, die in Rousseaus Kulturkritik und in Malthus' ‚Essay on the principle of population' (1798) niedergelegt sind. Ich werde der Gesellschaft beitreten und hoffe ihr mehr als ein bloßer Beiträgler und Tafelgenosse zu werden, vielleicht hat die Wissenschaft, die Millionen Menschen im Handumdrehen töten lehrte, auch das Regenerationsrezept im Schrank. Doch in der Stille meines betrübten Herzens denke ich wie Bernard Shaw: die revolutionärste Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts war die künstliche Sterilisation der Ehe. In Man and Superman will Ana Don Juan die Pflicht lehren, die Erde zu bevölkern. ‚Und wenn', antwortet der Shawsche Wüstling, der aber gar keiner ist, sondern Malthus und Marx gelesen und verdaut hat, ‚und wenn eine Zeit kommen sollte, in der das aufhören wird, wahr zu sein? Weißt du nicht, daß Beharrlichkeit zum Ziele führt? Daß ein Mann immer ein Mittel entdecken wird, das zu tun, was er zu tun wünscht? Ihr habt Euer Bestes getan, ihr tugendhaften Damen, des Mannes Geist vor ehrbarer Liebe als der höchsten Liebe vollständig zu beugen und ihn zu zwingen, unter ehrbarer Liebe Romantik und Schönheit und Glückseligkeit im Besitz schöner, eleganter, köstlicher, hingebender Frauen zu verstehen. Ihr habt die Frauen gelehrt, ihre Jugend, Gesundheit, Wohlgestalt und Verfeinerung selbst richtig zu bewerten. Nun, welche Rolle spielen schreiende Kinder und Haushaltungssorgen in diesem erlesenen Paradiese der Sinne und Erregungen? Muß es nicht unvermeidlich dahin kommen, daß der Wille des Mannes zum Gehirn des Mannes sprechen wird: erfinde mir ein

Mittel, das den Besitz der Liebe, der Schönheit, der Romantik, der Erregungen und der Leidenschaften ermöglicht, ohne das Gefolge der elenden Bußgelder, der Ausgaben, des Kummers, der Heimsuchungen, der Krankheiten, der Todeskrämpfe und Lebensgefahren, ohne das Gefolge von Dienern, Ammen, Ärzten, Schullehrern.' Über die ökonomische Zange, in die die Frau seit Rousseau unwiderruflich geraten ist, schweigt aber Shaw: leider. Der Kapitalismus hat die Frau von unten gepackt und in die schwächende Erwerbsarbeit gepreßt, die das Generationswerk bedroht; und die höher Geborene, die in einer Atmosphäre des Behagens und der Bildung groß geworden und sich als Trägerin des Feminismus den Rang zuweist, sie ist in ihrem Zeugungswillen und der Zeugensfähigkeit geknickt, je mehr sich ihre Zeugungssinnlichkeit steigert. Das ist der heutige Befund. Es bleibt, vernünftelt Shaw weiter, zunächst ein Trost: der rückständige, noch in Tierheit befangene Pauper und der beschränkte, frömmelnde Reiche; sie werden die Ausrottung der Rasse verzögern. Aber um den Preis der Erniedrigung der Rasse. Oder schaut das Problem, abseits der Statistik, anders aus? Aller gute und schöpferische Ehrgeiz scheint endgültig die Wahl getroffen zu haben. Das heißt also: die ganze große Armee der heutigen Talentleute, der Finder und Erfinder, der Phantasiemenschen und der von ihrer Mission Besessenen. Gegen den sittlichen Makel meist noch gewollter Unfruchtbarkeit sind aber nicht nur sie stumpf geworden, hinzu kommen die Millionen gemeiner Erfolganbeter und Behaglichkeitsschwärmer, vor allem die gehobenen Proletarierschichten, die sich durch Organisation und Erziehung vom Bewußtsein ihrer Menschenwürde und Verantwortung zu erfüllen anfangen.

So sah das Problem vor dem großen Kriege aus, als unsere Statistik die Summe der neudeutschen Entwicklung zog. Gewisse Zusammenhänge waren nun ganz klar. Die Art und die Grenzen der Volksverdichtung, die mit der Großstadtbildung, dem Industrialismus, der Produktion für den Weltmarkt und der so gefahrvollen Erweiterung des natürlichen Nahrungsmittelspielraums zusammenhängt, sie ließen sich an England, dem voll entfalteten Kapitalistenlande, gründlich erkennen; aber wenige ahnten, wie sehr von hier aus der Friede bedroht war ... In Sachen der Fortpflanzungs*pflicht* hatten die überkommenen sittlichen Bremsen überall zu versagen begonnen, in England der Puritanismus, in Deutschland der echte und der massenhaft feilgebotene Talmiidealismus. Der Verstand hatte über den Instinkt gesiegt; und in angelsächsischen Ländern war bereits eine Art Feminismus zur Herrschaft gelangt, die man mit Gynäkokratie bezeichnen kann, – Versklavung des Mannes und Trennung des Weibes vom Generationsgeschäft. Wird sich die große Katastrophe die Rückkehr zur Natur erzwingen? Wir werden sehen. An die freiwillige

Herabsetzung der Niveauansprüche oben und unten, an die Wirksamkeit sittlichen Ansporns in irgend nennenswertem Umfang, etwa durch kirchliche und patriotische Predigt, bin ich zu glauben nicht naiv genug. Die große Rechnung steht noch aus, die ungeheuere Belastung, meine ich, des Staats- und Stadtbürgers durch Steuern und Zölle, die uns im Frieden allem Anschein nach noch mehr in den kapitalistischen und imperialistischen Zustand hineintreiben werden. Der Verein für Bevölkerungspolitik hat sich eine ungeheure Aufgabe gestellt, er will Menschen, die unter den denkbar künstlichsten Verhältnissen arbeiten, zu einem naturhaften Leben zurückführen.

Anmerkungen

Diplomatie und Presse

Bismarck ließ sich einmal den Journalisten Dernburg kommen und machte ihm eine vertrauliche Mitteilung „unter dem Siegel der Verschwiegenheit", wie er dem aufhorchenden Manne betonte. Bei der nächsten Gelegenheit wurde Dernburg vom Kanzler geschnitten, der dem bestürzt ob solcher Mißgunst sich zu fragen Gestattenden kurz sagte: „Ich habe Ihnen vor acht Tagen etwas mitgeteilt und Sie haben keinerlei Gebrauch davon gemacht." — „Aber Durchlaucht bemerkten doch ausdrücklich, daß es unter dem Siegel.." Der gute Dernburg hatte geglaubt, Bismarck lasse ihn, in Sehnsucht nach einem Freundesbusen, kommen, um in ihn sein Herz auszuschütten. Diese wahre Geschichte kann heute sicher nicht mehr passieren, denn es ist seit einiger Zeit eher so, daß die Journalisten die Staatsmänner kommen lassen, um ihnen was zu sagen oder die Herrn zu den Journalisten gehen, um sich von ihnen was sagen zu lassen. Auch dafür gibts eine wahre Geschichte. Bei Doktor X., der damals Pariser Korrespondent eines Berliner Blattes war, läutete um neun Uhr früh Graf Y., damals noch ein deutscher Diplomat. Beim dritten Läuten öffnet der deutsche Attaché Herr von Z. und Graf Y. begrüßt ihn: „Ich wußte gar nicht, daß Sie jetzt Mädchen bei X. sind." Wie die Dinge liegen, weiß der Journalist meistens nicht nur viel mehr als der Diplomat, sondern überhaupt alles, denn das verlangt seine Zeitung; um diese gut zu bedienen, wovon seine Stellung abhängt, kommt der Mann unter Leute, hat „Verbindungen" und Phantasie; während der Diplomat eigentlich nur mit seinesgleichen verkehrt, aus Anständigkeit, aus Standesrücksichten, aus Menschenunkenntnis. Informationen holt er sich bei den Korrespondenten der Zeitungen oder aus der sehr zweifelhaften Quelle der Spionage, mit der er meist auch wieder nur durch Mittelspersonen verkehren kann, seinet- und des Spions wegen. Bismarcks Bemerkung, daß der Zeitungskorrespondent entweder die eigenen Erfindungen oder die der Gesandtschaft lanciere, ist heute nur mehr in Hinsicht auf die eigenen Erfindungen wahr, denn unsere Gesandten sind keine Bismarcks mehr, die was erfinden können, und unsere Journalisten sind keine naiven Dernburgs mehr, die was bei sich behalten. Der Einfluß der Presse auf die auswärtige Politik nimmt nicht nur zu, sondern die Presse macht sie. „Jedes Land", sagt Bismarck, „ist auf die Dauer für die Fenster einmal verantwortlich, die seine Presse einschlägt" — im Augenblick werden wieder einmal Länder für diese eingeschlagenen Fenster verantwortlich gemacht. Man lese die betreffende Presse vor dem Kriege nach, die englische und die deutsche, die französische und die russische. Nun geht seit Kriegsausbruch überall die Rede, unsere Formen der diplomatischen Vertretungen seien veraltet und müßten anders werden, und gerne machen die Zeitungen ein Echo solcher Rede, denn es liegt ihnen daran, sich sehr unschuldig zu stellen und auf einmal nichts sonst zu sein als die gedruckte öffentliche Meinung. Was insofern auch stimmt, als der Zeitungsleser, der „moderne" Mensch, dank der Zeitung schon gar keine andere

Meinung mehr hat als die „öffentliche", gar kein anderes Leben — außer seinem Geschäft — mehr hat als das der Zeitung und ohne Presse überhaupt nicht auf der Welt ist. Die diplomatischen Vertretungsformen sind gewiß in Bagatellen veraltet, aber sie sind es wesentlich darin, daß sie machtlos gegen den politischen Journalismus sind, der außer jeder Verantwortung steht — er ist nur dem Geschäft seiner Zeitung verantwortlich — und durch sein Reden oder Schweigenkönnen aus Interesse des Blattes den politischen Verkehr der Staaten zu einer viel schlimmeren „Geheimpolitik" zwingt, als er es zur Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges war. Der politische Journalismus lebt von dem „Geheimen". Es ist so: die europäische Presse macht die europäische Politik, außer jeder Verantwortung. Dagegen ist nicht einmal dieser Krieg aufgekommen, dagegen kann viel weniger eine Diplomatie aufkommen, die immer noch glaubt, daß sie sich der Zeitung als Mittel bediene, während sie selber ein Mittel in den Händen der Presse ist. Nicht so sehr die Formen der Diplomatie verlangen eine Reform als vielmehr die Presse.

Als für „alle bisherige Geschichte" geltend ist die bekannte Formel falsch, aber für die kapitalistische Periode der Geschichte ist sie gültig, was sich an der ganz eindeutig lesbaren Geschichte der Vereinigten Staaten deutlicher macht als an der europäischen Geschichte der kapitalistischen Periode. Denn dort fehlt fast ganz die historische Requisitenkammer, über die wir verfügen und die uns heute dazu dient, die uns noch ungeläufige oder vielleicht auch unsympathische vornehmliche Ursache des historischen Geschehens, nämlich das Wirtschaftliche, zu verkleiden. Wer das so allgemein bestreitet, dem sei zugegeben, daß sekundär auch noch andere Bedingungen als nebenlaufende Ursachen mitwirkend sein können, aber eben nicht wie ehmals an erster, sondern an zweiter und dritter Stelle, wie wir andrerseits den Materialisten zugeben, daß die Kreuzfahrer einen sich wie aus Zufall ihrem ganz anders motivierten Unternehmen anschließenden wirtschaftlichen Vorteil nicht abgewiesen, sondern mitgenommen haben. Man kann sagen: was in der früheren Geschichte, wenn überhaupt, so an zweiter Stelle oder dritter stand, das kam in der kapitalistischen an die erste: die Wirtschaft. Und was damals erstes Motiv geschichtlichen Geschehens war, kann in der kapitalistischen Periode als sekundäres Motiv mitspielen. Wir wissen, Zeitungen werden nicht für Ideale gegründet, die sich nicht rentieren; sie sind ein Geschäft oder sie sind überhaupt nicht. Der politische Journalist ist in einem Unternehmen tätig, das er mit seiner Tätigkeit konstituiert, das heißt: er ist nicht angestellter Beamter einer Zeitung, sondern, wörtlich, ihr Mitarbeiter. Er dient in einem wirtschaftlichen Unternehmen, indem er es schafft. Es ist das Wesen heutiger Zeitung, daß sie vor allem der Wirtschaft dient, sei es, daß sie in freiwilliger Vertretung der wirtschaftlichen Interessen einer Gruppe ihr Geschäft macht, sei es, daß sie von einer wirtschaftlichen Gruppe zur Vertretung ihrer Interessen in Dienst genommen wird, sei es, daß sie beides unter einen Hut zu bringen versteht, was auch vorkommen soll. Macht und Bedeutung einer Zeitung hängen von der Rentabilität des „Ideals" ab, dem sie dient, das heißt von der wirtschaftlichen Bedeutung und Stärke der Gruppe, deren Interessen sie, womöglich „freiwillig", erfolgreich vertritt. (Ich setze freiwillig nicht unter ironische Anführungszeichen, sondern will damit nur sagen, daß diese Freiwilligkeit sehr bedingt ist, insofern die Zeitung ja auch für sich selber Geschäft ist und „anderen" Geschäften nur dann dient, wenn sie damit ihrem eigenen dient — aber die „andern" Geschäfte sind die bedingende Voraussetzung des Geschäftes Zeitung. In Montenegro gibts kein Geschäft, daher auch nicht das Geschäft Zeitung, sondern nur ein Amts-

blättchen.) — Was für kulturelle Schäden die so bestimmte Zeitung der kapitalistischen Ära mit sich bringt, ist ein großes Kapitel für sich. Hier soll nur aus dem Wesen der Zeitung konstatiert werden, daß der politische Journalist dem wirtschaftlichen Leben den Puls nicht erst abtasten muß, wenn der Patient Fieber hat, sondern daß er diesen Pulsschlag und seine kleinsten Schwankungen spürt, ohne ihn erst befühlen zu müssen. Er braucht sich nicht zu informieren, denn seine Tätigkeit informiert ihn unausgesetzt. Er hört, ohne horchen zu müssen, sieht, ohne hinschauen zu müssen, bekommt mehr Antworten als er Fragen gestellt hat. Horchen, hinschauen, fragen: das muß er nur dem diplomatischen Beamten gegenüber, weil der das Magazin der historischen Kostüme verwaltet. Nicht als ob der Journalist die Kostümkunde nicht verstünde; er weiß, daß man die alten Prachtstücke den wirtschaftlichen Leibern überziehen muß, um sie präsentabel zu machen: er weiß nur nicht immer sicher, welches Kostüm das gerade passendste ist, und das sagt ihm der diplomatische Beamte. Mehr aber nicht. Denn alles andere weiß der politische Journalist aus seiner Tätigkeit viel besser und genauer. Ist er im Dienst ergraut, findet er in der Kammer auch allein das richtige Kostüm, besonders wenn der Verwalter ein paarmal schlecht gewählt hat, also ein unfähiger Diplomat ist. Deutsches Kapital sucht, gedrängt von den immer mehr wachsenden Abgaben, die es im Inlande leisten muß, im Auslande eine höhere Rentabilität, etwa in Syrien. Der Markt ist nicht mehr jungfräulich. Englisches Kapital war schon früher da. Man stößt einander. Die Kanzleien in Berlin, London, Paris spüren eine kleine Erschütterung. Was sie bedeute, wird der viel genauer registrierende journalistische Seismograph der Wirtschaft vom Diplomaten gefragt. In einem späteren, öffentlichen Stadium der Angelegenheit fragt der Journalist beim Diplomaten an, für welche Kostümierung der Bagdadbahn die günstigste Konjunktur bestehe. Beim Ausbruch des Balkankrieges erklärten die militärischen Attachés, der Sieg sei den Türken sicher, denn ihre militärische Ausrüstung sei erstklassig. Sie hätten sich von besser informierten Journalisten sagen lassen können, daß die Türken vom Hunger besiegt werden würden. Übrigens unter dem Beifall desselben Europa, das, England voran, nicht müde ward, zu betonen, daß die Türkei erhalten bleiben müsse. Denn sie ist in ihrer Schwäche eines der glänzendsten Exploitationsobjekte des europäischen Kapitals. Die Greueltaten der Türken in Armenien, in Macedonien: damit plagt man die Türkei immer so lange, bis sie sich die Ruhe mit einer wirtschaftlichen Konzession erkauft hat, wonach dem empörten europäischen Gewissen die geschundenen Armenier so egal sind wie die gevierteilten Mazedonier.

Die europäischen Staaten bilden eine geographische Einheit und werden, das Äußerste an Hoffnung, in vierzig, fünfzig Jahren vielleicht eine wirtschaftliche Einheit gegen die amerikanische, die asiatische sein. Vielleicht schließt diese Einheit die Möglichkeit in sich, daß Europa auch eine moralische Einheit wird — in hundert Jahren. Dann erst wird das wirtschaftliche Motiv als das kardinale der Geschichtsbildung zurücktreten und denkbar werden, daß die Völker sich die Köpfe einschlagen, weil sie sich über ihre Religion nicht einig werden können. Also in etwa hundert Jahren. Bis dahin bleibts wohl bei der Wirtschaft. Und man wird vielleicht so moralisch werden, das deutlich zu sagen und darauf verzichten, es des schöneren Anblickes wegen zu kostümieren hinter den verschlossenen Türen der geheimen Verträge und Abmachungen. Kommt es dazu, dann wird die sprichwörtlich gewordene Ignoranz der Diplomatie verschwinden, denn sie muß am hellen Tage ihre Arbeit tun unter den Augen von Zuschauern, und da ist das Durchmogeln schwer. Und das Wissen des politischen Journalisten braucht nicht

mehr die gewundenen Treppen der Kanzleien zu gehen, um sich zu appretieren. Unsere Geschichte wird dabei allerdings ihre großartige Draperie verlieren, aber man wird, regt sich dahinter was, nicht einen armseligen Polonius abstechen.

Franz Blei

In eigener Sache

Was im letzten Rundschauheft an dieser Stelle den deutschen Chestertonverehrern ins Stammbuch geschrieben wurde, sollte nicht aus mutwilliger Rechthaberei einen Wert zerstückeln, den mancher geistreiche Mann bei uns zu verehren scheint. Mir liegt das fern. Jeder labe sich an der Quelle, die seinen Gaumen angenehm letzt. Ich halte den Talentmann für eine Literatenangelegenheit, die den Gang und das Gesetz des Lebens nicht an einer Stelle berührt, sich aber vielleicht dazu eignet, im Salon Seelenrettungen zu betreiben; die Verehrer für einen Bauer und Schöpfer. Meinetwegen. Darum berühren ein paar „wohlmeinende" Zuschriften betroffener oder beleidigter Chestertonianer nicht den Kern der Sache. Laune, Witz, Ironie und höhere Bedeutung bleiben Laune, Witz, Ironie und höhere Bedeutung, auch wenn ihr glücklicher Besitzer den guten oder schlechten Geschmack hat, die Deutschen ekelhaft zu finden. Es mag vielleicht auch ein besonders witziger weil gut belohnter Sprung dieses Antiphilisters sein, daß er seine wöchentlichen Kuckuckseier in den Spalten der bürgerlich-philiströsen „Daily News" niederlegt; ich meine freilich, der sehr robuste Zeitungsinstinkt der liberalen Unternehmer wittert die tiefe Wesensverwandtschaft seiner Abonnenten mit dem primitiven neuen Religionsstifter. Aber auch das sei Nebensache, ich trachte ja hier nicht zu beweisen, daß man nie noch mit Feuilletongeist und Salonkritik die Zeiger der Zeit umzustellen vermochte, und zwei Seiten Carlyle oder Ruskin — in Unto this Last zum Beispiel — oder Emerson zweitausend Seiten des Orthodoxen Chesterton totschlagen. Was mich aber jetzt, in diesen furchtbaren Zeiten, zum Einspruch trieb, war weniger die freche und durch groteske Unwissenheit gesteigerte Anmaßung, Deutsche und Deutschtum einfürallemal abzutun, als die kecke Tölpelhaftigkeit des sogenannten Antiphilisters, die dunklen Flecken der englischen Politikseele in lilienweiße Unschuld umzulügen. Die Verehrer mögen sich nur die Mühe nehmen, von heute aus ihrem Meister rückwärts zu lesen: sie werden klarer sehen lernen und revidieren müssen. Und sie mögen Bernard Shaw zu Hilfe nehmen. Auch sein Common Sense about the War enthält manche böse weil leere Stelle. Es ist die Ohnmacht und das Unrecht seines Standpunkts, daß er eine Politik für geschichtslose Menschen erdenkt und sie auf solche anwendet, die von Geschichte und dem System erworbener Rechte beherrscht, bezwungen, geknechtet sind: auf uns Europäer. Aber was er nebenbei ans Licht bringt, vor allem die Kraft, im Narrenhaus die Besinnung zu behalten und, ohne Schaden für seinen langsam gereiften Glauben und für sein Wünschen und Wollen, das Freie zu gewinnen: das ist tröstlich und mehr als bon sens. Es stammt aus der Güte eines Wissenden, der ohne die Hilfe einer übernatürlichen Sanktion das Gewissen der hilfreichen Menschen hat. ‚Die wahre Freude am Leben besteht darin, zu wissen, daß man für einen bestimmten Zweck, den man selbst als einen mächtigen anerkennt, gebraucht wird, und daß man durch und durch aufgebraucht ist, bevor man auf den Lumpenhaufen geworfen wird. Zu wissen, daß man eine Naturkraft sein kann, statt eines fieberkranken, selbstsüchtigen kleinen Bündels von Schmerzen und Nöten, das jammert, weil die Welt sich nicht der Aufgabe widmet, einen glücklich zu machen.' Der Geist, in dem solche Münze geprägt

wird, gehört zu uns, ob wir gleich sein Witzeln, Sprühen, Funkeln, Leuchten nicht für die volle Erleuchtung und die ganze Einsicht halten. Über ihm und seinesgleichen, nicht über Chesterton und seinesgleichen, wölbt sich der Regenbogen, der die ablaufende Sintflut und die Neue Zeit ankündigt.

S. Saenger

Österreichische Bibliothek

Mit dem „Schulter an Schulter", das sich in den Kundgebungen so herzlich macht, wirds auf die Dauer nicht getan sein. Das Bündnis der beiden Reiche will durchdringende Verwirklichung; sie soll dem Leben standhalten, wie sie dem Tod standgehalten hat. Deshalb ist es Zeit, daß auch abseits von den Schlachtfeldern Grundlagen haltbarster Gemeinsamkeit geschaffen werden. Geschaffen oder aufgesucht; denn manches dieser Art besteht schon, war aber bisher wenig angesehen und gepflegt. Warum kennen wir einander nicht besser? Wir haben uns gegenseitig um unser wahres Wesen kaum gekümmert; an Stelle des Urteiles galt der Erfolg. Und wenn seit manchem Jahrzehnt der Erfolg zumeist in Deutschland war, — um so schlimmer für die Geltung des Österreichers! Es ist sehr menschlich, so zu rechnen; aber es gibt gründlichere Methoden. . . .

Nun wird man also anfangen, auch darin etwas gründlicher zu sein; man wird ja müssen. Und für die Klugen, die sogar schon wollen, sind bereits Wege und Winke da. So deute ich mir — neben anderem auch — das Unternehmen dieser „Österreichischen Bibliothek". Es sind kleine, hübsche Bücher, die der Inselverlag erscheinen läßt. Hugo von Hofmannsthal gibt sie heraus; eine Anzahl der besten Köpfe, die das heutige Österreich hat, sind ihm dabei zur Seite. Insgesamt geben diese Bändchen gewählte kleine Proben aus dem bedeutenden Reichtum der österreichischen Menschenart und Kraft: Grillparzers politisches Profil, in ausgesuchten Abschnitten aus seinen Werken hingestellt und in der prachtvollen Einführung von Hofmannsthal warm durchleuchtet; Berichte über Heldentaten der Deutschmeister, von Max Mell mit gutem Geschmack gesammelt und erläutert; die Abschnitte über Custoza und Lissa aus Heinrich Friedjungs großem Werk; die Aussprüche Bismarcks über Österreich mit einer mannhaften und vornehmen Einleitung von Dr. Franz Zweybrück; Audienzen bei Kaiser Josef, zusammengestellt und mit einem feinen Nachwort versehen von Felix Braun; endlich Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon 1809, von Otto Zoff gut ausgewählt und besprochen. Diese sechs Bände liegen jetzt vor; eine weitere Folge ist angekündigt, in deren Überschriften auch die Namen Beethoven, Radetzky, Abraham a Santa Clara, Amos Comenius zu lesen sind.

Ein paar kräftige Beispiele aus unendlicher Fülle; Anhalt und Hinweis für diejenigen, die noch mehr von Österreich wissen wollen. Es ist zu wünschen, daß dieses Unternehmen recht glücklich fortgesetzt, daß der Sinn der ganzen Bemühung begriffen und belohnt werde. Dieser kann nur sein, den Freunden, die noch immer beim Wohlwollen halten, nun einmal eindringlich zu bedeuten: Seht her, wie reich wir sind! Und bedient euch; denn alles das ist genau so gut euer, wie es unser ist!

Willi Handl

Ehrlicher Journalismus

Ungefähr zur Zeit Balzacs erfand man in Paris den Feuilletonroman auf Fortsetzungen (der Leseroman auf Buchfortsetzungen ist zwei Jahrhunderte älter und gab schon zur Zeit Richelieus den Lieblingen des Publikums lohnenden Unterhalt). Es war eine umwälzende Erfindung, denn die Massenverbreitung der in Massen druckbaren Zeitungsblätter erhielt dadurch

einen ungeheuren Anstoß. Die Idee, täglich ein paar Romanspalten lesen zu können, war für den Kleinbürger die Morgenröte einer neuen Zeit, diese Romane zeigten erst, was Anschaulichkeit bedeutete und welcher Erweiterung der bis dahin geltende Begriff der lokalen Berichterstattung fähig war. Paris, die große, unerschöpfliche Stadt, die Gesellschaft, die Welt der Stände, der ganze wimmelnde Ameisenhaufen ergriff Besitz von der Phantasie des Zeitungslesers oder vielmehr umgekehrt, seine Phantasie ergriff Besitz von dem Körper, in dem er lebte, ohne ihn zu kennen.

Die große Anfrage erzeugte sofort das große Angebot; die klassischen Romanlieferanten tauchten auf und hatten ihr goldenes Zeitalter. Dumas, Sue und manche anderen wurden so sehr mit Aufträgen bestürmt, daß sie ihre Technik anpaßten: sie schrieben nicht mehr die Romane und gaben sie dann den Zeitungen, sie versprachen sie den Zeitungen und schrieben sie dann. Aber auch das ließ noch eine Steigerung zu: sie schrieben das dritte Kapitel, wenn das zweite schon erschien. Der Drucker saß ihnen auf den Fersen und sie stolperten wohl manchmal, aber darauf kam es nicht an, der Leser wußte selbst kaum mehr, was er gestern gelesen hatte. Eine solche Arbeitsmethode hat natürlich ihre großen Gefahren, denn wie, wenn der Autor nicht mehr will oder nicht mehr kann, Streit mit der Redaktion bekommt oder plötzlich durch eine Entführung anderweitig beschäftigt ist? Daher blieb die alte Gepflogenheit des erst zu schreibenden Manuskriptes die Regel, die neue die oft geübte Ausnahme, die den Redaktionen bekannt ist, dem Publikum verschwiegen wird.

Ein deutscher Journalist hat die Ehrlichkeit gehabt, für seine Person und sein Werk nichts zu verschweigen. Als der Krieg ausbrach, schrieb er unter der Spannung der ersten Stunde für eine Zeitung von Tag zu Tag einen Roman, unter dem Gesichtspunkt des Tages: Mobilmachung, Kampfszenen aus Belgien, Erlebnisse in London, Aufklärung zur See, Episoden aus chinesischen Häfen, alles Dinge, die er entweder selbst gesehen hatte, oder deren Schauplatz er kannte, zusammengehalten durch die Idee einer deutschen Familie, deren Mitglieder Mittelpunkte der einzelnen Kapitel sind. Dieser Roman ist danach als Buch erschienen. (Gustav Kauder: „Aufschwung." Bei Georg Müller.)

Die Offenherzigkeit eines Mannes, der von den Geheimnissen hinter den Kulissen seines Geschäftes spricht, braucht noch nicht Ehrlichkeit zu sein, sie ist oft nur Spekulation. Kauder ist ehrlich und eben darum beginnt sein Vorgehen interessant zu werden: es ist eine kritische Ehrlichkeit. Man kann einige Fragen aus seinem Vorwort herausschälen, die einer Untersuchung wert wären.

Zum Beispiel: Ist es unerlaubt, Dinge, kaum daß sie geschehen sind, oder während sie noch geschehen, mit den Mitteln der Kunst festzuhalten? Die Antwort kann vernünftigerweise nur lauten: es ist eine Frage der Kraft, der Klarheit, des Geschicks. Wie entstehen denn Kunstwerke? Durch Erlebnis, Eindrücke, Reaktionen. Die ganz großen Werke sind nicht mehr mit dem Tag verknüpft, aber das ist nur ein gradueller, kein prinzipieller Unterschied. Kauder hat die Haltung eines Mannes, der sagt: ich habe meinen gewissen Besitz an Gestaltungskraft, und mit diesem suche ich zu erreichen, was ich kann. Ich täusche nicht mehr vor, als ich bin, aber eben das ist nicht so wenig. Ich bin Journalist, und das ist so wichtig wie ein Diplomat, und ich bin nicht weniger geistiger Schrittmacher wie ein Professor. Menschlichkeit und abwägende Einsicht in die Dinge der Welt gehören zu den besten Eigenschaften der Künstler; nun, sie machen auch den vernünftigen Mann aus.

Ferner: ist es ein so großer Unterschied, ob man morgens aufsteht, um das Stück Roman zu verfassen, das am Abend gesetzt werden wird, oder ob man sich als gefeierter Autor vom Frühstückstisch an den Schreibtisch begibt, um an dem Roman

zu arbeiten, der rechtzeitig zum Winter- und Sommergeschäft erscheinen muß? Nicht die Oberflächlichkeit macht den Unterschied aus, sondern die Verlogenheit, und sie ist nicht beim Journalisten, sondern beim „Dichter", der „Stellung nimmt" zu Tagesproblemen. Was ist das schon, Stellung nehmen? Viel sauberer ist, unter dem Druck eines großen Geschehnisses wie es der Kriegesausbruch war, oder selbst nur unter dem Druck eines Auftrages charakteristische Bilder aneinanderzureihen, als jenes Schneiderhandwerk auszuüben, das darin besteht, das liederlich aufgebaute Gerüst von Fragen mit dem Überwurf der Sinnfälligkeit zu drapieren.

Man sieht, es ließe sich das Grundproblem der Kunst anschneiden, das Verhältnis des Definitiven zum Momentanen. Deswegen weise ich auch auf den Kauderschen Roman hin.

Otto Flake

Negerplastik

Im Verlag der Weißen Bücher gab Karl Einstein das erste Buch über Negerplastik heraus, mit 119 Abbildungen. Das viel beachtete Werk ist ein Zeichen der Zeit, vielleicht der gewesenen. Sein Geschmack ist hervorgegangen aus gewissen Pariser Regungen, über die nachahmende Plastik zu einer rein formalen zu gelangen, die sich mit der Strenge ihres Bewußtseins nicht zufrieden gibt, sondern historische Ahnen sucht, bei den Ägyptern, bei den primitiven Völkern, bei den Negern, deren Plastik uns nun als ein reines künstlerisches Gewissen vorgehalten wird — gegen die ganze Entwicklung der drei Kulturerdteile. Diese Senegalanschauung findet in Einstein einen ästhetisch fundierten Vertreter. Seine Einleitung ist ein seltsames Gemisch von Genie und Konfusion. Das Geniale liegt in der unbefangenen Anschauung der Plastik, in der Art, wie er ihre europäische Zersetzung durch die Malerei (Frontalität, vielfache Silhouette, Modellierung, Perspektive) durchführt. Er unterscheidet zwischen der Masse, in der diese Kunst arbeitet, und der Form, die erst die Lösung des dreidimensionalen Kunststrebens darstellt. In der Masse wird modelliert, die Form aber schafft aus der Ganzheit des Raums. In Europa arbeitet man für den Beschauer, als deren erster der Künstler selbst funktioniert, in Afrika löst man das persönlich Optische in die universelle Anschauung auf, die der religiöse Zweck der Plastik als allgemeines Gesetz entwickelt. Was hier empfohlen wird, ist der Expressionismus der Form, in das historische Mäntelchen gekleidet: auch wenn es der Autor nicht wahr haben will. Es ist eine, ich will nicht sagen snobistische, aber blasierte Abstraktion, die als Einstellung fruchtbar sein kann, als Forderung aber beschränkt bleibt gegenüber dem unendlich reichen Spiel sinnlicher Funktionen, deren Kreuzung das Leben der europäischen Kunst ausmacht. Blickt man durch die dunkel gefärbten, von einer schweren Präzision stachlig gemachten Gewebe des Einsteinschen Textes, so leuchtet ein unverkennbarer Untergrund von mystischem Zauber, der produktiv schöpferischer wäre als kritisch. Das Unhistorische belebt, das Gewaltsame beugt nieder, das Chaotische fordert zur Gegenwehr auf. Sicherlich eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der neuen Kunstliteratur. Die Negerplastiken selbst, auf den Tafeln, sind wie ein Geheul von Wilden, die eine raffinierte europäische These bestätigen wollen. Manches Naive sträubt sich, aus einem Kunstinstinkt abgeleitet zu werden. Manches Stilisierende wird sich aus Techniken erklären. Zwischen verblüffenden Realismen und unentwickelten Raumregungen schwankt es reizvoll ins Ungewisse, das eben dann durch die Differenzierung der Kunst gewiß wurde — in der diese ganze Richtung und Liebhaberei selbst nur wieder ein Teil ist und sein wird.

Oskar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Wir — und die Anderen

Gedanken zur Völkerpsychologie von Franz Oppenheimer

Dieser Krieg enthüllt uns Gegensätze der Weltauffassung und Weltanschauung zwischen unserem Volke und unseren Gegnern, die ernstes Nachdenken hervorrufen müssen. Nicht davon spreche ich, daß sie sich ihrer Mehrzahl nach gerade so wie wir als die Vertreter des schmachvoll gekränkten Rechtes betrachten, daß sie gerade so wie wir selbst für der Menschheit höchste Ziele und Güter zu kämpfen glauben. Das kann niemand wundern, der die Weltgeschichte mit klaren Augen studiert hat: noch niemals hat ein Volk sich im Unrecht geglaubt; der Wolf oben am Fluß war immer fest überzeugt, daß das Lamm unten ihm aus Bosheit das Wasser trübe und daß er ein Recht habe, es zu zerreißen. Denn „natürlich handelt der Mensch und menschlich denkt er hinterdrein"; so hat Gumplowicz das Urgesetz aller Sozialpsychologie formuliert. Das heißt: das Volk strömt nach dem Gesetz des kleinsten Zwanges vom Orte höheren zum Orte geringeren sozialen Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes und schafft sich mit gleicher Gesetzlichkeit die Motive, die gerade diese Bewegung zu diesem Ziele als die Forderung von Sitte und Gesetz rechtfertigen. Es gibt daher wohl ein objektives, aber niemals ein subjektives Unrecht oder Verbrechen, das ein Volk begeht; es ist in der Bewegung, die ihm als frei gewollte Handlung erscheint, immer gutgläubig, immer von seinem Rechte durchdrungen. Nur prospektiv oder retrospektiv, vor oder nach der Handlung, ist es einer Bewertung nach objektiven Maßstäben zuweilen fähig, wenn auch selbst dann zumeist nur dumpf und halb bewußt.

Nicht also um die Frage von Recht oder Unrecht soll und kann es sich hier handeln. Die wird das Weltgericht, die Weltgeschichte, dereinst beantworten; wir, die wir mit heißer Liebe und heißem Hasse mitten im Kampfe stehen, in unserem Besten und Herrlichsten bedroht, haben nicht zu urteilen, sondern zu kämpfen.

Wir fragen also nicht, warum wir besser sind als unsere Feinde: dem Soziologen verbietet sein Wissen um das sozialpsychologische Urgesetz diese Frage, die allen anderen der gute Geschmack verbieten sollte; bisher wenig-

stens hat der Deutsche die Schimpfduette nie gebilligt, mit denen die Helden Homers ihre Zweikämpfe begannen. Aber wir dürfen wohl fragen, warum wir anders sind als unsere Feinde, und dürfen hoffen, auch mitten im Kampf die Objektivität aufzubringen, die für die Antwort auf diese moralisch nicht oder doch kaum betonte Frage erforderlich ist.

Daß wir anders sind als unsere Feinde, in tiefen Wesenheiten des Volkscharakters anders, das steht wohl außer Zweifel.

Wir verstehen sie nicht in ihren Motiven, und sie verstehen uns nicht. Um mit unserem anständigsten Gegner Frankreich zu beginnen, so verstehen und billigen wir wohl durchaus die Bündnistreue, die das unglückliche Land in den Krieg für Rußland mitriß, aber nicht die, ich finde kein edleres Wort, „Verbiesterung", mit der es vierundvierzig Jahre hindurch dem Gedanken an die „Schmach der Niederlage" und die „verlorenen Provinzen" nachgehangen hat. Wenn der Deutsche „Ruhm" sagt, so ist das etwas ganz anderes als das französische „gloire" — und unsere „Vergeltung" hat einen tieferen, aus Sittlichkeitstiefen stammenden Erzklang als das französische „revanche".

Noch weniger verstehen wir die russische Friedens- und Kriegswirtschaft. Die kalte Brutalität und zynische Offenheit, mit denen der russische Herrenstand die Volksmasse ausplündert und zu Hunderttausenden in den Tod hetzt, ohne auch nur den leisesten Gedanken einer sittlichen Verpflichtung dieser Masse gegenüber, ohne auch nur das Verpflichtungsgefühl des Hirten seiner Herde gegenüber, die er doch Jahr für Jahr scheren will und deshalb „hütet" — das alles ist dem deutschen Wesen von heute durchaus fremd und feindlich. Ich sage ausdrücklich: von heute! Denn vor hundert Jahren haben auch deutsche Landesväter ihre Landeskinder zu Tausenden als Soldknechte verkauft, um schamlos zu genießen.

Fast noch weniger ist uns die englische Gemütskälte verständlich, die leidenschaftslos und planvoll die Völker auf dem politisch-wirtschaftlichen Welt-Schachbrett hin und her schiebt und gar nicht zaudert, durch „glänzende Figurenopfer" das „Matt" zu erzwingen, handle es sich bei den Figuren auch um Millionen verblutender Männer und verhungernder Frauen und Kinder. Flößt uns die russische Politik Schrecken und vielleicht Schauder ein, so empfinden wir den Engländern gegenüber ein Grauen und Entsetzen.

Was schließlich die Italiener anlangt, so wollen wir von ihrer verräterischen Politik nicht sprechen. Betrachten wir sie mit dem deutschen Gerichtshof, der soeben einen deutschen Gastwirt zur Zahlung des Gehaltes an italienische Musiker verurteilte — ein solches Urteil wäre kaum in einem einzigen der feindlichen Länder möglich — als das Werk einer kleinen Gruppe, an dem das Volk im ganzen unschuldig ist! Und billigen wir meinethalben selbst dieser kleinen Gruppe das Motiv der patriotischen Be-

sorgnis vor der unbeschränkten deutschen Hegemonie zu, von der Salandra sprach. Nicht auf einzelne Handlungen soll sich ja überhaupt unsere Betrachtung erstrecken, sondern auf die ganze Haltung, die aus dem Wesen des Volkscharakters selbst folgt. Und da ist uns eins vor allem am Italiener durchaus unverständlich: die Fähigkeit der Masse, sich an Phrasen und Wortklang zu berauschen. Die Rolle, die Gabriele d'Annunzio in Quarto und Rom gespielt hat, der Einfluß, den er ausgeübt hat, ist in Deutschland undenkbar. Schon die Vorstellung hat für uns etwas unsagbar Lächerliches, daß eine deutsche Regierung sich einen Dichter verschreiben könnte, um eine große Aktion volkstümlich zu machen. Und noch dazu einen Mann von diesem Leumund!

Die Gegensätze sind da und verlangen ihre Erklärung. Bescheidene Köpfe werden mit einem Schlagwort schnell fertig sein: „Rasse"! So bescheiden denken wir nicht zu sein! Statt einer Erklärung ein Wort zu haben, alle wirkliche Untersuchung durch die Erfindung einer „qualitas occulta" in der Wurzel abzuschneiden, kann uns nicht genügen, zumal auch die unbequeme Tatsache: „Großbritannien" den Rassetheoretikern alle ihre Zirkel verwirrt hat. Houston Stuart Chamberlain, ihr geistliches Oberhaupt, hat gegenüber der Tatsache, daß hier der angeblich rassemäßig so edle „homo europaeus septentrionalis" sich so rassewidrig aufführt, alle Haltung verloren und der von ihm bisher bekämpften Theorie von dem entscheidenden Einfluß der sozialen und wirtschaftlichen Umgebung soviel einräumen müssen, daß — jeder außer ihm selbst und seiner Gruppe muß das einsehen — die ganze Rassentheoretik auch vor dem Forum der öffentlichen Meinung ebenso bankerott ist, wie schon längst vor dem Tribunal der Wissenschaft.

Wir folgen der bewährten Methode der Logik, wenn wir zuerst die gehörige Generalisation vornehmen, um ihr erst dann die Spezifikation folgen zu lassen. Daß alle Menschen einen Grundstock gemeinsamer Anlagen haben, steht fest; ebenso, daß sie im großen und ganzen auf gleiche Einwirkungen gleichmäßig reagieren. Ferner steht fest, daß der weiße Europäer im ganzen eine leiblich und seelisch wohl charakterisierte Gruppe innerhalb der Menschheit darstellt, deren sämtliche Mitglieder wieder auf bestimmte Einwirkungen gleichmäßig reagieren. Daß der Nordeuropäer sich vom Südeuropäer in manchen Dingen unterscheidet, ist ebenfalls sicher: es fragt sich nur, ob diese Unterschiede rassenmäßig begründet sind, das heißt aus der ursprünglichen Anlage der in die Kreuzung eingegangenen Elemente stammen — oder ob hier die Einflüsse des Klimas und der Geschichte aus ursprünglich gleichen Substraten verschiedene Formen der Menschlichkeit entwickelt haben. Das ist es gerade, was wir zu untersuchen unternommen haben. Wir werden hoffen dürfen, unsere Aufgabe einigermaßen gelöst zu haben, wenn es uns gelingt, das Verhalten auch des

„Nordeuropäers" unter unseren Gegnern, Englands, aus unserem Erklärungsprinzip einigermaßen abzuleiten.

Nach der von mir vorgenommenen, grundsätzlichen Erweiterung der allzu engen „ökonomistischen" Geschichtsauffassung — von der wieder die Marx-Engelssche „materialistische" eine noch engere Variante ist — wirken auf Seelenbeschaffenheit, Haltung und Handlung der Völker nicht nur die wirtschaftlichen, sondern vor allem die sozialen Dinge, das heißt die aller Wirtschaft als Voraussetzung zugrunde liegende Klassenscheidung und -schichtung, gewaltig ein. Versuchen wir es, vom Standpunkt meiner „sozialökonomischen Geschichtsauffassung" dem Problem näher zu kommen, das uns beschäftigt.

Was wir bis jetzt von der allmenschlichen und in specie alleuropäischen Psychologie beachtet haben, ist nicht allzuviel. Es beschränkt sich auf einen tiefen Gegensatz der Staats-, Rechts- und Wirtschaftsauffassung. Oben glaubt man an den „Legitimismus", unten an das „Naturrecht". Ich darf meinen „Staat" zitieren: „Der Legitimismus rechtfertigt Herrschaft und Ausbeutung überall mit den gleichen anthropologischen und theologischen Gründen. Die Herrengruppe, die ja Mut und Kriegstüchtigkeit als die einzigen Tugenden des Mannes anerkennt, erklärt sich selbst, die Sieger — und von ihrem Standpunkte aus ganz mit Recht — als die tüchtigere, bessere „Rasse", eine Anschauung, die sich verstärkt, je mehr die unterworfene Rasse bei harter Arbeit und schmaler Kost herabkommt. Und da der Stammesgott der Herrengruppe in der neuen, durch Verschmelzung entstandenen Staatsreligion zum Obergott geworden ist, so erklärt sie — wieder von ihrem Standpunkte ganz mit Recht — die Staatsordnung für gottgewollt, für „tabu". Durch einfache logische Umkehrung erscheint ihr auf der anderen Seite die unterworfene Gruppe als solche schlechterer Rasse, als störrisch, tückisch, träg und feig und ganz und gar unfähig, sich selbst zu regieren und zu verteidigen; und jede Auflehnung gegen die Herrschaft muß ihr notwendig als Empörung gegen Gott selbst und sein Sittengesetz erscheinen. Darum steht die Herrengruppe überall in engster Verbindung mit der Priesterschaft, die sich, wenigstens in allen leitenden Stellungen, fast immer aus ihren Söhnen ergänzt und an ihren politischen Rechten und ökonomischen Privilegien ihren Anteil hat" . . .

„Auf der anderen Seite entsteht als Gruppentheorie der Unterworfenen überall dort, wo die den „Staat" heiligenden religiösen Vorstellungen schwach sind oder werden, heller oder dunkler die Vorstellung des „Naturrechts". Die Unterklasse hält den Rassen- und Adelsstolz für eine Anmaßung, sich selbst für mindestens so guter Rasse und guten Blutes, und wieder mit vollem Recht, weil für sie Arbeitsamkeit und Ordnung die einzigen Tugenden darstellen. Sie ist häufig skeptisch gegenüber der Religion, die sie mit ihren Gegnern verbunden sieht, und ist ebenso fest, wie der Adel vom

Gegenteil, davon überzeugt, daß die Privilegien der Herrengruppe gegen Recht und Vernunft verstoßen. Auch hier hat alle spätere Entwicklung den ursprünglich gegebenen Bestandteilen keinen wesentlichen Zug beifügen können."

Das ist, wie gesagt, nicht viel. Aber es gibt neben diesem kontradiktorischen Gegensatz auch noch eine Gemeinsamkeit, die bisher von Soziologen und Historikern nicht genügend beachtet worden ist. Sie besteht darin, daß die Lebenshaltung und Lebensauffassung der Oberklasse überall das Vorbild der Unterklasse ist, dem sie nacheifert und das sie zum wenigsten überall da bewundert, wo sie die Unmöglichkeit einsieht, auch nur vom fernsten sich ihm nähern zu können. Mögen die zuerst dargestellten Gegensätze dem Menschen der Unterklasse noch so stark und noch so klar bewußt sein, wie es zum Beispiel in den modern-kapitalistischen Staaten bei den Arbeitern der Fall ist; trotz alledem wirkt hier einmal das Gesetz der „Nachahmung", das Gabriel Tarde in krasser Übertreibung zum Hauptschlüssel aller Sozialpsychologie machen will, mit voller Kraft.

Wir treffen es überall. Die Tracht der „Herren" wird bei allen Völkern von der Unterklasse nachgeahmt, wo nicht Luxusgesetze streng durchgeführt werden. Die „Volkstrachten" von heute sind längst als Abkömmlinge alter Herrentracht erkannt worden; unsere deutschen Dienstmädchen sind im Sonntagsstaat von ihren „Damen" nur für ein scharfes Auge unterscheidbar. Ja, man glaubt sogar, daß die Flachkopf-Indianerinnen die weichen Köpfchen ihrer Säuglinge deshalb zwischen Bretter schnüren, weil sie den Wunsch haben, ihnen die hochgeschätzte Kopfform ihrer oberen Klasse zu verleihen.

Das gilt aber nicht nur für die Tracht, sondern fast noch stärker für die gesamte Haltung des Lebens und Trachtens. Wie der oft gehaßte, aber immer bewunderte Halbgott der Herrenklasse sich hält, das ahmt der Mensch der Unterklasse getreulich, oft genug „sklavisch" nach — es ist kennzeichnend, daß man von sklavischer Nachahmung sprechen darf! — sein Haß und seine Liebe, seine Antipathien und Sympathien, seine Ideale vor allem wirken gewaltig nach unten in die Tiefe und Breite — soweit nicht jener große durchgreifende Gegensatz in der Bewertung von Staat, Macht und Wirtschaft in Frage kommt.

Es ist fast unnötig, Beispiele anzuführen. Immerhin mag an einiges erinnert werden. Der deutsche Arbeiter ist im tiefsten Herzen trotz alles theoretischen Anti-Militarismus und Pazifismus ein glühender Bewunderer unseres Heerwesens und seines kriegerischen Ruhmes. — Der britische Arbeiter liest nichts mit so viel Leidenschaft wie die echt englische, immer wiederkehrende Erzählung von dem armen Knaben oder Offizier oder sonst etwas, der durch einen glücklichen Unglücksfall zu einer Lordschaft samt dem zugehörigen Rieseneinkommen gelangt. „Peter Simpel", „Die Ansiedler in Canada", „Der kleine Lord": immer dieselbe Geschichte, die ihn

doch wahrhaftig wenig angeht, da er keine Peerſhip zu erwarten hat, ſelbſt wenn ſeine ſämtlichen männlichen Verwandten plötzlich hingerafft würden. — Die „poor white“ der Südſtaaten waren mindeſtens ſo fanatiſche Anti-Abolitioniſten wie die Sklavenhalter ſelbſt, obgleich ihre Notlage und Entwürdigung offenbar in der Sklaverei wurzelte. — Die gehobenen Arbeiter der ganzen anglo-ſächſiſchen Welt, vor allem in Neu-Seeland, haben keinen größeren Ehrgeiz, als das Leben von „Gentlemen“ in jeder Beziehung, wenn nicht zu führen, ſo doch nachzuahmen: ſie halten ſogar, zum ſtarken Unterſchied gegen die meiſten ihrer Klaſſengenoſſen in Europa, an dem „gentlemanliken“ allſonntäglichen Kirchenbeſuch eiſern feſt. Und daß die Mittelklaſſe aller Welt ſich mit Erfolg bemüht, ſich durch ihre Nachahmung der Oberen lächerlich und unausſtehlich zu machen, braucht kaum erwähnt zu werden: Humoriſten und Satiriker aller Literaturen haben hier den reichſten Stoff der Komik gefunden.

Unter dieſen Umſtänden iſt es offenbar von der größten Wichtigkeit, den Charakter der Herrenklaſſe eines Volkes, das Modell, zu ſtudieren und womöglich zu erklären, wenn die Aufgabe geſtellt iſt, die Pſyche des Volkes ſelbſt, der Nachahmung, zu analyſieren. Wo ſo ſtarke Unterſchiede der Lebens- und Weltanſchauung der Völker beſtehen, wie die, von deren Feſtſtellung wir ausgegangen ſind, da ſoll man aufmerken, ob nicht vielleicht die Oberklaſſen ſich von einander entſprechend unterſcheiden, und warum ſie ſich unterſcheiden? Finden ſich keine Unterſchiede, oder ſcheinen ſie zur Erklärung nicht hinzureichen, ſo mag man traurig auf die nichtsſagende Scheinerklärung aus der „Raſſe“ zurückgreifen, aber nur als vorläufige Beruhigung, bis zur beſſeren Erkenntnis.

Die Oberklaſſe als geſellſchaftliches Modell und Ideal, das iſt in Europa noch faſt überall der Großgrundbeſitzer — wohl nur in den Vereinigten Staaten ſteht ſeit dem Sezeſſionskriege der Großherr des mobilen Kapitals an der Spitze der ſozialen Pyramide. Wo immer ſonſt, wenigſtens in den größeren Staatengebilden, das alte Blutpatriziat des Grundadels ſich ſchon mit dem neuen Kapitalsadel zu einer Nobilität oder Nuova gente verſchmolzen hat, da mag in allen politiſchen und wirtſchaftlichen Dingen der neue Adel ſeine Sonderintereſſen durchſetzen: in geſellſchaftlicher Haltung und allgemeiner Auffaſſung unterliegt er der gleichen gewaltigen Suggeſtion der alten, als vornehm geltenden, als vornehm ſeit langen Zeiten eingebürgerten Lebensform und Lebensanſchauung. Nicht ganz und gar, nicht reſtlos, ſelbſtverſtändlich! Daß zum Beiſpiel in Großbritannien das Duell völlig außer Übung gelangt iſt, beweiſt zuſammen mit der kühlen Verachtung des Wehrſtandes, auch des Offizierſtandes, daß das moneyed interest auf der ganzen Linie über das landed interest geſiegt hat. Schon v. Ihering hat gezeigt, daß des Kaufmanns Ehre in ſeinem Kredit ſteckt, wie die des Grund-

adeligen in seinem kriegerischen Mut und des Bauern in seinem Landbesitz: und so hat jeder Stand seinen eigenen Ehrenstandpunkt und Ehrenschutz, und Großbritanniens Kaufmannsadel braucht kein Duell mehr. Aber im übrigen ist das alte Ideal des „gentle man", des Edelings, noch heute das des „Gentleman". Wer es sich irgend leisten kann, strebt nach Grundbesitz, „um damit zu spielen", wie Lloyd George sagte, ehe er andere Sorgen hatte als die Heranschaffung der nötigen Munition gegen die Barbaren. Luxusbesitz mit alten halls und riesigen Kaminen, mit Ritterrüstungen, Fasanengehegen und Forellenbächen, Fuchsjagden und Golfplätzen — das muß der reiche Brite haben, um ganz zur großen Gesellschaft zu gehören. In Deutschland und Österreich ist es nicht anders: die neugebackene Plutokratie sucht krampfhaft Verschwägerung mit dem alten Adel und strebt über eigenen Grundbesitz und womöglich Fideikommisse die volle eigene Aufnahme in den begehrten Stand an. Wo sich noch keine starke Oberschicht des mobilen Besitzes gebildet hat, wie in Rußland, Italien, Rumänien — da herrscht natürlich die Grundaristokratie politisch und gesellschaftlich völlig unumschränkt. Nur, daß die Bojaren und Knese eines barbarischen Landes ihre Modelle auswärts, in der bewunderten Oberklasse eines reicheren und vorgeschritteneren Landes, suchen und finden — vor allem in Paris und auf den Landsitzen der Engländer.

Nicht darin unterscheidet sich also unser Deutschland und sein Verbündeter von unseren Gegnern, daß der Großgrundbesitzer das Vorbild und Muster der nichtagrarischen Oberklasse, der Mittelklasse und weithin auch der Unterklasse ist: wohl aber unterscheidet sich der deutsche durchschnittliche Grundbesitzer von den Standesgenossen der feindlichen Länder durch einen, wie ich glaube, entscheidenden Zug: er arbeitet und sie nicht! Er ist Selbstwirtschafter und sie sind Rentenbezieher.

Der Unterschied beruht nicht auf der „Rasse"; denn der Hauptstock allen west-, mittel- und südeuropäischen Adels rühmt sich ja mit mehr oder weniger Recht, des gleichen germanischen Blutes zu sein: Franken, Sachsen, Burgunden, Langobarden, Normannen, Ost- und Westgoten haben von der Nordsee bis nach Nordafrika und Sizilien ihre schwerterprobten Männer als Waffenadel über die unterworfenen Provinzen des Römerreiches gesetzt. Es liegt auch nicht daran, daß das germanische Blut sich in Deutschland besonders rein von keltischer, ligurischer, rhätischer, romanischer Beimischung gehalten hat — sondern es liegt an der geschichtlichen Entwicklung der Klassen und der gegenwärtigen wirtschaftlich sozialen Verumständung. In ganz Westeuropa, auch überwiegend in Westdeutschland, — und das beweist, daß die Rassenmischung unschuldig ist, — hat die Entwicklung mit Notwendigkeit dahin geführt, daß der Großgrundbesitz sehr überwiegend zur reinen Rentenanstalt geworden ist — während nur auf dem „Kolonialboden"

östlich der Elbe und Saale und an der Donau, da wo das Germanentum unterwerfend und organisierend in das Slawentum eingedrungen ist, die Entwicklung der Selbstbewirtschaftung günstig war, ja oft sie fast erzwang. Das sind Dinge, die jedem Kenner der Agrargeschichte geläufig sind.

Nirgend aber drängte die Entwicklung im Osten so gebieterisch zur Selbstbewirtschaftung des Großgrundbesitzes, wie auf dem Gebiete der beiden starken Staaten deutscher Herrschaft und überwiegend slawischer Landbevölkerung: in Brandenburg-Preußen und Deutsch-Österreich. Denn hier war der Ritterbesitz ursprünglich mit geringen Ausnahmen klein und arm und hat sich durchschnittlich niemals zu so bedeutender Einzelgröße erheben können, wie weiter östlich in Polen, Böhmen, Rußland, Ungarn und Rumänien, wo eine wieder anders verlaufende Entwicklung durchschnittlich viel größere Einzelbesitzungen ins Leben stellte. Ich will nur andeuten, daß hier überall die Geldwirtschaft schon einsetzte, ehe die feudale Staffelung ihre volle Reife erlangt hatte, ehe also der primäre Eroberungs-Großbesitz durch massenhafte Vergebung an den Grundadel zweiter Stufe, die Ministerialen, so stark gestückelt und zersplittert war, wie weiter westlich. Und daß infolgedessen kein starkes Fürstentum vorhanden war, das den Bauern vor der Aufsaugung durch den Grundadel so wirksam schützte wie in Altpreußen — im spät gewonnenen Schwedisch-Pommern war es anders — und in Deutsch-Österreich.

Hier allein war im großen — einzelne Ausnahmen von Großgrundrentnern in diesem Gebiet beweisen ebensowenig gegen die Regel wie einzelne Selbstwirtschafter zum Beispiel in Französisch-Lothringen und weiter westlich und in Großbritannien — hier allein war der Ritterbesitz einerseits geschlossen genug, um Selbstbewirtschaftung zu erlauben, und klein und arm genug, um sie von dem Augenblick an zu erzwingen, wo man dem Besitz ein größeres Einkommen abfordern mußte, um die Lebenshaltung von Mitgliedern der Oberklasse bestreiten zu können. Denn die Verpachtung kann natürlich niemals das Einkommen abwerfen wie die Selbstbewirtschaftung. „Das Auge des Herren läßt Vieh und Feld gedeihen" — und auf kleinerer Fläche drückt sich die persönliche Qualifikation des Wirtes in Ziffern aus, die neben der reinen Grundrente gewaltig zu Buch schlagen können.

So ist, durch einen Komplex historischer Bedingungen und wirtschaftlicher Faktoren, der Herrenstand Deutschlands in seiner großen Masse ein Stand von Arbeitern, wenigstens von W i r t e n geworden, während die Herrenklassen unserer sämtlichen Gegner Stände von reinen Rentenbeziehern geworden sind.

Die Behauptung wird man uns für Großbritannien, Italien, Rußland und Japan, vielleicht mit einigen Einschränkungen, zugeben; für Frankreich aber werden manche geneigt sein, sie zu bestreiten. Das wäre aber falsch. Frankreich ist allerdings in weit überwiegendem Maße ein Land des K l e i n-

betriebes, aber durchaus nicht des Kleinbesitzes. Es hat einen Großgrundbesitz, der an Zahl der Einheiten und Wert dem Deutschlands kaum nachsteht, wenn auch die Durchschnittsgröße bedeutend geringer ist. Die Zahlen sind nicht vergleichbar, weil man in Deutschland die Betriebe nach der landwirtschaftlichen Nutzfläche, in Frankreich aber nach der Gesamtfläche ordnet: immerhin nahmen 1892 die Betriebe über vierzig Hektar — und das sind für französische Verhältnisse mindestens so gut Großbetriebe wie solche über hundert Hektar in Deutschland — 37 Prozent der landwirtschaftlich genützten und 37,1 Prozent der Gesamtfläche ein. Diese größeren Betriebe sind überwiegend verpachtet, und das gleiche gilt von unzähligen Mittel- und Kleinbetrieben. Der Grundbesitz ist also vorwiegend Rentensubstrat, nicht aber das Produktionsmittel eigener Bewirtschaftung, genau wie etwa in England. Wenn ein Unterschied besteht, so ist es der, daß die englische Grundrente zum allergrößten Teile sehr wenigen Riesenbesitzern zufließt, die infolgedessen den maßlosesten Luxus entfalten können, während in Frankreich die Rente sich auf viel mehr und infolgedessen viel weniger reiche Besitzer verteilt. Hier überwiegt der Typus des städtischen Rentners, der einen Teil seines Kapitals in Grund und Boden angelegt hat und durch Verpachtung verwertet. Italien steht mit seinen grundbesitzenden und rentenziehenden städtischen Patriziern im Norden und seinem agrarischen Großbesitz im Süden etwa in der Mitte.

Hier haben wir also einen wichtigen Unterschied in der wirtschaftlichen Lagerung unserer Herren- und sozialen Modellgruppe gegenüber denen unserer Gegner. Versuchen wir, ihn sozialpsychologisch auszuwerten.

Unser Gutsbesitzerstand in seiner großen Masse arbeitet. Namentlich auf den kleinen Gütern, die die Masse des Großbesitzes bilden, dirigiert der Eigentümer die Wirtschaft oft ganz selbständig mit Hilfe untergeordneter Beamter von geringerer Fachtüchtigkeit als seine eigene. Selbst dort, wo ein gehobener Fachmann den Betrieb mit mehr oder minder Selbständigkeit als Beamter leitet, leistet der Besitzer in der Regel die Arbeit der Aufsicht, der Kontrolle, der letzten Entscheidung über Maßnahmen und Änderungen des Betriebes, die obere Finanzverwaltung usw.

Arbeit aber ist das einzig mögliche Fundament aller Sittlichkeit und Tüchtigkeit. Daß wir Deutschen das sämtlich im Tiefsten empfinden, würde nicht viel beweisen: es könnte bereits aufgefaßt werden als erste Wirkung jenes sozialpsychologischen Grundgesetzes, kraft dessen die Ideale der Oberschicht die des ganzen Volksbaues sind: aber zum Glück ist alle Ethik seit Aufhebung der Sklaverei in dieser Beziehung einig. Wer nicht arbeitet — es muß nicht auf Erwerb zielende Arbeit sein, und es braucht nicht wirtschaftliche Arbeit, es kann auch geistige oder künstlerische Arbeit sein, wenn es nur ernste, stetig auf ihr Ziel gerichtete Arbeit, kein Spiel,

kein Dilettantismus ist – wer nicht arbeitet, kann nicht tüchtig, nicht eigentlich sittlich sein.

Denn nur, wer in diesem Sinne und Geist arbeitet, hat ein über-, ein außerpersönliches Ziel seines Lebens. Mag die Arbeit zuerst nur als Mittel des Erwerbs erscheinen und es sekundär immer bleiben: wer recht arbeitet, dem wird die Arbeit Selbstzweck, Freude, Lebensinhalt, hebt ihn über die persönliche Selbstsucht empor, rückt ihm die großen, allgemein bleibenden Zwecke in den Mittelpunkt und seine eigenen kleinen, flüchtigen Sonderzwecke weit in die Peripherie des Geschehens. Das Werk wird ihm wichtiger als die Person, er wird stark zu Opfern, eben weil es wichtiger ist: hier liegt allen Bürgersinns tiefste Wurzel bloß.

So freudige, adelnde Arbeit kann der Mensch überall leisten, wo er nicht zum Maschinenteil entwürdigt ist: an der Hobelbank, am Schreibtisch des Gelehrten, an der Staffelei des Künstlers, am Rechentisch des Kaufmanns, auf der Kommandobrücke eines Seeschiffes. Aber kaum irgendwo ist es so freudig zu arbeiten, zwingt sich dem Arbeitenden die Demut der eigenen Stellung und die Heiligkeit des Werkes so stark auf wie in der Landwirtschaft, wo die ewige Natur mitarbeitet und widerstrebt. Ist gar die Scholle, auf der man arbeitet, Urväterscholle, Heimat des Geschlechtes seit langer Zeit, so wachsen die feinen Blüten Selbstverzicht und Hingabe an das Große, das Volk, das Vaterland, die Menschheit nirgend leichter zu reifen Früchten aus als hier.

Das gilt vor allem für den erbgesessenen Bauern, denn wie in seiner Arbeit, so ist auch in seinen Rechten nichts, was vor den strengsten Forderungen der Ethik nicht zu bestehen vermöchte. Sein Eigentum beruht ganz und gar auf „eigenem Tun", ganz auf dem „ökonomischen" und durchaus nicht auf dem „politischen Mittel" meiner Bezeichnung; es ist nicht im mindesten „Monopol", das heißt ein Eigentum, dessen Wert darauf beruht, daß andere vom gleichen Eigentum ausgeschlossen und daher faktisch zur ungenügend entgoltenen Arbeit bei den Monopolisten gezwungen sind.

Es gilt weniger für den Großgrundbesitzer, auch den selbstwirtschaftenden, arbeitenden. Denn sein Eigentumsrecht an sich kann vor dem Grundgesetz der Ethik nicht bestehen. Es beruht auf dem „Tun anderer"; es verdankt seine Entstehung dem politischen und nicht dem ökonomischen Mittel, das heißt es führt nicht auf Arbeit, sondern auf Gewalt und Eroberung als seine letzte Wurzel zurück; – und es ist Monopol: sein Wert beruht auf nichts anderem als darauf, daß die große Masse, vom eigenen Besitz durch seine Existenz selbst ausgesperrt, gezwungen ist, auf ihm gegen eine Entlohnung zu dienen, die dem Eigentümer das arbeitslose Einkommen der „Grundrente" übrig läßt.

Darum stehen Recht, Ordnung und Sittlichkeit überall dort am höch-

sten, wo der freie Bauer als oberste Schicht den Ton des nationalen Lebens angibt. Wir denken an die Schweiz, an Württemberg, an Friesland, an Norwegen, das niemals einen Großgrundbesitz und einheimischen Adel gekannt hat. Wo aber der Großgrundbesitzer als herrschende Klasse den Ton angibt, da haben wir zunächst die immer böse doppelte „Moral": eine für die Herren und eine für die Untertanen. Und die der Herren ist auch in den besten Fällen nicht die beste. Neben hohem persönlichen Mut und einer oft erfreulichen Freigiebigkeit, die allerdings leicht in Verschwendungssucht entartet, charakterisiert sie — selbstverständlich bei so leichten Lebensbedingungen! — immer eine starke Leichtlebigkeit, namentlich die Neigung zu dem dreifachen W: Wein, Weiber und Würfel. Der weinfrohe, intrigierende und meuternde, und in Liebesangelegenheiten mehr als nur freie Olymp der Hellenen ist das auf den Himmel projizierte getreue Bild einer ritterlichen Adelsklasse.

Darum unterscheiden sich Bauernvölker und Junkervölker in ganz typischer Weise voneinander. Dort eine überaus große Gewissenhaftigkeit gegenüber den Verpflichtungen, ehrbare Lebenshaltung, große Keuschheit und Nüchternheit bis zum sittlichen Rigorismus — hier Liebenswürdigkeit und Laxheit und eine viel geringere Zuverlässigkeit. Die Geschichte hat uns zwei Gegensätze der Art auf den Präsentierteller gelegt; in beiden Fällen handelt es sich um Nationen von der nächsten Rassenverwandtschaft, in deren einer der Bauer, in deren anderer der Junker herrscht. Das eine Paar ist das Bauernland Norwegen, in dem die einwandernden Nordgermanen nur Nomaden und Jäger vorfanden, die vor ihnen in die Polarwüsten zurückwichen — und das Adelsland Schweden, wo schon ein seßhafter Bauernstand bestand und unterworfen wurde. Jeder mit Skandinavien Handel treibende Kaufmann weiß, daß der altväterische, etwas schwerfällige Norweger seinen Verpflichtungen immer, der glänzende, fröhliche, leichtlebige Schwede aber — nicht immer nachkommt. Gösta Berling und seine Kavaliere sind in Norwegen undenkbar.

Noch viel krasser ist der Gegensatz, den das zweite Paar von nahen Rasseverwandten bietet: Japan und China. Der chinesische Kaufmann hält sein Wort ohne jede schriftliche Verpflichtung, die hier ganz ungebräuchlich ist, ohne Wanken; er wird Frau und Kinder verkaufen, aber er wird zum Termin bezahlen. Das ist die Psychologie des reinen Bauernlandes, das, wenn es je ein Feudalsystem mit Großgrundbesitz gehabt haben sollte, es gewiß seit unvordenklichen Zeiten überwunden hat. Der japanische Kaufmann aber ist überall als das unzuverlässigste und gewissenloseste Exemplar seiner Art bekannt; die japanischen Banken halten sich, bezeichnender Weise, durchweg Chinesen als Kassierer! Das ist die Psychologie eines Feudal- und Junkerlandes κατ᾽ ἐξοχήν, wie Japan es ist!

Wenn wir ein wenig nachdenken, werden wir auch in der Psychologie Gesamtdeutschlands einige Züge finden, die sich zwanglos darauf zurückführen lassen, daß auch seine Herrenklasse ein altfeudaler Stand von Großgrundbesitzern und Großrentenbeziehern ist. Auch wir sind durchaus nicht frei von der „doppelten Moral" für oben und unten, von einer gewissen Laxheit und Leichtlebigkeit.

Aber das alles muß natürlich um so mehr zurücktreten, je mehr der „Junker" seiner ganzen Lage und Haltung nach sich dem Bauern nähert, das heißt: je kleiner der durchschnittliche Besitz ist, und je angespannter der Eigentümer auf ihm mitarbeitet. Das Einkommen des selbstwirtschaftenden Großgrundbesitzers setzt sich aus zwei sehr verschiedenen Bestandteilen zusammen: der arbeitslos ihm zufließenden *Grundrente* und dem „*Unternehmerlohn*" seiner Arbeit. Der erste ist als Monopoleinkommen ethisch illegitim, der zweite durchaus legitim; je mehr der zweite den ersten überwiegt, und das ist um so stärker der Fall, je kleiner das Gut und je intensiver es bewirtschaftet wird, um so mehr beherrscht den Eigentümer selbst – und damit das ganze Volk, dessen Modell er ist, die Psychologie des freien Bauern, um so weniger die des Junkers.

Nun ist der ostelbische Großgrundbesitz im Verhältnis zu dem anderer Länder durchschnittlich klein, und er wird je länger je intensiver bewirtschaftet. Daraus folgt, wenn der Obersatz anerkannt wird, von dem wir ausgehen, daß in Deutschland die Psychologie des freien Bauern sich von jeher stark mit der des Grundrentners gemischt und immer mehr Raum gegen sie in dem Maße gewonnen hat, wie der Anteil des Unternehmerlohnes am Gesamteinkommen immer größer, der der Rente immer kleiner wurde.

All das folgt bereits aus der Tatsache, daß der deutsche Herrenstand *arbeitet*. Aber man kann noch mehr ableiten, wenn man die Sonderart seiner Arbeit ins Auge faßt.

Es ist ein *landwirtschaftlicher* Betrieb, in dem er tätig ist, und das bedingt gegenüber den städtischen Betrieben des Handels und der Gewerbe einen starken, auch ethisch bedeutsamen Gegensatz, den ich zuerst aufgedeckt habe. Es besteht nämlich zwischen Landwirten eine ganz andere Art der Konkurrenz wie zwischen gewerblichen Unternehmen. Herrscht hier der „feindliche Wettkampf" bis aufs Messer mit dem Ziele der Vernichtung des Nebenbuhlers, so herrscht zwischen Landwirten der „friedliche Wettbewerb", der den Fachgenossen nicht zu vernichten, sondern lediglich durch höhere Leistung zu übertreffen trachtet. Dort Disharmonie, Zersplitterung, hier Harmonie und *Solidarität* als Folge. Der große Kitt allen sozialen Lebens, das Gefühl: „Einer für Alle und Alle für Einen", ist im Landmann gegenüber den Nachbarn lebendig, nicht aber im Städter, der sozialpsychologisch gerade umgekehrt gelagert ist. –

Weiter: dieser Betrieb ist ein Großbetrieb. Und darum muß der Eigentümer erstens alle Eigenschaften des Organisators entwickeln; die sorgfältig durchdachte Ineinanderordnung von Stoffen und Menschenkräften; Voraussicht: schnelle Anpassung an den Wechsel der Witterung, der Märkte, der Technik; die Kunst der Menschenbehandlung und Menschenführung, um die höchste Leistung herauszuhämmern. Und er muß zweitens auf die strengste, peinlichste Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit das höchste Gewicht legen. Denn ohne das strömt bekanntlich der Reinertrag eines Großbetriebes aus unzähligen kleinen Löchern fort. Schmutz deckt die Löcher zu, und Unordnung und Unpünktlichkeit verhindern ihre Entdeckung. Das alles gilt noch mehr vom landwirtschaftlichen als vom städtischen Großbetriebe, der bei gleichem Umsatz und Umfang durchschnittlich viel weniger vielseitig und vielfältig ist.

Und schließlich: es ist ein landwirtschaftlicher Großbetrieb. Das bedeutet Vorausberechnung und Disposition für eine Frist, wie sie in wenigen Fabrik- und Handelsbetrieben überspannt werden muß, auf ein Jahr zum mindesten im Wirtschaftsplan, auf viele Jahre in Bauten, Forst- und Obstkultur usw. Das muß die Eigenschaften des Organisators und Disponenten noch höher entwickeln als beim durchschnittlichen städtischen Unternehmer. Und ferner: die Fläche ist begrenzt, ist keiner Erweiterung in sich fähig wie ein städtischer Betrieb, der ins Grenzenlose wachsen kann. Aber die Aufgabe stellt sich gebieterisch, der begrenzten Fläche immer steigende Erträge abzuringen. Denn mit der Kulturentwicklung steigen die persönlichen Ansprüche an die Lebenshaltung und auf der anderen Seite die Kosten des Betriebes: die Löhne und leider auch die Schuldzinsen. Wer nicht „unter den Schlitten kommen will", muß daher trotz allem Konservatismus im Politischen ein Neuerer in allem Technischen sein, ein Experimentator, ein Fachmann, der alle Fortschritte seiner Kunst verfolgt, ein Neuerer, ein Wagender. Es darf keinen alten Schlendrian geben, das kostet Geld; eine erprobte Neuerung muß eingeführt werden, und das Geld dafür muß beschafft werden; Schwierigkeiten sind nur dazu da, um überwunden zu werden, nichts darf unmöglich heißen. Was einmal beschlossen wurde, muß sorgfältig vorbereitet und dann mit letzter Zähigkeit durchgehalten werden, unter den größten Opfern, Verzichten und Anstrengungen; sonst geht die soziale Stellung und das geliebte Werk verloren, und die Auswahl des Angepaßtesten im Kampf ums Dasein setzt einen besseren oder glücklicheren Mann an die erledigte Stelle, der leisten kann, was sie von ihm erfordert.

Wenn derart alles erfreulich ist, was sich aus der Sonderart der technischen Arbeit im landwirtschaftlichen Großbetrieb für den Besitzer ergibt, so ist weniger erfreulich, was sich ihm nach der sozialen Seite hin

ergibt. Er ist auf die Mitarbeit von Menschen angewiesen, die sein Recht entrechtet, die sein Eigentum enterbt hat, und die sich dieser Tatsache mehr oder weniger klar bewußt sind. Daraus müssen sich Gegensätze ergeben, die es nur in Ausnahmefällen möglich sein wird, mit sanfter Hand und sanften Worten zu überwinden. In der Regel werden sie nicht anders als mit großem Nachdruck der Worte und Gesten zu überwinden sein, und das muß fast mit Notwendigkeit herrische Schroffheit und äußerlich auftrumpfende Schneidigkeit bei den Arbeitleitern erzeugen. Wenn wir in Deutschland nicht mit Unrecht über den „Unteroffizierton" und den übertriebenen Schneid vieler, nicht nur der grundbesitzenden Kreise zu klagen haben, so liegt hier, wie ich glaube, die Hauptwurzel dieser in der Tat unholden Art bloß, die uns im Auslande viel mehr geschadet hat als sie es wert ist. Der Fremde sieht eben nur die Außenseite, die wenig gepflegte Fassade mit der „borussischen Wolfsfratze", wie Hugo Ganz das Wesen einmal genannt hat, sieht nur den zwar pünktlichen und unbestechlichen, aber kurz angebundenen und in Konfliktsfällen gründlich groben Polizisten oder Bahn- oder Postbeamten und ist über die „Barbarei" entrüstet. Könnte er durch die Fenster ins deutsche Haus hineinsehen oder gar durch die Tür hineintreten, so würde er merken, daß es sich hier viel mehr um eine eingewurzelte, allerdings nicht gerade liebenswürdige und kultivierte Form als um einen argen Inhalt handelt; um eine Form noch dazu, die mit einem gewissen, freilich nur dem Deutschen selbst und eigentlich nur sogar dem Preußen verständlichen Humor ausgebildet worden ist und angewendet wird. Wir Preußen, vor allem die „Gedienten", wissen, daß selbst die saftigsten „Kasernenhofblüten" im Grunde gutmütig gemeint sind. Es wäre ja gut, wenn wir sie uns abgewöhnen könnten, namentlich nach außen, nach dem Auslande hin — aber wir wollen uns unser gemütliches, sicheres, sauberes, ordentliches Heimathaus, in dem wir freier sind als fast alle sogenannten demokratischen Völker, nicht beschimpfen lassen, weil eine bärbeißige Fratze am Giebel droht.

Das ungefähr ist, was die sozialökonomische Analyse aus der „Verumständung" des deutschen Grundbesitzers abzuleiten vermag. Wie steht es um die reinen Rentenbezieher in der Oberklasse unserer Nachbarn und Gegner?

Wenn Arbeit aller Tüchtigkeit und eigentlichen Sittlichkeit einzige Grundlage ist, so entbehren sie dieser Grundlage an sich durchaus. Sie können sie sich selbstverständlich durch Arbeit auf irgendeinem anderen Gebiet schaffen und tun es auch oft genug, indem sie die vortreffliche materielle Versorgung, deren sie sich erfreuen, vornehm benützen. Eine Reihe glänzender Gelehrter, großer Künstler, tiefer Denker hat die Oberklasse Eng-

lands, Frankreichs, sogar Rußlands hervorgebracht: Männer wie St. Simon, Shaftesbury, Tolstoj stehen ebenbürtig unter allen anderen. Es ist denn auch ein Argument, das die Verteidiger der reinen Grundrentner seit fast zwei Jahrhunderten immer wieder den Angriffen der Gegner auf die „Drohnen" entgegenhalten, daß eine von keinen wirtschaftlichen Sorgen beschwerte Klasse vorhanden sein müsse, um die höchst notwendigen „Luxusfunktionen" der Völker zu übernehmen, die Leistungen, die nicht der Notdurft des Tages, sondern der Bereitung der Zukunft und Verschönerung der Gegenwart dienen.

Es liegt uns also durchaus fern, behaupten zu wollen, daß die sozialökonomische Lagerung des reinen Grundrentners ihn verhindert, sich nützliche Arbeit und damit das Fundament der Tüchtigkeit und Sittlichkeit zu schaffen. Aber das ist der springende Punkt, daß er eines besonderen Triebes oder Anstoßes bedarf, um diesen Boden zur Entwicklung seiner „Persönlichkeit" zu finden, und einer ganz besonderen Anlage, um sich beharrlich auf ihm zu halten, während Leben und Beruf selbst unseren deutschen Grundbesitzer darauf stellen und, mag er wollen oder nicht, darauf festhalten. Wer den Menschen und seine angeborene Trägheit und die Kraft der Versuchungen kennt, die gerade den Reichen ablenken wollen, der wird zu dem Schlusse gelangen, daß die Lagerung in Westeuropa wahrscheinlich einige besonders hervorragende Männer mehr hervorbringen wird, die ihre Muße den großen Dingen der Ewigkeit widmen – daß aber die Lagerung der Klasse in Deutschland unbedingt einen weit besseren, tüchtigeren Durchschnitt ergeben muß.

In der Tat ist in den Grundrentenländern die Zahl der Männer, die durchaus nichts Ernstes tun, der reinen Drohnen der Gesellschaft, im Verhältnis zu Deutschland sehr groß, und weitaus der größte Teil der jeunesse dorée geht zum wenigsten durch eine lange, die eigentlichen Saatjahre des Mannes umfassende Periode der absoluten Untätigkeit und Unnützheit. Der in den letzten Jahrzehnten von England aus immer weiter sich verbreitende Sport, der als Gegengewicht ernster Arbeit unschätzbar ist, kann natürlich die ethischen Werte ernster Arbeit niemals erzeugen: Sport ist Spiel, und wer mit dem Leben nur Spiel treibt, muß minderwertig bleiben.

Nun bietet sich von jeher, vom Attika und Rom der Antike bis zum Großbritannien, Frankreich und Italien der Gegenwart dem müßigen Herrenstande eine Beschäftigung vor allem dar: die Politik! Sie ist des Edlen vornehmste Arbeit: diese Überzeugung ist so stark eingewurzelt, daß selbst ein liberaler Bahnbrecher wie François Quesnay, der Begründer der wissenschaftlichen Nationalökonomie, der Schöpfer des physiokratischen Systems, hierin den Existenzgrund der ganzen Klasse sah. Sie ist die „classe disponible": eine Schicht muß in einem gesunden Staats-

wesen, dem „ordre naturel“, vorhanden sein, die, weil von allem Kampf um das persönliche Dasein entbunden, dem Staatsoberhaupt für alle höheren allgemeinen Zwecke zur Verfügung steht, als Krieger, Staatslenker, Richter. Die an sich großartige Konstruktion des Platonischen „besten Staates“ klingt hier an; auch dort sind die „Wächter“ von allem Wirtschaftsstreben gelöst, zur Verfügung des regierenden „Philosophen“; nur freilich: hier haben sie eben gerade des Lebens anständige Notdurft, aber keinen üppigen Reichtum.

Jedenfalls drängen sich die Männer der Grundrentnerklasse in all den Ländern dieser sozialen Schichtung mit Vorliebe zur Laufbahn des Politikers, namentlich in dem reiferen Alter, dem das bloße Spiel mit der Existenz schon zuwider geworden ist. Welche Politik ist von ihrer sozialpsychologischen Lagerung zu erwarten?

Nun, sie haben — gutgläubig in der Regel, denn es ist aller sozialen Seelenkunde Grundgesetz, daß Jeder Stellung und Vorteil seiner Klasse als das Fundament aller Sittlichkeit und den Urquell aller Gerechtigkeit anschauen muß — sie haben die Stellung und das Interesse ihrer Gruppe zu vertreten. Mag das Mäntelchen, das sie sich umhängen, im ernsten Schwarz des katonischen Konservatismus oder in den hellen Farben des sogenannten „Liberalismus“ erscheinen; mögen sie, wo die Mischung bereits vollzogen ist, mehr das landed oder mehr das moneyed interest verfechten, der Körper der Politik, den der Mantel deckt, bleibt der gleiche: Erhaltung der bestehenden Klassenscheidung, der bestehenden Klassenprivilegien, der bestehenden Verteilung des nationalen Einkommens; und das bedeutet hier: des bloßen Grundrentnertums mit seiner politischen und sozialen Stellung und des arbeitslosen Einkommens überreicher Müßiggänger.

Das aber läßt sich mit keinem logischen und keinem ethischen Grunde in Wahrheit verteidigen, wenigstens nicht in Nationen, die sich zu der guten Botschaft des Christentums bekennen. Der Ethik und Gesellschaftslehre der katholischen Kirche war der Reichtum immer verdächtig, und gar noch müßiger Reichtum und vor allem verspielt vergeudender Reichtum war ihr immer ein Greuel. Das Wort „dives aut iniquus aut iniqui heres“ hat von Hieronymus und Tertullian bis auf den Bischof Ketteler das Denken und Fühlen der Kanoniker sehr stark mitbeherrscht; es gibt für den Reichtum nur eine Rechtfertigung, und das ist, ihn als officium, als Amt zu betrachten und zu verwenden. Der prassende verspielte Müßiggänger aber treibt Mißbrauch mit dem ihm von Gott verliehenen Amte. Und diese urchristliche Auffassung ist die aller natürlichen Ethik, muß sie sein!

Politik treiben im Dienste einer ganzen Klasse überreicher prassender Müßiggänger heißt also: das Verurteilte verteidigen, das Unentschuldbare entschuldigen, das klare Unrecht zu Recht, die klare Unmoral zur Ethik um-

tauschen. Das geschieht – ausdrücklich sei es wiederholt – in der Regel gutgläubig: und dennoch bedeutet es mit Notwendigkeit in allem Moralischen den „Cant“, in allem Logischen die „Phrase“. Mit aller Notwendigkeit muß sich in diesen Politikern die ganze Kunst des Advokaten entwickeln, die klingende und oft klingelnde Beredsamkeit, die den Hörer nicht überzeugen, sondern überreden und womöglich überrumpeln will, die Scheinmoral der bösen Sophistik, die klaffende Gegensätzlichkeit von Bekenntnis und Handlung.

Es muß zu Ärgerem noch führen, zu Dingen, die weit über das persönliche Schicksal hinaus verderbend und verpestend wirken. Kein einziger Mensch – er sei denn geistes- oder gemütskrank –, und gewiß kein ganzes Volk kann existieren, wenn es nicht seine Existenz in Übereinstimmung weiß – oder glaubt mit den großen Richtlinien der Menschheit, die auf die ewigen Ideale der Ethik hin orientiert sind: „Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Die wahren Ideale zu bekennen verhindert diese Politiker ihre Klassenlage, die vor jenem Forum der Ethik ohne Berufung verdammt ist – und so schaffen sie sich falsche, täuschen sich und dem Volke Irrlichter als Gestirne vor. Erst war es der „Glauben“, dessen Erhaltung das letzte Ziel völkischer Anstrengung sein sollte: ein Zerrglaube, der statt Liebe Haß predigt, statt zu Gott zu dem Teufel betet. Dann war es das „Vaterland“: ein Zerr-Vaterland, das aller anderen Länder Stief-Vaterland sein wollte; oder es war der „Ruhm“, die „gloire“: ein Zerr-Ruhm, der nicht durch Tüchtigkeit und Sittlichkeit, sondern durch äußere Herrlichkeit und rohe Gewalt glänzen wollte. Und jetzt sind alle Masken gefallen und es geht um die „Zivilisation“: um eben diese Zerr-Kultur, die auf dem Grunde des absoluten Drohnentums erwachsen ist und vor der „Barbarei“ des Honigbienentums geschützt werden soll! Freilich: daß die Drohnen die Bienen fürchten und hassen, hat seinen guten Grund!

Dergestalt muß aus dem fauligen Untergrunde der sozialökonomischen Lagerung hier überall eine kernfaule Zivilisation erwachsen. Wo wahre Ideale fehlen, muß die Phrase sie ersetzen, wo wahre Begeisterung keinen Gegenstand hat, muß der Rausch sie vortäuschen. Das fälscht das individuelle Leben, und Aristoteles behält recht, der αἰκία καὶ μοιχεία, Übermut und Geilheit als die Laster seiner, jeder Grundrentner-Aristokratie bezeichnet; und es fälscht das Leben der ganzen Nation, indem es sie auf verderbliche Ziele hin hypnotisiert. Dabei kann, fast muß diese Zerr- und After-Zivilisation dem flüchtigen Blick eine sehr hohe Kultur vortäuschen; alle Elemente zu einer solchen Fassade Potemkinscher Bauten sind gegeben.

Wo nur Advokatenkunst der immer schlechten Sache zu neuen Siegen helfen kann, wird die Kunst der Rede sich zu weit höherer Vollkommenheit ausbilden, als dort, wo die guten und klaren Dinge selbst in der schlichten Sprache der Wahrheit für sich reden und durchdringen dürfen.

Sollte die berühmte Suada der „Romanen" wirklich nur auf der „Rasse" beruhen? Daß die heitere Sonne und der Wein ihrer Heimat eine Rolle dabei spielen, soll zugegeben sein.

Und weiter: wo eine reiche Klasse das Leben von Müßiggängern und Fêteurs führt, da ist nichts so selbstverständlich, als daß sich alle die Freimaurerformen und -formeln der „guten Gesellschaft" bis zur Vollkommenheit ausbilden und jeden ergreifen, der der Klasse angehört. Die Eleganz der Kleidung, die Durchbildung der gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche, die „Korrektheit" — die deutsche Sprache hat kein Wort dafür — der Haltung ist ja hier Selbstzweck, ist ja neben dem Vergnügen der einzige Zweck des Lebens. Eine solche Gesellschaft ruht in ihrer Statik; jede Form ist sicher, alles ist vorgesehen, jede Bahn glatt eingeschliffen, alles greift reibungslos ineinander und läuft ohne Knarren und Stockung umeinander; selbst für Konflikte ist die Form vorrätig: gewiß eine in sich vollkommene Welt, ein Kosmos, der zwar nicht „Kultur" ist, ihr aber täuschend ähnlich sieht.

In diese heiligen Hallen bricht auch so leicht keine Störung von der Außenwelt der Nicht-dazu-Gehörigen ein — es sei denn die Störung der Zerstörung in Revolutionen, wie sie 1648 über die englischen und 1789 über die französischen Halbgötter hereinbrachen. Aber in halbwegs normalen Zeiten bleibt jene Außenwelt auch wirklich draußen. Nicht nur, weil die Herren sie sich mit jener grenzenlosen Verachtung vom Leibe halten, die ihr einziger Selbstschutz ist, die sie sich autosuggerieren müssen, um ihre Vorrechte sittlich ertragen zu können — sondern vor allem, weil sie mit dieser Außenwelt in gar keiner organisierten Verbindung stehen. Sie empfangen ihre Rente durch das Medium der Pächter oder Zwischenpächter: mit dem eigentlichen Arbeiter kommen sie nicht als Wirtschaftssubjekte, sondern allenfalls nur als patriarchalische Halbfürsten in Berührung, die Gnaden austeilen, der Herr fürstliche Trinkgelder, die Damen Wochensuppen und Almosen, beide freundliche Worte und gnädige Blicke. So schweben sie sozusagen im leichten Äther oberhalb des eigentlichen Lebens, wo die Dinge sich so hart stoßen, wo Menschen gröblich aneinander ecken, und wo oft ein rauhes Wort oder gar eine grobe Geste erforderlich scheinen, um alle schnell an ihre rechte Stelle zu bringen. Und so haben sie es leicht, die Heiterkeit der Olympier und die nie versagende liebenswürdige Form des Verkehrs mit allen, auch den Niedersten, zu bewahren. Kurz: die einmal gewonnene Form des Lebens wird fast nie von außen her gestört, die glatte Lasur blättert nie ab, die grobe Natur hat keine Veranlassung, durch den Firnis hindurchzubrechen; kein Windhauch zerzaust sozusagen jemals die korrekte, künstlich ondulierte und hochtupierte Frisur dieser Scheinkultur. Und das verstärkt die Täuschung, macht sie für nicht sehr scharfe Augen unerkenn-

bar. Es lebt sich gut und angenehm in diesem Olymp, sobald einem einer der „goldenen Stühle" erst einmal eingeräumt ist.

Eine **arbeitende** Herrenklasse kann zu so hoher Vollkommenheit niemals gelangen. Was sie hervorbringt, auch das höchst gezüchtete Exemplar, bleibt den Vollkommenen von der anderen Seite immer der „Junker". Er hat nicht die Zeit, um sich selbst als Juwel zu immer neuen, blitzenden Flächen abzuschleifen, die Mode zu behorchen, immer „im letzten Schiff zu fahren"; hat nicht die Zeit, um von allem zu lesen und zu wissen, was in der Welt vorgeht — nicht einmal aus Zeitungen —; nicht die Zeit, um es im Tennis oder Fechtsport zur letzten Meisterschaft zu bringen. Er braucht sein Geld für trivialere Dinge als Tänzerinnen und Krawattensammlungen, zum Beispiel für Dreschmaschinen und Drainage seiner Äcker. Er hat zu harte Dinge zu hart anzufassen, um vollkommene Hände und Nägel zu haben, und hat widerstrebende Menschen zu kraftvoll zu rücken und zu setzen, als daß er sich immer der Ausdrücke und Bewegungen befleißigen konnte, die im Salon einer geistreichen Frau geboten sind. Er wird trotz aller Wohldüfte — und er wird selten das „schicke" Parfüm des Tages haben — immer ein wenig nach dem Kuhstall riechen, nicht nur nach dem Pferdestall, der ja erlaubt ist und bleibt. Zugegeben: er führt ein sittliches und tätiges Leben, seine Existenz hat einen Grund und Zweck, er leistet seinem Volke das Seinige: aber er ist und bleibt der „Barbar", dem die eigentliche letzte „Kultur" ewig verschlossen bleibt.

Und diese Gegensätze filtrieren nach unten durch bis in die tiefsten Schichten der gesellschaftlichen Pyramide hinab.

Hierauf, so glaube ich, darf man die Tatsache zurückführen, daß es in Deutschland für eine Schande gilt, nichts zu tun, selbst für den Sohn des größten Magnaten und des reichsten Industriellen. Natürlich gibt es auch bei uns Drohnen, aber sie maskieren sich als Arbeitsbienen. Seinen „Doktor" muß man wenigstens gemacht haben und seinen Schreibtisch besitzen, an dem man angeblich gelehrte Werke schreibt oder „dichtet". In Frankreich aber, in England und Italien maskieren sich umgekehrt die Arbeitsbienen gern als Drohnen; dort ist das vornehmste, nichts zu tun.

Hierauf ist ferner, so glaube ich, die großartige Begabung der Organisation zurückzuführen, die unser ganzes Volk kennzeichnet, die ihm in diesem Kampf gegen fast die ganze Welt den Sieg bringt, die auch die Gewerkschaften und Genossenschaften der Arbeiter auszeichnet. Hierauf die zähe Ausdauer, der willige Opfermut, das großartige Staatsgefühl, die unermüdliche Arbeitslust. Bei uns „stirbt man in den Sielen", — wie unsere **Herrenklasse**, bei unseren Gegnern ist das Ziel, von seinen Renten zu leben wie **ihre** Herrenklasse. Wir haben verschiedene Begriffe von Vor

nehmheit, weil unsere Vornehmen verschieden leben. Der zähe Verzicht, mit dem zwei, drei Generationen von Franzosen entbehren, arbeiten und sparen, um Enkel oder Urenkel zu bloßen Rentiers zu erheben, ist uns Deutschen unverständlich. Darin sind wir den Amerikanern gleich, deren Herrenklasse ebenfalls arbeitet – und hier tritt der Sohn des Milliardärs mit zehn Dollar wöchentlich als Clerk ein, um sich empor zu dienen.

Und hierauf beruht, so glaube ich, schließlich die Gegensätzlichkeit unseres Lebensstils: Generalquartiermeister von Stein gegen Gabriele d'Annunzio! Und so scheint mir, daß die sozialökonomische Geschichtsbetrachtung auch hier einiges hat leisten können. Es geht auch ohne qualitas occulta und Rasse!

Ich bin ein alter Gegner des deutschen Großgrundeigentums in seiner heutigen Ausdehnung. Ludwig Gumplowicz hat mich nicht mit Unrecht den „Latifundien-Marx" genannt. Und ich bin nach wie vor der festen Überzeugung, daß wir nichts so dringend brauchen, wie eine starke innere Kolonisation und den Ersatz vieler Großgrundbesitzer durch Bauern und Bauerngenossenschaften. Aber ich habe niemals das Institut mit seinen Trägern verwechselt. Oft und oft habe ich es ausgesprochen, daß unsere Großgrundbesitzer eines der wertvollsten Elemente für den Neubau des Volkstums sind und dabei kaum entbehrt werden könnten. Jetzt wird man mir vielleicht glauben, daß es mir damit eben so ernst war, wie mit meinem Kampf für die Bauernsiedlung. Mag ich ein „Latifundien-Marx" sein, – ich bin gewiß nicht, und war es nie, ein „Junkerfresser". Ich möchte die tüchtige Klasse als „Arbeitende" erhalten und als Rentner verschwinden sehen, zumal sie auf einem lecken Schiff fahren, von dem man sie so bald als möglich erretten sollte, um sie dem Volkstum zu erhalten. Führer der freien Bauernschaft der Zukunft, das möchte ich aus ihnen machen.

Sollte aber die gesellschaftliche Entwicklung den entgegengesetzten Weg gehen – manche fürchten es –; sollte eine neue Oberklasse reicher Städter, reiner Nur-Rentner unsere Großgrundbesitzer zu ersetzen drohen, dann würde ich zu jedem Opfer bereit sein, um diese Entwicklung zu dämpfen, und die „Junker" würden den berüchtigten „Junkerfresser" an ihrer Seite finden. Soll „an deutschem Wesen noch einmal die Welt genesen", so wird das wahrscheinlich nur möglich sein, wenn der freie stolze Bauer das Diapason der Nation bestimmt; aber es wird sicherlich unmöglich sein, wenn die Psychologie der bloßen Drohne sie beherrscht. Dann soll tausendmal lieber alles beim alten bleiben! –

Die Dirne auf dem Felde

Novelle von Hans Grimm

„Gleichwie jemand sich wider seinen Nächsten erhübe und schlüge seine Seele tot, so ist dies auch."
Deuteronomium

Die Farm lag im Buschveldt im Norden Transvaals. Dort, wo die Hitze über breiten Ebenen festhängt und wo die weißen Menschen selten sind und vielleicht nicht hingehören. Einmal gab es eine schwerbewegliche, scheltende Mutter im Wohnhaus und ein Rudel hellhäutiger Kinder drinnen und draußen, doch im Laufe der Jahre blieben nur die zwei Männer übrig und Hertina, und es schien den Männern, als sei das immer so gewesen und werde von je zu je bleiben. Wenn Gideon Liebenberg und sein Sohn Izak nach einem starken Trunke mit ihresgleichen oder nach dem Abendmahle begehrten, mußten sie weit reiten. Beim Auszuge sprachen die beiden großen, lose gewachsenen Reiter auf den kleinen trippelnden Gäulen kaum miteinander. Rückkehrend, sobald die wilden Dorngärten und die blauen Randgebirge ihrer Heimat wieder vor ihren Augen auftauchten, und nachdem der gelegentliche stumpfe Rausch von ihnen abgefallen war, wurden sie gesprächig, und ihr Wohlgefühl kündigte sich dadurch an, daß einer dem anderen häufig „das Kind" erwähnte. Sie nannten Hertina, die Tochter und Schwester, stets das Kindje.

Wenn der Graubärtige und der Schwarzbärtige, von der Hitze getrieben, jeder für sich pirschte, führte ihr Weg nicht so weit. Schwarzes Volk wohnte in Massen rundum und lieh ohne Widerstreben straffe junge Weiber her. Aber sie hüteten sich beide, solche Beute mitzuschleppen, und was von farbigem Volke diente auf der Farm selbst und um das Kind, das fürchtete die Männer allein als Herren und Richter und als nichts anderes.

Hertina war nicht braun gebrannt gleich den Männern. Das Leben im Hause und im Schatten und die warme Luft hielten ihre Haut bleich wie Leinen. Die Männer fanden das sehr schön, weil man an den zukünftigen Frauensleuten die unvermischte Herkunft eines Geschlechtes deutlich erkennen muß. Sie sorgten deshalb voll Eifer dafür, daß Hertina nie die vorstoßende weiße Haube vergaß, und daß sie die Bewegung im Sonnenlichte mied. Hertina wurde auch nicht frühzeitig rund und voll gleich den anderen heranreifenden Mädchen und wie ihre Mutter gewesen war. Sie schmeichelte schlank und glatt zwischen den Männern herum und wurde von ihnen geliebkost und verwöhnt und herumgestoßen. Es geschieht im Auf und Ab des Tages und der Laune einem verzärtelten tierischen Spielgenossen so. In Abwesenheit der Männer saß Hertina bei Kaatj

Kekkelbek in der Küche und schwatzte und trieb Unfug und rückte an Töpfen und meinte, daß sie arbeite. Kaatje Kekkelbek war farbig und alt und freundlich und sehr gesprächig. Sie gehörte auf irgendeine Weise zum Hause und gehorchte dem Kinde wie ein Hund. Dadurch, daß Hertina gar nicht plump wurde, setzte es sich vielleicht in den Köpfen der Männer fest, daß ihre Kindheit ohne Ende fortdaure. Trotzdem füllten sich die Brüste und glätteten sich die Knie an dem schlanken Mädchen, und sie fing an allerlei zu fragen mit lauernden Augen. Aber die Männer, die draußen des Grases Andeutung, des Wildes Geheimnisse, der Schwarzen Listen und des Wetters Sprache blitzschnell verstanden, hatten daheim stumpfe und faule Sinne und schauten ohne zu sehen und hörten ohne zu horchen.

Als Hertina siebzehn Jahre alt war, kam eines Tages ein Bote vom Veldtkornett mit einem Schriftstück für Gideon und Izak Liebenberg, und es begann ein Gerede unter dem Dienstvolke. Kaatje Kekkelbek sagte: „Es gibt Orlog. Wenn Orlog ist, müssen der Großbaas und der Kleinbaas mit ihren Rohren beide hinreiten.“ Hertina wartete voll Neugier auf das Erscheinen der Männer und reichte ihnen das Papier zu. Gideon Liebenberg nahm es kopfschüttelnd, drehte es herum und legte es neben sich bei der Mahlzeit. Nach dem Essen las Izak die Aufforderung vor. Der Vater prüfte mit der Brille die Richtigkeit. Er stand bald auf und ging mürrisch anordnend umher, denn er war in seinen Plänen gestört. Izak machte ein wohlzufriedenes Gesicht. Hertina mußte ihm helfen. Sie trugen die Felldecken herbei und rollten die Decken. Sie schoben Patronen in die Bandeliere, und sie füllten die Leinentaschen mit Dürrfleisch. Hertina fragte: „Wie sehen die englischen Soldaten aus?“ Izak antwortete: „Sie sind kein farbiges Volk, sie sind weiße Menschen. Sie haben das Schießen nicht gelernt.“ Hertina fragte weiter: „Sind sie große Mannsleute oder sind sie klein und häßlich wie die Buschmänner?“ Izak stach Löcher in derbe Riemen und stach hart und sagte: „Die Engelse sind unchristliche weiße Menschen. Sie sind unverschämt mit den Buren. Sie betrügen die Buren. Der Krieg ist recht. Wir werden sie dieses Mal alle schnell tot machen und vernichten.“ Als das Mädchen ihm ein neues Stück hinhielt, streichelte er sie derbe und sagte: „Ja, Kindje, ich bin mächtig froh. Warte nur!“ Hertina lachte mit ihm. Sie wartete ein wenig, bis er wieder stach, da fragte sie: „Wen haben die Engelse zu Frauen? Haben sie auch Burenmädchen zu Frauen?“ „Es gibt solche,“ erwiderte Izak.

Am Morgen vor dem Frühstück hielt Gideon Liebenberg mit zorniger Stimme eine lange Andacht. Izak und Kaatje Kekkelbek sangen den Psalm besonders laut. Hertina hielt summend den Mund geöffnet. Sie

mußte an den Versen der Schrift herumdenken, die der Vater ausgesucht und so böse gelesen hatte. Sie waren ihr neu und seltsam.

Nach dem Frühstück ritten die Männer ab. Es war nicht viel anders als sonst, wenn sie zur Kirche oder zu Besuch ritten. Sie hatten nur die Felldecken aufgeschnallt, und die Leinentaschen waren strotziger gebläht, und sie stützten die Gewehre auf den rechten Schenkel wie vor einer Jagd. Die Männer küßten Hertina obenhin auf die Stirn und sagten: „Auf Wiedersehen, Kindje!" Hertina erwiderte im Ansehen der Gewehre: „Schießt recht gut!" Aus der Ferne heraus wandte sich Izak um im Sattel, und sein Ruf flog zurück zu dem Mädchen. „Ku-i, Ku-i!" Hertina machte die Hände zum Trichter und strengte sich an und tat es ihm lustig und schrill nach: „Ku-i! Ku-i!" –

Dem Frühling folgte der Sommer, und die breiten einsamen Ebenen lebten das gewohnte Leben. Die Dornbäume blühten und verblühten und streckten sich ein wenig. Das Gras wuchs und trieb Samen und säte sich aus. Die Hitze reifte die Früchte aller Art. Der Streit der Männer schien sehr weit fort, weil die Männer nicht wiederkamen.

Um Weihnachten besuchte der alte Prädikant die Frauen und die Kinder auf den ausliegenden Farmen. Er blieb bei Hertina ein paar Stunden im Hause, solange die Pferde brauchen um zu fressen und zu saufen und zu rasten. Der Prädikant trank große Tassenköpfe voll Kaffees. Er redete auf jede mahnende Weise, durch die ein tugendverpflichteter lehrhafter und etwas kurzsichtiger Mann vor einem unmündigen jungen Weibe das Gesicht zu wahren glaubt. Seinem klappernden Wagen sah Hertina nicht nach. Sie drehte dem Pfade den Rücken und wiegte sich unter dem Vordache. Sie sagte zu Kaatje: „Ach, der Herr Prädikant ist ein ganz alter Mann!" Und sie fügte hinzu ohne Verbindung: „Ich werde mich gar nicht mit einem Bauern trauen lassen. Es ist langweilig. Ich werde in das Dorf hinein heiraten." Kaatje Kekkelbek fragte: „Wo bleiben aber der Großbaas und der Kleinbaas so lange?" Kaatje Kekkelbek tat die Frage oft, viel öfter als Hertina.

Im Herbst und Winter mit dem kurzen Arbeitslichte und dem langen Faulenzen um die knisternden Feuer wurde das Gerede der Farbigen sehr eifrig. Lügen und Wahrheiten liefen hintereinander her wie Ameisen, und mitten im Schwatzen hob dieser und jener die Hand, daß alle schwiegen und horchten, ob nicht die Kanonen jetzt hier vernehmbar würden. Einige erzählten geheimnisvoll: „Wir wissen, der Großbaas ist tot!" – – –

Es geschah den Männern aus den einsamen heißen Ebenen und den Männern des ganzen Landes in diesem Kriege anders als sie erwarteten. Der Feinde waren zu viel. Für jeden Haufen, den sie austilgten, kamen zwei und drei und vier andere Haufen über die Meere aus fernen

fremden Ländern herangefahren und drängten sich zwischen sie in das Land. Bei dem Hin und Her der Züge gelang es in dem ersten Jahre einem Teile der Kämpfer, in ihren noch unzerstörten Heimstätten dann und wann vorzusprechen und nach Frau und Kind und nach dem Rechten zu sehen. Das Buschveldt aber lag weit ab, und Gideon und Izak Liebenberg konnten bei den Rasten und an den Ruhetagen nur die langsamen Gedanken auf den weiten Weg schicken. Zuweilen brachten die Gedanken das Bild des Hauses und des Kindes mit zurück vor die halbverschlossenen Augen. Doch ließ sich an dem Bilde nichts fassen und richten. Der Vater grollte darüber und wurde immer verdrießlicher, daß gar nichts mehr von ihm bestimmt wurde, und daß das Bild gleich zerfloß, wenn er für sich begann daran zu mäkeln. Im Verdrusse sprach er lange nicht von dem Kinde. Izak sah die Erscheinung starr und behutsam an und störte sie nicht.

Im Herbste ging der Rückzug vor dem Feinde her nach Norden. Die Männer des Buschveldts kamen in vertrautere Gegenden. Das Bild der Heimat baute sich schneller und häufiger vor ihnen auf. Eines Morgens hofften sie beide im stillen, daß jetzt endlich ihre Gelegenheit zum Besuche gekommen wäre, und sie redeten von dem Kinde wie früher, wenn sie nach Hause ritten. Sie wurden indessen unerwartet nach Norden abgetrieben und in neue Gefechte verwickelt. Im zweiten Gefechte verließ Gideon Liebenberg seine Deckung nicht, um zu dem Pferde zurückzulaufen. Izak Liebenberg erkannte die Gefahr und schrie und winkte, und weil das nichts fruchtete, kroch er unachtsam wieder vorwärts, dorthin wo der Vater lag. Während er an ihm zerrte, war der stürmende Feind über den beiden, und Izak Liebenberg erfuhr fast gleichzeitig, daß der Vater tot, und daß er selbst gefangen sei. Dies plötzliche Geschehen schien ihm völlig unbegreiflich.

Er wurde eine Reise zu Fuß nach Süden getrieben, am Ende der Wanderung nahm ihn und andere ein offener Viehwagen der Eisenbahn auf. Der Viehwagen wurde angehängt und abgehängt und wurde streckenweise weiter nach Süden gerollt bis an das gewaltige rauschende Meer. Zwischen den Schiffen im Hafen wartete ein schwarzer unreinlicher Dampfer auf die Gefangenen. Er war fast gefüllt und ließ bald das Nebelhorn bellen und warf los und fing sich zu schütteln an. Genossen riefen: „Der Tafelberg ist verschwunden." Danach waren alle krank und stumpf. –

Im Gefangenenlager auf der Felseninsel hausten vielerlei Menschen nebeneinander. Jeder Neuankömmling mußte vom Hergange der Gefangennahme erzählen. Izak Liebenberg behorchte die eigenen ungeschickten Sätze genau. Als die Hörer einem besseren Erzähler zurückten, blieb Izak vor seinem Zelte allein. Er sagte nickend: „Wahrhaftig, es ist so geschehen.

Der Vater ist tot. Ich bin nicht auf dem Wege zu dem Hause und zu dem Kinde." Zwischen Schlafen und Essen vertrieben sich die Gefangenen die Langeweile auf verschiedene Weise. Einige Männer aus den Städten hatten ihre guten Ferngläser behalten. Sie huckten und spähten viele Stunden von den Felsen über das Meer, ob sie Rauchwolken oder Segel entdeckten; zuweilen liehen sie die Gläser den Nachbarn. Ein Städter reichte Izak das Glas. Izak wandte es um und sah verkehrt hinaus durch die kleinen runden Fenster, die die Welt nicht in die Nähe, sondern in eine merkwürdige scharfe Ferne rücken. Da lachte der Städter laut und sagte: „Warum siehst du so lange verkehrt hinaus? Ich merke schon, du bist ein Schlauer aus dem Hinterveldt, und du willst gleich nach Hause sehen bis zu deiner Farm und deiner Schwester, aber dafür ist heute das Wetter nicht klar genug. Es hat sich eine Wolkenbank dazwischen geschoben." Izak ertrug den Spott gutmütig. Die Spottworte wurden zu Samenkörnern in ihm, die einen bereiten schweren Boden treffen. Er suchte sich bald verstohlen einen eigenen Ausguckplatz, dort hob er, nachdem er rechts und links und rückwärts gesichert hatte, die Fäuste an die Augen, und schraubte sie eng und starrte hindurch. Er war zähe und der Sonnenbrand verscheuchte ihn nicht. Und es gelang ihm. Er zog das Bild des Hauses und des Kindes wieder herüber die ganze lange Strecke über das Meer und über das Land. Das Kind war vielleicht noch ein wenig jünger, als es den Männern beim Abschiede erschienen war. Es war so jung, damit es ohne jede Hemmung immerfort gestreichelt werden konnte. Izak Liebenberg brauchte keine spielerische Beschäftigung, sein geheimes Spähen beschäftigte ihn genügend. Izak Liebenberg mußte sich auch nicht irgendeine Zerstreuung und Freude erkaufen. Das Kind vor ihm war seine Freude, das Kind und das Haus, die beide ihm gehörten und sich nicht änderten. Menschen starben, es gab Niederlagen und Not, und es gab eine lange erneute babylonische Gefangenschaft, aber das Kind wartete unveränderlich, bis er vor dem Hause in der heißen Ebene wieder vom Pferde stieg.

An einem einzigen Tage gelang es dem geduldigen Manne nicht, den gewohnten Ausblick zu gewinnen. Es standen Wolkenbänke überall, und es regnete, und er lief rastlos zwischen den anderen Rastlosen und Frierenden und Zankenden herum und konnte nicht schlafen in der Nacht vor dem tobenden Rauschen des Meeres.

Geriet an diesem Tage hinter den Wolkenbänken die Rotte der in das Buschveldt eingebrochenen australischen Freiwilligen vor Hertinas Tür? Floh an diesem Tage das Kind mit Kaatje Kettelbet widerwillig und neugierig in den Busch? Und machte sich in dieser Nacht, gegen Morgen, das junge Weib allein und keine Anstrengung und Gefahr achtend auf

den Weg zu dem alten Prädikanten, daß er ihr um Gottes Willen helfe in ihrer plötzlichen qualvollen Angst, nicht vor dem Feinde, sondern vor dem gefangenen Bruder?

Um die Felseninsel war am Morgen der Himmel blau. Izak Liebenberg nahm seinen Späherposten von neuem auf, und keine Ahnungen fochten ihn an.

Nach der Friedensversammlung gelangten zum ersten Male Briefsäcke aus der Heimat zu den Gefangenen. Sie erfuhren vom Ende des Krieges, von der vergeblichen Not und vom verschwendeten Grame. Einige fluchten und lästerten, einige bekamen verlorene tote Augen, viele freuten sich, daß sie nun wieder den eigenen Besorgungen und ihren Nächsten gehören würden. Als immer mehr Briefe von Angehörigen ausgeliefert wurden, geriet das gestorbene Gemeinwesen rundum in Vergessenheit. Das Schicksal der Sippschaften und des Besitzes beschäftigte jeden. Sie lasen eifrig, sie fragten beieinander herum, nicht aus Mitgefühl, sondern um die empfangenen unvollständigen Nachrichten zu ergänzen und selbst prahlig und unterschiedlich reden zu können.

Izak Liebenberg erhielt nur einen kurzen Brief vom Prädikanten. Der Prädikant schrieb: „Du wirst jetzt auch in kurzer Frist von der Insel St. Helena zurückgebracht werden nach den Bedingungen des Friedens. Ich wünsche dir eine sichere Reise über den Ozean, auch Hertina, deine Schwester, wünscht dir eine gute Reise. Ich war auf deinem Platze und in deinem Hause. Der Schaden ist nicht sehr groß. Was Hertina deine Schwester angeht, so mußt du bei mir vorsprechen, denn ich muß mit dir reden. Weil ich aber weiß, daß in dieser Zeit der Finsternis und Verwirrung allerlei Gerüchte herumgetragen werden, sage ich dir: Lies Deuteronomii Kapitel 22 Vers 27. So ist es ihr geschehen. Sie verdient kein böses Wort, sondern gleich wie jemand sich wider seinen Nächsten erhübe und schlüge seine Seele tot, so ist dies auch."

Der Prädikant hatte eine zitterige verstudierte Handschrift. Izak riet an dem Briefe herum. Als er die undeutlichen Worte heraus hatte, dauerte es eine geraume Weile, bis er die Sätze übersah. Es eilte ihm nicht, das Testament herbeizuholen, trotzdem er den Vers nicht erinnerte. Es ließ sich aus dem Schlusse des Briefes bündig erkennen, daß mit Hertina ein durchaus Schlimmes nicht geschehen sein konnte. Außerdem stand das Haus noch.

Das schwarze Buch gelangte dennoch in seine Hand. Die Füße waren hingegangen und die Finger hatten es mitgenommen. Er sah einem in der Sonne heranwachsenden Segler zu und er spielte mit dem Buche. Als seine Finger das Buch aufschlugen, las er die Stelle: „Denn er fand sie auf dem Felde, und die vertraute Dirne schrie, und war niemand,

der ihr half.“ Da wunderte er sich und suchte den Zusammenhang. Und er wurde aufmerksam und vergaß den Segler. Er besah die Zahl des Verses und des Kapitels und die Überschrift und nahm rasch den Brief aus Tasche und Umschlag heraus und verglich. Er lachte auf. Wie wird solches einem Kinde geschehen? Diese Stelle sagte nichts von dem Kinde. — —

Der Städter mit dem Fernglas, der unruhig herumlief, geriet in seine Nähe und sah ihn versunken sitzen. Er fragte mit unangenehmer Stimme: „Nun, hast du auch schöne Nachrichten bekommen?“ Izak deutete hinaus: „Ich beobachte das Segelschiff.“ Der andere sagte: „Mann, ich frug nach deinem Besitze, du hattest doch eine Schwester zurückgelassen?“ Da redete es Izak stockend und schwer hinaus in den Tag. „Er fand sie auf dem Felde, und die vertraute Dirne schrie, und war niemand, der ihr half.“ Der Städter wollte ihn ungeduldig anfahren: „Du Narr!“ und streckte schon die Hände aus, um ihn zu packen an den Achseln und ihn aufzurütteln aus der Stumpfheit. Aber durch die eigenen brennenden Sorgen war nicht nur seine Stimme schärfer und sein Blut rascher, sondern sein Geist noch lebendiger geworden. Er hielt sich plötzlich zurück und sah das Testament und sagte: „Ach Gott! ach Gott!“ Er ließ die Hände an den Körper fallen und ging schnell von dannen.

Izak wartete lange, ob der andere nicht wiederkehre, damit er die Frage an ihn richten könne: „Was meinten Sie? Warum haben Sie ach Gott zu mir gesagt?“ Als er dem Städter am nächsten Tage begegnete, erschien ihm die Anknüpfung des Gespräches unnötig, denn was bedeutet solche Wortmacherei der Stadtleute?

In der letzten Woche der Gefangenschaft blieben die Ausguckstellen ganz leer. Alle hielten sich argwöhnisch zusammen. Jeder fürchtete die Gelegenheit der ersten Heimbeförderung zu versäumen. Izak stand und huckte im belagernden Haufen vor dem Schuppen des Befehlshabers und behielt von Morgen bis Abend die Tür des Schreibzimmers im Auge, und es war als wenn sonst alles in ihm schliefe. —

An Bord lauschte er dem Gange der Maschinen und auf der Eisenbahn dem Poltern des Zuges. Im Lande Südafrika zeigte das Veldt überall einen frischen Wuchs. Da gewannen die laufenden Räder Sprache und erzählten: „Das Land ist bereit, es hat bannig geregnet.“ Dieser Bericht gefiel dem Hörer wohl, und kein Gedanke drängte von ihm weg vorauszufliegen auf den schweren zerschossenen Flügeln.

Der Prädikant sagte vorsichtig zu Izak: „Also, da seid Ihr endlich. Es ist schön, daß du gesund geblieben bist. Wir müssen uns fügen lernen. Wenn du jetzt bald säst, wird es in diesem Jahre wohlgeraten.“ Izak antwortete: „Ich danke Minheer auch für den Brief und für die Guttat

an Hertina. Ich habe ein Pferd geliehen, ich werde jetzt nach Hause reiten." Der Prädikant glaubte gern, daß eine Erklärung überflüssig geworden sei. Er schüttelte dem Scheidenden die Hand und lobte ihn: „Ich erkenne, daß du unser Kreuz tapfer auf dich genommen hast. Hertina geht es gut. Sie arbeitet sehr fleißig in deinem Hause. Du sollst sie von mir grüßen." –

In Sicht des Hauses ritt Izak langsam. Auch das geliehene müde Pferd versuchte keine eiligen Schritte. Eine große befremdliche Frauengestalt stand wartend unter dem Schattendache. Die Gestalt flößte dem Ankömmling Scheu ein. Er verlängerte den Weg durch Umkreisen der wilden Dornhecken. Aber dann gelangte er dennoch vor das Haus. Die Gestalt stieg die zwei Stufen herunter und sagte: „Guten Tag, Bruder!"

Kaatje Kekkelbek lief hinter der Gestalt drein. Sie schrie: „Guten Tag, Baasje Izak, guten Tag, mein Baas!" Izak erwiderte gehorsam: „Guten Tag, Schwester. Ich soll dich vom Herrn Prädikanten grüßen." Er lachte ein wenig über Kaatje. Er aß und trank und stand linkisch Rede und Antwort wie ein Mensch, dem die ungewohnte Gesellschaft eines jungen Weibes verwirrend ist. Er blickte immerfort an ihr vorüber. Nach der Mahlzeit ging er suchend umher im Hause und im Garten. Er wich der Schwester aus, aber er entfernte sich wenig von den Gebäuden. Beim Abendessen wagte Hertina nichts mehr zu fragen. Sie dachte: Was wird er mir tun? Was wird er mir nur tun?

In der dritten Nacht schien der Mond hell in die Kammern des Hauses. Izak schlief und war froh. Er träumte, daß er sich auf der Heimreise befinde, und vor ihm wartete das Kind. Die andern unterhielten sich über das Land, er sprach nicht mit ihnen. Die Reise brachte ihn seinem Ziele immer näher. Zuletzt ritt er auf einem flinken Pferde in die Ebene hinein. Die alten Wegzeichen glitten an ihm vorbei, daß er gleich in die Nähe des Hauses gelangte. Er rief: „Ku-i, ku-i!" Da sah er das Kind wirklich. Die Kleine hüpfte aus der Türe. Er konnte sich nicht fassen vor Freude. Er breitete ihr die Arme entgegen und jauchzte: „Kindje, Kindje, liebes Kindje!"

Das Jauchzen stieß hinein in Hertinas Raum. Sie fragte zaghaft: „Was ist dir, Izak?" Die beiden Stimmen, der eigene Ruf und Hertinas Gegenruf, weckten den Schläfer. Das Glück des Traumes aber blieb noch bei ihm. Er schob die Arme unter den Kopf und sagte lächelnd: „Ich bin wirklich zu Hause. Ich habe das Kind wiedergefunden!" Nach einer Weile, in der seine Sinne immer wacher wurden, wunderte er sich: was ihm fortwährend gefehlt habe seit seiner Ankunft. Im Grübeln verschwand das Lächeln aus seinem Gesichte. Plötzlich erhob er sich kopfschüttelnd vom Lager und drückte leise die Klinke und schlich in Hertinas

Zimmer. Das Mädchen hörte ihn. Sie rührte sich nicht vor Angst und hielt die Augen fest geschlossen. Er betrachtete starr die reife Brust, den starken Hals und die starken Schultern der Liegenden. Sie merkte, daß er bis an das Bett herankam und sich über sie beugte. Gerade als sie fühlte: ich kann das nicht aushalten, ich muß jetzt schreien, kehrte er böse murmelnd um.

Die Besuche wiederholten sich in den folgenden Nächten. Hertina erwachte nicht immer. Einmal, am Ende der Mondzeit, strich der Bruder ein Zündholz über ihr an. Dies erschreckte sie so sehr, daß sie sich nicht mehr bezwingen konnte. Sie schlug nach dem Lichte und wimmerte: „Warum belauerst du mich jede Nacht, Izak? Was willst du von mir?" Da fragte er durch die Finsternis zurück in gequältem Tone: „Wo ist das Kindje?" Hertina setzte sich schnell auf. Sie sagte: „Aber Izak, ich bin Hertina, du und der Vater, ihr habt mich doch immer Kindje genannt, ich bin doch hier!" Er fragte: „Was? Wer?" Und er lachte hart auf und sagte böse: „Nein, du bist nicht das Kindje." Hertina hütete sich, ihn durch Widerspruch zu reizen. Sie dachte: Trinkt er insgeheim? Er ist sicher betrunken. Sobald er hinaus war, schob sie den Riegel vor und tat es von nun an immer. Izak tastete in ein paar Nächten umsonst an der verschlossenen Türe, dann hörten die Störungen auf. — —

Nach dem Kriege hatte ein junger Fremder im Buschveldt eine Farm erworben. Er war als Soldat fechtend durchgezogen, und hatte damals die Fruchtbarkeit angestaunt und bei sich gemeint, wer frühzeitig zugriffe und ein Engländer sei, dem müsse guter Gewinn in den Schoß fallen bei kleiner Anstrengung und gewürzt durch allerlei Abenteuer an solcher Grenze der Welt. Die Natur kümmerte sich aber gar nicht um seinen englischen Dünkel. Sie ließ ihn ihre Launen fühlen genau so wie die verachteten Buren. Er wurde die verlorenen Mühen schnell leid und fing an herumzulungern. Er zog die Kreise immer weiter, um sich die Langeweile zu vertreiben. Hertina sah ihn, als er um ihr Haus herum schnüffelte. Er blieb im Sattel und machte nicht den üblichen Besuch der Vorüberziehenden. Dem Mädchen zwinkerte er zu. Sie kehrte ihm den Rücken. Trotzdem stand sie später außerhalb des Hauses am Wege. Da wechselten sie ein paar Worte, und der Fremdling erschien häufig wieder. Er kam nie in das Haus hinein. Vielleicht hatte ihm Hertina bald Scheu eingeflößt vor dem Bruder, vielleicht war seine eigene Abneigung gegen die einheimischen Männer zu groß. Dem Mädchen tat er sehr schön, als wenn er in ihr eine Heilige erkannt habe, der dienen zu dürfen in diesem und im jenseitigen Leben ihm genüge. In Wahrheit hatte er nur gemeinen Hunger nach dem stattlichen weißen Frauenzimmer.

Hertina freute sich, daß sie sich beklagen konnte, und daß die Gleichförmigkeit unterbrochen war, und daß sie ein Mannsbild zum Reden hatte. Um seiner selbst willen achtete sie den Fremdling, der nicht ins Haus kam, anfangs nicht sonderlich. –

Als aus der ersten Aussaat Jzaks feste Kolben geworden waren, hatte sich das Verhältnis der Geschwister nicht geändert. Sie gaben einander keine bösen Worte, aber der Mann scherzte niemals mit dem Mädchen und sah ihr niemals vergnügt ins Gesicht. Hertina trug dem Bruder nach, daß sie ihn fürchtete. Sie vergaß das Geschehnis der Nacht keinen Augenblick. Zuweilen, wenn sie von Gewissensfurcht gequält wurde, log sie sich und dem Fremden wieder vor: „Ach es ist das Gift des Branntweins in Jzak. Er muß die Flaschen gut eingegraben halten." Solche Lüge erfrischte sie nur auf kurze Zeit.

Und die Seelen der beiden einsamen ungefügen Menschen in der heißen Ebene zogen die Wetter an wie Waldbäume, deren Wurzeln von geheimen Grundwassern getränkt werden.

Kaatje Kekkelbek sagte zu Hertina: „Kindje, Kindje, paß auf: ich bin sicher, der Baas hat dich mit einem Manne gesehen!" Hertina antwortete: „Ach Kaatje! Wie sollte das sein? Es gibt weit und breit keine Männer. Ich bin nie mit einem Manne zusammen gewesen." Kaatje Kekkelbek schüttelte den Kopf: „Kindje, mein Kindje, ich weiß was ich weiß. Du solltest den Baas nicht zu belügen versuchen. Lügen ist nur gut, wo einer nicht gesehen hat." Hertina fragte: Kaatje, was gibts?" Kaatje erwiderte: „Kindje, der Baas redet so wenig."

Da lief Hertina nicht mehr hinaus, selbst wenn alles sicher war. Sie sandte auch keine Botschaft. Sie wartete in großer Furcht. Jeden Abend blieb sie bei Jzak sitzen und beobachtete den Bruder, während er in der Bibel las. Sie fuhr zusammen bei Geräuschen und bei den Lockstimmen der Tiere, die durch das Fenster drangen. Trotzdem sie abrückte vom Tische, zitterte das Gerät, so oft sie erschrak, aber Jzak schien sie nicht zu beachten. An einem ganz stillen Abend war sie selbst zum Fürchten zu müde, und sie bewegte sich nicht. Dennoch hörte sie Jzak mitten aus seinem Lesen heraus plötzlich sprechen: „Warum bist du so schreckhaft geworden?" Sie sagte: „Ich bin müde," und dachte dabei: Ich will ihn jetzt gewiß nicht belügen, damit alles vorüber geht. Jzak sagte: „Es reitet ein Mann die Kreuz und Quer in dieser Gegend. Seit drei Monaten umschleicht er am meisten unser Haus." Hertina sagte: „Ja, ja, Jzak, ich kenne ihn gut." Sie bat im stillen: „Bruder, mach es schneller, mache es schneller!" Jzak fragte weiter: „Ist es der Australier?" Sie verstand ihn zunächst nicht und wollte sagen: „Was? – Was heißt das?" Es fiel ihr langsam ein. Sie mußte unterdessen Jzak immer anblicken.

Ihr schien, daß sein Gesicht sehr finster werde. Da stotterte sie auf einmal: „Ja, Izak, es ist der Australier." Izak nickte. Statt nach ihr zu fassen und ihr böse Worte zu geben las er von neuem. Hertina stand zögernd auf, sie sagte „Gute Nacht" und wartete vor der Türe. Er rief sie nicht zurück. In ihrer Kammer versuchte sie sich einzureden: „Jetzt ist es vorbei!" Doch es schrie laut in ihr: „Nichts ist vorbei. Was hat der Fremde mit dem Australier zu schaffen? Warum hast du Izak belogen?" – Sie entschuldigte sich weinend: „Zu dieser Lüge hat mich sein Zorn gezwungen. Vielleicht werde ich es ihm morgen erklären." – –

Der Herumstreicher gab sein Spiel nicht verloren. Er hielt die Frucht für nahe der Reife und war bereit, auf das Schütteln Anstrengung zu verwenden. Er schrie sich heiser, den Knurrhahn nachahmend. Er leerte den Farbigen täglich seinen Tabaksbeutel in die schmutzigen Hände aus und mußte schon am Mittag die Pfeife kalt zwischen den Zähnen halten, während die Nigger rauchend von ihm plauderten. Die unverständlichen Mißerfolge machten ihn immer hitziger und so blind, daß er in die Schlinge ging. –

An einem Nachmittage bellten die Hunde ganz kurz. Hertina sagte: „Es sind Kaffern, die vorüberwandern." Kaatje Kekkelbek hob den Finger: „Nein, Kindje, es ist ein weißer Mann, weil sie so kurz bellen. Der Baas ist auf der Reise. Vielleicht weiß er, daß der Baas auf der Reise ist." Da ging Hertina nach vorne. Der Engländer stand schon unter dem Schattendache. Er redete ganz ordentlich: „Ich will euch einen Besuch machen." Hertina sagte steif und fremd: „Der Bruder ist fortgefahren." Er bat: „Es ist heiß. Hierlands wird jedem eine Tasse Kaffee angeboten. Wirst du sie mir verweigern?" Sie antwortete: „Die Leute hierlands warten erst, ob man sie eintreten heißt!" Sie lief dennoch in die Küche. Kaatje Kekkelbek brachte den Kaffee. In der Küche flüsterte sie. „O Kindje, er ist ein großer Mann. Kindje, ich glaube wahrlich nicht, daß er ein schlechter Mann ist." Hertina hörte ihr kaum zu. Das Angstgefühl wuchs rasch in ihr, aber die Neugier und die Sehnsucht nach Abwechslung wuchsen mit. Sie ärgerte sich und wußte nicht, ob der Ärger dem Eindringling oder dem Bruder galt. Als der Gast an die Küchentüre klopfte, kam sie zu ihm heraus. „Sie müssen jetzt schnell fort!" sagte sie. Er lachte sie an. „Warum? Ich möchte vielmehr bleiben, oder wenn du erst mit mir gehen willst . .?" Er nahm seinen bequemen Platz wieder ein und streckte beide Arme aus: „Warum hast du mich die ganze Zeit hindurch warten lassen?" Sie wiederholte: „Sie sollen hinaus. Ich will Ihretwegen nicht gescholten werden. Ich habe Sie nicht gerufen." Er schmeichelte: „Höre, Hertina, kann ich etwas dafür, daß dein Bruder dich quält?" Sie wich ihm aus: „Mein Bruder

wird gleich hier sein." Er entgegnete: „Stelle dich nicht an, dein Bruder ist weit fort. Er will Vieh kaufen und sich einen Rausch antrinken." Dem Mädchen gefiel der Mann nicht mehr recht. Sie sprach schärfer: „Mein Bruder ist kein Säufer, und er kann überdies auch sehr gut schießen, wenn einer den Frieden stört, und vielleicht ist er doch nicht weit fort." Der Fremde zog einen Gegenstand aus der Tasche. Er hielt ihn hin und sagte geringschätzig: „Was das Schießen angeht, so ist hier ein blaues Hündchen, das hat schon einige Lümmel eures Landes gebissen. Wem es an die Beine fährt, der läuft nicht davon, und wem es an die Brust und den Kopf springt, dem ist das große Maul für immer versiegelt. Mich soll ein lausiger Bur nicht schrecken." Er erkannte das falsche Fahrwasser und legte das Steuer wieder um. „Ich habe dich lieb, Hertina. Du bringst mich zu unguten Worten. Hast du etwa einen anderen lieb? Wer ist das?" Sie wies ab: „Ich habe niemand lieb". Er sagte: „Well, well, ich kann natürlich gehen. Wenn du es haben willst, kann ich gehen! Ich gehe dann einfach!" Er strengte sich an zu einem betrübten Gesichte, und sie schwiegen beide eine Weile. Er ging aber nicht, und als er sich erhob und gerade auf sie herkam, versuchte sie nicht zur Türe hinauszuschlüpfen. Er umfing sie und küßte sie. Nach dem Kusse schlug sie und zankte. „Ich will nicht geküßt werden." Ihr Wehren kümmerte ihn nicht, sondern reizte ihn. Er ließ die Maske völlig sinken, und sie wurden wie hitzige Tiere, die miteinander spielen. Sie schrie: „Ich habe Angst," und schrie: „Du bist unverschämt," und wich doch seinen Überfällen nur ein wenig aus. Das Hetzen und Schreien drang durch den Bau. Kaatje Kekkelbek strich lauschend auf und ab in der Küche. Sie wußte nicht: „Was will jetzt mein Kindje? Soll ich ihr helfen? Möchte sie allein bleiben mit dem großen wilden weißen Manne?" Und sie beruhigte sich: „Das Kindje hat noch nicht nach mir gerufen." — Da wurde es vorne plötzlich anders. Kaatje Kekkelbek fürchtete sich, die Küchentür um ein Spältchen leise aufzuklinken. Sie fürchtete sich, den einen einzigen Schritt zu machen, der sie von der Türe trennte. Sie fürchtete sich fast zu horchen.

Das war die Zeit, in der Izak erschien.

Hertina sah den Bruder zuerst. Es fiel ein Schatten. Er äugte durch das Fenster. Farbe und Haltung veränderten sich bei ihr mit einem Schlage, daß es gleich übersprang auf den Engländer. Izak kam ruhig herein. Er schloß ab vorne und hinten. Hertina huschte leise jammernd neben ihm her: „Ich habe ihn nicht gerufen. Ich habe ihn wirklich nicht gerufen. Ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Bei Gott, ich schwöre es, du kannst es glauben, Izak!" Der Fremde zeigte ein krankes Lachen. Ehe Izak irgend etwas gesprochen hatte, schwatzte er hin: „O, Sie

brauchen wirklich nicht gleich grob zu werden, es ist hier gar kein Schaden geschehen, und es war kein Schaden beabsichtigt." Izak befahl der Schwester: „Setze dich jetzt. Daß wir den Plan machen. Denn dieser da soll dich vor dem Prädikanten ordentlich zum Weibe nehmen, darum daß er dich gedemütigt hat; er kann dich nicht lassen dein Leben lang. So steht es geschrieben." Der Engländer schielte nach dem Fenster. Er murrte: „Hören Sie einmal her, Mann, ich will hier nicht die Rolle des dummen Ziegenbocks spielen! Wenn Sie etwas gegen mich haben, kommen Sie hinaus, und wir wollen es draußen ausmachen."

Izak rührte sich nicht. Er starrte den andern an. Der Engländer stellte sich an die Türe. Er sagte: „Deine tückischen Augen tun mir nicht weh. Bringe nur den Schlüssel wieder her."

Hertina sah, daß des Bruders Fäuste sich eng verschraubten und durch seinen Körper ein Beben lief, wie die Eilung dem Unwetter vorausläuft. Sie vergaß zu weinen. Sie erkannte alles genau. Izak schließt nicht auf. Dieser Fremde tritt gegen die Türe. Izak packt nach ihm, um ihn hart zu strafen, um ihn fest zu binden. Der Fremde hat das kleine Schießzeug in der Tasche. Izak weiß es nicht. Izaks Fäuste gleichen eisernen Hämmern, sie sind dennoch leere Menschenhände. Izak ist sehr stark, aber eine Kugel reicht weiter und ist am schnellsten. Der Fremde schießt . . . . .

Da geschah alles und schien auf einmal zu geschehen. Der Fremde stieß mit schwerem Tritt gegen die Türe. Das Holz splitterte, und die Glasscheibe fiel in klirrenden Stücken herunter. Izak tat einen Sprung und schlug hart und packte. Der Fremde wich aus. Er griff in die Tasche. Hertina riß in Todesangst an Izak. „Izak, er schießt, er schießt. Er hat doch ein Schießzeug in der Tasche. Ach Izak . . ." Der Fremde schoß. Es waren vielleicht vier Schüsse. Er traf Izak nicht. Izak faßte die Schußhand und drehte sie ab. Der Schmerz war so groß, daß der Fremde schrie wie ein Schwein beim Stechen, und was sonst auf ihn fiel von schweren Schlägen und Stößen dagegen gar nicht fühlte.

Es waren auch gleich welche von Izaks farbigen Knechten zur Stelle. Sie kamen gelaufen mit den Hunden und den Knopfstöcken und mit rohen Riemen vor das Haus und durch das Haus, weil Kaatje Kekkelbek so erbärmlich schrie, und weil man die knallenden Schüsse dazu hören konnte. Izak band den Engländer selbst. Die Farbigen machten nur die Schlingen zurecht. Er verschnürte ihn so fest, daß der Fremde gar nicht mehr einem lebendigen Manne ähnelte, sondern einem unbeweglichen schweren Bündel. Der Schweiß von Izaks Stirne troff auf das Bündel.

Als die Arbeit fertig war, schloß Izak die Türe auf. Die Türe fiel auseinander. Izak deutete auf das Bündel. Er sagte zu den Farbigen:

„Ihr könnt dies jetzt auf den Wagen legen. Der Wagen steht hinten im Busche. Ihr könnt auch in einer Stunde die Pferde wieder einspannen."

Die Farbigen trugen das Bündel hoch über ihren Köpfen. Im Rahmen der Türe stehend schaute er ihnen zu. Die Hunde knurrten und folgten den Trägern und sprangen zum Herrn zurück und verfolgten von neuem die Träger.

Im Zimmer weinte Kaatje Kekkelbek. Sie kroch auf den Knien um Hertina herum. Sie strich der Liegenden immerfort an den Armen entlang mit der Linken, mit der Rechten wischte sie die eigenen Tränen. Sie hatte ein Tuch über Hertinas Gesicht gebreitet, und ein gerolltes Wildfell ihr unter den Kopf geschoben. Als Izak sich umwandte, weinte Kaatje besonders laut. Sie rutschte an Izak heran und verschränkte die Hände und bat: „Ach mein Baas, hast du es gesehen?" Sie rutschte wieder zu dem Körper und lüftete den Lappen. Es gab nicht besonders viel Blut in des Mädchens stillem Gesichte. Kaatje Kekkelbek hatte schon Blut weggewaschen. Die Wunde saß in der Stirne des Mädchens. Die Wunde rührte wahrscheinlich von der zweiten irren Kugel her. Kaatje Kekkelbek blickte schluchzend auf zu Izak: „Hast du es gesehen? Hast du es denn gesehen? Das Kindje ist doch tot, das Kindje ist ganz tot!"

Izak sagte: „Kaatje, du mußt Hertinas Leichnam gut waschen. Du mußt Hertina ganz frisch anziehen in das schöne schwarze Kleid. Ich werde Hertinas Leichnam auch in das Dorf nehmen, damit der Landdrost genau erkennen kann, was geschehen ist." –

Er ging in seine Schlafkammer. Nach einigen Minuten sprach er aus der Schlafkammer heraus: „Kaatje, du kannst dich nachher auch ordentlich anziehen. Du kannst mitfahren in das Dorf, du kannst mir helfen."

Am Abend und in der Nacht klapperte Izaks Wägelchen durch die Ebene. Auf den beiden Vordersitzen saßen Izak und Kaatje Kekkelbek. Auf dem Rücksitze lehnten das Bündel und der tote Körper unter einer leichten Decke nebeneinander. Izak hatte den schwarzen engen Kirchenanzug an, und hatte ein schwarzes Band um den Hut gewunden. Kaatje Kekkelbek trug eine große schwarze Haube. Niemand begegnete ihnen. Wo Izak ungeschickt lenkte in der Dunkelheit und Stöße den Wagen trafen, fluchte es aus dem Bündel. Das waren außer Izaks gelegentlichen Warnrufen an die Gäule die einzigen menschlichen Laute um das Gefährt, denn Izak redete nach dem Einsteigen nichts mehr, und Kaatje Kekkelbek fürchtete sich.

Am frühen Morgen lud Izak das Bündel vor der Gefangenenzelle des Dorfes ab. Der Aufseher warf dem Buren böse Blicke zu. Er war selbst ein Engländer, der nach dem Frieden im Lande geblieben war. Er schalt: „Bei Gott, was immer draußen bei dir geschehen ist, du bist ein grausamer Bursche! Wie mag man ein weißes menschliches Wesen so

gemein zusammenbinden! O du verdammter Bur, du!" Izak antwortete: „Ich wollte ihn sicher abliefern. Es ist immer besser, als wenn er noch mehr Schaden angerichtet hätte." – –

Der Tag war voller Scherereien für Izak. Die unklugen Fragen des englischen Landdrosts bei der Untersuchung und die Lügen des Gefangenen bereiteten ihm Ärgernis.

Es war deshalb vielleicht kein Wunder, daß er bei der Beerdigung Hertinas gegen Abend steif und müde und verdrossen dastand, wie einer der mittun muß und andere Geschäfte bedenkt. Seine Teilnahmlosigkeit fiel jedem auf, und die englische Partei des Dorfes erinnerte in aller Zukunft daran, um ihre eigene erfindungsreiche Geschichte von Hertinas Tod glaubhaft zu machen. Aber auch der Prädikant wurde durch Izaks verändertes Wesen erschreckt und abgestoßen.

Izak ruhte im Wirtshause im Dorfe. Auf der Heimfahrt am nächsten Tage konnte Kaatje Kekkelbek ihren Gram nicht länger unterdrücken. Sie schluchzte: „Ach mein lieber Baas, ach mein liebes Baasje Izak, mein Herz ist so schwer." Izak fragte ganz freundlich: „Was ist denn los?" Kaatje Kekkelbek sagte: „Ach mein lieber Baas, nun schläft das arme Kindje nicht einmal in der Erde beim Hause, sondern weit weg von uns auf dem Friedhofe im Dorfe bei anderen Menschen." Izak schnippte mit der Peitsche. Der Wagen rollte eine hübsche Strecke, ehe er nickend hinredete: „Ja, ja, es ist ein Jammer, daß die Menschen sterben müssen. Das Kindje ist schon sehr lange weg vom Hause!" Kaatje Kekkelbek schielte scheu nach ihm. Sie versuchte zu sagen: „Aber Baasje, Hertina ist doch unser Kindje!" Sie gewann den Mut nicht, und sprach es nur lautlos in sich hinein. –

Einige Monate nach Hertinas Tod brachte Izak ein junges farbiges Weib in das Haus und lebte mit ihr. Es wurde langsam bekannt in der Ebene, und die weißen Menschen wichen ihm aus. Izak kümmerte sich wenig darum, die Herde halbfarbiger Buben und Mädchen, die um ihn aufwuchs, bot ihm genug Abwechslung. Es begann dann auch das Haus Izaks und der Platz vor dem Hause und sein Ochsenwagen und sein Pferdegeschirr einen unordentlichen Anstrich zu bekommen, von den Kammern, die niemand sah, ganz zu schweigen. Da geriet Izak und sein Haus und seine Farm und alles, was an ihm hing, völlig in Verruf. Das war ihm freilich unangenehm am Abendmahltage, wenn er allein zur Kirche ritt und unter der weißen Gemeinde saß. Es wandelten ihn jedoch keine großen Sehnsüchte mehr an. Die Zufriedenheit seines Körpers war stärker als die kurze Scham. Und seine Seele wußte nicht, daß sie zu Gottes Engeln gehört hatte, damals als das Kindje noch vor seinen Augen war.

***

Der Sammler
von Emil Waldmann

Zwei Bilder möchte ich am liebsten als Überschrift über die folgenden Ausführungen setzen.

Das eine stammt von Daumier und hängt im Petit Palais in Paris und heißt „L'Amateur". In einer Budike eines Althändlers steht ein Herr und schaut auf die Wand, wo allerhand Zeichnungen ausgestellt sind, ein Kopf im Geschmack von Greuze ist darunter. Er steht hoch aufgerichtet, krampfhaft, die Hände in den Taschen seines Überziehers vergraben. Sein Gesicht sehen wir nicht, es ist abgewandt, aber wir kennen den ganzen Menschen und das Hauptmotiv seines Daseins: Die Leidenschaft. Was er da mit angespannten Kräften ansieht, das eine Blatt, das möchte er haben und nun weiß er nicht, ob er es mit seinen nicht sehr reichen Mitteln – auch das sehen wir ihm an: seine Eleganz ist ein wenig abgetragen – ob er es erwerben kann, oder ob er dazu verdammt ist, darüber unglücklich zu werden. Denn wiewohl sein Gesicht abgewandt ist, wir kennen dieses Daumiersche Antlitz dennoch, dies Gesicht mit den runden Augen, in dem der Dämon wühlt.

Das andere Bild, ein Gegenstück hierzu, stand vor ein paar Jahren im „Figaro", eine Zeichnung von Forain, damals, als die Sammlung Chauchard im Louvre eröffnet wurde. Auf der ersten Seite des „Figaro" hatte Arsène Alexandre die Schenkung Chauchard in einem längeren Aufsatz besprochen, gerecht, ja würdig, und dann kam, auf der Zwischenseite, als Satyrspiel, die Zeichnung. Bei einem Kunsthändler sitzt ein reicher Mann und der Händler hält ihm ein ganz kleines Bild vor. Darunter stand:

„Très bien, Monsieur. Mais dites un peu, qu'est ce que cela représente?"

„Quatre vingt mille francs, pour vous!"

(Man kann es nicht übersetzen.)

Das sind Extreme, diese beiden Amateure sind die äußersten Flügelmänner in der Phalanx der Sammler, und jede Figur erscheint ein wenig übertrieben. Aber in diesen Kreis lassen sich alle andern Sammlertypen einbeschreiben, und je näher man zusieht, um so mehr merkt man, daß die Grenzen unmerklich ineinander übergehen, daß auch bei dem leidenschaftlichen, geborenen Sammler manchmal ein wenig äußerliche Eitelkeit mitspricht, wenn er unbedingt ein Blatt, einen bestimmten Zustand einer Radierung haben will, haben muß (weil sein Nachbar ihn nicht hat und damit der ihn nicht am Ende bekommt); und daß auch beim wüstesten Kunstspekulanten oft der Augenblick eintritt, wo er zum Kenner, zum

wahren Liebhaber wird; daß er, der aus Spekulation anfangs nur Ware aufhäufte, im Augenblick der Hausse nicht verkaufen mag, weil er sich inzwischen in seine Ware verliebt hat und nun nicht mehr ohne sie leben kann.

Es ist so leicht zu behaupten, der Daumiersche Amateur sei der wahre Sammler der guten alten Zeit, und der Forainsche Käufer sei der Typus des modernen Sammlers, der Snob, der Spekulant, der Suiveur. Aber es ist nicht so, diese Klassifizierung ist zu einfach, um wahr zu sein. Wenn schon die Charakteristika dieser beiden Extreme sich gelegentlich in ein und demselben Individuum berühren, wie sollte es dann möglich sein, daß sie im Laufe der Zeiten streng gesondert nebeneinander hermarschieren? Wer die Wirklichkeit kennt, weiß, daß es die Typen immer und zu allen Epochen gegeben hat und daß es sie wohl immer geben wird. Alkibiades würde heute wahrscheinlich vorschnell als Snob, bestenfalls als Ästhet abgefertigt werden, aber ich glaube, er hat die Kunst doch geliebt um ihrer Schönheit willen. Und Franz der Erste, Herzog von Toskana, dessen Arbeitszimmer im Palazzo Vecchio heute noch intakt ist, verstand er wirklich viel von Malerei, als er, anstatt gute Venezianer zu kaufen, sich dieses Zimmer von Florentiner Epigonen ausmalen ließ, unten lauter Ovale, darüber lauter Quadrate, oder war es ihm nicht eher um die Dekoration zu tun, und um die Gegenstände, Mythologie für sein Dynastengefühl, und Handwerksallegorien zur Befriedigung seiner Florentiner Bürger, die zu ihm konferieren kamen? War ihm die Kunst ein Mittel seiner Lebensklugheit, oder liebte er sie wirklich, oder beides? Die Seele eines Sammlers ist wohl nie ganz einheitlich, die Gefühle in seinem Herzen mischen sich in geheimnisvoller Proportion, und die Behauptungen über absolute Reinheit der Empfindungen dürften Literatenträume sein. Gut und nützlich zu lesen, wie Balzacs „Cousin Pons" und ein herrlicher Stoff für den Romancier, wie alles Leidenschaftliche; aber nie ganz zu glauben.

In Voltaires „Candide" kommt eine sehr witzige Stelle vor, wo Voltaire sich über das Sammeln großer Herren lustig macht. Candide besucht einen venezianischen Senator mit dem fabelhaften Namen Pococurante, und der zeigt ihm seine Bilder. Candide bewundert besonders zwei Gemälde. „Das sind Raffaels," sagt der Senator, „ich hab sie sehr teuer gekauft, vor ein paar Jahren, aus Eitelkeit. Man sagt, es sei das Schönste, was es in Italien gibt. Aber ich finde sie gräßlich. Die Farben sind zu braun, und dann sind die Figuren nicht rund genug und gehen nicht los vom Hintergrund; und solche Gewänder wie diese, solche Stoffe gibt es ja gar nicht. Man kann sagen was man will, aber das hat doch mit der Natur nichts zu tun. Mir machen Bilder Spaß, wenn sie so sind, daß man glaubt, die Natur selbst zu sehen. Aber solche Bilder gibt es ja nicht. Ich hab viele Bilder, aber ich sehe sie nicht mehr an."

Wenn man das liest, meint man ein Selbstgespräch des verstorbenen Pierpont Morgan bei verschlossenen Türen zu belauschen. Aber trotzdem, wenn man ihn wirklich reden hörte und wenn man sieht, was er aufhäufte, dann merkt man doch, daß er Stunden hatte, wo er seine Schätze wirklich liebte, wenn er einmal allein mit ihnen war und wenn das ewige Gerede von dem „very best Rafael“ aufgehört hatte. — Und auf der andern Seite, wenn wir wissen, daß der Graf Camondo, der doch wirklich ein feiner Amateur war, eines Tages sich in Japan verliebt hatte und zu einem Händler ging mit dem Auftrag, ihm möglichst schnell eine Sammlung japanischer Holzschnitte zusammenzustellen, aber allerersten Ranges und möglichst schnell, wie gesagt — war er da von Daumiers Amateur nicht doch etwas weit entfernt, von diesem Sammler, der tage- und wochenlang umherläuft nach einem einzigen Blatt? Il y a ceux qui achètent et ceux qui dénichent.

Nach diesen Einschränkungen, die man der Gerechtigkeit schuldig ist, kann man die Rolle des Sammlers im geistigen Leben einer Zeit und für die Nachwelt ruhiger beurteilen. Im neunzehnten Jahrhundert hat sich das Kunstsammeln gegenüber früheren Jahrhunderten wesentlich geändert, nach Aufgaben, Absichten, Persönlichkeiten und Mitteln. Der früher dominierende Typus, der des Mäzens, ist schon vor der Revolution im Absterben begriffen. Im achtzehnten Jahrhundert ist der Kunstfreund schon arg in Verlegenheit, was er mit dieser traditionellen Rolle anfangen soll. Das Porträt allein genügt auf die Dauer nicht und die Größten waren oft keine Bildnismaler oder wenigstens nicht in dem gewünschten Sinne. Im England des achtzehnten Jahrhunderts lagen die Dinge scheinbar relativ glücklicher, die großen Herren ließen sich und ihre Damen von den größten Malern ihrer Zeit porträtieren, sie waren mit den Künstlern oft befreundet und alles war bis soweit in Ordnung. Für die Sammeltätigkeit, die in England seit langem als eine Anstandspflicht galt, war alte Kunst da, sowie die Antike, die damals von den reisenden und wissenschaftlich gebildeten Mitgliedern der Society of Dilettanti ausgegraben wurde. Aber der Pferdefuß ist spürbar. Daß England das typische Sammlerland werden konnte, hat seine tieferen Gründe: Der Mäzen fand, abgesehen vom Sichporträtierenlassen, keine wahre Aufgabe. England hat nie eine wirklich große eigene Kunst gehabt und sich immer von fremden Kräften nähren müssen, auch im Porträtfach. Erst war es Holbein, dann van Dyck und die Seinen, und große schöpferische Kunst zu protegieren gab es nicht. Aber auch in dem glücklicheren Frankreich starb der Mäzen aus. Bis Watteau gelangten keine königlichen oder fürstlichen Aufträge, und selbst sein Hauptsammler und Gönner, der Finanzmann Crozat zum Beispiel, wußte nicht viel mit dem menschenscheuen rastlosen Künstler anzufangen und gab ihm nur einmal dekorative Auf-

träge, die Ausschmückung seines Eßzimmers mit den „Vier Jahreszeiten". Schon damals vertrug sich das ganz große Künstlertum nicht mehr so recht mit dem Mäzen, und wenn der Hof etwas wollte, der König für die Pompadour oder die Pompadour für den König, wandte man sich an Boucher. Der nahm es wohl nicht so schwer, wenn eine hohe Auftraggeberin, die ja selber zeichnete, ihm etwas viel hineinredete. Diesem halben Mäzenatentum des Rokoko, diesem Vorwiegen eines bestimmten höfischen, hofmännischen oder privaten Geschmacks verdankt diese Kunst doch schließlich auch manche fruchtbare Anregung, und besonders die Bildhauer, wie Challe und Chlodion, waren der du Barry sicher äußerst dankbar für ihre lascive Erfindung der „Gimblette", jenes reizenden Spiels mit dem Schoßhündchen und dem Marzipan, aus dem die Plastik eine Reihe feiner Körperstellungen und neuer, bisher nie gesehener oder nie motivierter Bewegungsmotive ableitete.

Indessen solche an sich reizvolle Anregungen lassen sich nicht vergleichen mit der Bedeutung des ehemaligen Mäzenatentums. Der Privatgeschmack der Mäzene des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in Italien hat ganze große Gebiete der Malerei überhaupt erst möglich gemacht. Die Darstellung des nackten weiblichen Körpers wäre in der italienischen Kunst nicht denkbar ohne den bestimmten Wunsch privater Liebhaber, die sich für dieses Gebiet ihrerseits als Sammler interessierten — sie hatten den Gegenstand durch die kleinen importierten Aktbilder der Flamen kennen gelernt; und was für Herrlichkeiten ohne diese Befruchtung der italienischen Kunst verloren gegangen wären, kann man nicht ausdenken. Und ebenso mit andern profanen Vorwürfen, oft heidnisch-mythologischen Inhalts, für die ohne den prononzierten Geschmack gebildeter Auftraggeber kein „Bedarf" gewesen wäre. Luca Signorellis Berliner Pans-Bild wäre ungemalt geblieben, ebenso wie Botticellis „Pallas". Man kann ohne Übertreibung sagen, daß zu gewissen Zeiten der italienischen Renaissance die Mäzene-Sammler für große Kunstgebiete die führende Rolle hatten. Auch die Hochblüte wäre um manches ärmer, was heute ihren Ruhm ausmacht. Hätten die Sammler nicht immer und immer wieder Wünsche und Begierden gehabt, so wäre ein Hauptgebiet der venezianischen Kunst, die halbfigurigen Conversazioni in Querformat, echte Sammlerstücke, nicht entstanden. Für zwei der größten Meister der Hochrenaissance, für Correggio und Tizian, waren die Mäzene wie Federigo Gonzaga und Alfonso d'Este überhaupt notwendige Voraussetzungen. Erst durch den Gonzaga konnte Correggio jenes unsterbliche halbe Dutzend mythologischer Gemälde schaffen, und Tizians großer reifer weltlicher Stil hat sich, wie Jakob Burckhardt sagt, recht eigentlich im Camerino Alfonso d'Estes entwickelt, dort, wo auch sein „Zinsgroschen" auf einer Schranktür befestigt war.

Dies ist das wahre fruchtbare Mäzenatentum im großen Stil gewesen. Mit dem Wunsche nach bestimmten Stoffgebieten fing es an. Es wollte einer, der holländische Ignudi im heimlichen Kabinett bewunderte, eine nackte Venus haben, und Botticelli fügte seine Linien zu einem Meisterwerk. Als Isabella d'Este ihr Studio ausmalen ließ, verstand sich Mythologie schon so gut wie von selbst. Und endlich, als Federigo und Alfonso für ihr Haus schöne Bilder der größten Meister wünschten, da war von Vorschrift über den Gegenstand keine Rede mehr; die künstlerische Vertiefung und Vollendung, die ganze seelische Hingabe, ist die Hauptforderung des Auftraggebers, und nur ganz schüchtern kommt in den Korrespondenzen jetzt eine Andeutung vor, dieser oder jener Gegenstand würde am meisten Freude machen. Der Hauptinhalt aber heißt: Messer Tiziano (oder gar: carissimo amico), malt mir ein schönes Bild für mein Haus; das heißt für meine Sammlung.

So sind die besten Privatgalerien entstanden. Man darf sich die Augen nicht blenden lassen durch den Ruhm und die Reklame des medizeischen Kunstbesitzes. Alles was gut war an den Sammlungen Medici, kam auch nur auf diese Weise zusammen, dadurch, daß ein großer Herr sich einen großen Künstler suchte und ihn arbeiten ließ. Als Karl der Achte damals bei seinem Kriegszug den Medici ihre Sammlung stahl, war es eigentlich so gut wie aus mit ihr. Gewiß kamen später viele schöne Dinge hinzu, aber das Herz der Sammlung fehlte seither; sie war keine schöpferische, keine Mäzenatensammlung mehr.

Solchen Taten, wie den großen italienischen, hat das damalige Deutschland nicht viel zur Seite zu stellen. Auf die ganz Großen hat irgendwelcher Privatgeschmack kaum anregend gewirkt. Dürer hatte einen Ausweg in der Graphik gefunden, aber sein monumentalstes Gemälde machte er aus Mangel an Nachfrage seiner Vaterstadt zum Geschenk (und mit welcher Bescheidenheit!), und nur Cranach und vielleicht Altdorfer konnten ihren künstlerischen Gesichtskreis an der Hand privater Aufträge etwas erweitern. Auch später fehlte dem etwa vorhandenen deutschen Mäzenatentum das taugliche Objekt, die absoluten Fürsten hielten es wohl oder übel mit dem Ausland. Sie waren schon wesentlich Sammler. Was an großen Aufträgen da war, kam in Deutschland wie in Frankreich alles oder fast alles den angewandten Künsten zugute, diesen aber in einem solchen Maße, wie es seither nie wieder erlebt wurde.

Heute gibt es keine Mäzene im alten Sinne mehr. Fiedler war vielleicht einer. Aber ihm fehlte jeder Sammlerinstinkt, er wollte nicht haben, er wollte nur fördern. Graf Schack war vielleicht noch einer, aber bei ihm lagen Mäzen und Sammler oft sehr im Streit. Wo er hätte Mäzen sein können, versteifte er sich auf das Sammeln (oft von Kopien), und als Sammler spielte er

manchmal zu sehr den Mäzen — die Tradition war eben abgerissen und einen solchen Schaden kann kein einzelner wieder gut machen. Der einzige ganz große deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, der in einem entscheidenden Augenblick eine Art von Mäzen fand, war Leibl, der in den letzten fünf Jahren seines Lebens durch Seeger wesentlich gefördert wurde. Aber Seeger kannte seine Zeit, das Mäzenatentum bei ihm blieb latent, er gab keine Aufträge (so wie Faure auch Manet keine gab), sondern er nahm nur, was Leibl malte oder malen würde. Der wahre Mäzen von heute ist, neben dem Händler, der Sammler, daran kann kein Bestreben etwas ändern. Die Porträtaufträge, mit denen etwa Charpentier und Chocquet gegenüber Renoir auftraten, bedeuten nicht allzuviel. Im allgemeinen liegt heute die Bildnismalerei ja immer noch sehr im argen, in Deutschland wieder aus Mangel an Tradition. Als Liebermann sein Professorenbild für Hamburg malte, mußte er ganz von vorne anfangen, es gab dieses Kunstgebiet gar nicht mehr, da München im Jahre 1873 vor Leibls Tischgesellschaft nicht gemerkt hatte, was eigentlich möglich war. Mit der Wandmalerei steht es kaum besser. Wenn heute ein reicher Mann sein Haus mit Wandgemälden schmücken lassen will, oder eine Stadt ihr Rathaus oder eine Universität ihr Treppenhaus, so weiß sie nicht, an wen sie sich wenden soll. Hans von Marées, Puvis de Chavannes sind tot und mit Hodler experimentieren ist nicht jedermanns Sache. Seine Tafelbilder, die nach der Wand zu verlangen scheinen, sind doch fast immer besser als seine eigentlichen Wandgemälde; auch bei ihm ist am glücklichsten daran der Sammler. Er kann, wie es Osthaus in seiner Villa in Hagen tat, ein Bild von ihm nehmen, das der Künstler in aller Freiheit schuf, und einen Raum danach einrichten. Dann wird es gut. Da heute der Künstler nun einmal frei sein will und niemandes Sklave (nur Sklave der Freiheit), tut man am besten daran, ihn nicht zu stören. Kaufen ist heute die wirksamste Form vom Mäzenatentum, und sie hat vor jenem andern den Vorzug, daß Mißverständnisse so gut wie ausgeschlossen sind. —

Man kann die Bemerkung machen, daß beim Kunstsammeln heute eine Frage entscheidend ist für das Schicksal eines Sammlers, die Frage: „Alte Kunst oder moderne Kunst." Hier stehen zwei Lager einander fast feindlich gegenüber und auf die Länge der Zeit wird einer, dem der Sammeltrieb angeboren ist, sich für das eine oder das andere entschließen. Wohl gibt es auch Sammlungen, die beides umfassen, und es sind nicht die schlechtesten. Die Sammlung Nemes und die Sammlung Havemeyer, und vielleicht wird dies der Typus der Zukunft. Denn es ist sehr gut denkbar, daß das Gefühl für Kunstwerte sich in einzelnen Persönlichkeiten so stark entwickelt, daß es, erzogen an der Qualität lebendiger Kunst, das heißt Kunst unserer Zeit, das Lebendige auch in den Werken früherer Jahrhunderte aufspürt.

zunächst ganz unbekümmert um historische Fragen, historisch weder nach rückwärts noch nach vorwärts. Nicht so, daß das Alte immer nur als Vorläufer für das Neue angesehen und nur deshalb geliebt wird, weil es irgendwie dem Neuen ähnlich sieht — sondern in aller Freiheit und Vorurteilslosigkeit, etwa nach dem Grundsatz: „Alles was jemals ‚modern‘, das heißt unabhängig und schöpferisch war, ist ewig lebendig und daher wertvoll.“ Karl Osthaus in Hagen hat, wenn auch in etwas speziellerem Sinne, mit seinem Museum eine Richtung gewiesen. Möglich, daß die Entwicklung in dieser Richtung verläuft und sicher wünschbar. Aber einstweilen sind solche Sammler noch die Ausnahmen, im allgemeinen vertragen sich heute alte und neue Bilder noch nicht sehr gut miteinander, und gegenüber der französischen Kunst beispielsweise liegt der Schnitt meist dicht hinter Fontainebleau, bisweilen hinter Courbet. Was dann kommt, gilt als „modern“ und hat eine Atmosphäre für sich.

Einen Rückschluß auf Begabung, Leidenschaft oder Verständnis eines Sammlers darf man nach dem Unterschied, ob alt oder neu, nicht machen. Beides fordert, wenn es gut sein soll, gleich viel Gefühl und Verständnis. Hier kommt alles auf die Persönlichkeit an, auf ihre Bildung, ihre Kultur und ihre Tätigkeit. Es ist sehr begreiflich, daß ein Mensch des absolut modernen Lebens, ein Industrieller zum Beispiel, der keine Zeit hat Bücher zu lesen und sich in eine Kultur vergangener Epochen langsam und ruhig zu versenken, der keine Briefe schreibt und sich nur noch per Telegraph oder Telephon mitteilt, daß also ein Mensch mit einem solchen ganz auf das Aktuelle gerichteten Sinn sehr gut Leidenschaft und Verständnis haben kann für die Kunst seiner Zeit, daß er die Contemporanité Manets empfindet, in Liebermanns Werken die Schönheit des modernen Lebens fühlt, sich von Slevogt malen läßt und die Landschaft unbewußt so sieht, wie Trübner sie unbewußt sehen lehrt. Aber es ist nicht gut einzusehen, weshalb ein solcher Mensch, nur weil er viel Geld verdient, plötzlich zu Ridolfo Ghirlandajo oder dem Meister der weiblichen Halbfiguren ein Verhältnis haben soll, das über die antiquarische Neugier hinausgeht. Einige sind ja dazu imstande, sie haben angefangen auf Rat eines Gelehrten und haben sich dann persönlich hineingelebt. Aber der Durchschnitt ist nicht so und darf nicht so sein, der prinzipielle Standpunkt scheint verkehrt, der Kontakt zwischen Bild und Besitzer muß ausbleiben, weil die Zeit zur Vertiefung und Hingabe fehlt. Wer die Ausstellung alter Meister aus Berliner Privatbesitz im Jahre 1914 gesehen und die Gespräche, die dort geführt wurden, gehört hat, muß zu dieser Erkenntnis kommen. Denn trotz einer Anzahl unbestreitbarer Meisterwerke war der Gesamteindruck doch betrübend. Für das Fehlen sehr guter Rembrandts oder Tizians (der Lenbachsche Philipp II. war einmal zu haben, aber den hatte sich ein

englischer Händler rechtzeitig gesichert) können ein glänzender Rubens, ein schöner Frans Hals, der prachtvolle Vermeer, sowie die Bilder aus der Sammlung von Pannwitz am Ende nicht entschädigen, und wenn man bedenkt, daß ein Metsu, und zwar der beste Metsu, der „fast" so gut ist wie ein Vermeer, soviel kostet wie drei sehr gute Leibls zusammen, wenn man sieht, daß einem schlechte Interieurs von Kalf, die aber selten sind, und ein noch schlechterer Judith Leyster zugemutet werden, kommt man ganz unwillkürlich dazu, die Prinzipienfrage zu stellen und zu bedauern, daß Menschen, die offenbar ein lebhaftes Interesse an Kunst haben und bedeutende Opfer bringen, auf diese Weise fremden Idealen nachjagen, und daß weite Kreise, die dazu geboten wären, schöne Sammlungen von Kunstwerken des neunzehnten Jahrhunderts, deutsche wie französische, anzulegen, lahmgelegt werden. Die Gründe hierfür finden sich nicht immer so an der Oberfläche, wie man glauben möchte. Auch jenseits der Sammlereitelkeit, die ja keine Schande ist, und die da glaubt, alte Bilder sammeln sei vornehmer als moderne kaufen, und vielleicht habe man auf diese Weise eine wenigstens geistige Ahnengalerie als Ersatz für die fehlende wirkliche, auch jenseits dieser Bagatellen gibt es Gründe genug. Da ist das dunkle Ideal des Museums, das vielen als Ziel der Nachahmung vorschwebt, während doch gerade das schöne Vorrecht der Privatgalerie ist, anders zu sein als das Museum mit seinen teils historischen Aufgaben, freier zu sein, einseitiger zu arbeiten. Da ist ferner der gewiß nicht zu unterschätzende ökonomische Gesichtspunkt. Jeder Sammler, der auf sich hält, möchte nur solche Werke kaufen, die vor plötzlichem, der Mode unterworfenem Preisrückgang sicher sind und an denen seine Erben, wenn nach seinem Tode geteilt wird, nichts verlieren können; und man glaubt ja nun einmal, daß alte Meister, die teuer sind, auch teuer bleiben und noch teurer werden, und wenn dies auch in gewisser Hinsicht falsch ist, wenn man vielmehr behaupten kann, daß von aller Kunst, alter wie neuer, nur das im Preise nicht sinkt, was später einmal als allerbeste Qualität erkannt wird. Genug, das Vorurteil ist vorhanden und wird weiter gegeben. Endlich ist da, und dies ist wohl der springende Punkt, die Unsicherheit des Sammlers gegenüber der Frage nach dem künstlerischen Wert eines Werkes. Wer einen Rembrandt kaufen will, braucht ja selbst nicht allzuviel zu wissen. Er kann zu einem Experten gehen, oder zu zweien (einer jedoch ist sicherer als zwei), und fragen, ob der Rembrandt echt ist und aus welcher Zeit und ob er einen Stammbaum hat und ob er übermalt ist, oder wieweit er nicht übermalt ist, und ob der geforderte Preis auch normal sei; denn alte Bilder hätten ja feste Preise. Dagegen, wer einen Degas kaufen will, ist so gut wie allein mit sich und dem Händler, der ihn hat. Ob es wirklich ein guter Degas ist, das kann einem niemand sagen, das können einem

nur die an guter Qualität erzogenen eigenen Augen versichern und das geläuterte Gefühl; und ebenso gegenüber allen neueren Meistern auch. Stockholm hat den „Jaïs" von Leibl für sein Museum gekauft, während für den gleichen Preis das letzte Seegerbildnis Leibls zu haben war. Die Meinungen über den Wert sind geteilt, der eine liebt den „Jaïs" mehr, der andere den Seeger, und zur Entscheidung gehört nichts weiter als persönliche Überzeugung auf Grund eigenen Studiums. Gegenüber alten Meistern glaubt man weniger Verantwortung zu haben als bei modernen. Bei Rembrandt, denkt man, könne man im Schuldfalle die Schuld, wenigstens moralisch, dem Andern zuschieben, aber das bleibe moralisch, weil ja dieser selbe Andere die öffentliche Meinung in diesem Punkte mache oder gar in seiner Person darstelle.

Hinter all diesen Trugschlüssen verbirgt sich die Erkenntnis, daß Deutschland als Sammlerland heute noch zu jung ist, um mit Erfolg alte Kunst gut zu sammeln. Das ist ja keine Schande, Jugend ist kein Fehler und Reichtum verpflichtet nicht, wie Adel, bedingungslos, sondern nur innerhalb gewisser Möglichkeiten. Unsere Grandseigneurs vom neuen Schlage sind trotz ihres Reichtums nicht oft in der Lage, ihren Passionen zu leben, ihnen soviel Zeit und Muße zu opfern, wie es die alten Grandseigneurs taten. Muße ist Bedingung für das Sammeln alter Kunst. Denn außer der Leidenschaft und dem Instinkt und dem Gelde gehört auch eine Art von Gelehrtentum dazu, ohne die kein wahres Kennertum denkbar ist, jener „Dilettantismus" alter Sorte, der immer über kurz oder lang ein Stück Forschertum wurde. Dieser Dilettantismus erst gibt einer Sammlung alter Kunstwerke ihren Charakter und ihr Herz, weil er nicht der Wahllosigkeit ausgesetzt ist. Man fühlt in solchen gelehrten Sammlungen einen bestimmten Willen. Mr. Benson zum Beispiel, der zusammen mit seiner aus einer alten Sammlerfamilie stammenden Frau, einer geborenen Holford aus Dorchester-House, eine der merkwürdigsten und wichtigsten Galerien alter Italiener des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts schuf, besitzt die Gabe kritischer Auswahl; er liebt, dank einem angeborenen Geschmack, eine bestimmte intime romantische Richtung in dieser Kunst, vielleicht in vagem Zusammenhang mit dem englischen Präraffaelismus, den er erlebt hat. Seine Madonna von Carlo Crivelli ist reine Romantik, dabei schön wie ein Montagna, sein „Susannenbild" von Lorenzo Lotto ist ebenso phantastisch wie das „Hylasbild" von Piero di Cosimo und wie Dossos „Circe", und seine „Venezianerin" von Carpaccio hat jene Mischung von Romantik und intimem Realismus, die man nur verspüren kann, wenn man als Kenner und halber Gelehrter diesen Dingen gegenübertritt. Eine solche Sammlung kann man nicht machen, man muß sie langsam schaffen, weil die Objekte nicht immer zur Hand sind und erst gefunden sein wollen. Der wahre

Sammler wird mehr oder weniger zum Spezialisten werden, und sei er nur Spezialist für gewisse Gegenstände, wie der Earl of Spencer auf Althorp bei Northampton, der fast nur Bildnisse besitzt, Pourbus, Moor, Rembrandt, van Dyck, sowie Reynolds und Gainsborough, mit denen einige seiner Vorfahren befreundet waren. Er hat die Sammlung geerbt, aber er hütet sie und baut sie treu im Sinne der Familientradition aus. Auch die bedeutendste Galerie alter Gemälde, die England heute besitzt, die von Sir Frederic Cook, verdankt ihren Ursprung zum Teil dem gelehrten Interesse. Der Begründer, Sir Francis, war befreundet mit dem Kurator der Kunstsammlungen der Königin Viktoria, und kaufte viel von ihm und zwar zum Teil abseits vom Wege liegende Meister zu einer Zeit, wo sie sonst noch wenig begehrt waren; die kunstgeschichtliche Kenntnis hatte ihren heilsamen Vorsprung vor dem herrschenden Geschmack, Clouet und Piero della Francesca waren noch Außenseiter, als Francis Cook sie schon kannte. — Andere Amateure spezialisieren sich auf gewisse örtliche und zeitliche Gebiete, in dem sicheren Instinkt dafür, daß man ein wirklicher Kenner nur werden kann, wenn man seine Kreise anfangs so eng wie möglich zieht und daß ein Kenner, der alles kennt, gar nichts ordentlich kennt. Weil Gustave Dreyfuß sich ausschließlich für eine bestimmte Epoche des Quattrocento interessierte und sich nur mit Dingen befaßte, die aus Florenz oder Oberitalien stammten, besitzt seine Sammlung einen so unerhört reinen Charakter, nicht nur im historischen Sinne, sondern auch als künstlerische Qualität. Wer wahllos zusammenkauft, merkt es vielleicht nie, ob sein Basaiti, der neben einem van Dyck ersten Ranges hängt, minderwertig ist oder nicht, er sagt sich vielleicht, „er ist eben anders," und beruhigt sich bei dieser Unterscheidung. Wogegen ein guter Signorelli nur neben einem sehr guten Filippino hängen kann, wenn dieselben sich vertragen sollen und man Ruhe im Hause haben will. Man braucht ja kein Pedant zu werden über dem Spezialistentum und notfalls hat man ja mehrere Räume, im Hause, wie im Herzen und im Kopf. Senator Crespi in Mailand, der eine umfangreiche und ganz einzigartige Galerie der Mailänder Malerei mit Einschluß der so wichtigen Lionardoschule bildete, hat wenigstens bis an das Ende seiner Tage seine „Natività" von Correggio behalten (welche die Erben jetzt, wo sie verkaufen wollen, dem Staat schenken müssen, zur Umgehung des Ausfuhrverbotes). Parma und Mailand, das ging zusammen. Aber seinen berühmten „Bartolommeo Veneto" und seine „Schiavona" von Tizian (?) gab er schon vorher fort, ebenso wie einen Bellini und einen Morone; die Luft Venedigs vertrug sich offenbar mit der Luft der Poebene nicht recht. Auch die beiden Kann-Sammlungen in Paris, die durch finanzielle Bedenken nie gehindert waren, hatten ihre Stärke in der weisen Beschränkung. Außer dem Dix-Huitième, das in

Frankreich in ähnlicher Weise zum Hausrat gehört wie englische Porträte in englischen, neuerdings auch in amerikanischen Familien, wandten sie ihre ganze Liebe den Holländern des siebzehnten Jahrhunderts zu. Vor allen Dingen Rembrandt, demgegenüber sie dann wieder Auswahl übten — sie waren so recht eigentlich die ersten Amateure, die mit Energie die Meisterwerke der letzten Epoche an sich brachten.

Kein Sammler arbeitet für sich allein, für seine eigene Freude und Befriedigung. Jeder hat eine Aufgabe, die sich ihm oft erst während der Arbeit ergibt und immer klarer wird. Wenn das falsche Ideal, das manchen besonders anfangs vorschwebt, die Nachahmung des Museums ist, — bei dem Verfolgen des wahren Ideals ist der Begriff des Museums nicht zu umgehen: Der Sammler ergänzt das Museum, er tritt in die Lücken ein, die jedes Museum hat und notgedrungen nicht erfüllen kann. Beim Sammeln alter Kunst ist die Aufgabe mit der Zeit enger geworden. Früher war es manchmal direkt Pflicht, einzuspringen, wenn es darauf ankam, unerkannte Schätze zu bergen. Ohne die vorausschauende Tätigkeit der Brüder Boisserée und des Domherrn Wallraf wären wir heute nicht imstande, ganze große Gebiete der deutschen Kunst in Museen auch nur kennen zu lernen, und ebenso noch vieles vieles andre, an dem der Geschmack der Fürsten, der Begründer unserer großen Galerien, achtlos vorübergegangen war. Dies ist heute nicht mehr der Fall, die Museen haben nachgeholt, und dringende Verpflichtungen gegenüber europäischer Kunst liegen in dieser Hinsicht vom historischen Standpunkt aus nicht mehr vor; denn auch die Kunst des deutschen Barock, in der man Lücken vermutete, ist in den Museen doch nicht derart vernachlässigt, daß man hier viel nachzuarbeiten hätte. Das Wesentliche dürfte doch immer eine künstlerische Ergänzung des Museums bleiben. Wäre ein Juwel, wie die Sammlung Benson, in Frankreich, und wäre die Verwaltung des Louvre ebenso energisch, wie die Verwaltung der Berliner Museen, der Louvre könnte wenigstens etwas beruhigter schlafen, als er jetzt schläft, denn so hätte er gewisse Aussichten, eine seiner empfindlichsten Lücken zu füllen. Ob der Louvre schon mit einem einstigen Erwerb der Sammlungen des Comte de Penha Longa rechnet, weiß man nicht zu sagen. Wünschbar wäre es im höchsten Maße. Denn es gibt sonst keine Gelegenheit, das Oeuvre des besten französischen Empire-Bildhauers, Chinard, des Künstlers der berühmten Büste der Madame de Recamier kennen zu lernen. Nur in dieser Sammlung in der kleinen Wohnung in der Avenue Hoche kann man Chinard studieren, und man wünscht sich, das schöne Zimmer, wo die Büsten auf Empiremöbeln stehen, möchte eines Tages intakt in den Louvre wandern. Der Glücksfall, daß diese Kollektion nach dem Tode ihres ersten Besitzers, Mr. de Grièges, zusammenblieb und dadurch einen

fast vergessenen Künstler vor dem Schicksal völligen Unbekanntseins bewahrte, bedeutet doch eine deutliche Aufforderung und Mahnung an die Öffentlichkeit, sich auf ihre Aufgabe zu besinnen. In Deutschland würde man einer solchen Sammlung jedenfalls nachlaufen, wie die Engländer seinerzeit der wirklichen Madame de Recamier in London nachliefen.

Denn es ist sehr oft der Lauf der Dinge, daß Privatsammlungen schon nach der zweiten Generation aufgelöst werden und daß damit die Möglichkeit einer Erwerbung für das Museum nahe gelegt wird. Manchmal durch Kauf, manchmal durch Schenkung. Besonders die Franzosen und Amerikaner tun sehr viel für ihre Galerien. Der oft zitierte Fall Carrand bleibt doch nur eine Ausnahme, diese den Franzosen immer noch schmerzliche Tatsache, daß ein Franzose eine Sammlung aus politischen Gründen (beide Carrands, Vater und Sohn, waren leidenschaftliche Royalisten) nicht seiner Heimat hinterließ, sondern Florenz, und daß er in sein Testament zum Schluß schrieb: „Und obgleich ich Franzose bin, soll Italien meine Sammlung bekommen, denn zu meinem unglücklichen Vaterlande habe ich kein Zutrauen. Den Republikanern und Revolutionären aber vermache ich nichts weiter als meine Verachtung und meinen Haß." Im allgemeinen führt der Weg von der Privatsammlung tatsächlich ins Museum, direkt oder auf Umwegen, und deshalb kann man die Aufgabe des Sammlers als eine halb öffentliche Angelegenheit bezeichnen, und in Frankreich und Amerika, wo man uns an Generosität noch voraus ist, liegt für die Museen die Schwierigkeit nicht im Bekommen von Schenkungen, sondern im Auswählendürfen, ja manchmal im Ablehnenmögen. Wenn es so weiter geht wie bisher, läuft der Louvre Gefahr, seinen Charakter dadurch zu verderben, daß er sich zu viel schenken läßt und daß dabei zu viel Gleichgültiges mit unterläuft. Verträte der Louvre das Prinzip, daß ein Museum nur das annehmen soll, was es im Ernstfalle auch kaufen würde, so hätte er von der Sammlung Chauchard höchstens ein Drittel nehmen dürfen und den Rest an die Provinzmuseen abgegeben. Und wenn das nicht ging, lieber ganz verzichten und sich das eine wichtige Bild der Sammlung, das dem Louvre fehlt, den Descamps, durch Kauf sichern. Wertvoller als Geld, trotz aller Geldnot, ist für ein Museum der Platz, weil an der Stelle, wo ein gleichgültiges Bild hängt, nie ein gutes hängen kann. Wahllos angenommene Privatsammlungen wirken in einem Museum für ewig wie ein Klotz am Bein. Wie recht hatte Lichtwark, als er lieber auf die ganze Sammlung Weber verzichtete, da er die für sein Museum nötige Auswahl nicht treffen durfte! – Mit dem Anspruch, daß eine Privatgalerie früher oder später dem Museum zufallen muß, geht man in Amerika am weitesten. Dort fordert gelegentlich die Kommune ganz unverhüllt. Als in Hartford in Connecticut ein Museum gebaut wurde, bat die Stadt den in

der Nähe, in Farmington, wohnenden Mr. Pope, er möge der Stadt seine schöne Kollektion französischer Impressionisten schenken. Aber Pope konnte ohne seine Bilder nicht leben, weil er sie zu sehr liebte, er behielt sie und zog sich der Öffentlichkeit gegenüber dadurch aus der Affäre, daß er dem Staat auf eigene Kosten ein großartiges Mädchen-College baute und reich dotierte. Aber wenn er sich auf diese Weise auch ein paar Jahre ungestraft seiner Schätze freuen durfte, dieses „Aufgeschoben" war kein „Aufgehoben," die Bilder entgehen dem Staate nicht. Mr. Pope ist jetzt gestorben und hat die Stadt Hartford zum Erben seiner Sammlung gemacht, und die schönen Manets, Monets, Renoirs und Degas landen endlich doch in diesem im übrigen langweiligen Museum, das wohl heimlich für sie überhaupt nur gebaut wurde. Gegenüber Kunstwerken wird der Begriff Privateigentum immer theoretischer, wie es denn ja heute schon wohl keinen Amateur mehr gibt, der seine Schätze nicht zeigt, sobald ein wirkliches Interesse bei dem Besucher nachgewiesen ist. Die Zeiten des Durups und Thomy-Thierry, wo man seine Sammlung noch mit der Aureole der Unnahbarkeit umgeben und sie ganz für sich allein besitzen konnte, sind wohl endgültig vorüber, ebenso wie die, wo vom Sammler uneingestandnermaßen verlangt wurde, er müsse ein Sonderling sein, menschenfeindlich wie Carrand, geizig wie der eine Dutuit, der zweiter Klasse reiste, in Hotels zu drei Franken in Paris wohnte, wenn er für 100000 Franken dort kaufte, und von allen seinen Altertümern mit der dauerhaftesten Liebe an seinem sagenhaften vorsintflutlichen Regenschirm aus Rouen festhielt, der eigentlich im Musée Carnavalet aufbewahrt werden müßte.

Museum und Sammler stehen in einer geheimnisvollen Wechselwirkung zueinander. Seit sich die Aufgabe der Museen geklärt und damit die Aufgabe der Amateure gegenüber dem Museum geändert hat, ist auch der Charakter der Privatsammlungen ein anderer geworden. Seitdem der kunsthistorische Gesichtspunkt etwas auf die Seite gedrängt wurde, in dem Augenblick, wo alles herrenlose Kunstgut geborgen war, trat der künstlerische Gesichtspunkt nachdrücklicher in den Vordergrund und auch die Kuriosität verschwand. Dieser Umschwung vollzog sich etwa im Laufe der letzten fünfzig Jahre. Man muß einmal lesen, wie die Goncourts, sicher doch Leute aus der gebildetsten und kultiviertesten Schicht ihrer Nation, zum Kunstsammeln standen. Auch Edmond, der spät Gestorbene „la veuve Goncourt" war sein ganzes Leben lang ein Untertan des roi Bibelot. Was er sich wünscht, ist ein wenig von allem. „Mon château en Espagne, serait d'avoir une galerie comme la salle de la gare Saint-Lazare, avec tout autour des livres jusqu'au haut de la poitrine, puis avec des vitrines de bibelots, allant au dessus de la tête. Un balcon tournant le long des murs ferait un premier étage, tapissé de dessins sur trois rangs, et

un autre balcon ferait un second étage, tout tendu à la voûte de tapisseries claires du XVIII. siècle.“ Dort will er arbeiten, essen, reiten und schlafen, und den Fußboden denkt er warm zu halten, wie ein Gewächshaus, um dort einen Garten mit seltenen Bäumen und tropischen Pflanzen anzulegen. Er kommt sich mit dieser Liebhaberei eminent künstlerisch vor und hat eine grimmige Verachtung für den eben heraufkommenden Typus des neueren Sammlers und für das ganze Getriebe des Kunstmarktes. „Die Sammler von heute sind alle Snobs. Sie gehen auf Auktionen wie sie zum Pferderennen gehen, und ihr ganzes Sammeln besteht darin, zu wetten, wer reicher ist.“ Man darf nun nicht glauben, daß Edmond de Goncourts Sammlung, wenn sie heute noch beisammen wäre, nur Kuriositätswert hätte. Er besaß große Kunstwerke neben vielem Gleichgültigen, aber im ganzen müßte dieser Bahnhof, den er sich da zurechtträumt, doch schrecklich gewesen sein. Was er anstrebt, ist die typische Sammlung des Genüßlings, stundenlang dasitzen und einen Bucheinband streicheln, der aus einem Seidenstoff vom Kleide einer Marquise des achtzehnten Jahrhunderts gemacht war, — das war ihm ein Vergnügen. Sein Ehrgeiz bestand darin, ganz Egoist zu werden ... „Acheter un objet dans l'ignorance de tout le monde, à une vente complètement inconnue, et emporter cet objet, chez soi, où personne ne venait le voir: c'est ce que moi et les amateurs de mon temps faisaient.“ Er hat ja in gewissem Sinne recht damit, Daumiers „Amateur“ war gewiß nicht anders, und noch die Sammlung Dutuit, die im Petit Palais allerdings recht unvorteilhaft aufgestellt ist, hat ein wenig diesen Charakter; nur daß bei den Dutuits eben doch ein großer, der Allgemeinheit zugute kommender wissenschaftlicher Wert dahintersteht. Wir wollen niemand die Freude an den Dingen seiner Leidenschaft nehmen, da wir Heutigen alles ehren, was jemals aufrichtig war; und auch die Verachtung des sogenannten Snobs nehmen wir nicht tragisch, da wir wissen, daß die Sammlereifersucht eine unsterbliche Eigenschaft des echten Sammlers ist. Nur darf uns das nicht hindern, zu meinen, daß in dieser Goncourt- und Literatengesinnung ein Feind des französischen Kunstlebens sitzt. Warum sind denn die Goncourts achtlos vorübergegangen an allem, was damals, zu Edmonds Zeit, lebendig war, warum versuchte er denn nicht, anstatt sich mit einem chinesischen Riechfläschchen einzuschließen, einen Manet, oder auch nur einen Pissarro zu besitzen? Das Bibelot stand ihm im Wege und mit dem Bibelot der heimliche Kaiser Frankreichs: das Rokoko. In Paris gibt alle Welt Unsummen aus für Bibelots, Rokoko und Orient ist seit den Goncourts schick, „tout le mond brocante“, und wenn ein junger Mann einer Dame ein Rendezvous in seiner Wohnung vorschlägt, so lautet die stereotype Formel, ob sie nicht kommen wolle und seine objets d'art an-

sehen. Aber diese objets d'art sind keine Bilder oder Zeichnungen oder Kupferstiche, sondern irgendwelches Bric à Brac, das natürlich meistens falsch oder gar schlecht ist. Das kommt davon, wenn Leute, die als Künstler von ungeheurem Einfluß waren, nicht wirklich Kunstwerke sammeln, sondern Meisterzeichnungen zum Möbel degradieren und mit ihnen, in drei Reihen übereinander, die Wände tapezieren. Tatsächlich ist dieser Typus der Literatensammlung im heutigen Frankreich der verbreitetste und selbstverständliche. Für einen Schriftsteller von Ruf gehört diese Goncourt-sammlung fast zum guten Ton, und nur sehr selten leistet einmal einer auf diesem Gebiete etwas wirklich Ordentliches, wie Decourcelles. Selbst wenn einmal einer, wie Jules Claretie, sich losmacht vom Dix-Huitième und sich seiner Zeit zuwendet, ist das Resultat recht unrein, eine Zeichnung von Ingres, ein kleiner Corot und ein Degas waren, neben einem Stilleben von Fantin-Latour, die einzigen guten Stücke dieser in ihrer Art typischen Kollektion. Was hat Henry Rochefort, den Manet malte und Rodin porträtierte, gesammelt, er, der als Student Zimmernachbar von Corot war und in seiner Jugend Corot und Millet propagierte? Rembrandts „Saul und David", den Haag dann für 215000 Franken kaufte, ließ er für 10000 Franken aus, ebenso wie Greco (der ja in Frankreich auch damals schon nichts Neues war); sein Herz gehörte doch dem Rokoko, und wenn er, wie er sagte, Möbel und Tapisserien nicht liebte, „weil er in einem Kunstwerk die Seele zittern fühlen wollte" (Bravo, links), er haßte die Modernen und war mit seiner Seele doch dem ancien régime verschrieben.

Angesichts dieser Situation und dieser Tatsache, daß das Bibelot die von Haus aus mobilsten Kräfte hindert, schöpferische Kunst, gleichviel ob alt oder neu, wirksam zu sammeln, hat man es natürlich leicht, dem von den Goncourts so verachteten neuen Sammlertyp gerecht zu werden, — wenn man annimmt, daß er aus einer etwas verwickelten Ehe mit den Daumierschen und den Forainschen Amateurs als Vätern stammt, was ja den wirklichen Verhältnissen wohl am meisten entsprechen dürfte. Man braucht einen Menschen doch nicht zu verachten, bloß weil er Bankier ist oder Margarine fabriziert. Angeboren kann die Leidenschaft für Kunstwerke jedem sein, es kommt nur darauf an, was er aus ihr macht und ob er sie in die richtigen Bahnen lenkt, das heißt, ob er sie seinem übrigen Charakter entsprechend zu formen weiß. Ob er den Mut hat, wenn sein ganzes Denken und Fühlen dem modernen Leben zugewandt ist, hieraus auch für seine Kunstliebhaberei die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen, auf falsche Wappenschilder zu verzichten und auch hierin ganz seiner Zeit anzugehören. Viele Große im Reiche der Börse, der Finanz und der Technik haben dies getan, und damit vielleicht halb unbewußt die moderne Forderung nach dem rein künstlerischen Charakter der Sammlung erfüllt, da-

durch, daß sie sich um historische Traditionen nicht kümmerten und nicht Forscher oder Gelehrte zu sein vorgaben, wo sie „nur" Liebhaber waren. Natürlich sind, wenn eine neue Kunst in die Welt kommt, immer bildende Künstler die ersten, die das Große erkennen, weil sie, wenn sie ehrliche Künstler sind, auf dem gleichen Boden der Voraussetzungslosigkeit stehen wie jene Neuschöpfer. Wohl sind bildende Künstler nicht immer imstande, neue Werte zu erkennen, aber wenn sie sie erkennen, sind sie darin den meisten Laien voraus. Die besten Sammlungen der Maler von Barbizon wurden von Malern gebildet, wie Mesdag im Haag und Thomy-Thierry im Louvre; die erste Sammlung von Impressionisten in Frankreich legte sich der Maler Caillebotte an und in Deutschland Max Liebermann und einer der ersten Käufer von Claude Monet war der alte Daubigny. In den sechziger Jahren schon hatte Hans Thoma nach seiner Rückkehr aus Paris auf Manet hingewiesen, leider vergeblich, und ohne die anfeuernde Propaganda, die Mary Cassatt in Amerika für die Bilder ihrer Lehrer Manet, Degas und Renoir betrieb und betreibt, sähen heute die amerikanischen Sammlungen auch wohl anders aus. So haben die Sammler der neuen Generation, denen es vornehmlich auf die künstlerische Qualität ankam, gut daran getan, sich von Künstlern beraten zu lassen und mit ihnen gute Freundschaft zu halten. Was Gallimard père kaufte, ehe er Jongkind kennen lernte, war sehr minderwertig, Schweizer Wasserfälle von Kuwasseg und ähnliches Genre. Aber mit dem „Kanal", den er Jongkind von der Staffelei entführte, verschwand der Kitsch und machte ausgewählten Werken der Schule von Barbizon Platz. Sein Sohn, Paul Gallimard, ging in eine ähnliche Schule, das schönste Heuschober-Bild von Claude Monet suchte er zusammen mit Cheret und dem Kritiker Gustave Geffroy in Monets Atelier unter siebenundfünfzig andren Heuschobern aus, von Renoir, Manet und Cézanne kaufte er direkt, und auch als er dann seine Sammlung ausbildete zu einer Heerschau der modernen Malerei samt ihren Vorläufern, stand ihm der Rat der Künstler treulich zur Seite. Renoir verschaffte ihm einen Goya, mit Zuloaga zusammen erwarb er bei einem Geistlichen in Toledo einen Greco. Gallimard ist ein typischer Vertreter jener Gattung von Sammlern, die erst nur aus Freude an dem einzelnen Werk kaufen und über Nacht ein Stück Kunstgeschichte schreiben, Kunstgeschichte ihrer Zeit. Zu dieser Gattung gehören einige der berühmtesten modernen Sammler, zum Beispiel Chéramy und Henri Rouart. Auch wenn sie nicht ausschließlich Werke des neunzehnten Jahrhunderts lieben, auch bei ihren alten Meistern findet man den Zusammenhang mit dem Leben sofort. Daß Chéramy mit Tintoretto anfing, in den er sich schon als junger Mann leidenschaftlich verliebte, und dann sofort zu Delacroix überging; daß er von diesem den Zugang zu Constable fand, weil er den Zusammenhang

spürte, alles das ist nicht absichtliche Kunsthistorie, sondern Spürsinn für das, worauf die neue Zeit eigentlich hinaus wollte, genau wie bei Henri Rouart. Ihn kümmerte auch keine Historie, sein Lieblingswort war: „Nur sammeln, woran man seine Leidenschaft gehängt hat," aber als der Mann, der auch in seinem Beruf als Techniker zu den weitblickenden Vorläufern und durchaus der Gegenwart und der Zukunft gehörte, sah er auch in der Kunst die kommenden Werte und erkannte als erster Degas sowohl wie den Maler Daumier, letzteres vielleicht auch wieder nicht ohne Künstlereinfluß – er war als junger Mann bei Millet in die Schule gegangen. Wie wichtig aber sein Leidenschaftssammeln dann für die Kunstgeschichte und das Museum wurde, zeigt sich bei der Versteigerung seiner Sammlung: der Louvre mußte hier alte Sünden gutmachen und zwei Figurenbilder und eine frühe Landschaft von Corot erwerben, sowie ein Hauptbild von Daumier. Nicht als hätte der Louvre nicht schon vorher Corots besessen. Im Gegenteil, er besaß zu viel davon, neunzig Werke. Nur, das Sammeln auf künstlerische Qualität hin, das der Privatsammler vor dem Museum voraus hatte, erwies sich auch für das Museum am Ende unentbehrlich, und so wurde der Amateur der Schrittmacher für die Kunsthistorie.

Dies ist die eine öffentliche Seite in dem Tun des modernen Sammlers: die strengere einseitigere Kritik und das rücksichtslose Betonen nur des allerbesten der bereits klassierten modernen Meister. Die andere Seite erscheint vielleicht noch wichtiger: das Durchsetzen der noch umstrittenen modernen Malerei, das Entdecken der wirklich bleibenden Werte in dem ungeheuren Chaos der modernen Produktion. Wichtiger deshalb, weil hier die Tätigkeit des Sammlers unentbehrlich ist. Ein Museum kann nicht experimentieren. Aber der Sammler darf es unbeschadet seines Rufes. Er darf prüfen und das Beste behalten, und sein Verdienst besteht darin, dieses Beste zu Ansehen zu bringen und vor der Zerstreuung zu bewahren. Wenn auch Chocquet zu früh starb, das heißt also, ehe der Staat reif war zur Erkenntnis, so wirkte doch indirekt sein Vorgehen Wunder; seine Überzeugungstreue, seine aufopfernde Freundschaft für „seine" Maler, seine stille aber hartnäckige Propaganda haben andere begeistert und angesteckt. Vielleicht die größte Ermutigung war die, zu sehen, daß er, der nicht reich war (er war Beamter und hatte 15000 Franken Jahreseinkommen) doch mit diesen geringen Mitteln eine geradezu vorbildliche Kollektion zusammenbringen konnte und daß er, als er auf seine alten Tage durch Erbschaft ein reicher Mann wurde, sein Leben darum doch nicht zu ändern brauchte, sondern in seiner Wohnung im vierten Stock in der Rue Rivoli wohnen blieb und nicht wußte, was er mit seinem Gelde anfangen sollte. Bilder kaufen? Aber er hatte ja die besten Bilder, die es gab, jeden

Morgen, wenn er aufstand, fand er sie an seinen Wänden vor in den schönen alten Rahmen, die er immer aufzutreiben gewußt hatte und sagte heiter zu ihnen: „Bonjour, mes amis;" heiter, denn er lebte in dem Glauben, daß auch für seine Cézannes der Tag noch kommen würde, obgleich selbst seine intimen Freunde ihm Cézanne wie eine Marotte, wie eine douce folie, höflich nachsahen. Chocquet war groß durch die weise Beschränkung. In seiner Jugend sammelte er Delacroix, den damals, in den fünfziger Jahren, niemand haben wollte. Dann, seit 1871, Impressionisten und Cézanne, Bilder und Zeichnungen. Sonst nichts; nur, da er doch wohnen mußte und die modernen Möbel häßlich fand, etwas alte Möbel, aber nicht Schaumöbel, sondern wirkliche alte Gebrauchsmöbel – ein Gegenstand, der heute nun auch Sammelobjekt geworden ist. Alles in allem kann man Chocquet als den idealsten Typus des modernen Amateurs ansehen: ein leidenschaftlicher kleiner Sammler und trotz der Kleinheit seines Budgets ein großer Mäzen. Zola tat den richtigen Griff, als er in seinem „L'Oeuvre" gerade Chocquet (er heißt dort Mr. Hue) als einzigen Sammler in die große Kunstbewegung seiner Geschichte einführt.

Verglichen mit Chocquet war Comte Camondo etwas mehr Eklektiker, vielleicht nur, weil es ihm seine Mittel erlaubten; er spannte seinen Rahmen weiter, auch abgesehen vom Orient und der wirklich einzig dastehenden Sammlung altfranzösischer Möbel. Aber sein Geschmack erwies sich kaum weniger sicher, und wodurch seine Galerie in der schönen angenehm einfachen Wohnung hinter der Oper jedem imponierte, war diese wohltuende Harmonie. Er, der Musiker und Komponist, sagte einmal: „Meine Sammlung soll harmonisch sein, wie die Symphonie, die ich gerade schreibe," und er hatte recht: das Ensemble ging, trotz einiger Irrtümer, im einzelnen (Monet!) zusammen. Camondo dürfte der letzte große französische Sammler der Gruppe gewesen sein, ihm, dem italienischen Juden aus Konstantinopel, blieb es vorbehalten, die große Sammlertätigkeit der französischen Amateure abzuschließen und die Entscheidungsschlacht zu liefern. Der Impressionismus hat nun endgültig gesiegt. Dadurch, daß fünfundzwanzig Degas, zehn Manets, zwanzig Monets, vier Cézannes und mehr als ein Dutzend Landschaften von Pissarro und Sisley in den Louvre einziehen, und zwar obgleich sonst der Louvre nur Bilder von Meistern nimmt, die länger als zehn Jahre tot sind, durch diese Tatsache ist selbst in den Augen des rückständigen offiziellen Frankreich der Sieg beglaubigt. Abzulehnen wagte man nicht, wiewohl Cézanne den Leuten immer noch ein Dorn im Auge war. Wenn aber erst einmal ein Meister in den Louvre einzieht, nehmen auch die, die früher seine Feinde waren, wenigstens hochachtungsvoll den Hut vor ihm ab. Dank der Tätigkeit und Hochherzigkeit eines Sammlers ist ein wichtigstes Kapitel französischer Kunstgeschichte

wenigstens mit Anstand abgeschlossen worden. Da braucht der Louvre um den einzigen noch Fehlenden, um Renoir, sich kaum Sorge zu machen, es wird sich doch noch einer finden, der diese Unterlassungssünde aus reiner Begeisterung gut macht.

Der letzte große französische Amateur des neunzehnten Jahrhunderts, kein gebürtiger Franzose, sondern (wie ein anderer Impressionistensammler, Georges de Bellio) ein Zugereister, vom Balkan! Das ist kennzeichnend für die Situation. Mit dem Geschlecht der großen Maler sterben auch die großen Sammler aus oder müssen verkaufen, wie der mutige Theodor Duret, der von Anfang an für die Gruppe gekämpft hatte und sich dann schweren Herzens von seinen Schätzen trennen mußte. Die Sammlungen Faure, Dollfus, Rouart, Roger Marx – alles zerstreut, die Sammlung Viau, obwohl immer noch sehr schön, bis zur Unkenntlichkeit verändert, die von Vitta in Auflösung begriffen und nur die Sammlung Gallimard und die Cézanne-Sammlung Pellerins, sowie die Privatsammlungen der führenden Händler Durand-Ruel und Bernheim jeunes noch auf dem Posten. Nachwuchs ist kaum vorhanden oder geht in ganz andrer Richtung. Frankreich verkauft und wird bald leer sein, und wenn der Staat nicht in den Vermächtnissen Thomy-Thierry, Moreau-Nelaton, Caillebotte und Camondo eine Anzahl von Meisterwerken geschenkt bekommen hätte, und wenn die Schwestern Courbets und einige andere Liebhaber nicht den Courbet-Saal im Petit Palais gestiftet hätten, könnten die Museen das größte Kapitel französischer Malerei nicht zeigen, man müßte es im Ausland studieren. Aber auch so bleibt es ein merkwürdiges Schauspiel zuzusehen, wie ein Land sich seiner größten Kunstschätze berauben läßt, täglich, auf jeder Auktion, ohne mit der Wimper zu zucken. Was man uns Deutschen immer vorwirft, wir achteten unsere eigene Kunst gering, trifft in weit höherem Maße auf Frankreich zu.

Wir in Deutschland sind glücklicher daran. Unsere Museen haben sich rechtzeitig die Meisterwerke unserer Malerei gesichert. Alles, was es an großer Kunst im neunzehnten Jahrhundert in Deutschland gegeben hat, ist heute schon in Museen vertreten und wird energisch weiter gesammelt. Daß wir es nicht verloren haben, verdanken wir ja auch zum Teil unsern Sammlern, wie im Falle Leibl, wo Seeger das Rettungswerk übernahm. Wohl fehlt noch manches, besonders aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Aber auch das kann, dank dem Spürsinn und der Tätigkeit Bernt Grönvolds, nachgeholt werden und auch, wenn die Nationalgalerie einmal daran denkt, den Liebermann-Saal zu machen, den sie unserer Nation schuldet, wird sie wissen, an wen sie sich zu wenden hat, um eine vollständige Sammlung zu bekommen. Als man in der Jahrhundertausstellung stand, glaubte man, die Lücken wären größer, man erwartete, die

Bilder von Caspar David Friedrich, von Dahl, Kersting, Olivier und manchen Hamburgern müßten nun zahlreich aus Privatbesitz auftauchen. Aber sie sind nicht aufgetaucht, jedenfalls nicht in der erwarteten Menge, das Oeuvre dieser Künstler scheint, soweit wir heute sehen, kleiner zu sein, als man annahm, und wenn es tatsächlich doch größer war und nur, wegen des Fehlens verständnisvoller Sammler, rettungslos verloren ist, mit dem was Hamburg, Berlin und Bernt Grönvold sowie einige andere Museen besitzen, müssen wir uns dann zufrieden geben. Die Großen sind oder werden gerettet, von Menzel bis Liebermann, von Böcklin, Marées, Feuerbach bis Thoma, Leibl, Trübner und selbst Schuch, und auch die kleineren Meister, wie etwa Eysen und Buchholz und einige Düsseldorfer sind in Museen vertreten. Das Ausland, das jetzt mit Schweden anfängt, sich für unsere große Malerei zu interessieren, kommt zu spät, uns kann nichts ganz Wesentliches mehr genommen werden. Und der Verein zur Förderung deutscher Kunst im Auslande, der hätte gefährlich werden können, findet keine Ewigkeitswerte für den geplanten Export mehr vor und kann sich damit begnügen, den Tagesbedarf mit Kunstgut dritten Ranges zu decken, ein geschäftliches Unternehmen, das belanglos ist.

So bleibt für die deutschen Privatsammler wenig in nationaler Hinsicht zu tun, Deutschland hat nicht soviel nachzuholen, und die Amateure können ohne historische Verpflichtungen ihren Neigungen nachgehen, und auch wenn sie aus irgendwelchen Gründen streng national arbeiten, weil sie „Ware" ersten Ranges kaum noch auftreiben könnten. Für Deutschland bedeutet es ein Glück, daß Frankreich seit nun fast zwei Jahrzehnten verkauft und daß Museumsdirektoren, Sammler und Händler den richtigen Moment erkannten, um sich des hier frei werdenden Kunstgutes zu bemächtigen und es zu bergen, so wie die Engländer im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, besonders Wallace und Hertford, die französische Kunst an sich gebracht hatten. Dies ist unser großer Vorteil gegenüber jeder andern Nation heute und wir wären mehr als unvernünftig, wenn wir ihn freiwillig aufgeben wollten, nur weil, wie die Deutschtümler sagen, Frankreich sich um unsere Kunst auch nicht kümmert.

In Deutschland liegen zwei Schichtungen von Sammlungen übereinander. Die eine, ältere Gruppe, die vor etwa fünfzig Jahren dominierte, unterscheidet sich von der neueren dadurch, daß diese früheren Amateure, wie beispielsweise die Amsinck in Hamburg, Ravené in Berlin und Meyer (von Dietel) in Dresden, ihr Augenmerk nicht ausschließlich auf die künstlerische Qualität legten, sondern auch nach historischer Vollständigkeit trachteten. Hier finden wir neben guten Menzels auch Bilder von Knaus, Vautier und Adolph Schreyer, neben Meisterwerken der Schule von Fontainebleau auch Meissoniers und Delaroches. Daß der künstlerische Charakter

solcher Sammlungen im ganzen ein wenig gemischt erscheint, erklärt sich aus der Tatsache, daß damals im allgemeinen das Urteil naturgemäß noch nicht feststand, daß der Unterschied zwischen den hochbezahlten Modemeistern und den wirklichen, meist abseits lebenden Künstlern noch nicht mit der ganzen Schärfe gemacht werden konnte, den wir heute, auf Grund des größeren Abstandes von den Dingen, leicht machen können. Jemand, der aus der ungeheuren Produktion unsrer Tage so sammeln wollte, wie jene Amateure gekauft haben, würde in dreißig Jahren wahrscheinlich auch bittere Enttäuschungen erleben.

Das neue Geschlecht hat es heute mit Künstlern zu tun, die schon nicht mehr ganz zur „Moderne" gerechnet werden können. Auch das ist ein Vorteil, den wir dem Späterkommen verdanken, der Tatsache, daß wir das Erbe Frankreichs angetreten haben und daß die Meister, die unsre besten Sammlungen pflegen, fast alle, mit der Ausnahme des wohl noch länger umstrittenen van Gogh, bereits klassiert sind. So sind die deutschen Impressionistensammlungen der Arnhold, Schmitz und Gerstenberg, der Theodor Behrens und Rothermundt, der Biermann und Wolde, künstlerischer, qualitätvoller, als es die französischen im Durchschnitt waren. Sie kamen im rechten Augenblick. Als sie begründet wurden vor fünfzehn oder zwanzig Jahren, war die Klärung gewonnen, man wußte, wer die großen entscheidenden Meister des neunzehnten Jahrhunderts gewesen waren und was es zu sammeln galt. Die Kennerschaft, der Blick und das Gefühl hatten es mehr mit der Qualität des einzelnen Werkes zu tun, jetzt galt es zu entscheiden, nicht ob Monet oder Stevens gut ist, sondern welches bestimmte Bild aus einer bestimmten Epoche von Monet und welches bestimmte Exemplar aus einer seiner Serien. Unsre Sammler haben es zugleich leichter und schwerer als ihre französischen Vorgänger. Leichter, weil, wie gesagt, die Meister klassiert sind. Schwerer, weil sie mit sich allein sind und weil ihnen der Rat der Künstler, die dies alles miterlebt haben, nicht mehr zur Seite steht. Hätte Reber seine Sammlung Cézanne vor zwanzig Jahren angefangen, so wäre sie sicher nicht so gut geworden, denn das Urteil darüber, was bei Cézanne gut und weniger gut, was komplett und was Skizze, was letzte und was verworfene Fassung eines Motivs ist, konnte sich erst in den allerletzten Jahren festigen und ist auch heute noch nicht abgeschlossen. Ob man es jemals für die Ewigkeit, das heißt für die nächsten sechzig Jahre, wird abschließen können, muß der Vergleich großer zielbewußt angelegter Cézanne-Kollektionen einst zeigen. So schreibt auch der moderne Sammler wieder ein Stück Kunstgeschichte, und es ist das allem künstlerischen Tun heimlich innewohnende historische Bedürfnis, das den Sammler der Moderne treibt, seine Kreise nach rückwärts immer weiter zu ziehen. Wenn die Begründer und Besitzer

der künstlerisch gewähltesten Impressionistensammlungen, Schmitz in Dresden und Gerstenberg in Berlin, die ersten waren, die resolut über den Impressionismus hinausgingen und ihr Interesse und ihr Verständnis auf Courbet und Corot, auf Delacroix und Daumier, auf Géricault und Constable ausdehnten, wenn sie wie Gerstenberg, Havemeyer, Arnhold und Reber, Goya mit dazunehmen und wachsam auf Ingres warten, so beweist diese Erscheinung, daß gerade die Modernsten über der Mode stehen und, erzogen an der besten Qualität des Heutigen, zugleich ihren Sinn für das historisch Gewordene und historisch Notwendige entwickelt haben. Sie sind nicht Nachahmer von Museen, sondern Vorbilder für sie. Wenn von hier aus sich ein neues Interesse auch an alter Kunst in Deutschland entzündet, wie es nicht nur denkbar, sondern höchst wahrscheinlich ist, hat das deutsche Kunstsammeln eine Aufgabe erfüllt, wie nie ein Land vorher es sich träumen ließ. Sammler und Museen, Forscher und Händler arbeiten alle an der gemeinsamen Sache.

Nur, wir müssen achtgeben, daß sich uns unter der Hand die Grenzen nicht verwischen, daß man den Sammler nicht mehr vom Forscher und diesen nicht mehr vom Händler unterscheiden kann. Hier liegt eine Gefahr. Und sicher hängt der Rückgang Frankreichs auf diesem Gebiet auch etwas damit zusammen, daß in Frankreich diese Grenzen nicht mehr existieren. Dort handelt alles munter durcheinander und selbst die Künstler haben teil an diesem Getriebe. Die Sammlung des Kunstschriftstellers und Kunstverwaltungsbeamten Roger Marx wäre sicher gewählter gewesen, als sie trotz vieler Meisterwerke war, wenn nicht das händlerische Element hineingespielt hätte. Viele Bilder waren entweder Rezensionsexemplare oder „cartes de visite", Dankexemplare von Malern über die Roger Marx schrieb oder schreiben wollte oder schreiben sollte. Ein ähnliches Verhalten könnte unsre Aufgabe in Deutschland schwer gefährden, und am besten, wenn auch rigorosesten wäre es, wenn die deutschen Kunstschriftsteller nicht nur nicht mit Bildern handeln wollten — das sollte sich eigentlich von selbst verstehen — sondern auch nicht einmal welche haben, weder durch Kauf noch durch Geschenk. Denn der Besitz macht einen Kunstkritiker unfrei, bewußt oder unbewußt. Man hat die Bilder, die man am meisten liebt; aber man liebt anderseits auch wohl die am meisten, die man gerade hat. Doch die Liebe ist wandelbar und man kann nie wissen, ob man eine frühere Liebe nicht tauschen möchte und in dem Augenblick stünde man ja schon im Kunstgeschäft. Ein Händler muß ein Kritiker sein, aber ein Kritiker darf kein und wenn auch noch so harmloser Händler sein.

Leichter zu fassen ist die Stellung des Sammlers zum Handel. Seit dem Fall des Sammlers Marcel von Nemes, den oberflächlich Urteilende schlechtweg als einen Händler und Spekulanten bezeichnet haben, neigt

man in Deutschland dazu, jeden Amateur, der einmal ein Bild verkauft, für einen verkappten Händler anzusehen. Man macht sich dabei nicht klar, welche Konsequenzen das für die deutschen Sammlungen haben müßte. Gerade die besten Sammler, diejenigen, die sich von vornherein nur auf ihr eigenes Urteil und ihren eigenen Instinkt verlassen, griffen, besonders im Anfang, bisweilen daneben und kauften ein Bild, dessen künstlerischer Wert vor ihrer später gereiften Einsicht nicht standhielt und das dadurch das Niveau ihrer Sammlung in ihren eigenen Augen herunterdrückte. Der Sammler muß ausscheiden und abstoßen können, ohne seinen guten Ruf zu riskieren. Sonst würde er sich ja seines schönsten Vorrechts vor dem Museum begeben. Die Welt der Kunst ist doch wie jene unterirdische Höhle in „Aladdins Wunderlampe" mit den drei Sälen, in die der junge Schusterssohn hineinkommt. Im ersten, wo das Silber ist, sackt er sich davon alle Taschen voll, aber als er in den zweiten Saal kommt, wirft er es fort und nimmt nur Gold, das seinerseits wieder in die Ecken fliegt, als er im dritten die Diamanten und Juwelen erblickt. So kann auch ein Bildersammler sich rechtzeitig des Silbers und Katzengoldes entledigen, um Edelsteine zu nehmen, ohne daß ihm ein Vorwurf gemacht oder ein reingeschäftliches Motiv untergeschoben zu werden brauchte. Nur tut er klug daran, sich bei dieser Transaktion der üblichen geschäftlichen Mittel, des Kunsthandels, und zwar des legitimierten Kunsthandels, zu bedienen. So wie ein guter und verständiger Sammler, der den Markt kennt, weiß, daß es heute keine Okkasionen beim Einkauf mehr gibt, oder daß sie, wenn sie vorkommen, so selten sind, daß für einen Privatmann das Lauern auf Okkasionen sich nicht lohnt; daß er also richtiger tut, bei guten Händlern zu kaufen, weil der organisierte Handel dank seiner Intelligenz, seines Spürsinns, seiner Arbeit und seiner Energie doch alles irgendwie Wertvolle an sich zieht, ebenso vermeidet dieser Sammler es, Dinge, die er abstoßen will, unter der Hand an den Mann zu bringen. Denn er weiß, daß beim Handel mit Dingen, die imaginäre Werte darstellen, das geschäftliche Prinzip von Treu und Glauben besonders gewissenhaft beobachtet werden muß und daß ein unter der Hand errungener „Vorteil" ihn erstens seinen Ruf als ehrlicher Mensch kosten kann und daß ferner der organische Kunsthandel ihm kein Vertrauen mehr entgegenbringt und ihm im Kriegsfalle die Zufuhr an guter Ware abschneidet. Daß beim Abstoßen von Werken, die man nicht mehr haben will, Geld verloren werden muß, macht sich jeder Käufer und Besitzer klar. Wäre die Ware, die er weitergeben will, nicht minderwertig, so würde er sie ja behalten. Solange aber diese Anstandspflichten, die zugleich Klugheitsgebote sind, eingehalten werden, sollte man einen Amateur, der verkauft, nicht verdächtigen.

Und ebenso wäre es wünschbar, die Stellung zwischen Sammler und

Kunstschriftsteller etwas harmloser aufzufassen als in dieser gewiß kritischen Epoche meistens geschieht. Wenn heute ein Kunstschriftsteller oder Kritiker in aller Unbefangenheit in einem Kreise von Kollegen erzählt, er wolle einen ihm befreundeten Sammler auf dieses oder jenes Bild aufmerksam machen, das Böhler oder Bernheims gerade erworben hätten, dann wird er eine Sekunde lang so angesehen wie der Fremde im Eisenbahnkupee, der den Mitreisenden eine Partie Karten vorschlägt. Auch dies ist übertriebener Argwohn. Denn die Zahl der Kunstschriftsteller, die für solche Freundschaftsdienste Gegenleistungen annehmen, sei es vom Käufer, sei es vom Verkäufer, ist in Deutschland ungeheuer gering, man kann sie an den Fingern einer Hand herzählen. Der anständige Kunstschriftsteller muß das Recht behalten, Sammlern, die er kennt, Hinweise zu geben, denn ein Zweig seiner Tätigkeit, ja ein Ziel dieser Tätigkeit besteht doch darin, dahin zu wirken, daß gute Dinge in gute Hände kommen. Da er viel reist und viel herumkommt und selbst nicht sammelt oder kauft, hat er einen großen Vorteil vor dem Sammler, der nicht immer so beweglich oder orientiert sein kann, wie der Kunstfreund aus Beruf, der möglichst viele Dinge zugleich übersehen muß. –

Wir haben uns im Lauf unserer Betrachtungen recht weit entfernt von unsrem Ausgangspunkt, von dem Daumierschen Amateur, der seine Mappen mit Leidenschaft füllen will und kein andres Ziel kennt, und wir sind doch bei dem andren Extrem, dem Käufer aus der Forain-Karikatur, noch nicht angekommen, jenem Snob, für den das einzige, was einen Kunstwert „darstellt", der Preis ist, den es darstellt oder einmal darstellen kann. Aber wer in Bildern spekuliert nur um zu spekulieren, und wer statt Bildern ebenso gern Goldshares oder Kupferaktien nimmt, wenn sie nur im Marktpreis steigen, interessiert uns kaum. Gewiß gibt es auch solche Leute, hie und da hat man sie gesehen. Sie werden aber im Kunstleben ebensowenig Spuren hinterlassen wie jene Allzuklugen, die, als die Wehrsteuer nahte, schnell Bilder kauften, um ihre Werte nicht versteuern zu müssen. In dem Augenblick, wo sie eingesehen haben werden, daß sie, weil sie eben schnell gekauft haben anstatt langsam zu sammeln, zehn Prozent zu teuer bezahlt haben, daß also dem einen Prozent Gewinn an Steuerhinterziehung neun Prozent Verlust an zu teurem Einkauf gegenüberstehen, in diesem Augenblick werden sie wohl reumütig zu ihren preußischen Konsols oder ihrer Baumwolle zurückkehren, von denen sie ja auch mehr verstehen, und die Kunst für ein schlechtes Geschäft erklären. Das alles hat mit dem Sammeln gar nichts zu tun. Der wirkliche Sammler ist ein Kulturträger und Kultur kann man ebensowenig kaufen, wie man, und sei man ein Milliardär, irgendwo einen schönen alten Baum für seinen Garten erstehen kann.

***

Zarathustra-Glossen

von Leopold Ziegler

Es ist eine verstaubte Weisheit, daß Natur, Klima, Landschaft, Temperatur den Menschen auf irgendeine Weise beeinflussen und ändern. Schwer zu sagen, wieweit diese Wirkung reicht und was gerade in dem körperlichen Bau der Rassen und der einzelnen, in ihrem Blute, Temperament, in ihrer Begabung und Beweglichkeit der Umwelt verdankt wird, und was zu ihrer inneren Mitgift gehört. Folgt man dem Problem weiter, so fällt es am Ende zusammen mit der biologischen Frage der Möglichkeit direkter oder indirekter Anpassung. Und damit ist es der ungefähren Vermutung entzogen und dem eindeutigen Experiment unterworfen. Daß Zelle, Gewebe, Organ sich je nach dem umgebenden Mittel chemisch, morphologisch und physiologisch abändern und anpassen, läßt sich unter einschränkenden Bedingungen zuverlässig beobachten. Aber selbst den günstigen Fall gesetzt, man sei hierbei schon zu erheblich umfassenderen und grundsätzlich entscheidenderen Antworten gelangt, als es bis heute geschah, so bliebe die Frage nach einer anderen Richtung hin doch noch offen. Wenn man auch wüßte, inwiefern Rasse und Art das Produkt mittelbarer oder unmittelbarer Anpassungen wären, und welches die einzelnen Ursachen seien, die dabei bestimmend auf die Organisation einwirken, so bliebe immer noch unfaßlich, wie die Natur als Landschaft mit ihren geographischen, klimatischen und ästhetischen Merkmalen, als jenes wunderbare Ganze, wie sie etwa der umfassenden Erkenntnis Humboldts gegenwärtig sein mochte, die menschliche Einbildungskraft, Stimmung, Arbeitsneigung und Leistungsfähigkeit individuell zu beeinflussen imstande sei. Wir vermuten's ja nicht, sondern wir wissen es, daß es Orte gibt, die die Phantasie beflügeln, in welchen leicht und heiter denken ist, wo der Geist, sonst ach so zäh und klebrig, geschwinden Flusses fortgleitet über Sand und Stein. Wir wissen, daß wir uns dort leicht verlieren, hier gerne finden, daß wir dort jede Hervorbringung dem Druck schwerer Mühsal und täglich lähmender Entsagung abtrotzen müssen, während hier die inneren Quellen springen und jede Art der Produktivität natürlich ist wie das Atmen. Wir wissen ferner, daß gerade schöpferische Menschen eine überaus feine und quecksilberhafte Empfindlichkeit gegen klimatische Vorgänge besitzen, eine Empfindlichkeit, die von der normalen Verfassung als grillenhaft und übertrieben verspöttelt wird. Man erinnert sich der meteorologischen Sonderbarkeiten Goethes, der um die Wintersonnenwende stets halbwegs krank gewesen ist und dem steigenden oder fallenden Barometer mittelbaren Einfluß auf seine Arbeitslust zuschreibt. Oder man denkt an

Kant, der die Symptome fortschreitender Aderverkalkung eigensinnig genug auf den veränderten Elektrizitätsgehalt der Luft zu schieben sucht – woraus der Schluß gestattet ist, daß er in gesunden Tagen sehr bestimmende Wirkungen der Witterung auf seinen allgemeinen Zustand erfahren haben muß. Aber wenn bei ihnen eine streng geübte Selbstzucht, eine pedantisch beobachtete Arbeitspraxis diesen störenden Einflüssen zu begegnen strebt und jedenfalls das fertige Werk selten oder nie die Spuren einer besonderen Umwelt, südlicher oder nördlicher Temperatur aufweist, hat es mit gewissen Produktionen Nietzsches offenbar eine andere Bewandtnis. Kaum in einem andern Buche findet man wie im Zarathustra derart bestimmend den Ort seines ersten Ursprunges, die Stimmung, die Gehobenheit und Festlichkeit, wie sie einer gewissen Umgebung verdankt wird. Nichts mir Bekanntes ist bis zu diesem Grade Produkt einer besondern Einsamkeit und einer besondern Natur.

Welches auch die Gründe seien, die einen Menschen veranlassen, seine Einsamkeit zu suchen: sie bleibt immer eine unermeßliche Gefahr. Was, oder vielmehr wen Nietzsche damals suchte, wäre klar, auch wenn es nicht an vielen Stellen geschrieben stünde. Er suchte sich selbst. Nach der etwas gewaltsamen Kur, die er sich auferlegen zu müssen glaubte, um den Romantiker seiner Jugendzeit in sich zu überwinden, findet er eben die Ansätze zu neuen und entscheidenden Erkenntnissen in sich knospen. Die „fröhliche Wissenschaft" war eine Verheißung für ihn selbst gewesen, die jetzt erfüllt werden mußte. Niemals vorher, so schien es, hatte er sich rein geben können, denn nie vorher hatte er sich wirklich gefunden gehabt. Jetzt galt es, sich selbst zu entdecken und endlich alles aufzubrechen, was noch Schale und nicht Perle war. Wie auf das Wunder wartete der Einsame auf seine Erschließung, auf den großen Wurf seines Schaffens und seiner Eingebung, auf unerhörte Einsichten und Aufschlüsse. Daneben ging aber eine gefährliche Begleitung mit. Ich meine die Müdigkeit an den Menschen seiner Zeit, an den kleinen Vorfällen und dem unerheblichen Treiben, – nicht mehr der Unmut und der Zorn, der voller Hoffnung und Eifer ist und aus dem heraus die ‚Unzeitgemäßen' entstanden waren. Sondern die stille Verachtung, der Überdruß an der ganzen Art. Wer erst an den Menschen leidet, für den gibt es mancherlei Heilmittel, die das Übel verwinden lassen. Wo jedoch eben das Siechtum am Menschen begann, ist fast keine Rettung mehr. Das letztere trifft für Nietzsche zu. Dadurch wird seine freiwillige Einsamkeit zu einer so besonderen, zu einer so außerordentlich bedrohten.

Dazu die besondere Natur. Der erste Teil des Zarathustra ist am Tigulio-Golf entstanden, wo der Wanderer fast allezeit unterwegs war zwischen Portofino, Santa Margherita, Rapallo und Zoagli, immer neben oder über dem mittelländischen Meer. Nietzsche hatte hier die Bucht vor Augen, die stets ihre Farben tauscht und wechselt, deren Gewässer bald

still liegen wie schlaff gespannte Seide in der Farbe des Elfenbeines, bald blaßgrün juwelenhaft in den Blitzen der frühen Sonne glitzern, die bald einer Schale von Azur, von Ultramarin, bald einem Kessel voll moosgrüner Gischt gleicht und die in der Ferne von einem breiten Saume veilchenblau gerändert ist. Hier sah er etwa in gleißenden Mondnächten die Barken mit geblähten Segeln zwischen dem gekrümmten Geäst der Steineichen hindurch meerwärts schleichen, und im Lande drinnen mögen ihn die grauen Hänge des Ölbaums und die kühlen Haine der zahmen Kastanie entzückt haben. Hier spült die Seele den Schmutz der Banalität von sich ab; Tag und Nacht, Meer und Küste, Sonne und Wind beschäftigen Sinne, Gegenwart und Geist. Ein erlösendes Vergessen alles Früheren bereitet allmählich den Zustand einer bewegten und zärtlichen Freude vor. Die Stunden nähern sich und verwehen in gleichmäßiger Feierlichkeit, die keine augenfälligen Ursachen hat und keiner Ursachen bedarf. Und wenn so sachte abklingt und erstirbt, was sich nicht auf der Höhe dieser innern Feier halten kann, wird die Erwartung wach. Nicht die Erwartung dieser oder jener Veränderung, Verbesserung des eigenen Geschicks, nicht die Hoffnung auf Gesundheit, Ruhm, Macht, Reichtum oder Liebe. Sondern die Erwartung eines Unaussprechlichen und Unfaßbaren, einer begnadeten Fülle und Erfüllung, eines Pleroma, wie es die Gnostiker von Gott ersehnten. Etwa eines mit allen zartesten Wurzeln neu gepflanzten Daseins, das ebenbürtig wäre dieses Meeres und der Küste, des Tages und der Nacht, der Sonne und des Windes. Denn was auch der geschichtliche Mensch bis dahin erschuf und erfand, es ist an diesem Zustande des innern Erhobenseins, wie er hier entsteht, gering und unbedeutend. Nichts kann bis hieher dringen, nein, vielmehr schwimmt alles eilends davon vor der Größe und gebärerischen Stille der einsamen Gegenwart. Wer könnte hier, auf heißen Klippen in der Mittagsschwüle brütend, lesen wollen, was andere geschrieben, nachdenken, was andere ihm vorgedacht haben. Wer begehrte hier zu forschen, zu arbeiten, zu experimentieren, zu sammeln oder Politik zu treiben. Was sind hier Staat, Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung, Pflicht, Verdienst, Geschäfte. Hier ist alles längst so vollkommen und fertig, wie es nur sein kann: wozu die bruchstückhaften Gebilde, die der geschichtliche Mensch als seine Werke anpreist? Eine Sehnsucht keimt, die über alle bisherigen Möglichkeiten unserer Art hinauswächst, die der Schranken und Horizonte ungeduldig ward, die bisher das Menschliche einengten. Und warum diese Hoffnung auf das Überschwengliche in sich ersticken? Was ist denn eigentlich unmöglich? Ist der Einsame nicht selbst schon innerlich verwandelt, über sich selbst erhoben, ist ihm nicht eine metaphysische Umformung widerfahren, die sich von jedem Zustand der Vergangenheit streng abhebt? Ist diese Feier der Exaltation,

diese Höchstspannung aller Seelenkräfte, nicht eine neue Stufe des Lebens, die nur befestigt, nur in Tat und Wirkung umgesetzt, veräußerlicht zu werden brauchte, um alles zu beweisen, was man überhaupt bewiesen haben wollte?

So hatte sich das entscheidende Ereignis unmerklich fast vollzogen. Der Einsame war in eine Exaltation hineingesteigert worden, die der empirische Mensch der Vergangenheit nicht ausgehalten haben würde. Und es war nur allzu gewiß, daß jener auch seinerseits den empirischen Menschen nicht mehr aushielt. Er war zwar nicht über den biologischen, aber über den seelischen und geistigen Typus des gegenwärtigen homo europaeus hinausgewachsen. Diese Tatsache suchte ihre Form, ihren gedankenhaften Ausdruck, in welchem sie sich mitteilen konnte.

Die Form indessen war bis dahin Nietzsches Schwäche gewesen. Daß der Aphorismus ungeeignet und ungenügend zur Übermittelung dessen war, was sich jetzt ereignet hatte, bedarf kaum näherer Begründung. Der Aphorismus ist immer nur ein Einfall, wenn man will: ein Zufall, — aber was der Einsame eben erlebt hatte, duldete weder Einfälle noch Zufälle mehr. Da schien sich aus der Müdigkeit und dem Verdruß am Menschen, aus der Sehnsucht und der Erwartung eines wunderbaren Ereignisses, aus der Feierlichkeit des eigenen Glückes ungerufen eine neue Form zu bilden: ich meine die zur Gestalt objektivierte Zuständlichkeit des eigenen Ich. Als Zarathustra stellte Nietzsche alles bildhaft aus sich heraus, was damals in seinem Innern sich begeben hatte. Er dachte sich selber zur Legende, ja zum Mythos um. Er saß sich sozusagen selbst Modell. Mit einem doppelten Gewinn: Zarathustra, die Legende seiner selbst, lieferte dem Schriftsteller das große Sinnbild, durch welches er den Aphorismus überwand. Aber in ihm verdichtete sich gleichzeitig auch die Vorstellung von jenem höheren Typus, der dem Exaltierten längst eine unentbehrliche Geburt der Zukunft zu sein bedünkte. Zarathustra, das zum Mythos vergeistigte Selbstbildnis Nietzsches, ist gleichzeitig das imaginäre Porträt des Übermenschen.

Diese Hoffnung auf den Übermenschen ist an sich natürlich weder so phantastisch, noch gar so wahnsinnig, wie die Spießbürger aller Stände bei uns und anderwärts gemeint haben. Ja es wäre leicht, sogar eine sehr exakte wissenschaftliche Auslegung dieser Vorstellung zu geben. So etwa, indem man auf die biologische Tatsache der sogenannten Transmutation hinwiese, die als sprungweise Abänderung der Art bei gewissen Pflanzen durch Erfahrung und Beobachtung festgestellt worden ist. Wobei es freilich strittig bleibt, ob es sich um Entstehung einer echten Art oder bloßer Spielart handelt. Auf alle Fälle ist die Möglichkeit solcher Entstehung solange nicht abzuweisen, als die Abstammungslehre nicht in allen ihren Schulen des grundsätzlichen Irrtums geziehen werden kann. Ob Nietzsches Absichten allerdings durch solche biologische Analogien wesentlich zu stützen

wären, muß bezweifelt werden. Denn für ihn steht nicht die mehr oder weniger zufällig auftretende Abänderung des Keimplasmas in Frage, die wir, soweit sich übersehen läßt, kaum jemals unserm Willen unterwerfen könnten. Was ihn beschäftigt, ist die gewollte und selbst erworbene Steigerung über das bisher Menschliche hinaus. Der Übermensch ist wahrhaftig nicht das freie Geschenk der Natur, das der Welt zufällt oder nicht zufällt ‚wie Gott will', sondern er ist das Ergebnis eines ungeheuer angespannten Willens, das Produkt der eigenen Tat. Deshalb ist es falsch, in erster Linie immer nur nach seiner Möglichkeit zu fragen. Nicht dies ist entscheidend, ob etwas wie der Übermensch im Bereich wissenschaftlich erörterbarer Möglichkeiten liege, sondern ob wir wünschen sollen, daß dieser Übermensch ein Zielgedanke unseres Willens werde. Die Wünschbarkeit, nicht die Möglichkeit von Nietzsches Konzeption scheint mir der Gegenstand des Zweifels zu sein. Ist dieser Übermensch wirklich ein höherer Grad des Menschen? In welchem Sinne ‚höher'? Liegt es in unserer innern Richtung, uns in ihm zu vollenden und zu krönen?

Vielleicht ist es von einigem Vorteil, sich bei diesem Einwand nochmals den Gemütszustand zu vergegenwärtigen, dessen dichterischer Exponent der Zarathustra geworden ist. Der ständige Aufenthalt am Meer, die rastlosen Wanderungen auf und ab zwischen Schieferklippen und Ölbergen, der Rausch niemals versagender, schon fast ein wenig fieberischer Inspirationen, der exaltierte Selbstgenuß eines von der eigenen Schöpfergewalt hingerissenen Bewußtseins, der leidige Widerwille gegen das Menscheln allenthalben, endlich die ungeheure Überheblichkeit der Vereinsamung: dies insgesamt hat wohl die Forderung begünstigt, der neue Typus Mensch möge sich an Größe, Stärke, Ursprünglichkeit und Wahrheit den Elementen der Natur angleichen. Den eigentlichen Reichtum des Lebens glaubte Nietzsche erst jenseits der Grenzen gesellschaftlicher Gestaltungsformen ausgebreitet zu finden. Denn die Gesellschaft bedarf vom einzelnen nur seiner besonderen Leistung, seiner Arbeitskraft, nicht seiner menschlichen Fülle, seines so beschaffenen Daseins oder gar seines elementarisch ungebrochenen Wirkens. Übermenschlich wäre folglich der zu nennen, welcher der Einbeziehung in die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen, wissenschaftlichen, technischen Systeme widerstrebt und hier sich nicht verbrauchen läßt. Und der Übermensch entstünde eben da, wo der Mensch die Gesellschaft in ihrem geschichtlich gewordenen Aufbau verwirft, wo er aus dem Impuls ungeselliger Neigungen heraus die Verbände der Gemeinschaft entweder meidet oder, um sie zu unterjochen, bekämpft. Man weiß, daß es bei trupp- und herdenweise lebenden Tieren wie bei Büffeln, Affen, Hirschen oder Elefanten alte Männchen gibt, die sich von den übrigen abgesondert halten. Es sind dies immer die stärksten, bösesten, wildesten,

am besten entwickelten Individuen, wenn es erlaubt wäre zu sagen: die Übertiere ihrer Gattung. Die Anwendung daraus ist leicht. Um Zarathustras Ziel zu verwirklichen, müßte man mithin eine der folgenschwersten Erscheinungen der letzten Jahrtausende rückgängig zu machen trachten. Ich meine die zunehmende Bevölkerungsdichtigkeit der Erde. Man vergegenwärtige sich einmal die Höfe und Burgen dünner Siedelungen, das Herrentum der weithin nur ihr Eigentum gewahrenden Besitzer, das Mißtrauen vor den Nachbarn, ihre wilde Freude an Fehde und Raub, ihren Stolz, ihre Rechthaberei, ihren Genuß an unbedingter Macht über Familie, Knechte und Kriegsgefangene, — und man hat schon Annäherungen an den höheren Typus, der den Städten, Staaten und Verbänden von heute entrückt ist. Nietzsches Protest gegen die heutige Gesellschaft erhält von hier aus einen ergreifenden Unterton. Er ist die Verwahrung eines Einsamen gegen den unmäßigen Menschenzuwachs des letzten Jahrtausends, gegen die Not, dem Überschuß an Bevölkerung neue Möglichkeiten der Arbeit, der Ernährung und der räumlichen Unterkunft zu bieten. Ein scheußliches Gewimmel versperrt sich gegenseitig selbst das Licht, kriecht vielfüßig da und dort hin, ohne daß einer die eigentliche Richtung wüßte; einer steigt über den andern, tritt, sticht und zertritt ihn, bis die Notwendigkeit alle zwingt, sich zu vertragen, soziologisch zu schichten, zu koeperieren, bis alle gezähmt und ungefähr ‚gleich' sind. Nicht gerade verwunderlich, daß gelegentlich ein Einsamer, Abseitiger vor dieser zermalmenden Narrheit des reinen Quantums erschrickt, wenn ihm graut vor der verrückten Anhäufung immer gleich und gleicher Größen: Sandkorn um Sandkorn, bis eine Wüste fertig ist.

Vermutlich ließe sich die Mehrzahl der gesellschaftlichen Schwierigkeiten der Gegenwart auf diese Menschenzunahme zurückführen, die eine durchgreifende Umgestaltung der Arbeitsmethoden, des Zusammenwohnens, der Ernährung, der Gütererzeugung und Verteilung, des Verkehrs, der Sitte, des Lebenszeitmaßes bedingte. Alles, was den einzelnen entwertet und zum bloßen Arbeitsmittel herunterseßt, — der moderne Mensch ist nur noch Arbeiter, er ist der Arbeiter schlechthin, — alles ist irgendwie die Folge dieser Tatsache. Und dieser entwickelt verwickelten Gesellschaft der Gegenwart stünde der verhältnismäßig primitive einzelne gegenüber, dessen seelische und sittliche Verfassung mit seiner Einzelnheit, mit seinen ungeselligen Neigungen und Gewohnheiten gegeben wäre. Kein Zweifel, daß dieser einzelne bis in die feinsten und zartesten Symptome hinein anders fühlen, denken, werten müßte als der Angehörige der Masse, daß insonderheit seine moralischen Vorstellungen durchaus verschieden von den Wertsetzungen der Gesellschaft geartet sein würden. Es ist von ihm zu erwarten, daß er in Übereinstimmung mit den Angehörigen seines Standes, seiner

Kaste, alles gut nennt, was sein bevorzugtes Herrentum erhält und stärkt, — dagegen schlecht, was den kleinen Leuten, den Hörigen, Knechten, Kriegsgefangenen unterjochter Rassen wertvoll war. Man hat vor allem in der Sittenlehre der Brahmanen das geschichtliche Schulbeispiel einer Moral, deren Inhalt fast ausschließlich durch das Interesse der Herrschaft und der Macht über die andern Kasten bestimmt ist. Als verwerflich gilt darin ganz unbedingt jede Beleidigung des Priesters. So wird ein Fürst, der eines Brahmanen Kuh verzehrt, durch sie vergiftet; ein König, welcher einen Brahmanen erzürnt, tritt erst sein Reich, sein Weib, sein Kind an ihn ab, bis er sich schließlich selbst verkauft. Unterordnung unter die Hoheit des Priesters erscheint hier wesentlich als „gut": die Pflichten der Sûdras, der letzten Kaste, erschöpften sich in dem bedingungslosen Gehorsam gegen die drei vorgesetzten Kasten. Wo indes die Lebensdauer des Herrenstandes eine minder großartige gewesen ist wie im Brahmanentum, wo die kleinen Leute allmählich ihre Gebieter wirtschaftlich und politisch überwanden und sich selbst zu den Gesetzgebern des Lebens aufwarfen, da kehrten sie die Sache einfach um. Sie schalten böse, was den Herren gut erschien, sie nannten gut, was dem Ziele ihrer Vergesellschaftung, ihrer Gemeinschaft und Zusammenarbeit förderlich war. So wird die Moral des Priesters oder des Kriegers von der Sittenlehre der Krämer, Kaufleute und Kleinbürger abgelöst. Man begreift den ungeheuern Gegensatz in der Sittlichkeit einer Kaste, die etwa von sich selbst behauptet „Nichtgöttliches in Göttliches verwandeln zu können", oder „die Götter der Götter, die Ursache der Ursachen zu sein" — zu der Moral einer kastenlosen Religion, die ihr gesunkenes Lebensgefühl beispielsweise in den Ausspruch zusammenfaßt: „wie der Wurm entsteht im Dünger, so der Mensch im Bauche, wo sich Kot sammelt wie im Abtritt". Das überhebliche Selbstgefühl herrischer Naturen und das demütige Bewußtsein menschlicher Nichtigkeit schaffen sich so ihre verschiedenen und widersprechenden Moralen, die sich fast verhalten wie die Exponenten der Qualität und des bloßen Quantums.

In dem leidenschaftlichen Eifer, mit welchem sich Nietzsche für die Erziehung eines solchen Herrentums im heutigen Europa wieder einsetzt, berührt er sich stark mit Platon. Die sorgfältige Auslese und Aufzucht von Jünglingen, die zur Herrschaft und Kriegerschaft tauglich erscheinen, die Reinhaltung der Kaste, die militärischen Formen des Zusammenlebens der „Agathoi", — das alles wird von beiden Denkern gefordert, und wie Nietzsche über das Mitleid gegen den Schwachen gedacht hat, könnte als durchaus platonisch auch dann angesehen werden, wenn er dabei nicht zu den sorgfältig erwogenen und unglaublich konsequenten Vorschlägen des antiken Philosophen gekommen ist. Es ist möglich, daß Platons Maßregeln: die Weibergemeinschaft und Ehelosigkeit bei den Wächtern, an-

dauerndes Lagerleben, die ausschließlich staatliche Koedukation der Kinder, die künstliche Verhinderung der Empfängnis bei gesellschaftlich unzulässigem Geschlechtsverkehr, die erlaubte Abtreibung, Aussetzung, Kindestötung, selbst ihm etwas allzu lazedämonisch erschienen sind. Andererseits hätte er die platonische Lehre, daß die methodische Heranbildung einer Aristokratie von Kriegern und Herrschern nur ein Mittel für die Gesamtwohlfahrt sein könnte, mit einiger Entrüstung zurückgewiesen. Nietzsche betrachtet die untergeordneten Schichten stets mit feindselig mißtrauischer Gesinnung: eher als spartanische Heloten oder indische Outcasts wie als gleichwertige Glieder einer staatlich volkheitlichen Gemeinschaft, – hierin wiederum lazedämonischer als Platon.

Der Vergleich mit grundlegenden Auffassungen des platonischen Staates hat eine mehr wie zufällige Bedeutung. Er gibt uns nämlich abermals einen Wink, wie rückwärtsblickend, wie archaistisch und primitiv Nietzsches Vorstellungen von dem neuen Menschentypus sind. Denn es ist doch wohl ohne weiteres klar, daß die Entwicklung der Gesellschaft und ihrer verschiedenen Moralen nicht damit begriffen ist, daß man sie bekämpft, verdammt und möglichst wieder ungeschehen zu machen trachtet. Mit unbedingter Sicherheit hat Nietzsche die Stelle erkannt, wo die Völker und Rassen der Vergangenheit gleichsam von ihrer ursprünglichen Richtung abgewichen sind. Aber die neue Gesellschaft, die dann heraufkam, hat er nie verstanden, vielleicht nie verstehen wollen. Er warf niemals die Frage auf, ob die Tatsache der gesellschaftlichen Umschichtung nicht eine Reihe von Tätigkeiten, Gestaltungsweisen, Lebenswerten bedingte, die an sich die Daseinsmöglichkeiten des primitiven Menschen doch wieder qualitativ überträfen. Er sah die Schöpfungen, die der organisierenden Kunst der Vielzuvielen verdankt werden, doch nur von außen an. Er forschte nicht nach ihrer Gesetzmäßigkeit und Logik, er unterrichtete sich nicht davon, daß hier eine ganz andere Anspannung des Willens, des Leibes und des Verstandes notwendig war, als sie eine frühere Menschheit aufzubringen vermocht hätte. In einer merkwürdigen Verzerrung erschienen ihm die Heutigen vorwiegend schwächlich, matt, müde, mitleidig, selbstgenugsam, engbrüstig, unkriegerisch und christlich. Er ging daran vorüber, daß die Gegenwart in ihrem Grunde eher gegenteilig beschaffen war, daß hier mit einer Unerbittlichkeit und gnadenlosen Grausamkeit gekämpft wurde, auf die Raubtiere eifersüchtig werden konnten. Nietzsche übersah den Herrentypus des führenden Unternehmers, des eroberungssüchtigen, waghalsigen, spekulativen und gänzlich unbedenklichen Kondottiere des Kapitals, dem freilich eine Haupttugend Zarathustras, die Vornehmheit, leider fehlt. Er übersah gleichfalls die zwei zu seiner Zeit unwiderstehlichsten Anstrengungen eines expansiven Willens: hier Bismarck und das durch ihn zur Macht erzogene

Deutschland, dort den Imperialismus Großbritanniens, der eben in den Jahren des entstehenden Zarathustra seinen ersten erfolgreichen Vorstoß nach Ägypten und dem Kanal von Suez machte. Was wiegen, verglichen mit solch umfassenden Äußerungen staatlicher Kräfte, die kleinen Verschwörer, Bandenführer und Winkelpolitiker der italienischen Wiedergeburt, die er so freigiebig belobte, was besagt selbst die fabelhafte Wildheit der Oddi, Baglioni, Sforza, Borgia, Pazzi und Orsini gegen die geschulte und maschinelle Grausamkeit einer kriegerischen oder wirtschaftlichen Transaktion von heute. Will man sich unverhüllter Bosheit und Ruchlosigkeit freuen, an den Delirien des hitzigsten Machtfiebers ergötzen, so findet man wahrlich nicht seltener Gelegenheit dazu wie früher, — nur haben sich alle Wirkungen gegen vorher verhunderttausendfacht. Wo damals etwa ein kleines Ränkespiel, unterstützt von Gift und Dolch, einen lästigen Nebenbuhler kalt stellte oder einen unerheblichen politischen Triumph bewirkte, da bluten gegenwärtig dampfend ganze Völker. Der Romantiker ging freilich an diesen Dingen vorüber, in seine Berge und an sein Meer, und tat das, was er sah oder nicht sah, mit einem Gelächter ab. Er erhob sich wider die Moral der emporgekommenen Masse, die er der des niedergehenden Lebens gleichsetzen zu dürfen glaubte. Aber er bemerkte nicht, daß das wirkliche Leben seiner Zeit leider von sehr viel anderen Vorstellungen geleitet wurde, als es die öffentlich gelehrte und verbreitete Moral verriet. Ich weiß deshalb auch nicht, warum Nietzsche insbesondere die Worte Jesu oder der religiösen Dekadenten, welche die Evangelien geschrieben haben, so leidenschaftlich angefochten hat. Denn ich sehe nirgends, daß diese Worte oder die darin ausgedrückte Gesinnung das allgemeine Besitztum unserer europäischen Menschheit geworden sei. Man kann dem Zustand dieser Menschheit zur Last legen, was man will. Nur das nicht, daß in ihr die christliche Moral die tatsächlich bindende geworden sei, oder daß sie die wölfischen Instinkte der Vergangenheit jemals allgemein und ernstlich preisgegeben habe.

Wie dem indessen sei. Auf alle Fälle nährt sich Zarathustras Sehnsucht nach der Zukunft von einer Vision der Vergangenheit: und das ist ihre herbste Widerlegung. Wie sich der Geologe künstlich ein Schema der Erdkruste vorstellt, in welchem die ursprüngliche Schichtung der Gesteine noch nicht durch unzählige Katastrophen verschoben, geschrumpft, eingebrochen und verwittert ist, so vereinfacht Nietzsche die gesellschaftliche Verfassung der Gegenwart auf letzte Gegensätze wie Herr und Knecht, gesund und krank, stark und schwach, aufsteigend oder niedergehend. Aber philosophisch genommen sind diese begrifflichen Zweiteilungen ebenso primitiv wie die menschliche Ausprägung der Gattung Übermensch. Daß man sich einer derart zusammengesetzten und unübersichtlichen Mannigfaltigkeit, wie unsere Gesellschaft ist, nicht mit diesen Begriffspaaren nähern

könne, müßte eigentlich für selbstverständlich gelten. Übertriebene Vereinfachung der Begriffe ist manchmal fast, was in der Malerei übertriebene Verkürzung ist: der körperliche Zusammenhang, der dahintersteckt, bleibt ungreifbar, unanschaubar. So wenig wie unser System gesellschaftlicher Abstufungen, Geltungen und Machtbereiche erschöpfend gekennzeichnet wird durch das Gegenspiel Herr – Sklave, so wenig kann man die vitalen Grundeigenschaften der geschichtlichen Menschheit auf krank und gesund, instinktkräftig und instinktschwach einschränken. Wenn die Arten, wie Nietzsche mit der Abstammungslehre annimmt, weder leiblich noch seelisch konstant bleiben, so hat man kein Recht, den Prozeß der Abänderung, dem sie unterworfen sind, einfach als Ent-Artung zu bezeichnen. Hier liegt die unüberwindliche Schwierigkeit des Dekadenz-Problemes, das im Zarathustra aufgeworfen wird, um des Denkers letzte Zeit immer überwiegender zu beschäftigen. Faßt man, wie er, die Geschichte der letzten Jahrtausende als Verfall auf, so ist es von entscheidendem Belang, ob dafür überhaupt ein Kriterium aufzustellen ist. Nietzsche glaubt eins zu besitzen in dem Begriffe des instinktkräftigen Typus, der mit einer Art von sympathetischer Erkenntnis weiß, was biologisch nützt, stärkt und aufwärts züchtet. Abnahme der Instinkte ist dabei mit dem Verluste des vitalen Höchstwertes gleichbedeutend. Von hier aus will es ihm erlaubt bedünken, die Lebensführung des homo europaeus seit dem Christentum oder schon seit Sokrates entwicklungsgeschichtlich als Entartung zu brandmarken. Wobei es unbestreitbar ist, daß die lebensfördernden Instinkte durch Theorie, Wissen, Erkenntnis, Skepsis, Menschenliebe, Mitleid, Staat, Autorität, Kirche, soziale Pflicht, bei den einzelnen gewiß nicht gestärkt werden.

Trotzdem läßt sich vom Instinkt und seiner Verherrlichung her kein Urteilsmaß für die Bewegung der menschlichen Geschichte gewinnen. Denn es entgeht dabei Nietzsche offenbar, daß der Instinkt schon in der außermenschlichen Natur höchst vieldeutige Erscheinungen zeitigt, die schwerlich in den Zusammenhang seiner eigenen Absichten passen. Auch die Organisation des Tierstaates, ungefähr das reinste Beispiel unbedingter Gemeinschaftsbildung (und unerreichtes Muster für alle möglichen und unmöglichen Zukunftsstaaten), gründet sich auf Instinkt und vielleicht nur auf ihn. Aber das Individuum als Eigenwert ist gleichzeitig hier so gut wie vernichtet. Es ist gerade das, was es für Zarathustra nicht sein darf: Träger einer Teilfunktion des Gemeinschaftswillens, Arbeiter für das ‚Gemeinwohl' des Stockes oder Baus. Was beweist also hier der Instinkt? Oder ist er hier etwa weniger Instinkt, weil er offenbar andere Wirkungen zeitigt wie beispielsweise in einer Raubkatze? Ist er hier, wo er in keiner Weise das Leben des Einzeltieres, wohl aber das des ganzen Stockes fördert, vielleicht Ergebnis einer ‚Entartung'? Ist es geschwächter, ver-

derbter, niedergehender Instinkt, was bei Bienen, Ameisen, Termiten, beim Biber und Murmeltier bewunderungswürdige Formen des Zusammenlebens bewirkt und erfunden hat, was die Tatsachen der jetzigen und jeder späteren Gesellschaft in vollkommener Durchbildung aufweist: die Teilung der Arbeit, die Vernichtung der Drohnen und damit der geborenen „Herren', die willkürliche oder natürliche Sterilität gewisser Klassen, die Vorausbestimmung des Geschlechts, Vergesellschaftung des Besitzes, — freilich nicht der Herstellungsmittel, die beim Tier organisch sind, — kurz, alles und noch manches darüber, was man von einer durchgängig „vernunftgeordneten" sozialen Ordnung erwarten kann? Ist es Dekadenz, Verfall, absteigendes Leben, daß hier das Individuum nichts, die Gattung alles sein will, daß der Instinkt wesentlich den vitalen Höchstwert der Gemeinschaft, nicht aber des einzelnen fordert, ja, daß dies zweifellos auf Kosten des einzelnen und seiner einzigartigen Bedeutung geschieht?

Schlägt somit der Versuch fehl, vom Begriff des Instinktes aus ein Maß für die aufsteigende oder absteigende Richtung unseres Lebens, unserer Menschlichkeit zu gewinnen, so kann ein anderer Einwand nicht unterdrückt werden. Wer beweist nämlich, daß es den Anlagen der Species ‚Mensch' am ehesten entspräche, instinktmäßig zu verfahren? Es bedarf doch keiner großen Überlegung, um die Kümmerlichkeit und Gebundenheit jedes bloßen Instinktwesens zu erkennen. Wer instinktiv verfährt, hat keine Wahl. Nicht einmal in seinen Vorstellungen ist er frei, denn er nimmt immer nur das wahr, was in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung zu den vitalen Interessen seiner Art steht. In der ‚évolution créatrice' hat Bergson auf sehr überzeugende Weise die Folgerungen aus dieser Tatsache gezogen und, wie ich glaube, endgültig mit der irrigen Vorstellung gebrochen, als sei Instinkt die vorbereitende Stufe zur Intelligenz, und diese entweder gesteigerter oder entarteter Instinkt. Beide verhalten sich vielmehr wie zwei durchaus nebengeordnete, jedoch gegensinnige Lebensäußerungen: womit jeder Versuch hinfällig wird, die eine über die andere erheben, an der andern messen oder gar entwickelungsgeschichtlich aus ihr ableiten zu wollen. Geschwächter Instinkt bedeutet noch lange nicht geschwächte Vitalität, niedergehendes Leben, sowenig wie man dies von unentwickelter Intelligenz behaupten dürfte. Als gleichwertige Organe des lebendigen Verhaltens kann entweder das eine oder das andere von der Entwickelung begünstigt werden, ohne daß wir mit Fug es wagen dürften, eins um des andern willen gering zu schätzen oder zu verpönen. Es ist bis jetzt, oder wenigstens bis in eine nahe Vergangenheit, der Stolz unserer Art gewesen, daß wir auf die Tätigkeit unserer Vernunft die Ordnungen unseres Daseins errichteten. Wenn diese Überzeugung etwa einer Ergänzung bedurft hätte, weil sie nicht die volle Wahrheit in sich schließt, so wäre just der

Instinkt am wenigsten geeignet, in unserer Kultur die Arbeit der Vernunft zu ersetzen. Falls es ein Höheres als die Intelligenz gäbe, irgendeine „dritte Erkenntnisart", wie sie tatsächlich jeder Denker von Bedeutung geahnt oder gefordert hat, so wäre dies gewiß nicht der Instinkt als solcher. Eher schon etwas wie jener desinteressierte Instinkt, von welchem Bergson spricht, ein durch die Schule der Intelligenz gegangenes und hier frei gewordenes intuitives Erkennen. Oder noch besser, eine Kraft umfassender Zusammensichtung, die sich auch auf die begriffliche Erkenntnis erstreckte, statt sie, wie Bergsons Intuition, schlechthin von sich auszuschließen. Denn die entscheidende Befreiung vom unmittelbaren Sinneseindruck, von der absoluten Gegenwart des „Hier" und „Jetzt" und „Dieses" konnte ja nur das Ding-Symbol, das Wort, die begriffliche Vorstellung bewirken. Erst sie hat uns das Bewußtsein unerlebter Vergangenheiten, den Abstand von den Gegenständen in Raum und Zeit, Umblick, Mittel, Zweck und damit Freiheit und Gestaltungskraft geschenkt. Sie gab uns erstmals, was kein Instinktwesen kennt, den uninteressierten Genuß von Wirklichkeiten, die nicht lediglich biologisch verbraucht, nicht sozusagen nur gefressen und verdaut zu werden bestimmt erscheinen. Und dem Begriff — im weitesten Sinn — verdanken wir endlich, was nie übersehen werden darf, jene besondere, reife und schöne Menschlichkeit, die ich, einen Ausdruck aus Adalbert Stifters Briefen aufnehmend, die Humanität der „Vernunftwürde" nennen möchte, — sie, die sich in zahllosen Formen, in Dichtung, Philosophie, Musik, in Wissenschaft, Staatsauffassung, bürgerlichen und gesetzgeberischen Reformen unserer klassischen Zeit ausgelebt hat und allerdings die edelste Errungenschaft der heraufgekommenen Mittelschicht gewesen ist, die Nietzsche als Trägerin des niedergehenden Lebens kurzerhand verwirft. Man kann sagen, daß es diese Menschlichkeit der Vernunftswürde sei, welche er — nicht ohne innern Zusammenhang mit der englischen Biologie seiner Zeit — zuerst in Frage gestellt, gefährdet und dann geradezu vernichtet hat. In unbeabsichtigter Gemeinschaft mit den so tief verachteten Engländern hat er Europa von Krisis zu Krisis, ja in völlige Richtungslosigkeit und Verwirrung gestürzt. Wie der Bevollmächtigte eines Schicksals hat er zerschmettert, was wir, seine Nachkömmlinge, mit unsäglichem Aufwand neu aufbauen müssen: durch den Schmerz der großen Zerstörung da gehärtet, wo vielleicht vormals zu viel nachgiebige Weichheit und Durchlässigkeit gewesen ist, um das auszuhalten, was heute auszuhalten ist . . .

All das bedenkend, wäre es trotzdem ungerecht, über eine solche Art philosophischer, oder, wenn man will, unphilosophischer Primitivität in Nietzsches Denken etwas anderes und wesentliches vergessen zu wollen. Denn diese Primitivität entspringt nicht unter allen Umständen nur

seinem Unvermögen, vielfältige Erscheinungen der Gegenwart zu erkennen und zu bewältigen. Sie könnte etwa auch ein Wiedererwecken früherer Lebensgefühle bedeuten, deren Verlust die Gegenwart als verarmt erscheinen ließe. So verstanden, hieße primitiv sein, einzelne würdige und großartige Impulse der Vergangenheit ins Leben zurückrufen, eine gealterte Menschheit allenfalls um einige Jahrhunderte, ja Jahrtausende verjüngen. Und gerade in dieser Hinsicht bedeutet Zarathustra viel, sehr viel. Denn hier verlebendigt sich der mächtige Begriff des Ethos wieder und mit ihm ein Vorstellungskreis von grundlegender Menschlichkeit, der seit dem Untergang der letzten hellenistischen Moralschule beinah verschwunden gewesen war. Das ist wichtig genug und greift so tief in den Verlauf unserer sittlichen Bildung ein – oder sollte dies wenigstens, – daß es in diesem Zusammenhang unmöglich erschöpfend dargestellt werden kann. Aber ein Wink, eine Andeutung, was damit gemeint sei, ließe sich vielleicht dennoch geben. Wir werden in einem zweiten Artikel darauf zurückkommen.

Österreichische Helden

von Robert Michel

Dieser Krieg mutet so an, als wäre er eine Abrechnung von Jahrhunderten; die Abrechnung zwischen den Gegnern wird in einer Weise geführt, die jeden Rechenfehler auszuschließen scheint. In früheren Kriegen mag das Kriegsglück und der Zufall manchmal eine ungerechte Entscheidung gezeitigt haben; in diesem Kriege wird aber infolge der Dauer und der Zähigkeit des Kampfes alles Zufällige entweder ganz ausgeschaltet oder von Fall zu Fall genau berichtigt. Dieser Krieg ist nicht nur der größte aller Kriege, er wird auch in seinen Ergebnissen der ehrlichste aller Kriege sein.

Die Geschichte des gegenwärtigen Krieges aufzubauen, wird eine gewaltige Aufgabe sein. Für die glückliche Lösung dieser Aufgabe, die eine Arbeit von vielen Jahren bedeuten wird, hegen wir in Österreich die beste Hoffnung, da wir einen Meister haben, der in der Blüte des Schaffens steht, und dem wir auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte mit gleichem Vertrauen begegnen wie Conrad von Hötzendorf auf dem Gebiete der Kriegführung. Unser Conrad der Kriegsgeschichte ist der General Max von Hoen. In den kleinen Stab, den er sich schon im Frieden für diese künftige große Arbeit erzogen hat, wurde durch den Tod leider eine Lücke geschlagen. Der unermüdliche, begabte Kriegshistoriker Hauptmann Dr. Anatol von Neumann-Spallart fiel im vergangenen Herbst an der Spitze seiner Kompanie in einem Gefechte bei Jaroslau. Ein anderer, der Hauptmann Rudolf von Hödl, ist am Tode hart vorbeigekommen, als er in den Augusttagen des Vorjahres einmal in der Gegend von Czernowitz einen Ritt auf Leben und Sterben machte, um den Flügel der Brigade, deren Generalstäbler er war, rechtzeitig in die Front zu bringen. Daß Hauptmann Edmund Glaise von Horstenau erhalten blieb, ist wie ein Wunder, da er doch der Generalstabschef des Fürsten Alois Schönburg-Hartenstein war, den seine Landesschützen in den schwersten Stunden immer in ihrer vordersten Reihe zu sehen gewohnt waren. Auch die anderen von Hoens Stabe stehen draußen und machen noch diese letzte und härteste Schulung für ihre künftige große Aufgabe mit. In Wien im Kriegsarchiv aber laufen jetzt schon zahllose Urkunden ein, die die Grundlage bilden werden für die Arbeit der Kriegshistoriker. Unter diesen Feldakten ist die unabsehbare Menge der Belohnungsanträge, in denen die Waffentaten einzelner Offiziere und Soldaten in kurzer und klarer Weise geschildert sind. Jede dieser Einzeltaten bildet sozusagen einen Baustein für das künftige ungeheure Bauwerk der Geschichte dieses Krieges. Es ist nun freudig zu begrüßen,

daß dieses edle Baumaterial nicht verborgen liegen bleiben muß: der österreichische Altmeister der Kriegsgeschichte General der Infanterie Emil von Woinovich hat im Kriegsarchiv einen erlesenen Stab von Historikern und Dichtern um sich versammelt und läßt nun aus der Fülle der Bausteine da und dort einen hochheben, auf daß man seine Schönheit und seinen Glanz von allen Seiten betrachten könne. Die vorläufigen Ergebnisse dieser Durchforschung sind zwei stattliche Bände: „Unsere Offiziere" und „Unsere Soldaten". (Wien 1915, Verlag der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung.)

Wenn in diesem gewaltigen Ringen die Armeen zweier Länder sich gegen eine mehrfache Überzahl zu behaupten vermochten, ja allmählich den Sieg an sich rissen, so müssen die Leistungen dieser Heere von einer Vollendung sein, daß kaum mehr eine Steigerung nach irgendeiner Richtung möglich wäre. Trotzdem mag es auch auf dieser Höhe der Leistungen – wenn auch kaum merkliche – Unterschiede geben, die wohl hauptsächlich bedingt sind durch die Rassenverschiedenheit der Kämpfenden. Wenn es bei der Ehrfurcht, die man der Arbeit unserer Armeen gegenüber empfindet, erlaubt ist, sie immerhin noch auf die Unterschiede in den Leistungen hin zu prüfen, so glaube ich einen Unterschied anführen zu können, den ich vorerst in der Widerspiegelung eines Vorganges aufzeigen will: Bei einer Ortschaft in Galizien hatte eine deutsche Abteilung und eine der österreichisch-ungarischen Armee das Lager aufgeschlagen. Der Feind war weit, die Lagerfeuer konnten nichts verraten und durften deshalb hoch und hell emporlodern. Der Abend war schön, so legten sich die Mannschaften nicht gleich zur Ruhe, sondern blieben an den Feuern sitzen und plauderten und sangen. Allmählich versiegte alles Gespräch und der Gesang waltete allein. Wenn die Deutschen in ihrem Kreise eines ihrer schönen Lieder anstimmten, war es drüben still, und wenn das Lied zu Ende war, stimmten die Österreicher einen Gesang an und die Deutschen horchten schweigend, so daß der Gesang nie von der anderen Seite gestört wurde. Aus dem deutschen Kreise tönte ein Lied nach dem anderen, von allen gemeinsam gesungen, kraftvoll und hinreißend; wogegen bei den Österreichern manchmal auch nur einzelne ihre Stimme erhoben und sie selbständig in einem Liede hören ließen und so ihre Kameraden erfreuten. Unter den Deutschen war vielleicht keiner, der allein hätte so wohlklingend und kräftig ein Lied vortragen können wie jene besten Sänger im österreichischen Kreise, dagegen ertönte aber der gemeinsame Gesang der Österreicher nicht mit derselben Gleichmäßigkeit an Kraft und Rhythmus wie jedes Lied am Feuer der Deutschen. Indessen mag man den Unterschied keinesfalls in weiterem Maße gelten lassen, als man zugleich feststellt, daß auch die Gesamtleistungen des österreichisch-ungarischen Heeres herrlicher sind, als der gläubigste Patriot

zu hoffen gewagt hätte, und daß auch in den Reihen der Deutschen zahllose Einzeltaten in die Erscheinung treten, die in der Weltgeschichte kaum ihresgleichen haben.

Wenn man diese zwei Bände mit den Darstellungen der Taten einzelner österreichischer Helden gelesen hat, so fühlt man sich nicht weniger bereichert, als ob man die Werke eines großen Dichters gelesen hätte. Dazu kommt aber dann das wundervolle Bewußtsein, daß diese Männer leibhaftig leben oder gelebt haben, daß diese Heldentaten von Menschen ausgeführt worden sind, die unsere Zeitgenossen sind, und vor allem, die kostbare Gewißheit, daß fast alle diese Männer und viele Tausende, die ihnen gleichwertig sind, noch draußen stehn, mit immer gleichem Opfermut bereit, neue heldenhafte Schläge gegen den Feind zu führen. Man wäre in Verlegenheit, wollte man einem der beiden Bände den Vorzug geben. Da sind in dem Buch über die Offiziere treffende Beispiele dafür, was ein Führer über seine Truppe vermag, wenn er sich selbst als Held zeigt, von dem General, der in der vordersten Reihe die Seele der stürmenden Kolonnen ist, bis zu dem jungen Offizier, der frei aufrechtstehend befehligt, um den Mut der gegen die Übermacht verzagenden Mannschaft zu heben. Mag solches Heldentum gegen alle Klugheit sein, ja gegen die militärische Vorschrift selbst, es ist deshalb nicht weniger bewunderungswert und die Wirkung solcher Taten auf den untergebenen Mann gibt den Tollkühnen dennoch recht. Aber nicht nur im Kampfe gilt es für die Offiziere ein Beispiel für ihre Soldaten zu sein, sondern auch im Leiden, im Darben und im Ausharren. Wer auch nur diese kleine Auswahl von Heldentaten unserer Offiziere kennen lernt, muß „überwältigt sein von dem ungeheueren Strome gewaltigen Geschehens, von den herzerhebenden Leistungen unserer prächtigen Offiziere, von ihrem schlichten Heldensinn, ihrer gesunden Kraft, ihrem ruhigen Selbstvertrauen und nicht zuletzt von ihrem Duldermut."

Irgendein Leser mag sich gegen soviel Größe und Heroismus wehren und sich sagen: Es ist der Beruf des Offiziers, vor dem Feinde tapfer und der Mannschaft ein guter Führer zu sein; die Geschichte und die Überlieferung lehrt ihn so zu sein, die freie Wahl des Berufes, sei er nun aktiv oder in der Reserve gewesen, verpflichtet ihn dazu." Nun aber die Mannschaften, die Helden des zweiten Bandes?

Zahllose von diesen Gepriesenen, die vorher Bauern oder Arbeiter gewesen waren, haben vor dem Eintreten in den Kampf nur eine notdürftige militärische Ausbildung erhalten, und nun vollführen sie ihre Heldentaten mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der ein Insekt, kaum zum Leben erwacht, ohne jemals von seinen Eltern oder Genossen gelernt zu haben, mit untrüglichem Instinkte das tut, was ihm frommt.

Man weiß nicht, soll man jene Großtaten am meisten bewundern, deren Vollbringer sie von Anfang an mit vollem Entschluß und im Bewußtsein aller Schwierigkeiten und Gefahren ohne Zagen und Wanken in Angriff genommen haben? Da ist der Kanonier Johann Kovacs, der des Entschlusses zu einer gigantischen Tat fähig war, bei klarer Erkenntnis des Ungeheuern der Aufgabe. Der Batterie, in der Kovacs als einfacher Kanonier diente, gegenüber hatten sich in der russischen Linie Maschinengewehre in einer kleinen Felsengruppe eingenistet und arbeiteten von dort aus auf unsere Front los, ohne daß man ihnen etwas anhaben konnte. Auch der Batterie wollte der erlösende Treffer nicht gelingen und der Batteriekommandant äußerte in seinem Unmut seinen Leuten gegenüber, die einzige Hilfe wäre, wenn man das ganze Felsennest in die Luft sprengen würde. Aber wie hingelangen, um mitten unter den Feinden eine Mine zu legen? Und wenn es wirklich einer wagen wollte, so wäre das mehr als Tollkühnheit, es wäre der sichere Opfertod. Da geschah es, daß der schlichte Kanonier Kovacs vortrat und meldete, er werde die Sache besorgen. Als es dunkel geworden war, belud er sich mit zwei Sprengladungen von je fünf Kilogramm Ekrasit und schlich in die Nacht hinaus. Eine Stunde nach der andern verstrich, die Kameraden warteten und die Stille der Nacht wurde ihnen immer unerträglicher. Endlich kurz vor dem Morgengrauen, da ertönte von drüben her plötzlich ein Donnerschlag, der weithin über die Landschaft polterte; dann war es wieder still. Als im ersten Tageslicht das Feuer eröffnet wurde, kam von dem Felsennest her keine Antwort. Aber auch der Kanonier Johann Kovacs kehrte nicht wieder. Das Andenken seiner Tat wurde mit der goldenen Tapferkeitsmedaille geehrt.

Oder soll man mehr jene Helden bewundern, die, von einer Gefahr und Schwierigkeit in die andere geworfen, sich immer wieder mit List und Mut durchzuarbeiten verstehn und in wenigen Tagen oder gar in wenigen Stunden eine Reihe von Taten vollführen, die sie würdig machen, die Brüder des kühnen Odysseus genannt zu werden. Ich will nur eine der vielen Odysseen aus diesem Buche und nur mit wenigen Worten anführen, die des Oberjägers Raimund Zobl des ersten Regiments der Tiroler Kaiserjäger. Als Zobl in seiner Kompanie beim Orte Uhnow zum erstenmal ins Feuer tritt, geht es gleich sehr heiß zu. Sein Zugskommandant fällt schwer verwundet nieder und viele Leute des Zuges sind schon tot oder kampfunfähig zurückgeblieben. Zobl ist jetzt Kommandant des Zuges, und er sieht gleich ein, hier gibt es nur eine Hilfe: Sturm auf die feindliche Batterie, die so nah gegenüber postiert ist und ihnen so schwere Wunden schlägt. Zuerst überrennt er mit seinen Leuten den russischen Schützengraben und dann heißt es sich hurtig an die Batterie heranpirschen. Unter-

wegs wird er von einer Offizierspatrouille entdeckt; doch läßt er ihr keine Gelegenheit, ihre Artillerie zu warnen: nach kurzem Kampfe ist sie bis auf den letzten Mann niedergemacht. Bald ist Zobl mit den Seinen so nah von der feindlichen Batterie, daß seine Schützen wohl mit jedem Schuß einen Treffer unter der Bedienungsmannschaft machen können. Jeder von ihnen nimmt einen bei den Geschützen aufs Korn und nun kracht es los. Einige fallen und den übrigen bleibt keine Zeit zur Besinnung. Schon stürzen sich die Kaiserjäger unter sie, und wer sich nicht rechtzeitig zur Flucht entschlossen hat, fällt unter ihren Streichen. Gleich am folgenden Tag gibt es wieder blutige Arbeit. Die Kaiserjäger geraten fechtend in ein schwieriges Terrain, Sumpf und Überschwemmungsgebiet. Es kostet viele Opfer. Der Kompaniekommandant selbst, Hauptmann Hans von Schmedes, stirbt den Heldentod; ein Leutnant und ein Fähnrich fallen schwer verwundet. Auch Zobl wird verwundet, er bleibt aber trotzdem in der vordersten Reihe, bis endlich nach siebenstündigem entsetzlichen Kampfe die Kaiserjäger allmählich die Oberhand gewinnen. In der zweiten Hälfte des Oktobers 1914 steht das Regiment am San. Die Kompanie, der Zobl angehört, liegt in der Reserve, ununterbrochen von der feindlichen Artillerie beschossen. Zobl bekommt den Auftrag, über einen breiten Nebenfluß des San einen Notsteg zu bauen. Er nimmt zwei Pioniere, treibt mit ihnen im nächsten Dorfe das nötigste Baumaterial auf und dann kriechen sie damit beladen zu der Stelle, wo sie den Übergang herrichten sollen. Sie bleiben nicht unbemerkt und müssen nun die Arbeit im Feuer des Feindes beginnen. In mannhafter Ruhe führen sie dem Gegner zum Trotz die Aufgabe aus; in einer Stunde steht der Steg fertig da. Erst jetzt bemerkt Zobl, daß ihn eine Schrapnellkugel getroffen hat, gottlob aber nicht gefährlich. Nach folgendem mehrtägigem Gefecht wird die Kompanie abermals hinter die Front zurückgenommen. Sie schlägt am San ihr Lager auf und Oberjäger Zobl stellt die Vedetten auf. Nun gibt es endlich eine Nacht mit Schlaf. Vor der Morgendämmerung indessen ist Zobl wieder bei den Vorposten. Dort wird ihm gemeldet, daß in einer nahen russischen Stellung die ganze Nacht hindurch viel Bewegung war. Zobl nimmt rasch ein Gewehr, belädt sich mit vielen Patronen und schleicht allein vor, um auszuspähn. Er findet einen Baum, den er sofort erklettert, um bessere Aussicht zu haben. Bald sieht er eine feindliche Abteilung mit zwei Maschinengewehren, die heranrückt. Er will sie vorbeilassen und dann rasch auf einem Umwege zu seiner Truppe zurückkehren, damit rechtzeitig das Richtige unternommen werden kann. Als aber die Abteilung zu dem Baume kommt, besinnt er sich anders; er nimmt den feindlichen Offizier aufs Korn, der gleich darauf in seinem Blute liegt. In rascher Folge schießt er noch die weiteren geladenen Pa-

tronen in den Haufen los und das Ergebnis ist, daß die ganze Abteilung die Flucht ergreift. Die nächsten Tage bringen wieder harte Stunden für die Kaiserjäger. Sie müssen an einer Stelle eingreifen, wo es den Russen gelungen ist, über den San vorzubrechen. Allmählich wird der Gegner wieder über den Fluß zurückgeworfen, nur in einem Dorfe diesseits hält er sich noch, stark verschanzt und jedem Angriff trotzend. Oberjäger Zobl mit sechs Mann, die sich alle freiwillig melden, wird ausgeschickt, um diese befestigte Stellung des Feindes genau zu erkunden. Die Patrouille gelangt unter großen Fährlichkeiten durch Ortschaften, in denen gerade der Kampf gewütet hat, bis sie endlich, auf dem Bauche kriechend, zu den starken feindlichen Stellungen durchdringt. Die Leute winden sich unter Drahtverhauen durch und schleichen sich unbemerkt bis in die Ortschaft hinein. Bald merken sie aber, daß sie sich allzuweit vorgewagt haben. Es bleibt keine andere Rettung als reglos und still auszuharren. Da naht auf der Straße vor ihnen die dunkle Gestalt eines feindlichen Offiziers und hinter ihm beginnt eine Maschinengewehrabteilung Aufstellung zu nehmen. Einer der Kaiserjäger vermag sich nicht zurückzuhalten und stürzt auf den feindlichen Offizier los. Da kracht es aber auch schon von den Maschinengewehren her und Zobl duckt sich rasch zur Erde. Mit Entsetzen sieht er, daß seine sechs Leute in ihrem Blute liegen. Die Russen glauben, daß keiner lebend geblieben ist, und halten mit dem Schießen ein. Der Oberjäger benützt diese Pause und macht sich im Nu davon. Er kommt auf den Marktplatz, vergräbt sich rasch in einen Düngerhaufen und sieht von da aus, wie drüben sein Regiment zum Sturm ansetzt, doch angesichts der russischen Übermacht wieder seine frühere Stellung beziehen muß. Trotzdem wagen die Russen nicht zu folgen, sondern beginnen den Ort zu räumen. Viele Maschinengewehre werden zum Abtransport auf den Marktplatz gebracht. Da dröhnt es plötzlich im ganzen Ort; eine Salve von österreichischen Haubitzen hat eingeschlagen. In der allgemeinen Verwirrung befreit sich Zobl aus dem Misthaufen, und triefend von Jauche stürzt er mitten durch die Maschinengewehre und mitten durch alle Feinde, die entsetzt vor dieser Erscheinung zurückweichen, und gewinnt das Freie. Im rasenden Rennen durch feindliches Feuer kommt er endlich zu seiner Kompanie, wo er schon längst totgeglaubt wurde.

Fahnen, Geschütze und Maschinengewehre bilden besonders häufig die Brennpunkte heroischer Taten. Aber auch in der Aufopferung für verwundete Offiziere werden zahllose Heldentaten vollführt und mehr noch, wenn es gilt, den Tod eines Offiziers zu rächen. Gefangene leisten oft Übermenschliches, um sich aus den Händen des Feindes zu befreien. Wo es den Kameraden möglich ist, setzen sie alle Kraft und ihr eigenes Leben daran, dem Feinde seine Beute an Gefangenen zu entreißen. Auch auf

Patrouillengängen und bei allen Gelegenheiten, in denen einzelne Soldaten selbständig handeln müssen, wird Heldenhaftes geleistet. Im Einbringen russischer Gefangener hat sich ein wahrhafter Sport entwickelt; da die meisten österreichischen Soldaten eine slawische Sprache beherrschen, fällt es ihnen nicht schwer, mit den Russen zu verhandeln. So kommt es häufig vor, daß es einzelnen Soldaten gelingt, ganze Haufen von Russen als Beute einzubringen. Jedesmal geht es aber nicht glatt ab. Da zog zum Beispiel am 28. Dezember 1914 der Infanterist Josef Borbely des 48. Infanterieregiments aus dem Schützengraben bei Stary Korczyn auf Russenfang aus. In einer Feuerpause hatte er sich von seinem Bataillonskommandanten die Erlaubnis hierzu erwirkt. Hunderte von neugierigen Augen folgen ihm, während er aufrechtschreitend zur russischen Stellung hinübergeht. Die Russen sind von dem tollkühnen Wagnis so verblüfft, daß sie auf ihn nicht schießen. Als er aber ganz nahe kommt, legen doch einige auf ihn an und fordern ihn auf, sich zu ergeben. Da läßt nun Borbely seine Schlauheit spielen. Er zeigt sich willfährig und übergibt ohne Widerrede seine Waffen. Dabei erfaßt er mit einem Blick die ganze Lage: Zwei Offiziere und etwa siebzig Mann sind da; mit diesen kann er es ja allenfalls versuchen. Vorsichtshalber aber ruft er noch ein paar Kameraden zur Hilfe. Die Russen verstehen zwar nicht, was er da hinüberruft, als sich aber sieben Mann drüben erheben und herübereilen, mißdeuten sie die Absicht dieser Wackeren gründlich und glauben es mit Überläufern zu tun zu haben. Inzwischen versucht Borbely seine Überredungskunst an den Russen. Leider sind aber die Moskalen diesmal nicht zum Sichergeben geneigt. Nun, da es nicht im guten geht, entschließt sich Borbely zur Anwendung von Gewalt. Als die Kameraden schon nahe sind, springt er blitzartig einen Russen an, entreißt ihm sein Gewehr und schlägt ihn damit nieder. Gleichzeitig ruft er seinen Kameraden den Befehl zum Sturm zu. Diese nehmen sich an Borbely das Beispiel und nach kurzer Gegenwehr gibt sich die große Überzahl der Russen gefangen.

Ergötzlich ist eine Geschichte ähnlicher Art, wie der Zugsführer Vincenz Holik des 13. Dragonerregiments mit seinem Kameraden, dem Dragoner Preibisch, gefangen genommen wird, nach langer Eskortierung plötzlich die Bewachungsmannschaft überwältigt und schließlich mit achtzig unverwundeten Russen als Gefangenen zu seiner Truppe zurückkehrt.

Eine nicht seltene Erscheinung ist es, daß Nichtbewaffnete, zum Beispiel Offiziersdiener oder Tambure, Heldentaten vollführen. Auch kommt es vor, daß einzelne Soldaten, die monatelang brav und ehrlich in vielen Gefechten ihre Pflicht getan haben, ohne sich aber jemals sonderlich vor ihren Kameraden hervorzutun, eines Tages plötzlich zu großen Helden werden und durch ihr Beispiel die anderen zu den kühnsten Taten mit-

reißen. So hatte der Infanterist Franz Stöckel des Egerländer Infanterie-regiments Nr. 73 einmal seinen großen Tag. Der Angriff, den er in seiner Truppe mitgemacht hatte, war im feindlichen Feuer gescheitert. Die Russen setzten nun ihrerseits zum Gegenangriff an. Da hatte der wackere Infanterist Stöckel, der zwar verwundet war, aber nicht daran dachte, zum Hilfsplatz zurückzugehn, einen heroischen Entschluß gefaßt. Er sammelte rasch einen Haufen von Handgranaten und erwartete nun den Sturm der Russen. Als diese mit lautem Hurra herangerückt kamen, bewährte sich nun Stöckels Fertigkeit, die er sich schon als kleiner Junge beim Steine-werfen angeeignet hatte. Mit prachtvollem Schwunge flog eine Hand-granate nach der andern zielsicher in die russischen Reihen. Die platzenden Geschosse richteten eine furchtbare Verheerung an; kein einziger Russe ver-mochte bis an die Stellung heranzukommen. Der russische Kommandant ließ aber eine starke Reserve heranrücken, die die Zurückweichenden zu er-neutem Sturme vorriß. Vor dieser Übermacht wurde es gefährlich. Jetzt hieß es noch gründlicher arbeiten. Infanterist Stöckel sprang aus der Deckung, um vollkommen ungehindert zu sein. Die Unteroffiziere ermahn-ten ihn, er möge sich decken, da doch die russischen Scharfschützen aus der rückwärtigen Stellung sichtlich gerade ihn aufs Korn nahmen, so daß die Kugeln dicht um ihn pfiffen. Stöckel aber hatte nur die Antwort: „Das ist ganz egal, entweder gehört der Graben uns oder ich bin hin." Mutig schwang er wieder seine Handgranaten und die Kameraden drängten sich in der Deckung hinter ihm, um ihn mit immer neuen Wurfgeschossen zu versorgen. Die Russen fluteten wieder zurück; dank der Kühnheit dieses einen Infanteristen war die Stellung in unserem Besitze geblieben.

Der Durchbruch der Goeben und der Breslau

von Emil Ludwig

Am 6. August 1914 Punkt 5 Uhr nachmittags lief S. M. S. Goeben aus der Reede von Messina, vorbei an S. M. S. Breslau und General, die in Abständen folgen sollten. Es spielte die Kapelle, es sangen die Matrosen, Mützen wurden geschwenkt, Tücher und Hände; aber mancher, als er beim Vorüberfahren den Kameraden vom Schwesterschiff erkannte, dachte: Seh ich dich morgen wieder? – und er schwieg. Denn es galt durchzubrechen, und alle glaubten: nach der Adria.

Zuerst fuhr das Schiff Zickzackkurs, denn alles, was noch überflüssig war, lag an Deck geschichtet, um jetzt im Meere zu versinken; damit nichts in die Schraube fiele, drehte das Schiff den eisernen Rumpf hin und her. Da fielen die letzten Bootsmasten und Kisten, große und kleine, ernste und drollige Dinge von Bord, und die kleinen Fischerboote folgten eifrig, um etwas zu ergattern. Aber mächtig hob sich nun zum erstenmal das völlig gefechtsklare, kahle Schiff, eine riesige Festung. Für den, der den ersten Feind melden würde, hatte der Admiral einen Taler ausgesetzt. Kaum war das Schiff aus der Straße heraus, da konnte ein Signalgast den Taler schon verdienen.

„Backbord voraus, in der Ferne ein Kreuzer."

„Klar Schiff zum Gefecht."

Der englische Kreuzer war von der Weymouth-Klasse und, wie sich später zeigte, derselbe „Gloucester", mit dessen Leuten die Breslau-Matrosen heute vor acht Tagen vor Durazzo Wasserpolo gespielt hatten. Auf hundert Hektometer kam er heran. Jetzt endlich, jetzt werden wir schießen, das erstemal einen Engländer schießen! An den Geschossen zucken die Hände. Wie am Start die edlen Pferde, so stampfen und warten voll Ungeduld die Leute und die Offiziere auf das Zeichen: Feuer! – Warum warten wir? Sicher funkt er schon an sein Geschwader, daß wir da sind! Der Kommandant fragt an beim Vizeadmiral Souchon: ob er schießen solle? – Nein. – Nein? – Staunen. Die Funkenoffiziere begreifen die Absicht noch weniger. Sie hören am Ton, daß dieses Schiff sie soeben meldet. Obwohl sie die chiffrierten Worte nicht verstanden, merkten sie an Ruf und Antwort: sie waren erwartet, alles war vorbereitet. Der Kreuzer gab Signal, dreistellige Gruppen. Eine Gruppe kehrte öfters wieder: „Wumufu": die Zahl der Buchstaben entspricht der der Goeben. (Noch lange haben sich die Leute in der Funkenbude „Wumufu" genannt.) Der Lage nach kann der Funkenoffizier mit Bestimmtheit schließen, daß das chiffrierte Signal des feindlichen Kreuzers lautet: „Goeben nimmt Kurs auf Adria".

— Stören! — denkt der Offizier — ich will ihn stören! Ändere ich die Welle mit seiner Welle, so kann ich die Signale, die er seiner Flotte nach rückwärts schickt, aufhalten, verzögern. Der Offizier fragt an beim Admiral: ob er nicht stören solle. Zugleich fragt der Kommandant ein zweites Mal an: ob er nicht schießen solle.

— Nein.

Niemand — außer dem Stabe — versteht den Admiral, während er schweigt und denkt: Das ist der Fühlungshalter, der ihnen melden soll, was wir tun. Dort fährt er, um uns zu retten, während er glaubt, uns zu vernichten. Er soll seine Arbeit tun. Ich will ihn nicht schießen noch stören. Denn was könnte mir der nächste Freund in diesem Augenblicke Günstigeres bescheren als ein Schiff, das ungestört Fühlung hält und dauernd seiner Flotte meldet: Die Deutschen wollen nach der Adria, — während sie nach den Dardanellen wollen.

Es wurde dunkel, die Breslau schloß auf, es wurde zehn Uhr abends. Da kam von der Brücke der Befehl: „Rechts um. Kehrt Steuerbord. Kurs auf Kap Matapan." Der Fühlungshalter sieht das Manöver, aber im Augenblick, da er der feindlichen Flotte melden will: Sie drehen ab, nach Osten, — jetzt befiehlt der Admiral: Stören! Mit allen Kräften stören!

Jetzt fing die Goeben an, das feindliche Funken durch sinnloses Funken zu stören und blieb dabei — zwei ganze Stunden lang! Indessen lag die feindliche Flotte sicherlich bei Malta und an der Straße von Otranto, um die nach der Adria durchbrechenden Deutschen abzufassen. Statt daß sie nun den Engländer melden hört: Sie drehen ab nach dem Ägäischen Meere!, — erwartet sie ruhig die Deutschen an der Adria — todsicher, hier müssen sie kommen. Währenddessen fahren diese Deutschen unangefochten weiter östlich, und nur der Fühlungshalter, atemlos funkend, sucht sich vergeblich verständlich zu machen. Gleicht er nicht einem Träumenden, der schreien will und keinen Laut vorbringt? In diesen zwei entscheidenden Stunden hat er nur weniges absenden können, das wissen die deutschen Funkenoffiziere durch Mithören und Beobachten des gegnerischen Funkenverkehrs, auch weil das internationale V. E. („Verstanden!") von keiner Seite durch die Luft kam. Einige Worte mögen, mit großer Verspätung, die Engländer verstanden haben. Das zeigte dann der nächste Tag. Die kritischen Stunden aber waren frei — fürs erste waren die Deutschen durch.

Wo steckte der Fehler des Feindes? Vor der Straße von Messina — und nirgends anders hätten die Engländer warten müssen! Ihnen aber schien sicherer, in der Straße von Otranto zu warten, die vierzig Seemeilen breit ist: so gewiß waren sie, daß Goeben und Breslau nach der Adria durchbrechen mußten, um sich mit den Österreichern zu vereinigen. Diesen

wahrscheinlichen Fall nahmen sie als gewiß und einzig möglich, der freilich ferne liegende Gedanke an die Dardanellen kam ihnen nicht.

Aber mit Geschick hielt der vereinsamte englische Kreuzer Fühlung, die ganze Nacht hindurch. Es zuckte ein wildes Gefunke zwischen den Engländern hin und her, Verwirrung kam unter ihnen auf und wuchs, niemand schien etwas Gewisses zu begreifen. Da vollends Goeben und namentlich Breslau aussehen wie englische Schiffe, so gewinnt die Ansicht an Wahrscheinlichkeit, daß sich in dieser Nacht der Mißverständnisse englische Schiffe untereinander beschossen haben. Wenigstens hörte der „General" von einer anderen Stelle des Mittelmeeres aus schießen, und viele spätere Nachrichten bestätigen die Annahme.

Indessen hatte sich der Engländer auf fünftausend Meter an Breslau herangemacht und feuerte 11 Uhr 45 nachts einen Torpedo. Die Breslau, die sofort Steuer auf 25 Grad Backbord legte, wich dem Schuß mit dem Heck auf 80—100 Meter aus. Darauf nahm der Engländer wieder andern Kurs und schien in der Nacht zu verschwinden.

Am Morgen des 7. war er wieder da. Diesiges Wetter und die vielen Inseln dieser Gegend um Kap Matapan auszunutzen, war der neue Gedanke des Admirals. Mit Goeben, wollte er voraus, Breslau sollte im Kielwasser folgen, die Goeben deckend. Wenn dann die Goeben hinter einer Insel verschwand, sollte die Breslau viel Rauch entwickeln, hin- und herfahren und so die Fahrt der Goeben dem Feinde verbergen. Diese List hat aber der Feind durchschaut. Zu klug, um weiter nachzufahren, zu ungeduldig, um noch immer seine Flotte zu erwarten, die ihn — er wußte nicht warum — nicht hörte, entschloß er sich kurz und eröffnete vor den Inseln das Feuer auf Breslau.

Gegen Breslau wußte er sich im Vorteile, diesem Schiffe mit seinen 10,5- war er mit 15 cm-Geschützen überlegen. Er schoß, von 1 Uhr 43 bis 1 Uhr 50 auf 140 Hektometer, sieben Minuten lang, ohne Erfolg. Breslau erwiderte. Goeben, einige Meilen voraus, drehte beim ersten Schuß ab, um ins Gefecht einzugreifen. Als er aber die Goeben kommen sieht, die er sich überlegen weiß, dreht der Engländer auf der Stelle hart ab, fährt mit äußerster Kraft nach Norden davon und verschwindet hinter der Südspitze Griechenlands.

Gloucester hat seine Aufgabe erfüllt, jetzt sucht er die Freunde und wird ihnen melden, daß die Deutschen nach den Dardanellen gehen. Breslau schließt auf. Nun zeigt sich, sie hat einen kleinen Treffer gegen den Gürtelpanzer weg, aber ohne Leck, nur eine Erschütterung. Gloucester seinerseits hatte — wie später bekannt wird — zwei Treffer erhalten: Boote zertrümmert und achtern aufgerissen. An Bord der Breslau war ein Leutnant, der wußte seinen Schwager an Bord des Gloucester. Vor fünf Wochen hatte er dem Freunde die Schwester gefreit, vor acht Tagen

hatten sie miteinander gespielt und gemeinsame Grüße der Frau und Schwester nach England geschickt — jetzt schossen sie aufeinander.

Kaum aber war der Verfolger erledigt, da kommt eine neue — die größte Gefahr. Sie kommt durch die Luft geflogen und zwar als Funkspruch an den Admiral: „Einlaufen Dardanellen vorläufig nicht möglich".

Der Seemann hatte alles berechnet und will es wagen. Der Diplomat ruft ihm plötzlich ein Halt entgegen. Der Admiral denkt: Vorläufig nicht möglich? Vorgestern war es dringendes Bedürfnis. Soll ich, umstellt von feindlichen Schiffen, blockiert und endlich durchgebrochen, mit einem Male nicht dorthin, wohin in diesen achtzig Stunden seit dem Befehle alle meinen Gedanken dringen? Weiter muß ich! Aber — ist dies Ägäische Meer nicht reich an Inseln? Buchten muß ich suchen und Schlupfwinkel, um Zeit zu gewinnen, um Nachrichten zu geben und zu erhalten, wann dies „Vorläufig" abläuft. Mit gutem Willen oder mit bösem: ich muß hinein! Der Kaiser hats befohlen!

In dieser Lage — allein im Ägäischen Meere, ungewiß wohin steuern, außerstande, mit der Heimat oder mit der Türkei zu sprechen, in Unkenntnis über den heutigen Stand der deutsch-türkischen Verständigung — ruft der Admiral sein drittes Schiff an, das er für solche Fälle detachiert hat, und erteilt dem „General" Befehl, schleunigst nach Smyrna zu fahren, um dort Verbindung mit Konstantinopel herzustellen. Dies ist das erste Mal, daß er ihn anruft, denn gestern hat er jeden Verkehr mit ihm vermieden, um sich nicht durch die „Stimme" zu verraten, durch dieses Organ, das jedem drahtlos telegraphierenden Schiffe wie einem Menschen eigentümlich ist.

Indessen haben sie, Kap Matapan passierend, nach Verabredung dort einen Kohlendampfer vorgefunden und ihm durch Flaggensignal befohlen zu warten. Sie suchen noch die Bucht, in der sie in der Stille kohlen und die entscheidende Nachricht von Konstantinopel via Smyrna und „General" abwarten können. Bald darauf, gleich nach fünf Uhr nachmittags, begegnen sie zwei französischen Passagierdampfern; die suchen, dicht unter der griechischen Küste fahrend, Schutz für die tausend Reservisten, die sie vom Goldenen Horn nach der Heimat bringen sollen. Gefechtsklar fahren die deutschen Kriegsschiffe am Feinde vorüber, aber sie schonen ihn, weil er in einer neutralen Hoheitsgrenze fährt. Der Krieg war erst drei Tage alt, noch wußte man nicht, daß in wenigen Wochen alle Pfeiler des Völkerrechts unter dem maßlosen Drucke zusammenbrechen würden.

Bis jetzt war tage- und nun wieder stundenlang der Admiral mit höchster Kraft gefahren, um den Verfolgern zu entgehen. Jetzt mit einem Male heißt es langsam fahren, warten. Er denkt: Bis ich via Smyrna Nachrichten erhalte, müssen zwei Tage vergehen. Dies Inselmeer gibt den

günstigsten Stand. Hier kreuze ich leidlich unsichtbar und fülle die Zeit mit kohlen, denn niemand weiß, was uns in diesem Meer, in diesen Tagen noch bevorsteht. So kreuzen die Schiffe den ganzen 8., abends wird Breslau detachiert, den kleinen Dampfer abzuholen und nach Denusa zu bringen.

Denusa war die einsamste und wildeste der Inseln, die der Admiral auf der Karte und in der Landschaft fand. Hier fand man keinen funkenden Dampfer vor, noch weniger eine funkende oder kabelnde Station an Land, weder Militär noch Gendarmen, und als die beiden grauen Ungetüme mit ihrem kleinen schwarzen Begleiter in der Rusa-Bucht vor Denusa vor Anker gehn, kommen nur ein paar Dutzend verträumter griechischer Fischer an den Strand, die nichts vom Kriege, die kaum etwas von der Welt wissen, und staunen zu den Fremdlingen hinüber. Doch jeden Augenblick konnte der Feind um die Ecke biegen. Ständig lagen während des Kohlens die beiden Schiffe unter Dampf. Zudem fuhr nachts die Pinasse vor der Insel umher.

Um jede Möglichkeit der Meldung oder Spionage mit etwa unbekannten Mitteln zu verhindern, mußten die Matrosen ihre Mützenbänder umdrehen, und die Schiffsnamen wurden verhängt. So wird vom 9. nachmittags fünf Uhr bis zum 10. früh fünf Uhr ohne Pause gekohlt und zwar kriegswacheweise, damit stets eine Kriegswache klar sei, denn alle Geschütze und Scheinwerfer sind besetzt. Nachts ist alles abgeblendet, im Stockfinstern wird gekohlt. Als lägen sie an der Pforte einer Seefestung: so liegen gewaffnet diese deutschen Schiffe auf der Lauer, mitten in robinsonhafter Einsamkeit.

Nächst der Dunkelheit erschwert die kümmerliche Einrichtung dieses alten Kohlenkastens die nächtliche Arbeit: er hat nur Einen Ladebaum zu vergeben, der ist zu kurz, um auf Deck hinüberzureichen, – und dies bei dem Wetteifer der beiden Schiffe, deren jedes sich möglichst vollladen will! Und doch ist diese Nacht, in der die Kameraden im Finstern an einem unbekannten Strande friedlich miteinander um die Kohle kämpfen, die erste, in der sie sich nach den drei wildesten Tagen und Nächten ihrer Dienstzeit besuchen, sprechen, die Hände schütteln können. Auch ist ihnen allen die eigene Stimmung neu, allen kommt sie überraschend. Hatte man nicht den Kampf auf Leben und Tod vorausgefühlt, vorgestern, an jenem Abend, als sich die Straße von Messina zum Meere weitete? Und nun waren sie durchgebrochen, die Goeben ohne einen Schuß zu lösen, die Breslau nach ganz kurzem Gefecht. Lagen ihre Magazine nicht voll Granaten? Waren die Herzen nicht voll Ungeduld zu schießen? Trug nicht dies Meer unzählige Geschosse im Bauche feindlicher Schiffe? Mit Staunen fühlten sie sich plötzlich in einer unkontrollierbaren Sicherheit – gerettet durch List,

nicht durch Gewalt, durch Klugheit, nicht durch Geschütze. In dieser Nacht war ihnen zumute wie Menschen, die am Morgen nach einem Gelage erwachen, kaum wagen, den schweren Kopf zu bewegen — und bei der ersten Bewegung merken, daß sie heil sind und leicht. Unheimlich leicht war ihnen zumute. Ist das alles? Was würde morgen kommen? Niemand wußte, wohin die Fahrt ging, und wer etwas von den Türken flüsterte, wurde ausgelacht: Die Dardanellen waren doch geschlossen!

Inzwischen hatte der „General“, schutzlos als unarmierter deutscher Dampfer zwischen den englischen Linien im Mittelmeer kreuzend, seine Mission auf abenteuerliche Art erfüllt. Als er am 6. abends Messina verließ, hatte er Befehl, nach der Insel Santorin zu fahren, in keinem Falle aber das Flaggschiff anzurufen. Dicht unter der sizilischen Küste fuhr er dahin. Um aber aus dem Kurs der allgemeinen Schiffahrt zu kommen, ging er südlich bis auf die Bai von Tripolis und dann erst außerhalb der übrigen Linien nach Nordosten. Daß er von allen Kursen den gefahrlosesten wählte, dafür sorgten die Engländer! Da die Agenturen ihrer P. & O.-Line offen untereinander funkten, brauchte der „General“ nur etwa abzuhören: „Persia soll nicht nach Marseille laufen, sondern Kurs nach Malta nehmen, möglichst südlich.“ So erfuhr der Kapitän, welche Linie er meiden mußte, um nicht von feindlichen Dampfern getroffen und sogleich den Kriegsschiffen verraten zu werden.

Am 7. abends erhält er den Funkspruch: „Nicht nach Santorin, sondern nach Smyrna fahren, Verbindung mit Konstantinopel schaffen.“ Am 8. fragt Goeben mehrfach an, ob nicht Verbindung mit Pola herstellbar, da Verbindung mit Berlin verloren. Da dies mißlingt, erhält nun „General“ durch Funkspruch die Telegramme, die er für den Admiral von Smyrna nach Berlin und Konstantinopel drahten soll.

Als er am 9. ungestört in Smyrna ankommt, um, wie er dort sagt, Kohle zu nehmen (die er aber nur „bestellt“ hat), werden die dort liegenden englischen Handelsschiffe aufmerksam, denn ungeniert zeigt er die deutsche Flagge. Der Kapitän geht an Land zum deutschen Generalkonsul. Als dann aber endlich die Antworten vom Admiralstab und von der deutschen Botschaft aus Konstantinopel eingelaufen und chiffriert nach der Goeben zurückgefunkt sind, erhält „General“ Befehl von der Goeben: „Sofort nach Dardanellen!“

Das deutsche Schiff hatte Aufsehen erregt im Hafen von Smyrna, fort konnte es nicht, ehe die englischen Handelsdampfer, die eben ihre Anker lösten, außer Sicht waren, denn sie hätten es der Kriegsflotte gemeldet. Bis dahin aber wurde es Abend, und nach Sonnenuntergang lotsen die Türken niemand durch das Minenfeld. Keine halbe Stunde

war zu verlieren. So entschloß sich der Kapitän, ohne Lotsen hinauszufahren, nur nach der Erinnerung an die Passage vom Morgen. Abgeblendet, im Schutze der unsichtbaren Schluchten von Mytilene, zwischen starkem Funkenverkehr – also nahe an englischen Schiffen, die er nicht sah – fuhr er Kurs auf Dardanellen. Ohne die Geschicklichkeit dieses Kapitäns der Deutschen Ostafrika-Linie hätte der Admiral die entscheidenden Nachrichten kaum aufgeben und erhalten können.

Er hatte sie noch nicht erhalten, da war er am 10. morgens 5 Uhr 45 mit Goeben und Breslau in See gegangen, mit sparsamstem Kohlenverbrauch, solange es nicht eilig schien, von zehn auf fünfzehn, schließlich auf achtzehn Meilen steigend. Obwohl noch keine Antwort da war, hatte er Kurs auf Dardanellen genommen, entschlossen zu brechen, was etwa nicht zu biegen wäre. Als endlich am Nachmittag der „General" die Antworten herüberfunkte, gaben auch sie noch nicht entscheidenden Aufschluß, ob und wie die Schiffe aufgenommen würden.

Als um fünf Uhr Kap Helles in Sicht kommt, steht der Admiral auf der Brücke, noch immer ungewiß, wem er in diesem Augenblick entgegenfährt: einem Neutralen, von dem man die kategorisch verweigerte Einfahrt erzwingen muß – oder einem Freund. Wartet – fragt er sich im Anblick dieser Küste – hier eine Seeschlacht oder ein Händeschütteln? Rasch nähern sich die deutschen Schiffe dem Kap, der Meerenge, von deren Haltung alles abhängen soll. Gefechtsklar und zu allem entschlossen, was nötig wäre, fahren sie grade auf die Küste zu, alle Mann auf Gefechtsstation, Geschütze, Maschinen, Pumpen klar. Denn wenn sie selbst hier glatten Einlaß bei den Türken finden sollten, – konnte nicht jeden Augenblick der Engländer erscheinen, der sie suchte oder verfolgte? Der Funkenverkehr umher war so stark, daß der Admiral sie jetzt wohl in der Nähe erwarten konnte.

Unter der Küste liegen einige Boote. Der Admiral läßt nichts signalisieren als diese Worte: „Schicken Sie mir einen Lotsen!" Atemlose Spannung in zweitausend deutschen Soldatenherzen. Unbeweglich blickt über ihre Köpfe hin von der Brücke aus das quadratische Antlitz des Admirals auf das Ziel, von dem die schlüssige Antwort kommen muß.

Da geht drüben die Flagge hoch: „Folgen Sie mir!"

10. August 1914, nachmittags 5 Uhr 17.

Zweitausend Deutsche atmen auf. Seit zehn Tagen vom Feinde verfolgt, durchs Mittelmeer gejagt, zwischen ganzen Flotten zwei einsame Schiffe, die ganze Welt als Feind fühlend: – und mit einem Male gehen an einem fremden Kap ein paar bunte Tücher hoch, die reden ihre Sprache im Winde und sagen: Willkommen im Hafen! Folgen Sie mir! Und während die großen deutschen Schiffe dem kleinen türkischen

Lotsenboote folgen, das sie behutsam durch die Minen führt, steht auf der Brücke im Lichte des klarsten Sommernachmittags der Admiral und denkt: Was auch in diesen Gewässern kommen möge – wir haben uns durchgeschlagen, wie es der Kaiser befahl! –

England kam vier Stunden zu spät. Wären die englischen Schiffe vier Stunden früher vor den Dardanellen angekommen, der türkische Krieg wäre vielleicht nicht oder nicht in dieser Form gekommen. Als Goeben und Breslau schon drei Stunden vor Tschanak in den Dardanellen lagen, wurde ein englisches Kriegsschiff bei Kap Helles gemeldet. Am nächsten Morgen fragte es, ob deutsche Schiffe hier eingelaufen wären, erhielt aber keine Antwort. Es forderte Einlaß, erhielt aber abschlägigen Bescheid. Nach dem Funkenverkehr zu schließen, waren mehrere Engländer in der Nähe.

Warum haben die Engländer an diesem Abend die Dardanelleneinfahrt nicht forciert? Sahen sie nicht, daß eine weltgeschichtliche Entscheidung von ihrer Kurage abhing, mit Gewalt und ohne Führung ein Minenfeld zu durchfahren, das sie aus dem Balkankriege kannten? Freilich, das kleine Schiff, das anklopfte, konnte es allein nicht wagen. Wo waren die großen? Kohlten sie noch vor Malta? Wie war es möglich, daß sie, wenn ihnen schon der Schneid abging, den Durchstoß auf alle Fälle gegen das Feuer der Befestigungen zu versuchen, sich nicht einmal vor den Eingang legten, um diese unschätzbar wichtige Wasserstraße sofort zu blockieren, statt sechs kostbare Monate zu verwarten und dann mit ungenügender Streitmacht den indessen erneuten Befestigungen verspätet gegenüberzutreten? Der ganze Krieg hätte eine andere Wendung genommen.

Konstantinopel, im November

Heimatsbriefe an russische Soldaten

Die Briefe, die hier veröffentlicht werden, stammen von russischen Gefangenen und sind uns von einem österreichischen Armeedolmetscher zur Verfügung gestellt. Der Deutsche kennt den russischen Volkscharakter fast nur aus der Literatur. Diese Briefe aber bedeuten einen unmittelbaren Einblick in die Volksseele. Hier ist die seltene Gelegenheit, den „russischen Menschen" zu beobachten, wie er spricht. Denn er schweigt nicht, wie zu Puschkins Zeiten. (Im „Boris Godunow" wird dem Volke nicht einmal die Rolle des Chores zugestanden; im tragischsten Moment, wo man den Ausbruch der Volksleidenschaften erwartet, heißt es ausdrücklich: Das Volk schweigt.) Das Volk spricht und schreibt. Und staunenswert ist in diesem Lande, das vom Analphabeten den „Halbalphabeten" unterscheidet und diesen Bildungsgrad in der Sprache berücksichtigt, die Redegewandtheit auf dem Papiere, trotz völliger orthographischer Unbeholfenheit. Der russische Bauer besitzt Stil, eine konventionelle Sprache, die in ihrer Starrheit uralte Elemente zu erhalten verstanden hat. Wie „Bylinen", wie Totenlitaneien, wie der Singsang einer Wehklage klingen diese im zwanzigsten Jahrhundert geschriebenen Briefe, in der ihnen eigenen peinlichen Beobachtung der Rangordnung bei Erwähnung von Verwandten, in den schnörkelhaften Ehrenbezeugungen, Beschwörungen, schematischen Wiederholungen, der patriarchalischen Ausdrucksweise, der instinktiven Poesie. Aus solchen Gründen verstehe man ihre Veröffentlichung an dieser Stelle.

Odessa, 14. Januar 1915

An Iwan Afanassijewitsch Ljapunow. Krassnoje Sselo.

O, unser unglücklicher Soldat,
Was leidet er so schwer
Tag und Nacht im Schützengraben.
Die Kugeln schwirren über ihm,
Jede Stunde erwartet er den Tod.
Keine Hoffnung, am Leben zu bleiben,
Zu seinen Kindern zurückzukehren,
Zu den lieben, teuren.
Die erinnern sich, wie er Abschied nahm,
Wie er sie liebkoste,
Wie er so bitter weinte mit der Mutter,
Wie er sie und Mutter küßte.
Jetzt wissen sie schon, daß ihr Papa
Ein Krieger geworden.

Und vor kurzem da schrieb er an sie und
Die Mutter ein Briefchen.
Sie waren so froh, daß ihr
Papa lebte,
Warteten Tag und Nacht mit der Mutter,
Auf Papachen.
Und Papachen kommt nicht,
Hat sie wohl vergessen.
Die betrübte Mutter tröstet die armen.
Lange, lange warteten sie
Auf Papachen.
Endlich kam die Botschaft,
Daß man ihn dort getötet hatte —

24. März 1915

In den ersten Zeilen meines Briefes beeile ich mich, Ihnen, teurer Onkel Terenti Dmitrijewitsch, zum Feste zum heiligen Ostersonntag zu gratulieren. Christus ist auferstanden. Teurer Onkel und Jwan Andrejewitsch, ich beglückwünsche Sie beide anläßlich des Festes. Christus ist auferstanden. Und ich entbiete Ihnen meinen tiefsten, allertiefsten Gruß von ganzer Seele, vom ganzen Herzen. Und ich wünsche Ihnen, teurer Onkel Terenti, von Gott dem Herrn alles Gute im Leben und im Kriegsdienste auf viele Jahre. Und daß es uns vom Herrn, von der Mutter Gottes, der Himmelszarin, vergönnt sei, uns wiederzusehen, teurer Onkel. Und ich empfehle mich Ihrem Kameraden Jwan Andrejewitsch untertänigst mit ganzer Seele, vom tiefsten Herzen. Und ich wünsche Ihnen von Gott dem Herrn alles Gute im Leben auf viele Jahre und gebe der Herr, die Mutter Gottes, die Himmelszarin, daß wir uns wiedersehen. Und ich will Ihnen, mein teurer Onkel Terenti, mein Unglück mitteilen. Ich liege verwundet in der Stadt Batum, im 377. Feldspital. Ich bin am rechten Bein oberhalb des Knies verwundet. Die Kugel ging durch die weichen Teile. Ich leide schwer. Es ist eine große Wunde. Ich bin am 26. Februar um acht Uhr früh verwundet worden. Wir griffen an. Es war ein heißes Gefecht, daß sich Gott erbarm. Wir kamen ins Kreuzfeuer und ich dachte nicht mehr mit dem Leben davonzukommen. Der Herr hat mich gerettet, die Mutter Gottes, die Himmelszarin. Ich lag verwundet fünf Tage und Nächte im türkischen Schützengraben, bis man mich zum Roten Kreuz brachte, vergingen acht Tage. Ich war ganz erschöpft, wie sie mich hinbrachten. Wir haben hier, wo wir kämpfen, viel Schnee, verhüte es Gott. Die Schützengräben sind 5—6 Arschin tief im Schnee, man findet keinen Grund, es schneit immerfort, tagaus, tagein. Mir sind die Zehen

abgefroren. Da habe ich nicht nur die Schußwunde, sondern auch noch die Zehen zu heilen. Es geht mir nicht besonders.

Wir litten an Hunger und Kälte, hatten tagelang kein Brot in der Rotte, wir lebten ausschließlich von Tee. Es wurde der Schnee geschmolzen und Tee getrunken, so lebten wir. Denn es ist das ein Land, behüte Gott, Berge, Felsen und Wälder. Solche Felsen, daß die Verwundeten an Seilen heruntergelassen werden müssen Und wenn das Seil reißt, ist man verloren. Es sind viele bei uns herabgestürzt. Es besuchten mich am ersten Ostertage Petro Gretschkin, Iwan Awramowitsch Pantschenko und Fedka Jermolajewoitsch. Ich lag auf dem Feldbett. Wir gaben uns den Osterkuß und schwatzten über allerlei. Sie erzählten, wie sie sich bei Sorokomyschl schlugen. Euren Brief habe ich am 18. März erhalten. Ich habe mich sehr darüber gefreut. Schreiben Sie, was bei Ihnen Neues zu hören ist und was man Ihnen von zu Hause schreibt. Auf Wiedersehn.

Adressieren Sie die Briefe an den Truppenteil, denn im Spital, wo ich liege, werden die Briefe geprüft. Die Kameraden vom Truppenteil bringen mir die Briefe herüber. Schreiben Sie.

20. April 1915

Guten Tag, verehrter Alexei Alexandrowitsch. In den ersten Zeilen meines Briefes beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich gottlob wohl und munter bin, was ich Ihnen vom Herrn Gott ebenfalls wünsche, nämlich Gesundheit und Erfolg in Ihren Unternehmungen. Ich danke Ihnen sehr für Ihren Gruß und daß Sie mich nicht vergessen. Ich teile Ihnen mit, daß es bei uns sehr lustig zugeht, und wir wären noch vergnügter, wenn Sie hier wären. Ach, wie schade, daß Sie nicht da sind: Wer soll denn jetzt Lieder singen. Und ich teile Ihnen ferner mit, daß wir hier Soldaten zur Einquartierung bekommen haben; sind die abscheulich. Man hat sie aber nicht bei uns, sondern beim Juden in der Sommerwohnung untergebracht. Sonst nichts Neues. Hierauf auf Wiedersehen. Bitte grüßen Sie von mir Dugin. Ich danke ihm bestens für seinen Gruß. Und noch einen Gruß an Lobuntschik und Ihnen unzählige Grüße und Küsse. Ich warte auf Antwort.

Manja Dobat.

Lenja ist eine Rose, Lenja ist eine Blume,
Lenja ist ein Rosenstrauß.
Sende Ihnen vier Zeilen auf einem weißen Blättchen.
Zerreißen Sie's nicht, bitte, und gedenken Sie mein.

M. T. D.

30. April 1915

Brief von Eurem Schwager Gawril Iwanowitsch.

In den ersten Zeilen meines Briefes teile ich Euch mit, daß wir wohl und munter sind und alles in bester Ordnung ist. Ich entbiete meinen Gruß dem lieben Schwager Nikolai Iwanowitsch und wünsche ihm von Gott dem Herrn Gesundheit und Wohlergehen und vor allem frohe Rückkehr in die Heimat. Wir haben Eure Briefe erhalten und senden Euch unseren zweiten Brief. Außer Kriegsnachrichten nichts Neues. Es wird geredet, daß die Väter, die einen einzigen Sohn haben, nächstens einberufen werden. Dann muß ich auch mit, um Euch zu helfen, denn Ihr seid wohl erschöpft. Untertänigen Gruß von Eurer Schwester Tatjana Iwanowna an den blutsverwandten Bruder Nikolai Iwanowitsch. Sie wünscht Euch von Gott dem Herrn Gesundheit und vor allem Rückkehr in die Heimat. Ich beklage Euch sehr und bete um Eure Gesundheit. Beschütze Euch der Herr vor der feindlichen Kugel, vor jeglichem feindlichen Geschütz und vor dem stählernen Bajonett. Auf Wiedersehn. Schreibt öfter, was bei Euch vom Krieg zu hören ist. Unsere ganze Familie läßt grüßen. Iwan Max., Alexei Max., Tatjana Yefimowna, Natalja Iwanowna, Matrena Feodorowna, Iwan Alexejewitsch, kurzum alle entbieten ihren Gruß und wünschen Ihnen von Gott dem Herrn Gesundheit und alles Gute. Ich teile Euch mit, daß sich Eure Verwandten aus Galitsch, Großvater, Vater, Mutter, Bruder und Schwester wohl befinden. Auf Wiedersehn. Wir ersehnen Eure Rückkehr in die Heimat. Gruß von Michail Merkulow, Feodossja Iwanowna und Familie. Alle grüßen und wünschen alles Gute, vor allem Rückkehr in die Heimat.

Ich will Euch vom Frühling erzählen. Der Frühling ist bei uns vorläufig schön, nur die Wintersaat scheint nicht gut aufzugehen, der Hafer ist gut, Hirse haben nicht alle gesät, der Regen stellt sich zur rechten Zeit ein, so daß der Boden die ganze Zeit schön saftig ist. Das Korn ist bei uns teuer. Die Leute kaufen fast alle Roggen. Man zahlt für das Pud 1,25 Rubel, für die Hirse 1,30 Rubel, für Hafer 7,50, für Weizen bis 16 Rubel das Tschetwert. Wir wollen ein wenig von allem verkaufen, für etwa 2000 Rubel. Auf Wiedersehn. Ich warte auf Eure Antwort. Die Adresse ist Euch bekannt. Es sind hier viele Verwundete heimgekommen und die Gesunden sind alle dorthin gejagt worden. Wie lange noch das Bauernblut vergossen werden wird, ist unbekannt. Weiß Gott, wann dieses Blutvergießen ein Ende nehmen wird. Helfe Euch der Herr den falschen Feind besiegen und auf den Kopf schlagen. Und daß das unbezwingbare Heer ruhm- und siegreich, heil und unversehrt zu Eltern, Frauen und Kindern heimkehre. Wir beten zu Gott für den Sieg über unsern Feind.

13. Mai 1915

Seien Sie gegrüßt, verehrter Iwan Michailowitsch, zuallererst erachte ich es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß ich wohl und munter bin, was ich Ihnen von Herzen auch wünsche. Ich bin in Liwny. Es geht mir sehr gut. Ich besuche die Meinigen oft, zu Pfingsten war ich bei Ihrer Gemahlin, meiner Schwester, sie hat den Hafer gesät, Hirse und Kartoffeln gepflanzt. Sie schlägt sich schlecht und recht durch. Sie hat einen Arbeiter auf einen Monat gedungen, ich riet ihr, ihn für den ganzen Sommer zu verpflichten, denn es ist ein guter, arbeitsamer Kerl, die Nachbarn loben ihn; ohne einen Arbeiter wird alles zugrunde gehen. Die sind jetzt sehr teuer. Sie zahlt ihm jetzt zehn Rubel und wird später fünfzehn Rubel zahlen. Wenn sie einen kriegen wird. Es wird bei uns geredet, daß man die Reichswehrmänner zweiten Aufgebotes, die jüngsten fünf Jahrgänge einberufen wird, die alten Jahrgänge ersten Aufgebotes sollen nicht genommen werden. Jakob und Ustin bleiben da. Lieber Freund, bete zum Allerhöchsten. Er hat unser Leben in seiner Hand. Er hat mich von der feindlichen Kugel gerettet. Schone Dich für das Wohl Deiner kleinen Kinder. Schreibe mir, was Du zu dulden hast. Wie steht die Sache, gibt der Feind nach oder nicht? Schreibe auch vom Onkel, wie es ihm geht und was er meint, daß ihr zurückkommen werdet oder nicht. Nun, teurer Bruder, wenn es doch beschieden sein sollte zu sterben, stirb einen ehrenvollen und ruhmvollen Tod im Glauben an den Herrn. Bete. Von Gott kommt der Sieg. Ich schreibe Dir unten die Buchstaben auf. Trage sie in der Tasche bei Dir. Es ist das ein Gebet. Glaubt nur an den Herrn und der Herr wird Euch vor dem Verderben retten. Ich trage das Gebet auch bei mir.

R. S. F. K. G. G. G. G. K. R. G.

Diese Buchstaben sind ein Gebet. Tragen Sie sie in der Tasche und beten Sie zu Gott. Hiernach auf ein frohes Wiedersehen. Meine Gemahlin und die Kinder grüßen. Der Schwiegervater, die Schwiegermutter, der Schwager mit Gemahlin und Kindern wünschen, daß Sie bald in die teure Heimat zurückkommen mögen. Einen Gruß an Onkelchen Wassili Iwanowitsch Tschernych. Seiner Familie geht es bis nun gut, na, Sie wissen schon, wie gut es gehn kann, man leidet Unrecht, aber es gibt doch noch Leute, die einen nicht verlassen, die mit Rat und Tat beistehen. Verbleibe Ihr Ihnen stets wohlgesinnter Fähnrich Tschernych

An den verehrten Bruder Iwan Alexejewitsch. 29. Mai 1915

Ich verneige mich tief und wünsche Dir alles Gute, und ich teile Dir mit, daß ich Dir zwei Briefe geschrieben habe, am 15. und 16. Mai. Zwei auf einmal, vielleicht erreicht Dich einer. Ich habe von Dir auch

zwei Briefe auf einmal erhalten, vom 2. und 6. Mai. Ich schreibe Dir ohne Deine Antwort abzuwarten, wenn ich gerade Lust dazu habe, mach es auch so. Ich schrieb Dir in betreff des Getreides. Das Geld habe ich auf die Bank gebracht, zur Genossenschaft zu fünf Prozent. Ich teile Dir mit, daß bei uns in Kungur dieser Tage die Reichswehrleute nach Sjedlec an die Front geschickt werden. Die Musterung der Rekruten ist beendet. In unserem Amtsbezirk sind 140 Mann einberufen und nur sieben Mann sind freigekommen. Man nimmt alle. Aus unserem Dorf ist Afanassi Kerow genommen. Nächstens wird die Einberufung der Reichswehr erwartet, ich weiß nicht welchen Aufgebots. Wenns das erste ist, so muß ich mit. Man redet, es wird das zweite sein. Ich werde es Dir dann mitteilen. Ich bat Dich um Dein Bild. Es ist doch nicht teuer und nicht schwer. Bitte, schick mir eins, wenn es möglich ist. Ich bedaure jetzt, daß ich Onkel Mischa nicht aufgenommen habe. Vielleicht ist es uns nicht mehr beschieden, uns wiederzusehen. Es wäre dann doch wenigstens ein Andenken geblieben: du hast einen Bruder gehabt, der hieß so und so. Ich wünsche es freilich nicht, daß wir uns nicht mehr wiedersehen. Aber möglich ist es doch. Heute, am 28. Mai, waren Vater, Mutter und die Schwägerin mit ihrer Schwester bei mir. Sie haben sich alle vier photographieren lassen und baten die Bilder an Michalko zu schicken. Er ist noch wohl und munter, immer im Gefecht. Und der Schwiegersohn Michailo Iwanowitsch lebt auch noch, ist auch im Gefecht. Mischka bat um Deine Adresse und die Unsrigen haben sie ihm geschickt. Er wollte an Dich schreiben. Hat er es getan oder nicht und was schreibt er? Wir haben günstiges Wetter. Es regnet alle Tage. Das Getreide, das Gras gedeihen gut. Es ist aber in den letzten Tagen nicht sehr warm. Auf dem Fluß Ssylje wird eine eiserne Brücke gebaut. Es werden immer noch die Pfähle geschlagen. Sonst weiß ich nichts Neues. Vom Kriege mußt Du mehr wissen. Die Festung Przemysl haben die Unseren zurückgegeben und aus den Karpathen sind die Unseren auch herausgedrängt. Schreibe vom Krieg, was hört man bei Euch. Wann ist's zu Ende? Bei uns ist noch kein Ende abzusehen. Man redet, daß sich die Sache nur immer mehr ausdehnt und daß es immer vorwärts heißt. Wie steht es bei Euch, wie ist der unrichtige Angriff damals ausgelaufen? Wer war schuld? Wenn es geht, schreibe ausführlich vom Kriege. Wenn Du was geschickt haben willst, so verlange nur, ich bin einstweilen zu Hause und werde Dir schicken. Brauchst Du Eßwaren oder Kleidungsstücke? Die Stiefel sind gewiß kaputt. Hast Du Wäsche, Hosen, Hemden? Hierauf schließe ich diesen Brief mit den innigsten Wünschen für Dich und verbleibe wohl und munter, was ich Dir ebenfalls wünsche

Schreibe. Dein Bruder A. A. Schigalew.

21. Juni 1915

Brief aus der Heimat von Eurer Gattin Mascha an ihren teuren, geliebten Gatten Mikita. Ich entbiete Dir meinen ehelichen Gruß mit Liebe und tiefer Verbeugung und wünsche Dir von Gott dem Herrn Gesundheit und Wohlergehen auf der weiten Welt und im Felddienste und wünsche Dir Gesundheit auf immerdar, daß Du heil und unversehrt heimkehrst und ich küsse Dich, Mikita, einige Mal, denn ich sehne mich recht sehr nach Dir. Ich hoffe kaum noch, daß wir uns wiedersehen werden, Mikita. Der Bruder Rodiwon liegt in Kasan und schreibt, daß er bald auf fünfzehn Tage nach Hause kommen wird. Deine teure Tochter Katja, die betet für Dich Tag und Nacht. Denk mal an, was bei uns passiert ist, Mikita. Man sagte uns, daß Du totgeschlagen wärest. Und es war die Arischka, die es sagte, sie kommt überall herum und erzählt, daß man den Stabrow und den Ssuchanow getötet hat. Hatte die uns einen Schreck eingejagt. Die Beine schwankten mir, den Kopf konnte ich nicht aufrecht halten. Und Deine Tochter Katja nahm ihr Töchterchen Schura in den Arm – ich war nicht da, ich war an der Arbeit – und sie ging mit ihr in die Badestube, setzte sich aufs Bett und fing an zu jammern und zu wehklagen. Und sie hat so gejammert, daß alle Weiber mitjammern mußten: Unser liebes Väterchen, unser trautes Väterchen, nun sehen wir ihn nicht mehr, hören seine Stimme nicht mehr, wer wird uns tränken, wer wird uns nähren, wer wird uns Stiefelchen schustern, einen Mantel nähen. Sie hat so gejammert, daß ich sie nicht zu trösten vermochte. Es grüßt Dich noch Mütterchen Arina Grigorjewna und auch meine Mutter. Alle grüßen Dich und wünschen Gesundheit auf immerdar. Mikita, ich habe zwei Briefe von Dir auf einmal an einem Tage erhalten. Sie waren zehn Tage unterwegs. Ich habe Deine Briefe erhalten und kann es gar nicht fassen, daß Du lebst. Man hat uns so eingeschüchtert. Euer Bataillon sei geschlagen, die Fahne verloren, Anton Sacharytsch gefangengenommen, viele verwundet. Nur acht Mann seien geblieben. Ssinilin und der Bursche Ssuchanow sind aus der Gefangenschaft geflohen und schrieben, sie hätten es gesehen, wie die Leute getrieben wurden. Sonst habe ich nichts zu schreiben. Schura, die für Dich betet, läßt Dich grüßen. Mikita, vielleicht werden Deine Kinder Dir Dein Leben erflehen? Lebe wohl.

Teurer Wikescha! Ich habe Dir gestern einen Brief geschickt und schreibe heute wieder. In Eurem Bataillon befindet sich nämlich ein Kerl, der hierher allerlei schreckliche Nachrichten sendet. Im Anfang, da hieß es, daß Kolja von einem Soldaten erstochen wurde, weil er denselben ins Gesicht geschlagen hatte. Der Soldat soll ihn auf dem Bajonett aufgespießt haben.

Ich war aber nicht sonderlich erschrocken, und Michail Dmitrijewitsch und alle beruhigten mich, und ich erhalte doch Briefe die ganze Zeit über, so daß ich eingesehen habe, daß es Unsinn ist. Vor ein paar Tagen kommt zu mir eine Bäuerin aus Kurtschewych gelaufen, jammert und erzählt, sie hätte einen Brief erhalten, alle Bataillone wären geschlagen und Ihr seid tot. Ich habe sie beruhigt und heute erfahre ich von Loschtschenko, der gekommen ist, um es mir zu erzählen, man hätte Dich wegen Staatsverrat zum Tode verurteilt und Dir den Kopf abgehauen. Ich glaube, das schreibt jemand, um das Volk gegen mich aufzuhetzen. Es ist schrecklich. Wenn man erfahren könnte, wer von den Soldaten das schreibt. Man hat so schwer zu tragen und nun noch diese Schreckensnachrichten tagtäglich. Wir sind alle wohl. Mit dem Säen sind wir überall fertig bis auf den Chutor, wo Iw. St. sich darauf versteift hatte, vor Dienstag in der ersten Woche nach Ostern nicht zu säen. Man hat sonst überall am Gründonnerstag angefangen, und jetzt ist Regen und Schmutz, unmöglich zu arbeiten. Die Pferde sind gesund. Arbeiter haben wir übergenug, alles ist in bester Ordnung. Wir warten, warten und flehen bei Gott die Freude eines Endes des Krieges herbei, aber es ist noch keine Hoffnung da. Und man weiß nicht, wie lange es noch dauern mag. Ich beeile mich, den Brief direkt zur Bahn zu schicken. Die Nachrichten sind doch furchtbar unangenehm. Ich küsse Dich, mein Teurer, sei wohl und munter, schone hauptsächlich Deine Gesundheit. Ich küsse Dich nochmals. Deine Schura.

Die Kinder sind alle gesund. Marussja und Alja haben Deine Briefe erhalten, warum hast Du nicht an Iljuscha geschrieben? Hast Du denn seine Briefe nicht erhalten?

Brief von Deiner Tochter Awdotja an das teure Väterchen.

Mein teures Väterchen, ich gratuliere Dir zum Ostersonntag und wünsche Dir, teures Väterchen, das Fest in Gesundheit zu begehen. Mein teures, goldnes Väterchen, wir grüßen Dich alle aufs ehrerbietigste, Lisaweta, Awdotja, Alexei, Marja, Alexandra und Olja und gratulieren Dir zum hehren Feste. Christus ist auferstanden. Deine Schwägerin Aggripena, Pawlow und sein Neffe Jakob, Marie mit dem Schwager grüßen Dich und wünschen Dir Gesundheit und alles Gute. Christus ist auferstanden. Teures Väterchen, goldenes, wer hätte so ein Unglück vorausgeahnt. Mein teures, armes Väterchen, wenn Ihr schreiben werdet, erwähnt auch Iwan Pawlowitsch und schreibt, wo er sich befindet. Teures Väterchen, teilt uns alle Neuigkeiten mit, schreibt alles, ohne uns zu schonen. Mein teures Väterchen, soll ich Dir was schicken? Mein teures Väterchen, wir haben das Ferkelchen gottlob geschlachtet und Geld bekommen. Wir haben das

Fest recht schön gefeiert, es schmerzte uns nur, daß Du nicht da warst. Mein teures Väterchen, schreibe, wie es allen geht. Verheimliche nichts. Unser einziger Trost ist, wenn wir Weiber uns versammeln und plaudern können. Mein teures Väterchen, mein goldenes, da kam das Fest und ich konnte mich nicht recht freuen. Die Leute gehen alle zur Kirche, alt und jung, und ich trete auf die Außentreppe heraus und kann mich kaum auf den Beinen halten. Am Dreikönigsfest begab sich das Volk unter Glockengeläute mit Heiligenbildern und Bannern zum Analogion. Und ich ging raus, um es mitanzusehen und konnte mich nicht auf den Beinen halten. Mein teures Väterchen, wir haben Deinen Brief am 27. erhalten und wir haben uns am Heuschober versammelt, um ihn zu lesen. Und wir haben so geweint. Ich war an dem Tag nach Hause gekommen und wir saßen spät in die Nacht hinein bei Kutetschka und haben geweint. Wie hat Dich doch Gott errettet und wie bist Du glücklich am Leben geblieben. Und nun, teures Väterchen, auf Wiedersehen. Ich verbleibe wohl und munter und wünsche Dir alles Gute. Ich wollte Dir neulich schreiben, aber kam nicht dazu. Ich küsse Euch mehrmals, möchte es nochmals tun, aber man sieht nichts mehr. Eure Awdotja.

Mikita, ich bitt' Dich, schreib doch mal an den Schwager Iwan Iljitsch, schick ihm wenigstens ein paar Zeilen, denn er fragt immer, was Du schreibst. Mikita, ich bitt Dich, schere den Bart nicht ab, sonst wird man für Dich nicht beten, wenn Du tot bist. Das wird schmerzlich und betrübend sein. Mikita, die Witwe Duschka läßt Dich grüßen und schickt Dir 5 Kopeken in Silber. Mikita, ich habe von Dir geträumt. Es war nicht gut. Du hattest nur weiße Unterkleider an und warst barfuß. Ich trete an Dich heran und Du läufst von mir fort und ich sage: Herrgott, kennst du mich nicht mehr, und Du sagst zu mir, du schimpfst ja nur immer. Und bist zu Njuraschka in die Stube beten gegangen.

Soldatenlied.

Kinder, rüstet euch zum Marsch, nehmt Zwieback und Wäsche mit.
Gehen wir einmütig auf den Feind los,
Opfern wir unser Leben für Zar und Glaube.
Erinnert euch, Brüder, wie unser Regiment bei Mugden kämpfte, im Japanischen Krieg.*
Treu zusammenhaltend verloren wir Reihen auf Reihen.
Die Fahne fiel, der Fahnenträger war tot.

---

* Variante: Erinnert euch, Brüder, wie unser Regiment bei Lemberg kämpfte im Deutschen Krieg, — Drei Tage und drei Nächte schlug sich unser Regiment bei Lemberg und wurde geschlagen.

In der Stadt Odessa, am Meere, befindet sich im Moskowski Pereu-lok eine düstere Kaserne. Von außen ist sie ganz schwarz vom Rauch, der den großen Fabrikschornsteinen entsteigt. Die Kaserne ist zwei Stock hoch. Das untere Geschoß schaut besonders finster drein. Die Fenster desselben sind mit eisernen Gittern versehen, die viele junge Soldaten gefangen zu halten scheinen. In der Kaserne finden tausend Soldaten Unterkunft, es ist die sogenannte Pensenskaja Druschina.

Und gegenüber der Kaserne ist ein Gärtchen, das ist mit alten eisernen Röhren und Pfählen aus zersägten alten Geleisen umzaunt. In der Nähe des Zaunes wachsen, etwa vier Ssaschen voneinander entfernt, junge Ahornbäumchen, dazwischen auf einer Anhöhe Kastanienbäume, in der Mitte und an den Rändern ziehen sich Fußwege, die sind mit Steinchen bestreut und von niedrigen, schlanken Nadelbäumen umsäumt. Und es stehen überall Bänke auf den Wegen für die Spaziergänger, damit sie im Gärtchen ausruhen können. Das Gärtchen lockt die ganze Gasse mit seinem Grün heran und sticht mit seinem Rund von den großen eckigen Bauten angenehm ab.

Ganz unwillkürlich schauen die Soldaten aus den Fenstern des oberen Stockwerkes herunter, traurig sind ihre Gesichter, mit gedankenvollem, finsterem Blick betrachten sie das spazierende Publikum. Da wendet sich ein Dunkelhaariger mit trockenem Blick vom Fenster ab. In einer Viertelstunde erscheint er vor dem Tore der Kaserne.

Er begibt sich ins Gärtchen, geht den sich schlängelnden Weg entlang und läßt sich am Gartenrande auf einer Bank nieder. Er schaut um sich, seufzt schwer, in seinem verschleierten Blick prägt sich Heimweh aus. So sitzt er in Gedanken verloren da. Plötzlich wird er von einem Geräusch gestört. Ein Soldat kommt an ihn heran und richtet an ihn einige Fragen. Der Sitzende fordert ihn auf, sich heranzusetzen. Es war das ein alter stattlicher Soldat von etwa fünfundvierzig Jahren. Mit einem griesgrämigen Blick auf die Kaserne hub er an zu reden. Seine robuste gesunde Stimme hörte sich an wie Hammerschläge in der Schmiede. Er sagte zum Kameraden: „Schau mal her, Kamerad, sieht unsere Kaserne von außen nicht wie die Hölle selbst aus?"

„Jawohl," erwiderte der mit dem trockenen Blick, „sie ist ja ganz schwarz geworden und die Ecken schauen gar grimmig drein und die Steine an den Ecken sind alle rausgefallen." Leicht und sanft ertönte seine Tenorstimme. Beide starrten die düstere Kaserne an und verstummten. Da stand der junge mit dem trockenen Blick plötzlich auf und deutete mit der Hand nach dem Westen. „Siehst du, Kamerad," sagte er, „es ist so ein garstiger Wind und die Kinderchen laufen barfuß und nackt herum."

„Wo sind denn ihre Väter?" fragte der alte. Er wandte sein Gesicht

dem jungen zu, seine Stimme, die hart war, wurde milde und weich, es klang etwas wie Mitleid darin. „Sind wohl eingezogen worden wie wir, oder schon getötet. Und was sind das für herzige Kinder!" Der trocken-dreinblickende rief einen blonden Jungen heran. „Komm doch mal her, Junge." Der blonde Knabe, ein Kind von zehn Jahren, trat näher. Er hatte gesunde, rote Backen, sein Haar war an den Enden leicht gekräuselt.

„Sag mal, Liebes, wo ist dein Papa?" fragte der jüngere Soldat.

„Im Krieg," antwortete das Kind ganz bange. Sein dünnes Stimmchen erzitterte in der Luft wie ein zarter Flötenton. Und es neigte das Köpfchen, das Gesichtchen verfärbte und verdüsterte sich, und drückte Sehnsucht nach dem Papa aus. Der alte Soldat kramte in seiner Tasche und holte eine Kupfermünze hervor.

„Komm mal her, Söhnchen." Das Kind kam zu ihm heran. Der alte Soldat streichelte das blonde Köpfchen und gab dem Kinde die Münze. Der Bengel nahm das Fünferl aus der Hand des alten Soldaten und wurde verlegen. Er wußte nicht, was er vor Freude anfangen sollte. Er sagte schüchtern: „Danke, danke, Onkel" und lief schnurstracks nach Hause. Im Augenblick war er im Tore des roten zweistöckigen Hauses verschwunden. Die Soldaten sprachen von ihm noch lange.

Brief von Eurer Gattin Marfuscha.

Wie soll ich ohne Dich leben, da ich weder Vater noch Mutter habe. Meine Mutter ist gestorben. Wie soll ich leben. Nun bin ich auf immer verwaist, Du bist auch nicht da, ich weiß nicht, an wen ich mich halten soll. Wenn ich an meinen Kummer denke, weiß ich nicht, wie ich leben soll, wie bin ich doch unglücklich, mutterseelenallein steh ich auf der Welt. Wenn ich Deiner gedenke, muß ich weinen. O weh, o weh, wie schwer ist es für mich zu leben. Ich weiß nicht, ob ich Deiner werde ausharren können, wenn ich es nur erleben könnte, daß Du unversehrt und unverwundet heimkommst, daß Gott Dich behüte vor der Kugel und dem Bajonett und allem. Wir haben die Truhe von Dir erhalten, alles ist angekommen. Wie man die Truhe brachte, wie ich sie erblickte, da habe ich geweint, den ganzen Tag habe ich geweint. Wärest Du lieber gekommen, wäre die Truhe lieber nicht hier, aber wärest Du hier. Hiermit auf Wiedersehen, mein teurer Mann.

Gebet um Reinheit
von Franz Werfel

Nun wieder, mein Vater, ist kommen die Nacht, die alte immergleiche.
Sie durchschreitet all uns die Wunderblinden mitten im Wunder.
Und die Stunde ist da, wo die Menschen, unwissend des tiefen Zeichens,
Vor ihr Wasser treten, den Kopf eintauchen, und die beschmutzten Hände spülen.

O heilig Wasser der Erde, doppelt bestimmt, zu tränken und zu reinigen!
O mein Gott, o mein Vater, heilig Wasser der Geisterwelt!
Ist nicht meine Sehnsucht nach deiner Kühle Gewähr, daß du springst und spülst,
Ist nicht mein Zweifel noch das Hinlauschen nach deinem süßen Gefälle.

Ich senke meinen Kopf und tauche ihn in die Feuchte des Lampenkreises.
Ich halte dir meine beschmutzten Hände hin, wie ein Kind, das am Abend der Waschung wartet.
Nach einem lügnerischen Tage will ich mich sammeln, um in dieser Spanne wahr zu sein.
Ich will mich in meiner Hürde zusammendrängen, bis das Geheul meiner Eitelkeit verstummt.

Dein Psalmist, mein Vater, hat wider seine Feinde gesungen,
Und ich, mein Vater, folge ihm und singe einen Psalm hier wider meinen Feind!
Ach, ich habe keine Feinde, denn wir Menschen lieben einander nicht einmal so sehr, um uns Feinde zu sein.
Aber ich habe einen Feind, einen gewaltigen Feind, der mich berennt, und an alle meine Tore pocht.

Ich habe einen Feind, mein Vater, der an meinem Tisch sitzt, und Völlerei treibt,
Während ich meine verdorrten Hände falte und darbe, und sich am Fenster die Hungrigen drängen.
Ich habe einen Feind, der aufstoßend nach der Mahlzeit seine Zigarre raucht und fett wird,
Während ich immer geringer werde, und zusehn muß, wie er das Gut meiner Seele verpraßt.

Ich habe einen Feind, mein Vater, der meine edle Rede in Geschwätz verkehrt und in Selbstbetrug.
Ich habe einen Feind, der mein Gewissen liebedienerisch macht, und meine Liebe mit Trägheit erstickt,
Ich habe einen Feind, der mich zu jeder Niedrigkeit verleitet, zur Wollust des Sieges an den Spieltischen,
Der ich doch ein Meister der göttlichen Genüsse bin.

Warum hast du mich mit diesem Feind erschaffen, mein Vater, warum mich zu dieser Zwieheit gemacht?
Warum gabst du mir nicht Einheit und Reinheit? Reinige, reinige mich, o du Gewässer!
Siehe, es wehklagen all deine wissenden Kinder seit eh und je über die Zahl Zwei.
Ich tauche meinen Kopf ins Licht und halte dir meine Hände hin zur Waschung.

Befreie mich, reinige mich, mein Vater, töte diesen Feind, töte mich, ertränke diesen Mich!
Wie selig sind die Einfachen, die Unwissenden, selig die einfach Guten, selig die einfach Bösen!
Aber unselig, unselig die Entzweiten, die Zwiefachen, die zu- und abnehmenden Gegenspieler.
O heilig Gewässer, um dein und meinetwillen, hilf mir!

Rundschau

Denkmale

von Karl Scheffler

Schon regt sich, kaum daß von ferne der Friede geahnt wird, auch in der Kunst wieder deutsche Tüchtigkeit und Organisationskraft. Es bilden sich jene Konzentrationspunkte, die man Denkmalkomitees nennt, und in allen Zeitungen und Zeitschriften werden Vorbesprechungen begonnen. Wie vom Wiederaufbau Ostpreußens schon die Rede war und die Architekten mit fertigen Bauplänen schon hervortraten, bevor Hindenburg die letzten Russen zur östlichen Reichstür noch hinausgeworfen hatte und bevor jemand wissen konnte, ob nicht eine zweite Invasion kommen würde, so beginnen die tätigkeitshungrigen Deutschen mitten im Krieg bereits an Siegesdenkmale zu denken, machen sie Propaganda für Kriegergrabmale und suchen sie die Zeit der erzwungenen Muße zu füllen, indem sie eine neue Art von Denkmalsplastik, die Nagelplastik, ausbilden und über den „richtigen Stil" dafür debattieren. Ehrgeiziger Arbeitseifer ergreift alle unsere „Monumentajos" — das hübsche Spottwort stammt von Böcklin —, schlagbereit steht mit Hammer und Meißel der Bildhauer vor dem Block, dem eine Viktoria entsteigen soll.

Ich fürchte, wir Deutschen sind ein klein wenig zu tüchtig. Wenigstens in unserm Kunstbetrieb. Überall mag das Wort Tüchtigkeit ein Lob sein; in der Kunst hört man es nicht gerne. Dort möchte man lieber von Talent, Gestaltungskraft und Geschmack sprechen hören. Es mag wahr sein, daß die deutsche Organisationskraft uns den Krieg gewinnt; selbst wenn es so sein sollte, wäre nicht bewiesen, daß Organisation auch Kultur ist. Bei uns aber glaubt man allgemein, man könne mit Tüchtigkeit Kunst, mit Organisation Kultur machen. Was die ideell gewordene Betriebsamkeit in der Kunst leistet, das spüren wir ja eben jetzt, wo all Deutschland hölzerne Bildsäulen mit Nägeln spickt. Was man dabei empfindet, wagt man sich selbst nur unklar einzugestehen; denn ein wohltätiger Zweck heiligt in diesem Fall die unkünstlerischen Mittel. Vor dem Patriotismus müssen gewisse Instinkte der Vornehmheit zur Seite treten;

die Satire, die sich wie von selbst anbietet, will nicht in die ernste Zeit passen. Man konstatiert es sich selber mit Resignation, daß nicht der fünfte Teil der Deutschen höchst willkommenes Geld für eiserne, silberne und goldene Nägel ausgeben würde, wenn es sich nur darum handelte, sie in einen schlichten Eichenpfahl zu schlagen. Der Gedanke, einem Roland die Stirn, einem „eisernen Schmied“ die Muskeln zu benageln oder einem Hindenburg den Metallstift tief in die Wade zu treiben: das erst ist verlockend. Es ist so, wie der Russe sprichwörtlich sagt: Ganz gleich, womit das Kind spielt, wenns nur nicht weint. Ursache zum Weinen ist jetzt ja genug — da mag den großen Kindern der Nagelscherz schon zu gönnen sein. Freilich gibt es auch ernste Deutsche, die dem Volke solche Geschmacklosigkeiten, die hier und da sogar in Albernheit ausarten, selbst jetzt nicht durchgehen lassen wollen. Das sind die Erzieher der Nation. Ihr Drang, zu bessern und zu belehren, ist ebenfalls ein Teil der deutschen Tüchtigkeit. In diesem besonderen Fall schaffen sie der ins Kraut schießenden Nagelplastik charaktervolle Vorbildersammlungen und bieten auch sonst guten Rat an. Schon hat sich eine „Beratungsstelle für Kriegsehrungsfragen“ gebildet, schon hat der „Deutsche Werkbund“ einen Wettbewerb für Nagelplastik erledigt und einzelne Idealisten haben mit kommunalen Denkmalkomitees schwere Wortkämpfe bestanden. Das alles ist sehr brav. Schade ist es nur, daß das Rechte in unserer Kunst nie ganz von selbst zustande kommt, daß bei jeder Kleinigkeit „erzogen“ werden muß. Denn mit dem Talent und mit der echten, das heißt mit der naiven Kultur hat solche Erziehertätigkeit ja nie zu tun.

Dieses beweist — unter anderm — der gelb-schwarz gestreifte Band, den das kaiserlich-königliche Gewerbeförderungsamt in Wien mit Hilfe vieler Künstler und Kunstschüler herausgegeben hat und in dem Musterbeispiele von Soldatengräbern und Kriegerdenkmalen dargeboten werden. Das ist moderne Prinzipienkunst in Reinkultur — eine Fibel für ABC-Schützen der Denkmalskunst! Das moderne (Wiener) Kunstgewerbe tritt aus der Schreinerwerkstatt, aus der Zeichenstube hervor und sucht monumental zu werden. Die Devise lautet: Ursprünglichkeit. Aber wenn man so vor die Wahl gestellt wird, ob man diesem „Weaner“ Grabmals- und Denkmalsstil zustimmen oder den gewalttätigen Hindenburg ertragen soll, der in Berlin vor der Siegessäule sich erhebt, mürrisch, die ganze Puppenallee entlang, zu dem unseligen Roland hinüberblickt und gar nicht übel zu der teigigen Plastik des Roon, des Moltke, des Bismarck sogar paßt, die ihm im Rücken stehen, so regt sich beinahe eine Empfindung zugunsten des akademischen Kitsches. Die Wiener Entwürfe sind an sich ja nicht so wichtig, aber sie künden ein Prinzip an, das sich nach dem Kriege wahrscheinlich siegreich durchsetzen wird: das architektonische Prinzip. Das aber

kann, bei unserer Armut an Talenten in der Baukunst, zu einer Katastrophe führen. Wie es gemeint sei, darauf deuten schon gewisse Denkmale der letzten beiden Jahrzehnte. Nach den Siegen von 1870 war das Denkmal noch persönlich oder bescheiden allegorisch. Es wurden Kaiser- und Feldherrendenkmale errichtet oder Kriegerdenkmale mit Viktorien, Germanien und Sockelreliefen, die irgendwo auf der Promenade dann placiert wurden. Dieses Mal läßt sich das Heldentum weder so bequem personifizieren noch allegorisieren. Die Denkmale müssen weniger dynastisch soldatisch sein, es müssen mehr Volksdenkmale werden, die die Nation sich selber setzt, es müssen Symbole werden. Und eben darum müssen sie ins formal Abstrakte, das heißt ins Architektonische geraten. Was sich vorbereitet, ist angekündigt von Denkmalen etwa, wie Bruno Schmitz sie an der Porta Westphalica oder auf dem Kyffhäuser errichtet hat. Das sind freilich auch Kaiserdenkmale. Doch ist das Standbild nur noch wie der Punkt auf dem I. Entscheidend ist der Kaisergedanke, die Idee des Imperiums, das Nationale und Volkhafte, ausgedrückt durch mächtige architektonische Massen. Weitere Beispiele des architektonischen Denkmals sind die Bismarcksäulen von Wilhelm Kreis, die man bei jeder Bahnfahrt durch Deutschland erblickt, ist der Roland-Bismarck von Lederer und Schaudt in Hamburg, sind vor allem die Entwürfe für jenes Bismarck-Nationaldenkmal, das auf der Elisenhöhe am Rhein geplant wird. Man darf prophezeien, daß nach dem Krieg das Denkmal im allgemeinen nicht mehr die steinerne oder bronzene Photographie eines Fürsten oder Feldherrn sein wird, sondern, wo es irgend angeht, ein architektonisches Symbolum. Nun, und das ist kein Fortschritt? fragt ungestüm Herr Doktor Kulturmann. Es könnte einer sein, ein negativer wenigstens, wenn der Wille zum architektonisch Kolossalen mehr als bisher unsere Straßen freihält von den bekannten Panoptikumscherzen. Wie aber, wenn sich der Drang nicht bändigen läßt, wenn in allen Städten mit ehrgeizigen Kommunalbehörden eine riesige Ruhmeshalle mit leeren Räumen ohne Bestimmung, ein Pantheon im neupathetischen Stil errichtet wird und wenn in der Landschaft vor den Toren riesige Gedenkmale in der Form von bepflanzten Hünengräbern, kolossalen Pyramiden oder Gedächtnistürmen sich erheben? Das alles liegt doch drohend in der Luft. Die „Stadthallen“, die vor dem Kriege überall gebaut worden sind, waren schon ein Anfang. So sehr der Trieb, die teuren Gefallenen und im Feindesland Begrabenen sichtbar zu ehren, Zustimmung fordert, so bedenklich bleibt immer ein Architekturpathos, dem naive Gestaltungskraft nicht zur Seite steht. Eine von den schweren und ganz ernsten Aufgaben nach dem Krieg wird es doch sein müssen, die gigantische Albernheit unserer modernen Großstadtarchitektur — sie ist das Gesicht unserer „Kultur“ — zu überwinden. Ein Denkmalspathos aber, das nicht

von einem Überschwang an Talent leben kann, muß zu neuen Unmöglichkeiten führen, zu Bauwerken, die nicht besser wären als die Grotesken der letzten Jahrzehnte, ganz gleich, was der „Stil" für einen Namen erhält.

Man überlege sich, wodurch Denkmale eigentlich lebendig werden, welche neueren Denkmale im besten Sinne volkstümlich sind. Die Bismarcksäulen sind es nicht, trotzdem Studenten dort am 1. April Reden halten und Feuerzeichen aufflammen lassen; das Bismarckmonument vor dem Reichstaggebäude läßt ganz gleichgültig und, trotz der Riesenreklame, hat sich das Volk als Ganzes um den von einem betriebsamen Gastwirt ersonnenen, von einem ehrgeizigen Kunsthistoriker inszenierten, von einer streitbaren Jury ins Sensationelle gezogenen Plan eines Bismarck-Nationaldenkmals nicht gekümmert. Dagegen kündigt jedesmal, wenn der Zug nach Hamburg sich Friedrichsruh nähert, ein Reisender im Abteil die Nähe von Bismarcks Mausoleum an, alle sehen dann gespannt zum Fenster hinaus, bis der unscheinbare gelbe Backsteinbau vorübergehuscht ist und in aller Mienen ist für einige Zeit ein tieferer Ernst. Stimmunggebend wirkt in dieser Weise auch das Mausoleum im Charlottenburger Schloßpark. Es ist ein schlichter klassizistischer Bau, die Marmorbilder Friedrich Wilhelms und Luisens darin sind edel, ohne aber die Zündkraft großer Kunstwerke zu haben; jeder Besucher aber nimmt eine erhöhte Empfindung mit davon, wo er an prunkvolleren Straßendenkmalen ungerührt vorübergeht, wenn ihm nicht gar der Wunsch ankommt, den ganzen Plunder zusammenzuschmeißen. In diesen beiden Fällen sind es Gräber, die dem Denkmal die Weihe verleihen. Ehrenmale über den Gebeinen unserer Krieger können wir nun freilich nicht errichten, es sei denn später auf den Schlachtfeldern in Ost, West und Süd; auf jedem Friedhof aber im ganzen Reich könnte ein größeres Grabmal, ein steinerner Block errichtet werden, sei es am Eingang oder im Zentrum der Anlage, worauf die Namen der in der Ferne Gefallenen, die der Gemeinde angehört haben, eingegraben sind. Der rechte Ort für Kriegergrabmale ist der Friedhof. Die Idee des „Heldenhains", die von einem Gartenbaudirektor ersonnen worden ist, schmeckt schon wieder zu sehr nach Programm. Mit einem Denkmal muß eine Vorstellung, am besten ein Kult verbunden sein. Und auf dem Friedhof ist doch ein Rest von Kult. Um den Namenszug des teuren Toten können die Trauernden dort wenigstens ein Lorbeerreis, einen Blumenkranz schlingen, wenn der Baumeister seine Aufgabe zu lösen weiß.

Suchen wir weiter nach Indizien, so fällt es auf, daß von allen neueren Denkmalen der Reichshauptstadt eigentlich nur das Monument des Alten Fritzen, das Rauch an den Eingang der „Linden" gestellt hat, eine gewisse Volkstümlichkeit hat. Auch zu den Standbildern auf dem Opernhausplatz, zu den Figuren der Schloßbrücke hat der Berliner ein anderes Ver-

hältnis als zu den anderen Straßendenkmalen. Am Künstlerischen allein kann es nicht liegen; denn schließlich sind es alles Gebilde eines ziemlich kühlen und akademischen Klassizismus. Die Wirkung kommt vielmehr daher, daß der Raum zwischen Linden, Opernhaus, Universität, Zeughaus und Schloß eine Art von Forum ist. Wie in jenen Mausoleen die Erinnerung an bedeutende Persönlichkeiten lebendig wird, so kann man dieses preußische Forum nicht überschreiten, ohne daß der Geist der Geschichte leise oder lauter zu einem spricht. Hier wie dort also macht der Standort, macht der menschliche Gedanke das Denkmal lebendig und volkstümlich. Das Denkmal des Großen Kurfürsten würde auf dem Belle-Alliance-Platz, inmitten von Gebüsch, nicht so wirken, wie es auf der historischen Brücke zwischen Altstadt und Schloß wirkt. Das „intellektuelle Interesse am Schönen", wie Kant es nannte, ist stärker, als man gemeinhin annehmen möchte.

Die Alten und unsere Vorfahren haben auf diese Kultgefühle, die dem Volk oft gar nicht bewußt werden, sehr stark Rücksicht genommen. Ihre Kathedralen und Tempel errichteten sie über den Gebeinen von Heiligen und Heroen; Grabmale reihten sie meilenweit an einer Militärstraße entlang; sie stellten die Sarkophage in den Domen auf und betteten die Gebeine derer, die sie ehren wollten, in den Boden der Kirchen. Immer hat in alter Zeit die Sakralkunst über die Denkmalkunst geherrscht, wie der kirchliche Ritus ja auch den Heroenkult regelte. Die Tempelwände bedeckten sich mit Denkmalen, in den Vorhöfen von Kirchen stehen die berühmtesten Standbilder der Kunstgeschichte, der Colleoni, der Gattamelata, der Can Grande. Die Naumburger Fürstenstandbilder, der königliche Reiter im Bamberger Dom sind in dieser Weise Teile von Kirchenarchitekturen, das heißt von Kultgedanken religiöser Art. Wo immer ein berühmtes Denkmal war, da war irgendwie auch heilige Erde. Davon haben wir in unserer prosaischen Denkweise kaum noch eine Vorstellung. Wir stellen unsere Denkmale zuseiten der Straßen auf, hinter Einfriedigungen und hart neben niedlichen Bedürfnisanstalten. Unsere Denkmale sind politische Argumente. Die Fürsten stellen den Bürgern trotzig Ahnen der Dynastie vor Augen und die Bürger beantworten es durch die Verherrlichung politischer und geistiger Führer. Von Kult ist nicht mehr die Rede. Eben darum wird um so lauter nach Kultur gerufen. An die Stelle des lebendigen Gefühls für Würde tritt die Tüchtigkeit und die Organisation.

Die Wirkung der großen Kunstform tut im Denkmal das übrige. Schmitzens Kyffhäuserdenkmal wirkt, trotzdem es auf einem alten deutschen Sagenberg sich erhebt, bei weitem nicht so unmittelbar wie der in der Idee profanere Triumphbogen, den der erste Napoleon seinem Ruhm auf

der Höhe der Elysées-Straße errichtet hat. Das Brandenburger Tor in Berlin wäre, wenn es nach 1813 entstanden wäre, ein weitaus schöneres Denkmal des Völkerkriegs, als das formlose Ungeheuer in Leipzig es ist. Ein Bauwerk kann also halb praktisch sogar gedacht sein und kann doch denkmalhafter wirken als eine rein darstellende Architektur, wenn es nur musikalisch darin klingt, wenn sein Pathos lebendig, nicht programmatisch ist. Ein Gefühl, das ganz Kunst geworden ist, wird immer auch Gefühl wecken. Rodins Viktor Hugo ist seiner menschlichen Wirkung überall sicher; Hildebrands Bismarck in Bremen, der so verständnisvoll in die Domtreppe hineingebaut worden ist, packt noch in all seiner Epigonenhaltung. Bildhauer, die Werke dieser Art schaffen können, haben wir heute aber kaum vier oder fünf. Und an Baumeistern sind wir noch ärmer. Es fehlt uns die rechte Kultstätte, das heißt der natürliche Standort für Denkmale, wenn man von wenigen bevorzugten Plätzen und den Friedhöfen absieht, es fehlt uns an großen Talenten, und an einem sicher geübten künstlerischen Handwerk fehlt es auch.

Darum darf eigentlich nur eine Parole ausgegeben werden: laßt uns enthaltsam sein, laßt uns so wenig wie möglich tun – wenig bis zur Pietätlosigkeit. Die rechten Denkmale für die armen Opfer dieses mörderischen Krieges, für das tausendfache Heldentum der Zeit kommen nach dreißig, ja nach fünfzig Jahren noch früh genug. Die Eile, die wenige Monate nach dem Frieden schon Denkmale weihen will, ist die erste aller Kulturlosigkeiten. Wir müssen das Warten wieder lernen, wir müssen aus den Gelegenheitskünsten endlich herauskommen. Bismarck ist im ganzen Reich schon monumental verherrlicht worden, bevor sein wahres Menschengesicht noch bekannt ist. Darum wird er so unklar verehrt, so symbolisch und pathetisch. Wartet, bis die Dinge von selbst reif werden! Nicht nur, weil die Denkmalsgelder vorläufig besser gebraucht werden können für die Invaliden und Hinterbliebenen, sondern auch, weil unsere nationale Haltung und Würde in Frage steht. Das einfache Vornehmheitsgefühl fordert, daß die Verirrungen der Nagelplastik Episode bleiben. Selbst echter Patriotismus kann in Zukunft ein Beharren im Theatralischen und Parvenühaften nicht entschuldigen. An jene Mission, die Deutschland in den kommenden Jahrzehnten in Europa haben soll und wovon so laut jetzt die Rede ist, wird man nur glauben können, wenn die Nation vor allem beweist, daß sie weise Enthaltsamkeit üben kann, wenn sie die nur prahlende Form verachten lernt und merken läßt, daß allein das Dauernde, das Echte ihr fürderhin Gegenstand der Verehrung sein soll.

Die Frauendienstpflicht und der Kampf gegen die Dame

von Ernst Emil Schweitzer

Es ist schwer, gegen die Frauendienstpflicht zu streiten, weil man eigentlich nie weiß, was für die Frauendienstpflicht angeführt wird.

Fräulein Lange, die Vorsitzende des Bundes für Frauendienstpflicht (nicht zu verwechseln mit Fräulein Helene Lange, der bekannten Führerin des rechten Flügels der Frauenbewegung), äußerte in einer im Oktober 1915 in Breslau abgehaltenen Versammlung, nichts läge dem Bunde für Frauendienstpflicht ferner, als sich auf irgendein Programm festzulegen. Er solle ein neutraler Sammelpunkt sein für alle noch so verschiedenartigen Anhänger der Frauendienstpflicht. Aber heißt das nicht, einen Bund zu gründen, um trefflich für ein Wort zu streiten, über dessen Inhalt man sich überhaupt noch nicht im klaren ist?

Im übrigen haben nicht wir, sondern die Anhänger der Frauendienstpflicht zu beweisen: Wer die Frauen aus einem jahrhundertelang doch scheinbar bewährten Zustand der Freiheit und Ungebundenheit unter militärähnlichen Zwang bringen will, der hat darzutun, daß die Opfer, die er dem größeren Teil der Bevölkerung auferlegen will, durch höher wertende Vorteile ausgeglichen werden.

Aber gerade darüber, wo diese Vorteile liegen, sind sich bisher die Anhänger der Frauendienstpflicht am wenigsten einig. Man ist sich darüber klar, daß Opfer gebracht werden sollen und weiß noch gar nicht, wo das Bedürfnis für diese Opfer liegt. So leichter Hand hat man bisher noch niemals eine Reform, so leichter Hand hat man bisher noch nicht einmal Steuern eingeführt.

Wenn man übrigens unter Frauendienstpflicht lediglich einen besseren Unterricht des jungen Mädchens im praktischen Denken, insbesondere etwa in Haushaltung oder Krankenpflege versteht, so handelt es sich lediglich um ein pädagogisches Problem; es käme eben eine Verbesserung des Schulunterrichts in Betracht, die allerdings sehr wünschenswert wäre, die aber mit der Dienstpflicht der Männer gar nichts zu tun hat. Es sind nicht die Frauen, die dem Staate etwas schenken wollen, sondern im Gegenteil, sie verlangen etwas vom Staate.

Wenn man unter Frauendienstpflicht das Recht des Staates versteht, über die einzelne Frau namentlich zu Kriegszeiten zu verfügen und die Frau auch so vorzubilden, daß sie in Kriegszeiten die Stelle des Mannes einnehmen kann (so hat Frau Adele Schreiber-Krieger in einem jüngst über dieses Thema gehaltenen, sehr klugen und verdienstlichen Vortrag die Frauendienstpflicht begründet), so handelt es sich um ein praktisch politisches Problem. Entscheidend wäre hier schließlich die Frage, ob nicht das

von Frau Schreiber-Krieger erstrebte Ziel schon unter den jetzigen Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade erreicht ist, und ob die Besserung, die sich aus Frau Schreibers Vorschlage ergeben würde, diejenigen sehr starken finanziellen Lasten ausgleichen könnte, die eine derartige Dienstpflicht zweifellos dem Staate auferlegen würde.

Es ist ein Irrtum von Frau Schreiber, wenn sie meint, daß mit der Frauendienstpflicht eine neue Epoche für die Frau eintreten würde, daß mit ihr die Frau sich vom Objekt zum Subjekt der Gesetzgebung wandeln würde. Frau Schreibers Vorschlag würde nur insoweit eine Änderung hervorbringen, als der ökonomische Zwang, der heute für einen großen Teil der Frauen schon besteht, zu einem politischen Zwange wird, aber er würde daran nichts ändern, daß der Staat, der stets Leistungen und Dienste der Frau angenommen, ja erzwungen hat, soweit er sie gebraucht hat, deshalb noch nicht entferntest daran denken wird, nunmehr den Frauen auch die gleichen Rechte einzuräumen.

Übrigens sind gerade die Begründer der Bewegung für die Frauendienstpflicht durchaus keine Anhänger der Frauenbewegung. Ja die Frauendienstpflicht ist sogar von ihnen direkt als letztes Heilmittel gegen die Frauenbewegung ersonnen worden. „Die Frau gehört ins Haus“; und wenn sie sich dagegen sträubt, so soll sie schlimmstenfalls mit Arreststrafen dazu gezwungen werden.

Psychologisch am interessantesten sind noch die Vorschläge, die ein Direktor Zimmer gemacht hat, und die darauf hinauslaufen, daß jedes junge Mädchen, ohne Rücksicht auf Stand und Art in sogenannten Frauendienststellen auf ein oder zwei Jahre die Rolle eines Dienstmädchens einnehmen soll. Die Befürworter solcher Gewaltmaßregeln berufen sich in erster Linie auf erzieherische Gesichtspunkte. Sie meinen, daß die von ihnen gewünschte Dienstzeit die Frauen in seelischer Hinsicht günstig beeinflussen würde, ähnlich wie ja auch die Militärjahre in moralischer Hinsicht eine sehr gute Erziehung für den Mann bedeuten sollen.

Hierbei wirft man nun Verschiedenes durcheinander. Zunächst besteht das Militär nicht der Disziplin wegen, sondern die Disziplin des Militärs wegen. Die unbedingte Subordination, der harte Zwang, dem sich selbst die Freiesten und Edelsten im Militärverhältnisse zu fügen haben, wird gerechtfertigt einzig und allein durch die rein militärische Zweckmäßigkeit. Aber niemandem fällt es heute ein, einen jungen Mann seiner Erziehung wegen ins Militär zu stecken.

Und sollte erst ein Dienstjahr notwendig sein, um die Frau zum Gehorsam zu erziehen? Die Dienstpflicht des Mannes währet ein Jahr, und wenn sie hoch kommt, so währt sie drei Jahre, die Dienstpflicht der Frau aber währt in der Regel ein ganzes Leben.

Vielleicht wäre die Erziehung zur Selbständigkeit für die Mehrzahl der Frauen weit wünschenswerter als die Erziehung zum Gehorsam, und wenn schon Frauendienststellen eingeführt werden, so könnte man vorschlagen, daß man den bisherigen Dienstmädchen die Leitung anvertraut, damit diese einmal am eigenen Leibe sehen, was man von einem guten Bedienten verlangen muß, und daß man die bisherigen Hausfrauen zu Untergebenen macht, damit diese einmal am eigenen Leibe sehen, was man selbst nur von einer guten Bedienten verlangen kann.

Im übrigen ist die Bewegung für die Frauendienstpflicht nicht ohne tieferes Interesse. Selbst eine so gemäßigte Anhängerin der Frauendienstpflicht, wie Frau Adele Schreiber-Krieger, führte in ihrem Vortrage aus, es sei ganz wünschenswert, wenn etwa die jungen Mädchen, ganz ohne Unterschied ihres Standes und ihrer Bildung, zum Zwecke ihrer körperlichen Ertüchtigung zu gemeinsamen Ausflügen veranlaßt würden, und es könne „den jungen Damen" auch gar nicht schaden, wenn sie etwa bei dieser Gelegenheit einmal vierter Klasse fahren und auf Stroh schlafen müßten.

Im Gegenteil, durch eine solche gleichartige Lebensweise, die etwa noch verstärkt werden könne durch die Einführung eines gleichartigen Kleides, würden die Klassengegensätze in wohltätiger Weise abgeschwächt werden.

Ich glaube, wollte man derartige Vorschläge einmal unseren jungen Damen zur Begutachtung vorlegen, so würde sich unter ihnen ein Sturm der Entrüstung erheben; sie würden den Kampf gegen eine solche Frauendienstpflicht mit jenem Mute der Verzweiflung führen, den selbst das feinst organisierte Wesen noch aufbringt, wenn es sich um seine Existenz handelt.

Denn die Frauendienstpflicht wäre der Todesstoß, den man der Dame als solcher versetzen würde.

Man stecke junge Damen in dieselbe Kleidung wie irgendein Arbeitermädchen, gebe ihr dieselben Lebensmittel und lasse sie mit diesen zusammen schlafen, was bleibt dann von der Dame überhaupt noch übrig?

Jüngst wurde mir von dem Professor einer Baugewerbeschule erzählt, der in demselben Truppenteil als Unteroffizier dient, wo der Portier der Baugewerbeschule Vizefeldwebel ist. Der Professor muß also vor dem Portier stramm stehen. Ich bin überzeugt, daß dies dem Professor in seiner Selbstbewußtheit nicht im geringsten schadet, daß er, ganz gleichgültig, ob er im Rock eines Unteroffiziers oder eines Vizefeldwebels steckt, immer der Professor bleibt.

Man stelle sich dieses Verhältnis vor übertragen auf die Frauen der Beteiligten — und ich habe keinen Zweifel, daß es mit der Selbstbewußtheit, ja mit der Selbstachtung der Frau Professor auf immer dahin wäre, wenn sie die Frau eines Portiers als Vorgesetzte anerkennen müßte.

Beim Manne sind Kleidung, Rang, Stellung Attribute, bei der Frau sind sie Bestandteile.

Männlich im tiefsten Sinne ist etwa der König in Wedekinds „So ist das Leben", den leuchtendes Auge und edle Gebärde noch im Bettelrocke als König kenntlich machen.

Männlich ist Dante, der „beraubt, verfemt und irre" es mit jeder Faser empfindet, daß er Jahrhunderten Glanz und Farbe verleihen wird:

> „Dein Glück wird solche Ehren für dich wissen,
> Daß die und jene Schar nach dir die Pfote
> Ausstrecken wird."

Aber man entziehe einer Dame auf ein Jahr ihre Parfüms und Seifen, man gebe ihr Kleider aus Kattun und man lasse sie auf Stroh schlafen, und man zerstört die Seele einer Dame.

Arbeit schändet nicht, sagte mir einmal eine junge Dame, die in einem Kontor zu arbeiten gezwungen war, aber Arbeit mit vielen schändet.

Das mag zu scharf sein, wie alle Sentenzen; aber es sind die Feinsten, die so empfinden.

Die zartwüchsigen Geschöpfe eines Burne Jones können nicht in einem Waschhause schlafen, und man darf ihnen deshalb nicht einmal zürnen. Schließlich macht auch niemand einer Zierpflanze einen Vorwurf, die eingeht, wenn man sie nicht genügend wartet. Höchstens könnten die Gegner fragen, ob in Deutschland noch Boden für Zierpflanzen ist.

Aber diese Gegner werden ihre Behauptungen zu beweisen haben; nicht mit Redensarten von den schweren Tagen und der ehernen Zeit, sondern mit nackten Tatsachen und einwandsfreien Zahlen. Schon zu viel der Kulturwerte hat der Krieg vernichtet, und wir sind nicht gesonnen, dem Moloch ohne Not noch neue Opfer zu bringen.

Das Geschöpf, das wir Dame nennen, ist nicht von heute auf morgen entstanden, sondern es birgt in sich den Extrakt der Kultur von Jahrhunderten.

Es ist der uralte Gegensatz von Weib und Dame, um den es sich handelt. Das Problem sollte hier nicht gelöst, sondern nur aufgedeckt werden. Es sollte einmal offen gesagt werden, daß die Bewegung für die Frauendienstpflicht, die meines Erachtens keine große politische Bedeutung hat, und von der in einem Jahre vielleicht niemand mehr sprechen wird, psychologisch von Bedeutung ist, weil sie ein Kampf gegen die Dame ist.

Im übrigen ist letzten Endes alles Geschmacksache. Wer in der Dame nur ein Konglomerat äußerer Formen sieht, nur ein Produkt, in die Welt gesetzt von Lautlehrer und Schneiderin, der wird auf sie leichten Herzens verzichten können.

Wer aber glaubt, daß, wenn auch in wenigen, sehr wenigen Fällen diese äußeren Formen nicht dazu bestimmt sind, das Manko an Seele zu verbergen, sondern daß sie im Gegenteil die naturgemäß und adäquate Ausdrucksform einer Seele sind, der wird es sich doch sehr überlegen, ehe er die Dame aus der Kulturgeschichte streicht.

Denn, und darauf kommt es doch schließlich an, die Besten haben an diese Damenseele geglaubt, und diese Damenseele hat die edelsten Werke unserer Künstler befruchtet.

Es ist wahr, Goethe hat den Wanderer gedichtet, wie er ja auch selbst Christiane heimgeführt hat; aber Goethe ist doch auch der Schöpfer des Tasso, der von sich bekennt, daß er von allen seinen Lieben Lilli am meisten liebte. Und wenn sich sein einst sehr geschätzter Biograph Düntzer das nicht vorstellen kann und hinzufügt: „hierin irrt Goethe", so scheint uns das Urteil Goethes kompetenter.

Und vergessen wir nicht, eine Dame war es, und nur eine Dame konnte es sein, der unser größter Dichter das schönste Bekenntnis seiner Liebe gewidmet hat: „Tropftest Mäßigung dem heißen Blute, Richtetest den wilden, irren Lauf, Und in deinen Engelsarmen ruhte Die zerstörte Brust sich wieder auf."

Kraft und Stoff in der Musik

von Oskar Bie

Ich meine: Kraft als schöpferische Betätigung, und Stoff: als das Gegebene, das Inhaltliche, an das sich die Musik anlehnt oder das sie gar darstellen will. Sie läuft so wunderbar aus sich heraus, fertig in ihrer eignen Materie, die sie mit nichts auf der Erde gemeinsam hat, daß sie kritische Augenblicke der Selbstbesinnung unweigerlich durchmachen muß. Wozu läuft sie? Wofür strömt ihre Kraft? Ist es ein Spiel, das sie vornimmt? Dann bittet sie irgendein Stoffliches um die Führung, bittet sie die Welt um Verzeihung, daß sie so achtlos vorübereilte, benimmt sich und benennt sich nach ihren Anregungen, stellt sogar gewisse tonliche Vorgänge onomatopoetisch in ihr System ein. Programmmusik ist zweierlei: dies Nachahmende des Einzelnen, wie Vogelzwitschern und Bachplätschern, und dies Titelgebende im allgemeinen. Und wenn man will dreierlei: das nicht erst Titelgebende, sondern Verschwiegene einer inneren konkreten Vorstellung. Also ist es dann alle Musik überhaupt. Es ist ein Wort wie viele. Es ist das Hinschreiben von Überschriften, die

ebenso nicht hingeschrieben werden können. Denn der Stoff macht nicht die Musik, die Kraft macht sie. Das Stoffliche ist Entschuldigung, bestenfalls Offenheit. Die Musik ist größer als alle Stoffe und sie verschlingt sie, verkleinert sie, macht sie zu einer dummen Nahrung. Wie man sich dann aus der Affäre zieht, ist Sache des Temperaments.

Als Strauß seine Ouvertüre für das Wiener Konzerthaus schreiben sollte, stutzte er: wie kann ich eine Musik so ohne Gedanken und Inhalt schreiben, bloß so Musik an sich? Als Mahler seine Symphonien schrieb, spreizte er sich gegen jede programmatische Benennung und vermied Überschriften. Der Unterschied ist: Strauß muß ein Gegenständliches haben und nennt es, Mahler hat es und nennt es nicht. Weil es bei Mahler drängender, voller, inbrünstiger war und er sich dann des törichten Wortes schämte. Und weil es bei Strauß kühler, bildhafter, artistischer ist und der Rahmen zur Ausstellung gehört. Merkwürdig, wie sich die beiden auf diesem Grenzwege zwischen Musik und Inhaltlichkeit verschieden auslebten, es ist ein Stück Zeitgeschichte. Ich schreibe Glossen zu Werken, die ich eben hörte oder wieder hörte.

Mahler entwickelte sich, beethovenähnlich wie er eingestellt war, zwangvoll in den Symphonien nach dem Wort hin. Statt der Titel darüber, legt er gern das Wort darunter in einzelnen Teilen der sogenannten Symphonie, die wieder zur ursprünglichen Bedeutung ihres Wortes zurückkehrt: nichts als Zusammenklang. Diese Entwicklung ist keine gerade bei ihm, er schwankt, greift zurück (fünfte bis siebente), schlägt wieder alle Türen ein (achte) und nach der achten macht er eine Symphonie, die nichts ist als chinesische Lieder für Tenor und Alt abwechselnd mit Orchester. „Das Lied von der Erde". Er nannte es nicht seine „Neunte", wer weiß, ob wirklich, um dem Schicksal Beethovens, Schuberts, Bruckners nicht vorzugreifen. (In jedem Falle ereilte ihn dann nach seiner Zehnten als Neunten schrecklichsterweise doch dieses Schicksal.) Das Lied von der Erde, in Wahrheit die Neunte, wurde auch in Wahrheit sein Abschied. Er hatte in früheren Symphonien wunderbar mit dem Schicksal auf- und absteigend gekracht, diesmal war es nur Resignation. Er steckte sein Gesicht hinter die Maske der chinesischen Texte, die als Lyrik trunkener Flüche, verachteter Lenze und gebrochenen Glücks in der Weltliteratur einzig dastehen.

„Und wenn ich nicht mehr singen kann,
So schlaf ich wieder ein.
Was geht mich denn der Frühling an,
Laßt mich betrunken sein."

Mahlers Sehnsucht kommt nicht zu Ende. Was hat er gelebt? Lenze hat er besungen und Pan angebetet, daß er sich als Sänger der Natur vor allen fühlte. Naturgefühl sproßte in ihm, wie in der Pastorale. Er

sah sie innerlich und stark an, romantisch und verloren selbst in die biedere Poesie eines Posthorns. Vögel sangen ihm aus den Bäumen und Wanderburschen lachten ihm zu. Aber die Grübelei tötete es. Warum Natur, warum Leben, warum Tod? Die Freude erstickt im Problem und seine schumannisch trunkenen Lieder stürzen sich in die schreiende Dissonanz hinein. Ja, wäre er trunken geblieben, den Lenz zu verachten. Er ist nicht trunken, nicht Li-tai-pe, nicht Weiser, nicht Erlöster: er quält sich, ringt und flüchtet sich zur Musik als Märchenerzählerin. Seine ewige Tragik: tiefst innerliches Gefühl und keine Befreiung, als indem man es sich klingend, bühnenhaft dekoriert, vormacht. Man darf dies Mahlersche Stück, das edelste von allen, nicht mit Zensuren von Erschütternd oder Ermüdend abtun. Es ist die wundervollste Form seiner Tragödie. Nicht mehr mit Korybantenlärm, wie in der Achten, schreit er Probleme hinaus; auf intimster Bühne stellt er sechs zarte lyrische Szenen hin, in chinesisches Kostüm gekleidet, und verbirgt eindeutig dahinter seinen Weltabschied. Äußerlich schreibt er sechs Orchestergesänge mit kühnsten modernen Impressionismen, exotischen Melodieschritten, unerhörter farbiger Stimmung (wie das kostbare „Der Einsame im Herbst"), Scherzi wie das berühmte Bild von der Spiegelung des Dichterpavillons, von engelhaften Mädchen und tollen Knaben, und in den „Abschied" des Resignierten fügt er ein Orchesterintermezzo von nervigster Kraft gegeneinander gepreßter Bläserharmonien — äußerlich schreibt er solche bunt beleuchteten Szenen, innerlich fühlt er ein mattes Ende, zusammen aber geht es nur in unserem Geiste, die wir ihn über alle Abgründe lieben als das Opfer besten Willens künstlerischen Glaubens. Wir hören diese Symphonie der sechs chinesischen Lieder mit zwei verschiedenen Sinnen: als Musikgebilde und als Beichte. Wo das erste über das zweite siegt, beglückwünschen wir ihn künstlerisch, umgekehrt (und dies ist die vermeintliche Ermüdung) bemitleiden wir ihn menschlich. Wir werden mit ihm nicht fertig, wie er es nicht mit sich wurde. Weit weg und ganz nahe. Wieviel ist dies bißchen Musik, wenn es das Saitenspiel eines Unglücklichen wurde. Ja, seine gebrochene Kraft flüchtet sich in Worte von Dichtern ferner Erdteile, und in und zwischen den Worten tönt Seele eines Heimatlosen, der irgendwo auf dem Meere der Musik an Gestaden landen wollte, wo man ihn hört.

Ich schreibe keine Programmbücher, sondern Menschliches. Seitdem die Musik sich ihres Stoffes — aus Mangel der Kraft oder aus Überschuß der Kraft — nicht mehr schämt, enthält sie stärkere innere Zusammenhänge, als sie in der Schule von Mannheim oder Bologna vorhanden waren. Sie setzt sich mit dem Leben auseinander, worin zugleich ein Reiz und eine Gefahr liegt. Man hört hinter sie oder sieht vor sie. Es ist ein heikles Gebiet, doch ich spreche hier nicht zu Unverständigen.

Strauß ist ein Meister. Was er will, kann er. Und er will nichts anderes, als was er kann. Die Alpensymphonie ist vollendet. Ohne Zweifel und Fragen als solche, mit denen sie nichts zu tun hat. Sie ist technisch ein Kunstwerk von letzter Ausgleichung. Diese Technik ist nicht nur Frucht des Studiums (dreißig Jahre, sagt er, gehörten zu diesem Resultat), sondern Teil seines Wesens. Es klingt, wie er es sich dachte. Bezaubernd schön, trotz des vielfachen Charakterisierens, und einfach, trotz des Riesenorchesters mit Orgel und mit sämtlichen Lärminstrumenten. Diese Vollendung im Äußeren entspricht der Vollendung im Innern. In der Phantasie wie im Geiste. Es ist eine Wanderung durch die Berge dargestellt, Nacht, Sonnenaufgang, Wald, Wiese, Bach, Alm, Dickicht, Gipfel, Nebel, Gewitter, Abstieg, Sonnenuntergang, Nacht, die sich episch entfaltet und lyrisch durchsetzt und dramatisch zusammenfaßt. Es wird mit Tönen gemalt, Wasserfälle, Waldesrauschen, Sonnenglanz, Nebelstreifen, Schalmeien, Blitze und Winde, aber das Malerische fügt sich in die symphonische Thematik ein, die mit einer Reihe wechselnder Motive das Gerüst und die Zusammenhänge ausbaut. Das Charakteristische („Stille vor dem Sturm") mischt sich organisch mit dem Schönen (Bachmelodie, Ausklang) und einigt sich in einer bedeutenden, rein musikalisch hervorragenden Mittelpartie, „Vision" genannt. Die moderne, geistreiche Illustrationskunst findet ihre Stellen in allem Gespenstischen der Wanderungshemmung, aber die gefühlvolle Melodie, sangesreich von Violinen über das schmiegsame Orchester getragen, gibt der absoluten Tonphantasie, was ihres erfreulichen Amtes ist. Die Erfindung macht sich nicht wichtiger, als sie ist, die Alpen gebärden sich nicht majestätischer, als sie eben beim Spazieren erscheinen, und auf dem eisigen Gipfel entsteht keine posenreiche Attitude, sondern der redliche Verstand regelt das gedämmte Gefühl: das also ist der Gipfel, jetzt also bin ich oben und also ist weiter nichts als die Empfindung eines Kristalls, vom Bewußtsein in ein bläuliches Licht gestellt und in kalte Flächen geformt.

Strauß läßt das Stück nicht etwa in einem Chor endigen, der über einen Text aus dem Wilhelm Tell die sittliche Größe der Alpenwelt krönend vor Augen stellt. Diesen Halbpakt mit dem Wort kennt er nicht. Oper ist Oper, Lied Lied, Symphonie Symphonie. Seine Stofflichkeit ist von jedem Pathos entfernt, wie seine Komposition. Mahler streckt die Hände aus, und legt man ihm ein Gedicht hinein, so ist er einverstanden. Strauß verhindert das zweite, indem er das erste vermeidet. Er ist Meister. Reine Technik, reine Phantasie, reine Form. Keine Einmischung des Worts. Er lehnt nicht ein Stück der Musik gegen einen Text, sondern das Ganze gegen ein Ganzes. Zur Inhaltlichkeit drängte es ihn stets. Seine Symphonien stellten immer dar, oft ganz mißverständlich wie beim

Zarathustra, aber sie stellten eben seine Vorstellungen dar und waren trotzdem kräftige Musik. Sie waren so kräftig, daß sie damit nicht nur ihre Existenz bewiesen, die sie durch die Überschriften nie hätten beweisen können, sondern auch diese Titulierung weit über eine Entschuldigung emporhoben und etwas von der dramatischen Regung in seinem Innersten verrieten. Sie hatten Rondoform. Jedes Stück des Rondo war eine Szene, in der die Themen zu neuen Situationen geführt wurden. Das Szenarium stand darüber. Nach der Domestika brachen die Schleusen. Die Opern strömten heraus, die Symphonie schwieg, die Sehnsucht der Kraft nach dem Stoff hatte ihre Form gefunden auf dem so wechselvollen Felde dieser Kunstgattung. Salome und Elektra verhielten sich, einsätzig, zu seiner und Liszts Symphonie, wie Wagner zu Beethoven. Die letzte Variante der deutschen thematischen Oper. Im Rosenkavalier ging es den selbständigen Opernweg, in die alte Breite weiter. Ariadne schien eine Stilübersicht. Die Alpensymphonie ist eine Lebensübersicht. Ein Gipfel ist erreicht. Die Alpensymphonie ist die einzige seit dieser seiner Opernepoche. Die Oper ist daraus abgesetzt. Sie ist knapp und wesentlich bis auf das Notwendigste. Sie ist gereinigt, wie ein Gipfel rein und kristallen ist, ohne alle heiligen Zwänge des Strebens, der Unvollendung, der Revolution, der Inkongruenz zwischen Wollen und Können, Gefühl und Geist, Anklage und Verzicht. Die rondoartige Form ist geblieben, die Thematik ist leichter, die Bildhaftigkeit stärker, die klassische Vollkommenheit bewußter. Ein interessantes Resultat der Opernlehre an der Symphonie. Und doch liebenswert, weil es fern von aller Problemdarstellerei und Problemausstellerei sich gern und viel dem bloßen Lauf der schönen Musik hingibt und, ohne zu überraschen, aus reicher Erfahrung freut und sättigt.

Der Fall der Mona Lisa von Schillings gehört nicht hierher und ist dennoch anzureihen. Hier handelt es sich nicht um ringende Naturen und zerschlagene Ideale, um Kulturfertigkeit und die Überwindung der Romantik durch das Bild, um die Gegensätze alles schönen Fragmentarischen und kühlen Reifen auf dieser Welt. Es handelt sich um den Fall, wie ein zur Abstraktion neigender, edler und kultivierter deutscher Musiker nach mannigfachen, nicht sehr erfolgreichen Versuchen sich auf einen Stoff stürzt voll von Brutalität und Schlagdramatik, aus dem er seiner Kunst Blut zuzuführen sich verspricht. Der Text der Mona Lisa ist bezeichnend für eine gewisse Art von Opernliteratur, die krasse Effekte unbedenklich zu Szenen erhebt und das undurchsichtige und unklare Geäder der Motivierung vertrauensvoll in die Musik versteckt. Mona Lisas Lächeln, an dessen sexueller Auslegung Lionardo gänzlich unschuldig ist, in allen Ehren — wie hier erst der Geliebte und dann der Ehemann in einen Perlen-

schrank befördert wird, mit dessen Schlüssel und dessen Luftdichte ein verräterisches Spiel getrieben wird, das ist übelste Szenenbrutalität, gegen die die Brutalität der Tosca von einer geradezu klassischen inneren und echten Konsequenz scheint. Der Überguß aus d'Annunzio-Elementen, Perlen, Blumen, das Bild Lionardos, die Sünderin aus Demut, Savonarola auf dem Karneval — macht es verführerisch. Verführerisch die geschickte Aufmachung, verführerisch der Fund: die unverstandene Frau, der die Töne so gut die fehlenden Worte ersetzen, als Operntyp. Alle Verführungen eines buhlerischen Librettos! Arme Oper, daß man heut solche Empfehlungen vor dir stammeln muß. Ein Puccinitext.

Aber Puccini ist raffinierter. Über brutale Texte legt er seine Salonmusik, die süß und liederhaft unsere Ohren von weitem umschmeichelt. Es bildet sich zwischen der Leidenschaft des Textes und der Weltläufigkeit seiner Musik ein Abgrund von dämonischer Suggestion! Er hat den Abgrund nicht komponiert, aber er arbeitet mit dieser bequemen Rechnung.

Schillings ist ernst. Er komponiert den Text nach deutscher Art. Er verhüllt ihn nicht, er enthüllt ihn. Seine Einbildungskraft ist nicht sonderlich stark, seine Dramatik künstlicher, eingeredeter als sie klingt, noch hängt er mit allen Fasern an der Thematik von Leitmotiven und der Etikettierung von Personen, dann wieder ahnt er neue Wege reliefhafter Illustrationen, auf einem Übergang stürzte sich seine bleiche Kraft auf einen blutigen Stoff, als das letzte Zeichen einer Zeit, die mit dem Wort nicht erklären, nicht maskieren, sondern — Leben zuführen möchte. Dies aber sind Ernährungssorgen rein persönlicher Natur.

Groß ist die Herrschaft der Musik. Der Stoff wird ihr niemals Hilfe oder Rettung sein. Die Kraft entscheidet. Bisweilen zeigt der Musiker, voll Bedrängnis der Aussprache, auf ein Wort und ein Gedicht, das draußen in der Welt wie ein Symbol seiner Leiden blinkt. Bisweilen schreibt er so ein Wort an den Rand der Noten, um sich Bild und Vorstellung zu festigen. Aber wenn er auf den Stoff dieser Erde sich stürzt, ihn auszusaugen, wird er an seiner Kunst einen Verrat begehen. Sie werden ihm den Stoff dann zubereiten und würzen, daß er sein Blut verdirbt, statt bessert. Die große Oper war: das Heraushören seiner eignen Musik aus den Dingen. Aber die eigne Musik muß herrschen. Sie muß sich bemächtigen alles Gegenständlichen, das nüchtern, kalt und brutal da draußen liegt und nur für denjenigen den Zauber des schwebenden Tons offenbart, der ihn in sich trägt. Die große Symphonie war: dies erklingen zu lassen und es nicht einmal zu sagen.

Meier-Graefes jüngste Bücher

von Wilhelm Hausenstein

Die Deutschen haben keinen Stil der Kunstgeschichtsschreibung. Sie haben keine Kunstgeschichte von der geschlichteten Epik des Livius oder — wenn wir im Erreichbaren bleiben — der Weltgeschichte Rankes. Die Franzosen haben Derartiges eher als wir. In diesen französischen Büchern über Kunst fehlt es wohl an den letzten Aufschlüssen. Die Dinge der Kunst sind ihnen nicht annähernd so problematisch geworden wie uns. Sie sind ihnen einfacher und werden nicht von unerbittlichen Analysen umdrängt, sondern von bestehender Rhetorik gefeiert. Wer ein französisches Kunstbuch liest, erhält eine große Anzahl biographischer und gesellschaftsgeschichtlicher Aufschlüsse und eine Reihe geistreich oder festlich gemessener Wertungen, denen zumeist jede Komplikation fehlt; und wo die Kühnheit der Beziehungen verwundern könnte, da hat sie doch gewöhnlich die Gelassenheit des Selbstverständlichen. Dem unerfahrenen Deutschen, dem es nur im Getriebe zehrender Debatten über die letzten Bedeutungen und über die entwicklungsgeschichtlichen, die psychologischen, die metaphysischen Wahlverwandtschaften der Kunst wohl ist, erscheint dies Konventionelle französischer Kunstgeschichtschreibung als Untiefe. Aber dies Konventionelle ist der Reiz einer besonderen Kultur der Anschauung. Wir vergessen, daß die Franzosen wie in allem auch in den Dingen der Kunst es instinktiv verschmähen, das Äußerste zu denken und zu sagen, weil dies Äußerste sich für das psychologische und literarische Stilgefühl der Franzosen nicht projizieren läßt. So war es bei Racine. So war es immer. Die Deutschen witterten darum immer etwas von flacher Formalität. Beim einzelnen mag es zuweilen nicht viel mehr sein. Aber als Phänomen rassiger Kultur ist es sehr viel mehr: es ist das Klassische oder — wenn man will — das japanische Schema der französischen Erlebnisse. Man beschwert seinen Stil nicht mit Allzuinwendigem. Man findet die Formel, die mühelos den Kurs durch die Geister nimmt. Man ist der Extravaganz und ist dem Unkontrollierbaren eines genial persönlichen, ja überhaupt eines abgründigen Kunstgefühls feindlich. Weil die Kultur der Rasse so beschaffen ist, erzeugt Frankreich in der Kunstgeschichtschreibung keinen genialen Exzeß.

Deutschland bringt ihn hervor. Es ist ein höchst kurioses Gefühl, Meier-Graefe mit Frankreich kontrastieren zu müssen. Ich hatte in einem für mein Gefühl belanglosen französischen Werk geblättert: dem Fragonard von Portalis. Der französische Baron erschien mir als das Muster jener französischen Kunsthistorie, die wegen der Konventionalität ihres Reliefs dem gepflegten Dilettantismus erreichbar ist. Meier-Graefe wirkte

darauf wie ein Gewitter. Ich hätte beinahe gesagt: er wirkte als ein Kapitel vom Stil Shakespeares. Ich las das entzückende kleine Buch von Wilhelm Uhde über Henri Rousseau (Deutsch bei Flechtheim in Düsseldorf). Es ist das Buch eines Deutschen, der sich dem französischen Kunstgefühl assimiliert hat. Dies Buch eines Deutschen ist nicht mehr deutsch. Es hat ein anderes Verhältnis zur Anekdote als wir. Es erzählt anders. Es räsoniert anders. Es hat einen anderen, ebeneren Begriff von Syntax. Die Kurven des Gefühls und der Darstellung sind nicht kluftig. Ein Element von edlem französischem Rationalismus glättet auch da Gefühl und Sprache, wo Mystisches angedeutet wird, und ein eigentümlich schlichter Begriff vom Wert der einfachen Tatsachen – Daudet – gibt dem Buch, das sehr formal ist, mehr Substanz, als unsere Kunstbücher zu haben pflegen. Meier-Graefe nun ist neben diesem Buch eine Apokalypse, sein Stil das korybantische Gedicht eines Menschen, der in den letzten Dingen der Kunst zu leben gewohnt ist und nicht mehr die Hemmung fühlt, die ihn abhalten könnte, das Rätsel zu formulieren. Sein Wort ist eine Eschatologie der Kunst. Es ist voll von ungefesselter Sinnlichkeit und voll von himmelhoher Mystik. Gleichwohl hat es Disziplin. Doch diese Disziplin ist tolles Naturell, irrational ausgreifende und fast planlos nervöse Vitalität. Ohne Zweifel: er ist deutsch. Es mag grotesk aussehen, daß man bei diesem Menschen, der eine gallische Spontaneität der Wortbildung, der eine Kultur von glänzender Formalität besitzt wie wenige Deutsche, das Französische in irgendeiner Richtung bestreitet. Aber es ist lächerlich, den sprungbereiten Geist Meier-Graefes mit französischem Esprit zu verwechseln. Kaum eine Verwechslung ist törichter. Der französische Esprit ist voll von rationalistischer Anzüglichkeit. Die geistreichsten Überraschungen, die Meier-Graefes Dialektik bringt, stammen aus dem Irrationalen; sie stammen aus der Mystik der Beziehungen, die sich nicht durchschauen lassen. Meier-Graefe ist neben dem Stil der Franzosen ein Ringender, ein Beter, ein Stammler, ein Unverständlicher.

Nie wußte ich das so genau als in den Stunden, in denen ich seine letzten und wahrscheinlich lautersten Arbeiten las: die neue Auflage des ersten Bandes der Entwicklungsgeschichte und den Delacroix (beides bei Piper in München). Meier-Graefe schreibt nicht Kunstgeschichte im klassischen, auch nicht im französischen Maß. Der Delacroix hat wohl einen erzählenden Eingang. Aber nicht eine Stunde verweilt dies Buch in der einfachen Epik der ruhenden und der bewegten Tatsachen. Alsbald umgreift es das Bild des Helden faustisch. Erschütterungen schleudern das Bild in die Höhe und reißen es in die Tiefe und neigen es nach allen Seiten. Nicht bloß aus unmittelbarem Widerwillen gegen das Vulgäre, das die Franzosen so wunderbar zu halten und zu veredeln wissen, sondern auch aus

einer angeborenen Rücksichtslosigkeit gegen die Idee des Pädagogischen und aus einem angeborenen Instinkt, der ihn nur zu sich selbst, zu seiner eigenen Ergriffenheit, und zur Sache treibt, verschmäht er lehrhafte Ausbreitung der Fragen. Er erlebt die Kunst auf einer Höhe, auf der ihre Fragen gar nicht mehr Fragen, sondern die Formeln der höchsten Erhebung der Sache und des eigenen Geistes sind. Diesen Mann, in dem sich eine junkerlich robuste Frische der Sinne und eine rassige Verfeinerung der Nerven die Wage halten, hielt man für ein Feuilleton, und mit eben so plumpem als gehässigem Unverstand, der sowohl ihn als das Französische absurd verkannte, nannte man dies vermutete Feuilleton französisch. Der Stil Meier-Graefes hat sehr unedle Berolinismen. Er hat mitunter überhaupt eine Behendigkeit, die der Schwere der Sache und des Erlebnisses das Vertrauen rauben könnte. Aber das könnte nur bei gewissenlosen Lesern passieren; und ich möchte aus diesen Dingen keinen Einwand machen. Im Gegenteil. Die Syntax dieses Menschen kann nicht forensisch sein. Er ist bei aller Wucht des Gefühls kein Tribun des großen Stils. Er ist so leidenschaftlich echt, daß er die Wortformen nicht verschmähen kann, die der tägliche Gebrauch im kleinen nun auch dem größten Erlebnis zur Verfügung stellt. Man sehe doch, wie entfernt gerade er von allem Snobtum ist: es ist ihm Angelegenheit des Gewissens, sich im Angesicht der großen Sache nicht um die Feierlichkeit des Ausdrucks zu plagen. So unliterarisch ist er — so unfranzösisch. Man sehe doch die tiefe Sentimentalität des Vorworts zur neuen Ausgabe der Entwicklungsgeschichte, die zur Hälfte ein unter Opfern neu gearbeitetes Buch ist. Er erträgt mitunter das Odium der Nachlässigkeit im Wort, weil ihn das Erlebnis verzehrt. Aber das berührt überhaupt nur einzelnes. Noch nie stand Meier-Graefe so das edle Wort zur Verfügung, wie in diesen beiden Werken. Der Ausdruck wächst ins Hymnische und gleitet nur selten in die Gleise pikanter Dialektik und streitbarer Gereiztheit zurück. Diese Bücher sind dem Gebiet des Streits entzogen. Sie vollenden sich aus der Sache und dem Erlebnis, ohne in die Welt zu sehen — ohne Publikum, im Wald des Eremiten. Meier-Graefe wird einsam. Die Entwicklungsgeschichte hat noch Reste der Front zum Publikum. Der Delacroix steht außerhalb aller propagandistischen Beziehungen. Seine Fassade existiert unbekümmert nur für sich.

Das Erschwerende bei Meier-Graefe — kein Franzose würde es bei sich dulden — liegt darin, daß er gerade in den größten Zusammenhängen Dinge sagt, die nur eine Sekunde galten, so intensiv sie in dieser Sekunde erlebt wurden. Das ist die Zeitgenossenschaft, die ihn mit den Klassikern des Impressionismus verbindet. Dies Leben in den feinsten Falten findet man in der Entwicklungsgeschichte und noch im Delacroix. Es mag im

Delacroix noch rätselvoller wirken, weil es da noch sublimierter, noch mehr ins Abstrakte getrieben ist. Aber wenn man es nicht begreift, so bleibt die Größe der dargestellten Beziehungen doch immer überzeugend.

Ein ungeheuer leidenschaftliches Gefühl für das Wertvolle, wie es nicht der gesättigte Abkömmling uralter romanischer Tradition, wohl aber der vitalste deutsche Kunstschriftsteller unserer Zeit haben kann, treibt Meier-Graefe zu grandiosen Abschätzungen. Er schreibt über Delacroix: das bedeutet sofort, daß er über Géricault, Constable, Rubens, Raffael, Rembrandt und Poussin beinahe ebensoviel schreibt wie über Delacroix selbst. Dies hält man. Dies bleibt. Dies gibt die Richtung ins Unendliche, ins Dämonische, die als wertvollstes Erbe der Bücher Meier-Graefes immer übrigbleibt. Er drängt zu metaphysischen Ausblicken. Er hinterläßt ein mächtiges Fragment. Das Buch eines Franzosen reduziert von vornherein das Maß aufs Endliche; sein Pathos hat Weite, aber garantierte Grenzen; sein Werk schließt ohne Problem — schließt restlos geformt. Ich vermöchte nicht, solches von Meier-Graefe zu sagen. Die in der ungemeinen weltstädtischen Zivilisation seines Ausdrucks verweilen und sie für das Wesentliche seiner Form halten, ahnen nichts von seinem Erlebnis und nichts von seinem Stil. Die schwellende Fülle seiner Sinnlichkeit, die Zuverlässigkeit der großartigen Parallelen, die ihm gelingen, die Bedingungslosigkeit seines Instinkts für das Große von den Mosaiken zu Murano bis zu Cézanne gibt den berechtigten Eindruck eines vollendeten, oft chevaleresken Weltbilds. Aber dennoch ist diesem Dichter seiner Bücher niemand näher als Rembrandt, der unerhörte Problematiker. Ist es nicht Rembrandt, so ist es Delacroix. Dann kommen noch Renoir und Cézanne. Der Impressionismus erscheint dem kühnsten Parteigänger, den er je hatte, heute als eine Art von Verfall. Der Delacroix wird zum tragischen Gedicht, das diesen Abstieg vom Problematischen und Universalen zum gleichsam Frivolen und zum Speziellen besingt. Was wollen wir? Wir bedauern, daß Meier-Graefe an den neuesten Bewegungen nichts mehr sieht. Aber dieser Standpunkt hat gegenüber der erhabenen Problematik und der grandiosen Universalität des Delacroix-Buches keinen Sinn. Wer nur noch diese Dinge erlebt, dem kann die Zeit nicht mehr sein als die Ewigkeit — und sei diese Zeit die eigene. Dem Delacroix wird ein Cézanne folgen und von da aus wird Meier-Graefe nur noch rückwärts schauen. Er darf, er muß das. Uns Jüngeren ist dergleichen nicht erlaubt — noch nicht. Wir haben das Unsere zuerst in unserer Zeit zu tun. Und wer weiß, ob er nicht auch für uns noch lange rechtbehalten wird? Ich liebe die junge Kunst meiner Zeit und notiere mir einen Satz aus dem Delacroix Meier-Graefes. Er lautet: „Die Sicherheit des Delacroix beruht auf dem Reichtum des Repertoirs, das für alle Empfindungen, für alle Übertreibungen

im Namen der Empfindung, Belege des Natürlichen bereit hat". Dies ist der Satz, den ich meine. Wenn Delacroix eine Palme zeichnete, so bedurfte er keiner Palme; aber er besah sich einen Nelkenstock.

Die Bücher Meier-Graefes sind in der Gegenwart die einzigen Beispiele deutscher – vielleicht europäischer – Kunstgeschichtschreibung, die das Letzte in uns zu erregen vermögen. Aber sind sie Geschichte? Sie sind es nicht. Sie sind ohne die Substanz, die man als das Historische bezeichnen könnte. Sie sind überhaupt ohne Substanz, wenn wir das Wort so gebrauchen, wie es am bequemsten geschieht. Sie sind unepisch. Sie entbehren der Erzählung. Ich halte das für einen Mangel: nicht vom Standpunkt unserer Philologen, wohl aber vom Standpunkt einer Geschichtschreibung, die auch in Kunstdingen die Einfalt und den Ereignisreichtum der Epopöe erreichen könnte. Meier-Graefe bedeutet die männlich vollste Art ästhetischer Dialektik, die ich mir vorstellen kann. Er geht darüber nicht selten hinaus; zu Zeiten erreicht sein Stil im Delacroix und in der neuen Ausgabe der Entwicklungsgeschichte eine grandiose Einfachheit gleichsam landschaftlicher Darstellung der Kunstgeschichte. Im Grund ist diese Darstellung natürlich niemals ohne Substanz. Sie beschäftigt sich nicht mit dem Milieu der Kunst; sie beschwert sich nicht – vom Anfang der Entwicklungsgeschichte abgesehen – mit Kulturellem. Sie erlebt auf die unmittelbarste Art der Welt das Phänomen der Form und seine menschliche Bedeutung. Diesem Erlebnis gegenüber sind die künstlerischen Ereignisse, die uns Laien als beklemmend abstrakte, fast unsichtbare Form erscheinen, die eigentliche Substanz der Kunstgeschichte. Das Drama dieser Geschichte vollzieht sich in der überhobenen Sphäre der letzten, bis zum restlos Immateriellen geläuterten Formen, um was es sich dabei auch handeln mag – ob um Phidias oder um Giotto oder um den Greco oder um die Kunst unserer Tage. Ist es ein Verlust, daß die verschiedenen Dinge hier nicht etwas Geschichtliches werden? Ich zweifle oft sehr. Meier-Graefe wirft alle Dinge auf eine und dieselbe Fläche. Er schreibt, wie Velasquez und Manet und die Japaner malten: impressionistisch zweidimensional. Die Dinge treten nicht historisch zurück; sie gehen nicht in die räumliche Tiefe des Historischen hinaus. Alles ist in dieser Entwicklungsgeschichte, die selbstverständlich keinen Namen weniger verdient, so prachtvoll sie die Linie des Malerischen auch über die Gipfel hinführt, auf demselben Niveau; alles ist uns gleich nahe. Die Fläche der Darstellung läuft mit der Fläche der großen Kunstereignisse von den Mosaiken zu Giotto, von ihm zu Michelangelo, von Michelangelo zu Tizian, Rembrandt, Watteau, zu David, Goya, Ingres, Géricault, Delacroix, Daumier, von Claude Lorrain zu Constable, Corot, Courbet parallel. Ist es ein Verlust? Oder ist es die höchste Form der Kunstgeschichtschreibung,

wenn alle großen Dinge dem Geist genau das gleiche Maß von Aktualität besitzen? Dieser Mann muß glücklich sein. Das Geschichtliche ist von ihm aus ein Vorhof; darin bewegen wir uns, er aber ist im Arcanum. Das Historische wird müßig. Ihm handelt es sich überall um Allergegenwärtigstes. Wie wundervoll! Man möchte nie ein Mehr wollen, mag es auch eine umfassendere Sättigung geben als diesen äußersten Aristokratismus, der das Material beinahe nicht mehr formt, sondern aufhebt.

Lektüre

von Oskar Loerke

Wer heute Bücher anzeigen will, die mit den Schicksalen Weniger und Einzelner angefüllt sind, deren Sorgfalt und Kunst vielleicht kleinen, absonderlichen, kranken Kreaturen gilt, der fühlt, noch bevor er sich seine Zuhörer recht vorgestellt hat, von draußen eine erkältende Luft herwehen. Wenn er bereit und imstande ist, Feldpostbriefe etwa eines Armierungssoldaten vorzulegen, der nah hinter den Kanonen täglich ein Stück im Jean Paul liest, oder wenn er weiß, daß er nicht genug Romane, Gedichte und Dramen in Lazarette schicken konnte, so scheint er selbst diese Literatur in einen Rang mit Arznei und Erfrischungsmitteln zu reihen. Aber er steht sofort in einem festen Rechte, wenn er vermerkt, daß in nationalpolitischen Schriften hohen Grades jetzt im Kriege Empfindung, die seit Anfang der Welt Empfindung war, Empfindelei genannt wird, Gefühl, das bis zum äußersten Tage Gefühl bleiben wird, Gefühlsduselei, und jeder Kosmopolit ein Allerweltskosmopolit. Das heißt auch den inneren Frieden brechen. Das heißt einen Besitz, von dessen Vorrat wir den Kampf auch bestreiten, und um dessen Mehrung auch wir ihn führen, zum Fenster hinauswerfen. Das heißt das Gegenteil der Absicht erreichen. Wollen wir als Volk stark und unbesieglich sein, so wollen wir doch kein Assur, nicht einmal ein Sparta werden, sondern etwas Freieres und somit Stärkeres. Es kommt darauf an, daß das Rätsel, das wir Schicksal nennen, immer wieder gesehen werde. Das kann nur durch den Einzelnen und in phrasenloser Klarheit nur am Einzelnen geschehen. Doch in dem Verhältnisse, wie es in den einzelnen wächst, wächst es im ganzen Volkskörper und -Geiste. Es steigt in beiden wie in kommunizierenden Röhren gleichmäßig. Zuerst soll seine Mannigfaltigkeit nicht vorweggeleugnet werden, und zuerst soll der Wahrspruch

darüber nur eine Erklärung und kein summarischer Schluß sein. Die Bücher der vier Verfasser, denen wir uns im folgenden zuwenden, zeigen uns viererlei Erscheinungsweisen seiner Wirklichkeit.

Das Gänsemännchen, Roman von Jakob Wassermann. (S. Fischer, Verlag.) – Daniel Nothafft ist ein großer Musiker. Mehr von seiner Künstlerschaft zu wissen, oder besser, zu glauben, ist eigentlich nicht nötig, wäre auch nicht nötig, wenn ein Feuer seine Werke nicht zerstört hätte. Den unbetretbaren Raum der Produktivität Daniels angenommen, beginnt sein Schicksal. Es ist: bei der Arbeit, nur jenen Raum auszubauen und ihn zu füllen, andere Schicksale zu entzünden und sie, die als Diener eingesetzt werden sollten, als Herren zu finden. Er erlebt, wie die Schöpfer in Gottes schon geschaffener Schöpfung sich oft behelfen müssen, auch vor dem Erleben und nachher. Das kann man egoistisch nennen und nicht sehr sympathisch. Jedoch: hinnehmend wird er hingenommen. Er kommt zwei holdesten geschwisterlichen Mädchen nahe. Gertrud heißt die eine. Sie ist die in sich Verwahrte, die Horchende und Schweigende, und strahlt daher ganz das wieder, was sie mit ihrem Wesen faßt. Lenore, die zweite, ist von Geburt Kameradin, für sich selbst nicht tönend, aber Musik für andere. Lenore empfängt deshalb früher Liebe, Gertrud ist für Liebe früher empfänglich. So wird Daniel Gertruds Mann, und doch kann seine Sehnsucht nach der anderen vor ihrem Besitz nicht schweigen. Ohne die zweite wäre er nicht zur ersten gelangt, aber auch nicht ohne die erste zur zweiten. Jede ist ein vollkommen schönes und ein vollkommen einheitliches Menschenbild, dennoch kann jede mit Daniels Eintritt in ihr Leben das Maß ihres Glückes nur durch Zerstörung der anderen erfüllen. Und auch für Daniel ist die Verwirrung unlösbar: die zwei Schwestern sind ihm gleichsam eine einige und unteilbare Frauenseele, in zwei Körper verteilt. Nach dem Tode der beiden scheint ihm eine klein zurückgebliebene Tochter die Vereinigung der Seelenhälften aufzuweisen. Er nimmt noch ein drittes Weib, eine schöne Larve, wie um zu erproben, daß sie sein Inneres nicht mehr verletzen kann, selbst als sie ihn zum Hahnrei macht, er sühnt auch wohl, daß er bisher zuviel genommen und zu wenig gegeben hat. – Die Geschichte spielt in Nürnberg. Der Spießbürgerwitz vergleicht Daniel zwischen Lenore und Gertrud dem Gänsemännchen mit seinen beiden Gänsen unter den Armen. Ein früheres Buch Wassermanns heißt mit seinem Untertitel „Die Trägheit des Herzens". Es gibt eine Trägheit des Herzens aus Fülle, wie die Daniels, und eine aus Leere, wie die der Nürnberger Pfahlbürger. In allen Fällen ist der Herzensträgheit ein Erbteil von Geburt zugelegt, es fehlt der volle und ungehemmte Zugang zur Welt. Der Intellekt überwiegt die Sinne oder die Phantasie den Verstand, oder Phantasielosigkeit macht Intellekt und Sinne untauglich. Die

Welt jedoch duldet nicht, außerhalb der Menschen zu bleiben, die alle in ihr sind, um sich ihrer bewußt zu werden. Wollen sie nicht teilnehmen, so müssen sie. Gehen Gedanke und Gefühl nicht zu ihr hinaus in die Breite und Tiefe, so steigt sie in die Enge der Gefühle und Gedanken. Und die Sendung der versperrten Menschen ist, in allem, was sie tun und fassen, Urteil über das Leben zu sein, Urteil, ganz gleich, ob sie selbst urteilen oder nicht. Sie stehen nicht eigentlich im Bereiche des Tragischen und auch nicht des Komischen. Daniel zwischen den Frauen ist mehr eine Tragödie der Frauen als eine Tragödie Daniels. Denn Gertrud und Lenore sind Stücke Natur, und wenn sie aufhören, so ist „weniger Wahrheit, weniger Reinheit, weniger Lieblichkeit und weniger Liebe auf der Welt". Die Menschen der anderen Seite jedoch sind schon zu sehr Schicksal mit ihrem Wesen, als daß sie außer sich noch den ungekürzten Reichtum an Schicksal finden könnten. Ihr Charakter setzt die Dinge gefangen. Sie geizen und sparen immerfort und werden nicht reicher, oder sie verschwenden und werden nicht los: sie geben Eigenschaften von sich. Sie sind auch in ihrer Güte noch Bösewichter und Feiglinge und wenn das nicht, – Anhänger und Anhängsel der Kunst. Sind sie schwächlich, so besitzen sie etwa „eine Anhänglichkeit für Dinge und Räume, die größer ist als die für Menschen." Wassermann hat in seinem Roman einen ungewöhnlich starken Repräsentanten dieser Gattung geschaffen. Wir dürfen die Übertreibung seines Umrisses als positive Leistung bewerten. Es ist der „Nero unserer Zeit", ein Mensch mit Namen Carovius. Seine Teilnahme gilt allen unglücklichen Ereignissen, „nicht aus Schmerz, nicht aus Bruderliebe, sondern aus Haß gegen eine bewegte Welt, in deren Mitte er zur Unbeweglichkeit verdammt war". Er ist „einsamer Hagestolz und Bücherleser; mit dem Krämer Meinungen über das Wetter tauschend, mit dem Nachtwächter über magistratische Verordnungen räsonierend; heimlicher Henker; dem Schicksal die unwahrscheinlichsten Verknüpfungen ablauernd; und neben solcher stillen Grausamkeit von einer quälenden Leidenschaft für die Musik erfüllt." – Fährt eine Seele von der linken Seite der Gerechtigkeit in ein Weib, so ist die Verwirrung vollends unentwirrbar. Beim Weibe ist Körper viel mehr Seele als beim Manne, und der Körper ist immer gut. Auch das gültige Beispiel einer solchen Frau finden wir in dem Buche von Daniel, dem „Gänsemännchen". Es ist die Schwestertochter seiner Mutter. Philippine ist häßlich. Aus äußerer Häßlichkeit kommt innere, und aus der inneren wieder äußere. Diese doppelte Häßlichkeit zieht ihre Leidenschaft aus dem Leben, reißt aber das Leben in die Leidenschaft hinein. Da sie Daniel, den sie liebt, nicht als Herrin lieben kann, liebt sie ihn als Sklavin. Sklaverei ist hassenswert, und so haßt sie alle, die sie liebt, alle, die um Daniel sind, alle, deren Sklavin sie geworden ist. Von den beiden gegen

säßlichen Leidenschaften verbrannt, muß sie Leib und Seele derer vernichten, die sie gehegt und betreut hat. Tut sie Gutes, so sät sie Böses, erntet sie Böses, so wird in ihr auch wieder Gutes wachsen. – Die letztgenannten Figuren stehen mit ihrem Gepräge schon so weit ab von der ersten Gruppe, daß ein geräumiges Lebensfeld für das Buch abgesteckt erscheint. Es genügt bei einem Werke von Wassermann festzustellen, daß dieser Raum mit einem reichlichen Halbhundert ausgeführter oder doch deutlich erkennbarer Gestalten besetzt ist, Vorfahren, Nachfahren, Freunden, Gegnern, Lehrern, Schülern Daniels und der Seinen, die aus den Vorgängen einen Vorgang machen. Der Boden ist ein so sichtbares Nürnberg mit Umland, daß man öfters meint, die Jahreszahlen und Andeutungen der Geschichte des Bismarckischen Zeitalters müßten um ein paar Jahrzehnte zurückdatiert werden, um mit dem Bilde übereinzustimmen.

Robert Michels jüngster Roman: „Die Häuser an der Džamija", dessen Inhalt aus diesen Blättern noch in Erinnerung steht, ist jetzt als Buch erschienen (S. Fischer, Verlag). So schön seine Liebesgeschichten in ihrer reinen, unbedachten Sinnlichkeit erfunden und durchgeführt werden, so ergreifend aus dem Zusammenleben von Mohammedanern und Christen in einem entlegenen herzegowinischen Dorfe die Erkenntnis aufgeht: wir glauben all an einen Gott, – der eigentliche Wert des Buches liegt darin, wie in ihm die Wirklichkeit erscheint. Es gibt vielleicht Städte, von denen wir lieber etwas erfahren möchten als von Mostar, und Schicksale, die uns näher angehen als die der Bauern und Bäuerinnen auf den Bergen an der Narenta. Wer seine Bildung ausbreiten will, wird lieber Geschichte als Geschichten hören, der ethnographisch Interessierte seinen Unterricht über das Besondere und Unterscheidende lieber anderswoher schöpfen. Darin aber gibt sich schon der Wunsch des modernen Menschen kund, von der Wirklichkeit, die ihm zerbröckelt und entschwindet, etwas zu sammeln und zu bewahren, und zugleich das Bekenntnis, daß sie ihm bröckelt und schwindet. Ein Freund sagte mir von den „Häusern an der Džamija", in ihnen sei etwas Homerisches. Etwas, und das ist schon viel. Soviel, daß jene Interessen von seinem Lichte überschienen sind. Der Blick Robert Michels hat eine gleichmäßige Treue, nicht jene lauernde Schärfe, die auf ein Ding zuspringt und es überwindet. Seine Menschenleben bewegen sich nicht im Lichte von Scheinwerfern, sondern im Tageslicht. Gewiß, auch ein Scheinwerfer hat eine Kraftquelle und kann den Horizont rundum und dicht bei dicht abstreifen, aber während er einen Keil aus dem Ganzen reißt, bleibt das Ganze dunkel. Die Dichtigkeit des Erfaßten kann in beiden Fällen gleich groß sein, doch das Wesen der Dichtigkeit ist verschieden. Torheit und Schalkheit, List und Hinterlist, Dummheit und Klugheit haben in Michels Betrachtungsweise ihren Raum, nur das Urteil darüber tut zu ihren

Gunsten der Welt nicht Gewalt an, – wie selbst Geburt und Tod für den einzelnen die Welt wohl erschafft und vernichtet, sie aber nicht ändert und darum zu ihrem Bestande gehört. Der gleichmäßige Strom des Lebens hält nicht inne, um sich in Vorbereitung und Zweck zu teilen. Nichts wird zurückgehalten und gestaut, um zu wirken. Alles ist da und wirkt immer, wenngleich nicht auf jeden und zu jeder Stunde. Zufall ist Schicksal, Schicksal nicht Zufall. Arbeit und Feierstunde ist dasselbe unter zwei Begriffen, alle Gefahren und Beglückungen dasselbe mit verschiedenen Wirkungen. Das Gebirge steht da, ohne daß eine Hand es aufbaut, die Sonne geht über die Tage, ohne daß man sie sendet. Die volle Teilnahme an der Welt ist Güte, Wissen und Gericht, je mehr, um so wahrer. Diese Teilnahme versehrt den andern Menschen nicht und weiß vollständiger als bloßer Geist und bloßes Gefühl um seine Erbschaft aus dem Blute, um seine Mitgift aus Berg und Fluß, Meer und Wind, Besitz und Armut, Volk und Gott. Körper und Seele bleiben beieinander, was nicht ausschließt, daß beide ihr Weisestes und Tiefstes erleben. Aus diesem Grunde ist in Michels höchst bewundernswertem Drama Mejrima eine Liebe, die leicht eine „sündige" Liebe mit oder ohne künstlerische Absolution, mit künstlich gutem oder bösem Gewissen hätte werden können, weiter nichts als reinste Schönheit. – Ich stelle zwei Sätze aus den „Häusern an der Džamija" nebeneinander. Den einen sagt der Dorfpriester gegen Ende des Buches zum Grabsteinmetzen: „Denke dir, daß du dich nach jedem Tage zur Ruhe legst und daß, während du um das Geschehen rings um dich nichts weißt, sich die Erde zahllose Tausende von Meilen fortbewegt hat; und früh stehst du auf und findest deine Grabsteine in derselben Ordnung, in der du sie verlassen hast, und Hammer und Meißel liegen auf der gleichen Stelle und dein Haus steht unversehrt – welch eine Geborgenheit, mein teurer Nurija." – Der andere steht gleich am Anfang: „Die Schafe hatten sich zur Ruhe nicht niedergelegt, weil es ihnen auf dem Boden zu heiß war; sie standen aufrecht und jedes hielt den Kopf tief in den Schatten unter dem Bauch eines benachbarten Schafes." Auch die Schafe sind in jener Geborgenheit Nurijas; welche Bereitschaft ist, in der Welt zu sein.

In Aage Madelungs Novellenbuch „Der Sterlet", dessen Veröffentlichung bereits zwei Jahre zurückliegt, haben wir ebenfalls einen kleinen Weltspiegel, dessen Glas nicht zerbrochen worden ist, um das Bild herauszuholen, wennschon oder weil der Dichter mit der Liebe eines Liebhabers an seine Gegenstände herangeht. Madelung war einmal Butteraufkäufer in Rußland und ist mit allerlei kleinen Leuten in eine nahe Berührung gekommen. Er interessierte sich für Pferdezucht und -kauf, für den Fang und den Wohlgeschmack von Fischen und kommt so dazu, als Kenner von Tieren zu erzählen, aber wenn er derb die Hand auf sie legt, so sieht er

in einem erregten Augenblick das Wesen in ihnen, das Tierische und Göttliche, was für den Ehrfürchtigen am Ende dasselbe ist. In der umfangreichsten Erzählung des Buches geht er selbst beim Menschen vom Tierischen aus. Er berichtet vom Herzen. Das Herz ist hier kein sentimentalisches Sinnbild; es ist der Muskel. Zuerst ist dieser Muskel gesund, und das Leben seines Inhabers, des estnischen Apothekers Bierbaum, besteht eigentlich nur in dem flotten Schlage dieses Muskels. Es tut dem Muskel wohl, durch gutes Essen und Likör und Geschlechtlichkeit genährt und angeregt zu werden: da erkrankt er. Und plötzlich ist die Welt bis an ihren Saum krank, weil sie nichts anderes war als das Herz, und sie fällt gespenstisch über den spießigen Lebemann Bierbaum her – Lebemänner sind ja oft Spießer – er kann sich gegen sie nicht wehren, denn er trägt sie im Körper, ungefähr in der Mitte. So hat er unbewußt doch eine Seele in sich heranziehen müssen, und aus dem Dasein ist ein Geschick geworden. Was ist geschehen? Ein Kranker ist an seiner Krankheit gestorben. Und was noch? Ein Leben hat sich in seinen Himmel und seine Hölle gespalten. – Eine andere Geschichte heißt „Der Brauthengst". Ein Pferd wird angekauft, zieht einmal einen Schlitten und wird am nächsten Tage wieder verkauft. Äußerlich nichts weiter. Aber der Käufer hat an den zwei Tagen so das Leben des Pferdes erlebt, „daß er als Pferd hätte umgehen müssen, wenn er an einem solchen Tage gestorben wäre." Er ist in einen Marktflecken gekommen zu Bauern, unter denen der Branntweinteufel sein Wesen treibt, der ihnen Heringe und Salzgurken in den Hals steckt, um den Durst zu reizen, denen der Wirt „mit dem konzentrierten und rücksichtslosen Blick an großen Markttagen" einschenkt. Hier wird ihm der Hengst angeboten, und er gelangt von dem verschleimten Fußboden, aus dem Dunstkreise des Schnapses und der gelähmten Gehirne hinaus zu dem heilig frischen, lebendigen Tiere, und während er es zum ersten Male mit der Laterne ableuchtet, ahnt er das Edelste seiner Tierseele zusammengeronnen aus dem Geiste unendlicher Steppe: darum darf es laufen, bis es diese Unendlichkeit mit den Füßen abgegriffen hat, bis der Weg hingleitet „wie ein Wasserfall", bis es ganz eingeht in die „Mystik des Laufs" und des „Lebens höchsten Glückstrom, sich zu Tode zu laufen". Dann möchte ein Mistbauer das apokalyptische Pferd gern als Brauthengst haben. Er erhält es, läßt es aus Stumpfsinn verkommen und lahmschlagen; mit dem Messer in der Brust schließlich läuft es noch eine halbe Stunde. Es wird, nach Madelungs Traum, am jüngsten Gericht erscheinen und den ersten Käufer anklagen, daß er es weggab. Die Wut der Leidenschaft in Ton und Maß der Novelle versucht doch nicht, das Tier in unser Lebensempfinden hinüberzuzerren; fast ist sie die Verzweiflung darüber, trotz aller Liebe und trotz allem Verständnis eine unverrückbare Schranke fühlen zu

müssen. Doch Schwermut wird nicht bitter, wenn wir nur jedes Geschenk der Gegenwart annehmen und das Erkennbare erkennen, so deutlich und peinlich wir können. — Beinahe vollkommen in erstaunendes Hinschauen hat sich der Blick auf irdisches Leben jenseit der menschlichen Grenze in dem schönsten Stücke des Bandes gelöst, im „Sterlet". Trotzdem ändert sich die Art des Berichtes nicht, Scherz, Spott und Anmut bleiben, das Grobe ist grob, das Kleine klein. Das Leben hat keinen Feiertag, es ist vielleicht einer. Madelung versteht sich auch hier vorzüglich auf Schnäpse, ja er fängt damit an. Er steht in Hamburg an einem Schaufenster und sieht im Glasbassin einen kleinen Fisch schwimmen, tritt ein und fragt nach dem Preise. „Hundert Mark." So, als erschrecke ihn die Auskunft keinesfalls und als habe er nie die Absicht gehabt, die Kostbarkeit zu erstehen, erkundigt er sich nach einem peruanischen Likör, der irgendwo im Laden auch vorhanden ist und nimmt zwei Flaschen davon. Aber in dem Fische hat er einen Sterlet erkannt, jenen „Nachzügler aus den Tagen vor der Sintflut", der „nach Erschaffung der Welt schmeckt", den einzigen Fisch unter allen Freikiemern, dessen Skelett unverknöchert blieb, und der doch „zählebig wie die Sehnsucht" ist. Und nun wird uns mit der Sachlichkeit der Eingangsszene das Leben des kostbaren Sterlets mitgeteilt, der tief in Rußland zu Hause ist und dort nur wenig Kupfer kostet, wie er laicht, wandert, wie seinesgleichen und endlich er selbst gefangen werden. Nicht anders klingt das, als berichtete man, wie man aufsteht und zur Ruhe geht, was man ißt, wohin der tägliche Weg führt und welche Bekannten man hat. Und währenddem meinen wir die Fischseele zu sehen, wie sie sein mag ohne Verfälschung durch Regungen, die nur uns gehören. Wir sehen hinüber in eine unfaßliche Fremde, die doch nur durch einen Haarstrich von uns geschieden ist, wir stehen an der Kluft, die von hüben und drüben nie überschritten werden wird. Wir werden uns besser verstehen, wenn wir zugeben, daß wir uns nie verstehen werden. Unsere Grenzen sind nicht die Grenzen der Welt, aber wir bereichern uns, wenn wir ihren unberührbaren Reichtum anerkennen. Die innerliche Wahrnehmung des Raumes zwischen uns und dem Sterlet irgendwo in Sibirien, sein unbetonter Gegensatz zur übrigen Erde vergrößert die Wahrnehmung ihrer Größe überhaupt, der Erde, auf der neben dem Leben Bachs und Kants und Napoleons möglicherweise ebenso tiefsinnig und allerschöpfend das Leben eines Fisches vor sich geht.

Madelung ist nicht deutscher Nationalität. Obgleich höher aus dem Norden als wir, hat er sich begnügt, nur in Gleichnis und Bild einmal bis an die seelische Grenze des menschlichen Bezirks vorzudringen. Aber schon zu viel gesagt, er habe sich „begnügt", zu viel gesagt, er sei „vorgedrungen". Die Absicht, die in diesen Begriffen liegt, fehlt ihm. Er ist

nur da. Unter uns Deutschen zieht mancher mit Maß und Gewicht, mit Schere, Fernrohr und Thermometer dorthin aus. Künstlerische Kraft arbeitet mit untauglichen Mitteln, und dennoch ist es bisweilen ergreifend, ihr Werk mit Fehlschlag und Gelingen anzusehen!

In Hamburg lebt ein Kaufmann namens Ernst Fuhrmann. Er hat seit einem Jahrzehnt geschrieben, dabei gedacht und gefühlt und gefühlt und gedacht und wieder geschrieben. Im vorigen Jahre hat er aus seinen Schriften fünf Bände ausgewählt und als gedrucktes Manuskript in einer kleinen Auflage zur Verbreitung bereitgestellt. Darin sind in krausem Durcheinander enthalten: Dramen, Aufsätze, Gedichte, Erzählungen, Dialoge; Hymnisches, Philosophisches, Volkswirtschaftliches, — aber kaum hat man es aufgezählt, so muß man es schon zurücknehmen. Die Dramen sind platonische Dialoge, die Gedichte Philosophie, Abraxas, Aufsatz und Psalm, die Dialoge lassen den Willen zur Einsamkeit nicht los. Von innen betrachtet, ergeben die Arbeiten ein ähnliches Bild. Knappe und leuchtende Prägungen stehen in zickzackigen Gedankenwegen. Ungeheure, leidenschaftliche Anstrengungen münden, wo sie hätten entspringen können. Gewichtiges und Geringes wird mit umgekehrtem Kräfteverhältnis geborgen. Bilder verstellen mitunter den Weg, zumal sie, als Erzählung oder prophetisches Bild breit hingebaut, doch nicht in ihrer Wirklichkeit ohne Hintersinn genommen werden. Wir begegnen philosophischen Liebesszenen, die sich notgedrungen mit geschlechtlicher Sinnlichkeit beschäftigen müssen, in denen diese durch die Worte darüber notgedrungen zu kurz kommt und die somit in die Nähe des Komischen rücken. Diese Bücher sind nicht nur mit Begabung, sondern durch und aus Begabung geschrieben.

Wo aber eine Kraft ist, da muß auch Welt sein. Wenn Fuhrmann immer nur sich selbst schreibt, so kommt er dazu durch den Zwang des Wissens, daß die Spannung draußen nachläßt, wenn sie in uns sinkt. Dann ist die Welt „nicht mein, auch nicht dein Haus". Das Ich werde geringer, sobald die Eigenart und der Mut dazu im einzelnen geringer werde. So gelangt er weiter dazu, kaltes Selbstbewahren um des glühenden Erfassens willen zu lehren. Das Selbstbewahren aber muß ohne Furcht und Enge sein. Es darf den Besitz an Kraft nicht unterdrücken und verkümmern. In dem schönen Einakter „Unkraut" wird ein Mann zu der Einsicht geführt, daß seine Zurückhaltung vom Leben, von entschieden gutem oder bösem Gewissen, ihn um jede Eigenschaft gebracht hat: er stürzt sich aus dem Fenster. Es kommt bei der Selbstbewahrung darauf an, nichts zwar auszuschließen, aber die genaue Grenze zwischen dem Ich und dem Du festzustellen, gerade weil man spürt: „Irgendwo fließen wir mit den Strömen der Erde zusammen." Das Moralische sucht immer etwas Erkenntnistheoretisches zu werden und umgekehrt. Die Welt bleibt

bei diesem Bemühn in Weißglut, und doch soll sie ihr Ich und Du klar und festgeronnen herzeigen. „Ich möchte wohl meine Sehnsüchte lieben, aber ich habe für einen strengen Richter geschrieben, und da ich nicht glaube, daß er mich loben würde, verachte ich dieser Sehnsüchte Überbürde.“ Fuhrmanns Forschen nach dem Ich bekommt mitunter aus Intensität etwas Überschärftes — am meisten unter der Intensität von Versen —, wie wenn jemand untersuchte, ob ein ausfallendes Haar noch zu seiner Person gehöre, und falls ja, bis zu welchem Augenblicke. Und scheint die Messerschneide zwischen Ich und Du einmal gefunden, so spaltet sich das Ich dennoch wieder in Ich und Du. „Ein Mensch ist zwei.“ In der Einsamkeit geht das Freundliche weg, und aus der Angst der Leere steigt das Feindliche. Es ist nur mit dem Opfer des Lebens zu überwinden, und wie ein Kind wird dem Opfer und dem Feindlichen ein neues Freundliches geboren, und so in fortzeugender Reihe, bis der Tod „den Stoff einsammeln“ kommt. Ist es aber nie möglich, bei sich selbst zu sein ohne diese Feindlichkeit, so mag man draußen die äußerste Glut und höchste Fülle aller Schmerzen aufsuchen, damit das Du ganz in das Ich hineingezogen werde. Vielleicht ist doch das Grenzenlose erst seine Grenze. So rüttelt Fuhrmann das Gegebene des Bewußtseins bald scholastisch, bald hymnisch hin und her. Bei ihm schreitet nicht ein Gedanke, sondern immer ein Gedankensystem voran. Dies bildet für uns, die wir nicht Er sind, die Schwierigkeit. Er ist nicht an einer oder an vielen Stellen zu fassen, sondern nur an allen. Er sagt selbst in seinem Vorwort, er könne „kein Problem erheben über alle“. Er kann es auch zeitweilig nicht. Er schreibt seine Bücher nicht hintereinander, sondern nebeneinander. Wollen wir ungeduldig werden, so besitzt er, da wir gern überzeugt sind, oft die Macht, uns zu überreden. Und weil wir wirklich Ursprung in seiner Arbeit spüren, Ursprung viel mehr als das aus Ursprung Entsprießende, so ergreift uns besonders, was er vielen Orts darüber sagt, etwa, wenn er von der Jugend des Geistes spricht: „Keiner ist auf der Erde alt geworden. Hier altert keiner. Ist denn etwa Alter, was man hinwegräumt über einer Seele: den schlechtgewordnen Körper und die Arbeit? — Keiner ist auf der Erde alt geworden, manche von uns sind viele hundert Jahr und keiner weiß, wie Geist im Alter ist. — Und wer vom Jenseit sehnend spricht, muß Alter meinen.“ Fuhrmann ist mit seinem Denken minder daran „seine Legende zu leben“. Wir haben zuerst auf seine Verworrenheit (von uns aus gesehen) hingewiesen. Aber auch diese Verse von ihm sind an ihm wahr:

> Leise haben mich Berggipfel
> Gegen den Nachthimmel getragen,
> Wo ich Gestirne rollen sehe
> Und Bilder lächeln.

Ewigkeit ist.
Einmal sagt ein Klang:
Das ist Seelenstunde
Im Wege zu dir.
Dann ist wieder Ewigkeit.

In Fuhrmann ist eine Kraft so vorhanden, daß der Gedanke unerträglich ist, sie sollte für andere Menschen vergeblich sein. Den Typ Fuhrmann gibt es in Deutschland mehrfach. Wir ordnen heute alle ökonomischen Kräfte, um sie zu nützen, müssen wir nicht auch geistige Kräfte jeder Art nützen, um sie zu ordnen? Das gelingt vielleicht nicht in ihnen selbst, aber wenn es in uns gelänge? Wir wollen nicht verschwenden, gerade weil wir heute auch besonders deutlich wissen, daß nichts vorläufig und auf Widerruf geschieht. Wenn wir Schule und Überlieferung nicht haben, so wollen wir Vereinigungen und Klüngel doch nicht nur unter sich lassen, bei ihrer Beschäftigung, Schulen und Überlieferungen zu schaffen, uns um die Abseitigkeit der Abseitigen nicht zu sehr kümmern und den Geltenden nicht zu hoch anrechnen, daß sie den notwendigen Kampf jedes Schaffenden mit Kunst und Form auf ihre und unsere Weise bestanden haben. Vielleicht finden wir einen Körper für die Seelen, in dem eine Seele aus ihnen wird.

Chronik: Mitteleuropäisches / von Junius

I

Deutsche Ideologen, die in ihr Eigenleben eingesponnen sind, scheinen verstimmt, wenn von der Notwendigkeit gesprochen wird, mitteleuropäische Denkgewohnheiten anzunehmen. Sind die so schrecklich, wenn man sich klar geworden, wozu sie dienen sollen, und was sie offenbar unvermeidlich macht?

Ich weiß wohl: geschichtliche Neubildungen waren immer von seelischen Einbußen begleitet, und sie stellten sich dem empfindsamen Erleber unter den Zeitgenossen immer als unersetzbar dar. Es wird auch in Zukunft so sein. Aber es gibt doch zu denken, daß fast alle bauenden Revolutionäre und Reformatoren der Geschichte bei erst nachlassender Schöpferkraft in der Privatwirtschaft ihrer Seele die Wirkungen ihres Werkes schwer ertrugen, erst dann verstohlene Blicke der Sehnsucht auf das Zuständliche und die irgendwie geformten Werte der überholten Zeit warfen. Seelisch hat zum Beispiel der Freiherr vom Stein in späteren Jahren seine Reformen, hat Bismarck das demokratische Wahlrecht, einen der Pfeiler seiner Schöpfung, aufgegeben.

Der Revolutionär ohne Schöpferkraft aber ist der . . . Romantiker. Vor lauter Seele scheut er den Schritt zum Werk. Er bereichert mit seinem Geist und seiner Empfindsamkeit die Atmosphäre, aber politisch steht er im Wege.

Als sichtbar wurde, was es bedeutet, daß die Geld- und Stadt- und Marktwirtschaft die primitiveren und sozial gebundeneren Formen der Gemeinschaft abgelöst hatten, und so ein kaltes Stück Metall oder eine qualitätlose Zahl das einzige Bindemittel zwischen den Menschen sein solle: da war der westeuropäische Mensch ein anderes und durchaus nicht in jedem Betracht seelisch bereichertes Geschöpf geworden. Aber ich bestreite, daß diejenigen, die den ‚Gemeindrang' zu geldwirtschaftlicher Individualisierung und zu Massenpolitik verhindern wollten, das Recht hatten, sich als Partei des reineren Geistes und der abgestufteren Sittlichkeit auszugeben.

So, negativ gefaßt, von der Seite des geschichtlichen Zwanges, des Nicht-ausweichen-könnens, fasse ich politisch den Begriff des Fortschritts; und so, in diesem gar nicht prometheischen Sinne, betrachte ich die Verpflichtung, mitteleuropäische Denkgewohnheiten zu pflegen, als die große Mission der Stunde.

2

Friedrich Naumanns ungewöhnlich starkes Buch über Mitteleuropa (bei Georg Reimer; Berlin 1915) wird vielen Zweifelnden zuhilfe kommen. So viel Freimut und so viel Menschenkunde, so viel wirtschaftspolitische Erfahrung und so viel Sachkunde: wo sonst findet sich das beisammen? Er stellt die Frage, von der man auszugehen hat: Entweder der Krieg ist ein deutscher Krieg; dann dürfen wir uns nicht beschweren, wenn er in Prag und Agram als solcher aufgefaßt wurde. Oder es ist ein mitteleuropäischer Krieg: dann müssen wir von ihm mitteleuropäisch reden und mitteleuropäisch handeln. Darum war es ein begreiflicher aber politisch ein bedauerlicher Mißgriff, als nach dem ersten Balkankrieg der unvermeidbare Entscheidungskampf zwischen Germanen und Slawen angekündigt wurde.

Können wir uns von dieser Denkweise machtpolitisch und wirtschaftspolitisch nicht trennen, fürchten wir Einschnürung unserer Bewegungsfreiheit, Verlust am Selbstbestimmungsrecht, Charaktereinbuße durch den Zwang, auf Anderssein und vielleicht auch Schwächersein Rücksicht zu nehmen, oder gar ein Hinabgleiten in uferlosen Imperialismus, der die sicheren Grundlagen des nationalen Lebens erschüttern könnte, indem er dessen äußeren Rahmen erweitert: dann war die Kampfgemeinschaft mit der Donaumonarchie und ihre Erhaltung als Großstaat ein Irrtum.

Aber diese Bedenken sind müßig. Geschichte und Wirtschaftsgeographie haben entschieden. Wir können unser Schicksal durch Nichtwollen und

Nichtmögen schwerlich auf ein anderes Gleis schieben. Der Fall liegt heute genau umgekehrt wie vor 66. Damals lehnte Preußen aus machtpolitischen Gründen die Wirtschaftsgemeinschaft mit Gesamtösterreich ab, für die sich Schwarzenberg und der junge Kaiser und der geniale Bruck und Albert Schäffle an der Spitze vieler Großdeutscher einsetzten. Bismarck war eher bereit, den Zollverein aufzulösen, als den Nebenbuhler in ihn hineinzulassen, und als Franz Joseph persönlich ihm, bei seinem ersten offiziellen Besuch in Wien, sagte, eine Verschmelzung der materiellen Interessen beider Gebiete durch Zollvereinigung gebe beiden Staaten eine Bürgschaft für ihre europäische Machtstellung, da blieb der Großpreuße hart. Heute müßte jeder Versuch, die alten machtpolitischen Rivalitäten neu zu beleben, durch einen Blick auf die letzten dreißig Jahre gemeinsamer Diplomatie und den bisherigen Verlauf des Krieges eingeschüchtert, ja ohnmächtig gemacht werden können. Selbst ein so vorsichtiger und von der österreichischen Staatsidee so erfüllter Gelehrter wie Eugen von Philippovich empfiehlt diese Haltung als die allein mögliche (in „Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn"; S. Hirzel, Leipzig 1915). Naumann zieht viel positiver die Summe. Das Deutsche Reich ist für sich allein zu klein, um dem Ansturm aller andern auf die Dauer zu trotzen; darum kann von reichsdeutscher Seite das feste und verpflichtende Bündnis mit Österreich-Ungarn nur aufgegeben werden, wenn ein anderes ebenso sicheres und ebenso natürliches Bündnis an seine Stelle tritt. Dadurch wird verneint, daß wir ohne Österreich-Ungarn stärker sind als mit ihm. Also gerade wer dem Willen zur Erhaltung der deutschen Macht dienen will, wird gezwungen sein, sie in der Richtung der mitteleuropäischen Gemeinsamkeit zu suchen. Er wird auch einsehen müssen, daß sich der Wunsch, die deutsche Macht im Weltstaatensystem zu erhalten (ich sage absichtlich nicht: steigern), sich nicht mit dem Willen verträgt, das preußische Herrschaftssystem ungeschmälert zu erhalten, oder unseren Industriekapitalismus noch ungestümer zu entfalten (etwa durch Monopolisierung des russischen Marktes), oder den reinen Nationalitätsstaat zu erstreben. Diese These ist kristallklar, nichts mehr und nichts weniger hat Junius im letzten Heft verfochten; der Beweis ist Naumann geglückt. Vor ihm hat sie im Vormärz, in Vorwegnahme hundertjähriger Entwicklung, Friedrich List verfochten, dessen Stern immer heller strahlt, je mehr sich das Webstück der Zeit vor uns entrollt.

Also ist der „deutsche Gedanke in der Welt", nach dem Wortverstand genommen, kein Inhalt, an dem sich der Ungar und der Pole und der Tscheche und der Südslawe, ja nicht einmal der Deutschösterreicher, zu dessen Seelenbestand noch die Stimmungen von 66 gehören, erwärmen kann, für den sie ihr Lebensblut werden hinströmen lassen wollen. Seien

wir rücksichtslos ehrlich und richten wir uns im Urteil nach solcher Erkenntnis: die Gefühlswelt wird sich dem anpassen müssen. Was an jenem Gedanken lebendig und zukünftig ist, hat durch Rohrbachs bekannte Schrift, ohne die Absicht des Verfassers, einen Beiklang erhalten, der mitteleuropäischen Argwohn weckt und in manchem empfänglichen deutschen Gehirn Verwirrung stiftete. Rohrbach handelte ja nicht von den ideellen Funktionen des deutschen Gedankens in der Welt, sein Vorhaben war nicht, etwa den Herrschaftsanspruch des deutschen Seelenformats anzumelden; er wurde draußen (und auch daheim) leider so mißverstanden; er kündigte vielmehr den Anspruch auf Erweiterung der deutschen Geltung zu Wasser und zu Lande, auf dem europäischen Kontinent und Übersee an, und er gab, in weit ausgreifendem und belehrendem Zusammenhang, eine Fülle Material, um den Zwang zu diesem Anspruch jedem Deutschen ins Gewissen zu schreiben. Aber weil sein Blickpunkt auf das Planetarische, auf die Übersee-Welt eingestellt war – er schrieb ja vor dem Krieg –, waren die engeren doch wie sich zeigt unendlich unmittelbareren mitteleuropäischen Gesichtspunkte ins Unterbewußtsein zurückgeschoben. Bescheidener, aber von vornherein fruchtbarer war der Gesichtspunkt Gerhart Hildebrands, indem er Phantasie und Willenstätigkeit der Deutschen auf die Gefahren hinwies, die durch die drohende Abschließung der großen Weltmächte und die Unsicherheit unserer tropischen Bauerngrundlage unserem eingeengten Industriekapitalismus und Industriesozialismus drohen. 1910 sah er, in Anlehnung an Friedrich List, in den Vereinigten Staaten von Westeuropa die Rettung; später (1911), als er dazu kam, die feindlichen Tendenzen der europäischen Mächtegruppen zu überdenken, entschwand diese herrliche Wünschbarkeit und der Horizont verhängte sich.

3

Naumann denkt nicht daran, die Schwierigkeiten um einer vorgefaßten Neigung willen herabzumildern.

Österreich-Ungarn ist eine alte Einheit mit Zerbröckelungstendenzen: das Deutsche Reich ist eine neue Einheit mit noch zunehmender Zentralisation. Dort wachsender Partikularismus, wachsende Eingenommenheit gegen die Zentralgewalt, wachsendes Hinübergleiten in den Staatenbund in Zis- und Transleithanien; alle bauenden Kräfte kreisen um den Begriff des Völkervereins und die Konstruktion eines Oberstaats mit einem Zentralparlament. Hier weihen sich alle schöpferischen Gedanken, alle politischen Talente dem Reich und suchen dem Einheitsschicksal das verfassungsrechtlich wirksamste Format zu schaffen. Der deutsche Nationalgedanke gibt dem Deutschen Reich seinen Daseinsgrund. In Österreich und in Ungarn leiden beide Reichsteile einzeln unter den gleichen Schwierigkeiten

der erschwerten nationalen Zusammenfassung, wie beide zusammen unter der erschwerten Bildung und Wirksamkeit einer gemeinsamen Staatsidee. An Stelle eines zentralen Nationalismus, sagt Naumann, steht das, was die Franzosen Etatismus nennen, die Verwaltungsmaschinerie an sich: Monarchie, Bürokratie, Heer. Es schwindet, könnte man sagen, das naturhafte Staatsgefühl, die geschichtlich wirksamste Grundlage politischer Wirkung, und wird durch einen Staatsbegriff ersetzt, den Verstand und guter Willen täglich neu erobern müssen. Einige zwanzig Landtage, der österreichische Reichsrat, der ungarische Reichstag, die Delegationen, die nur hinterher begutachtende Vollmachten haben, große und kleine, historische und unhistorische Nationen, der harte Block des Dualismus mit seiner Einheit auf Kündigung, das Schreckgespenst der periodischen Ausgleichsverhandlungen: es gibt nicht wenige, die durch solche Vielheit und ihre sich häufenden Lasten sich entmutigen lassen. Die Lektüre der besten österreichischen Schriftsteller, der Friedjung, Bauer, Renner gibt einen Vorgeschmack von der Arbeit derer, die bei den Bundesgenossen den Neubau zu leiten haben. Die Liste der Schwierigkeiten läßt sich vervollständigen, und Naumann tut es in seiner bekannten antithetischen Art. Das Deutsche Reich ist nördlicher, kälter, einförmiger, technischer, rechenhafter; Österreich-Ungarn ist südlicher, bunter, naturwüchsiger, romantischer. Deutschland ist westlicher, Österreich östlicher; zwischen beiden besteht eine weit stärkere Spannung als zwischen Ostelbien und Westelbien. Hier herrscht protestantischer Rationalismus, dort katholisches Halbdunkel und katholische Wärme: der Lebensrhythmus ist verschieden. Deutschland ist viel kapitalistischer und darum auch sozialistischer als Österreich-Ungarn. Aber: schon seit Jahren haben alle berufenen politischen Beobachter überall in diesem großen Reiche neues Leben und den Willen zum Umdenken und Umbauen des Staats wahrgenommen, auch Fremde, wie der ausgezeichnete schottische Publizist Seton-Watson; das verdammenswerte Wiener Feuilletonisieren hat freilich diesen Tatbestand zu verdunkeln gesucht. Schon vor dem Kriege war jede Form der künstlichen Assimilierung, die besonders kraß in Ungarn versucht wurde, zum Scheitern verurteilt, und Einsichtigere sahen in der radikalen Verwendung des Nationalitätenprinzips den Zauberstab für den Umbau in der Hand eines wirklichen Staatsmannes, alle warnten, zum Beispiel Fürst Karl Schwarzenberg in seiner Rede vom 2. Mai 1912 in der österreichischen Delegation, vor der Unlogik, den nahen Osten durch das Freiheit verheißende „der Balkan den Balkanvölkern" sich günstig zu stimmen, das Nationalitätenprinzip aber im eigenen südslawischen Gebiet und überall sonst einem überholten Dualismus zu opfern. Die Erkenntnis war reif, aber den Willen zur Tat werden, scheint mir, erst die Keulenschläge des Weltkrieges ganz von

allen Hemmungen befreit haben. Ein Mitteleuropa, das wirtschaftlich und politisch Zukunft haben soll, setzt ein Österreich-Ungarn voraus, das für den Ausgleich von Föderalismus und Zentralismus die Rechtsform gefunden hat, oder wenigstens unablässig zu finden bemüht ist. Ist Österreich gelähmt, so ist es ganz Deutschland, prophezeite Friedrich List. Heute hebt diese Prophezeiung warnend den Finger.

4

Ausschweifende Hoffnungen hegen wir nicht. Naumann stellt zwölf Programmpunkte zusammen, die phantastisch anmuten: gleiches Rekrutierungsgesetz; wechselseitige Militärinspektionen; gemeinsamer Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten; gemeinsamer Eisenbahnbeirat und einheitliche Stromverwaltung; Gleichheit der Münzen und Maße; gleiches Bank- und Handelsrecht; gleiche Veranlagung der Militärausgaben; gegenseitige Haftbarkeit für Staatsschulden; Gleichheit des Zolltarifs; Gemeinsamkeit der Zollerhebung; gleicher Arbeiterschutz; gleiches Vereinsrecht, Syndikatsrecht usw. Der Weg dahin ist lang und schwer, er würde aus der Bundesgenossenschaft zur Lebensgemeinschaft führen, die unser Autor fordert. Die territorialen Voraussetzungen sind heute unvergleichlich sicherer als zur Zeit, da Bruck, Schäffle, Kübeck den Wirtschaftsblock für ein Gebiet von fast zwei Millionen Quadratkilometern mit (heute) 126 Millionen zu schaffen sich mühten; und neben ihnen die wirtschaftlichen, wenn auch diese sich erst in allmählichem Aufbau zu Selbstverständlichkeiten umbilden und Jahre vergehen werden, bis das freie Wirtschaftsgebiet ohne Zwischenzollstufen erreicht ist. Die Erörterung von Einzelheiten findet der Leser bei den angeführten Schriftstellern. Populär werden sie den mitteleuropäischen Gedanken nicht machen, das bringt der rechnerische Interessenausgleich nicht zustande: politische Gründe werden es sein, wie sie seinerzeit dem die Einheit vorbereitenden Zollverein Schwung und Schlagkraft verliehen haben.

5

Wie hätte ich gewünscht, heute das Problem Mitteleuropa — das längst kein Studierstubenproblem, sondern eine befreiende und zugleich ungeklärte Wirklichkeit ist —: gewünscht hätte ich, es heute wieder mit Masaryk besprechen zu können, dem um den rechten Weg bemühten Westeuropäer aus Prag.

Ich nehme keinen Anstand, ihn so zu nennen, obwohl, seit ich ihn zuletzt sah, die Anklage wegen hochverräterischer Zettelungen gegen ihn erhoben zu sein scheint und er inzwischen nach London entwichen ist. Die objektiven Grundlagen der Anklage kenne ich nicht, ich weiß nur, daß er mit unerbittlicher Kritik aber doch auch bestem Willen in der Öffentlichkeit und

in der Einsamkeit die rätselhafte österreichische Sphinx zu bezwingen sich gemüht hat. Aus seiner demokratischen und sozialistischen Grundgesinnung hat er nie ein Hehl gemacht; sie, sie allein zog er zu Rate, wenn er das Recht der kleinen und kleinsten nationalen Individualitäten in der Donaumonarchie verfocht, ihren Anspruch auf Selbstverwaltung und Selbstregierung nach angelsächsischem Muster in der so anders gearteten Welt zwischen Prag, Pest und Wien rechtfertigte. Mit seinem Mill und seinem Marx glaubte er alle nationalen und sozialen Schwierigkeiten überwinden zu können: darin aber liegt, wie ich bestimmt glaube, die Tragik seines Scheiterns. Es genügt nicht, in der Theorie der Rangordnung zwischen Macht und Recht, Sozial und National Bescheid zu wissen. Der Ausgangspunkt ist symptomatisch für Politiker dieses Gepräges. Soweit sie für die Geschicke Europas verantwortlich sind – und nicht jener „Kranz' verbrecherischer Flachdenker und ehrgeiziger Scharlatane, die eben in den Westländern am Steuer stehen – liegt ihr Versagen: an ihrer optimistischen Psychologie des politischen Menschen; an ihrem Vorbeischielen an den machtpolitischen Grundtatsachen; an ihrer unbeschreiblich naiven Unterschätzung der Gewalt, zu der die wirtschaftspolitischen Motive gerade bei den führenden Völkern angeschwollen waren, und der Blindheit gegen die Ursachen dieser Gewalt; endlich an der kläglichen Unzulänglichkeit ihrer Beschwörungsmittel dagegen. Ich sehe es kommen: ein Rollen auf der schiefen Ebene weiter zu Tal, von Katastrophe zu Katastrophe, wenn wir beabsichtigen, mit diesen Krücken Geschichte zu „machen'. Vor dem Ausbruch waren diese vier Standpunkte vier Bequemlichkeiten, vergoldet, o gewiß, von dem besten, dem reinsten, dem hinreißendsten europäischen Willen und den redlichsten Denkbemühungen, die auf diesem zerstampften Planeten Gehör fanden. Aber lange vor dem Taumel wars zu spüren, wie es im Staate fieberhaft zu gären begann, und lange bevor sich „die Übel in Übeln überbrüteten', hatten wir unsere Bedenken und Bangnisse. Heute müssen wir sagen: jene vier Standpunkte umfassen den Fortschritt – im Rückschritt. Welches ideologische Vorzeichen die Reaktion hat, ist gleichgültig. Das Reaktionäre des Fortschritts ist nicht fördersamer als der schöntuende, Hände ausstreckende Fortschritt der echten, der „bodenständigen', der vor Gott und den Menschen legitimen Reaktion. Es ist gefährlicher.

Ich sprach zu Masaryk: Sie sind als Historiker Politiker. Sie sehen im heutigen Russen den mittelalterlichen Westler. Sie sehen den westlichen Individualisierungsprozeß langsam aber unaufhaltsam nach Osten rollen, den Muschik ergreifen, die slawische Seele sich kapitalistisch und nach der Richtung einer Verdummung und Verdumpfung verscheuchenden Aufklärung umformen. Sie sehen darin Notwendigkeit, also Fortschritt. Gut: ich glaube Ihnen, obwohl viele Russenkenner Ihrer

Psychologie widersprechen. Aber Sie sind als Politiker . . . Historiker. Dieser Umformungsprozeß hemmt den machtstaatlichen Ausdehnungsdrang des russischen Staates nicht: es macht ihn für uns, die wir nun einmal Besitz und Eigenart zu verteidigen und zu entfalten haben, nur um so bedrohlicher: weil er nun von der an den Rändern bereits kapitalistisch umgeformten Gesellschaft getragen wird. Der Koloß drängt nach dem fernen Osten, nach dem nahen Osten, nach dem Südosten, nach dem Westen; er treibt extensive Außenpolitik und intensive Industrie- und Agrarpolitik zugleich, beide von panslawistischer Ideologie umschlossen und vorwärtsgepeitscht. Die Tatsache ist beweisbar. Wo bleibt in diesem System die Achtung vor der kleinen Nationalität? Sie erheben, als Demokrat und Österreicher, Protest gegen die bekannten Methoden der Magyarisierung, dagegen, daß das sehr liberale Sprachengesetz des Ausgleichs von 68 zum toten Buchstaben erstarrt sei: aber die Methoden der Russifizierung tragen asiatische Färbung. Hier nun liegt die Mission des Donaustaates und, da es machtpolitisch isoliert nicht bestehen kann, Deutschlands, von dem die Länder und Nationalitäten der Donaumonarchie das Abc des Westlertums, den Rationalismus der äußeren Lebensordnung und inneren Lebensgestaltung erhalten haben, und mit dem sie, bis in die höheren Schichten der unhistorischen Natiönchen hinein, zum großen Teil Religion, Sitte, Technik, Wissenschaft, Wirtschaft teilen. Darum liegt auch, welthistorisch, auf dieser Seite die Bahn des geringsten Widerstandes oder, wie die Phrase lautet, das Recht der höheren Kulturform; und darum wird von Mitteleuropa her Licht und Ordnung in das südöstliche Chaos getragen werden. Hier zeigt sich, was das mystische Gesetz der Geschichte bedeutet: es läßt keine grenzenlose Individualisierung zu, nicht in der Gesellschaft, nicht zwischen den Staaten untereinander. Es verbietet die Auflösung der Donaumonarchie in einzelne Teile und deren ‚suveräne' Wahlfreiheit. Das Recht der kleinen Nationen auf absolute, machtstaatliche Selbständigkeit ist ein Wahn von vorgestern; sie können den Ring von Geographie und Geschichte nicht sprengen. Ihre Freiheit bedeutet: lokale und kulturpolitische Gleichheit und Geltung . . .

Nun ist er zu den anderen übergegangen, zu den Falschmünzern des Gedankens, den Mill und Marx angebaut und in reiner Gesinnung gepflegt haben. Aber die Gegengesinnten, die daheim geblieben, werden den Menschen und den Politiker schwer entbehren. Es ist für sie kein Trost, zu wissen, daß er nun die nie wiederkehrende Gelegenheit haben wird, die Herrschaft des verruchten Zeitungsradikalismus und der Versammlungsbanalitäten, aber auch die ganze Ohnmacht der in Mills und Marx' Spuren wandelnden Humanisten an Ort und Stelle zu studieren.

***

Anmerkungen

Der Aufbruch der Jugend

Der Aufbruch, Monatsblätter aus der Jugendbewegung; Herausgeber: Ernst Joel, ständige Mitarbeiter: Friedrich Bauermeister, Karl Bittel, Hans Blüher, Paul Eberhardt, Kurt Hiller, Gustav Landauer, Bernhard und Hans Reichenbach, Alfred Wolfenstein und die Herausgeber des „Anfangs"; bei Diederichs. — „Unserer Kultur fehlt eine Jugend, die dem Leben den Anstoß gibt, um die Welt über die Erstarrung hinwegzubringen." Fehlt sie? Natürlich fehlt sie. Jederzeit fehlt sie, solche Jugend ist nie genug da. Und nun stellen die Leute vom „Aufbruch" sich als diese Jugend vor oder doch als die Pfadfinder dieser kommenden Jugend. Darum soll ja auch den „größten Teil" ihrer Arbeit „die Sorge um die Kinder" bilden. Und das soll nicht nur Programm und Literatur bleiben, sondern sie fühlen selbst, daß es gilt „den Weg von den unaussprechlichen Erschütterungen bis zu den geringfügigsten Tätigkeiten zurückzulegen". —

Da Sie das wollen, so werden Sie mir eine Frage erlauben, mit der die Auseinandersetzung auch aus dem Rezensentenhaften und Papiernen ins Menschliche (doch nicht Private) gerückt wird. Warum begehen Sie nicht entschlossen und im Hinblick auf eine ungeheure geistige Auferstehung den Selbstmord, mitten in unsere Schulmaschine hineinzuspringen? Damit würden Sie, mit einem, großen, ersten Akt, Ihr Programm erfüllen — vom Gefühl des Unendlichen zum Staatsexamen! Dann wird dieser erste Akt, zu dem tatsächlich der Mut der zwanziger Jahre gehört, die weiteren Akte schon nach sich ziehn! Dann wird sich zeigen, was an Ihrer Seele ist! Dann haben Sie den Stundenplan und den Direktor, die Fehler einer tausendjährigen Krankheit unseres Bildungswesens und Ihre eigenen ganz persönlichen Mängel dazu — dann gibt es auf jenem Weg, den Sie sich vorgesetzt haben, ernsthafte Wunden und vielleicht langsames Verbluten, keinen Beifall, kaum Freunde, Einsamkeit und Kampf. —

Aber Sie möchten mit Recht so hart nicht leben. Sie wollen sich mit den kleinsten Anfängen bescheiden — aber den Anfängen eines Jugendkräftigen, Zukunftsvollen, Großen. Keimzellen eines solchen sollen die Siedlungsheime sein, von denen aus Sie in den gottverlassensten Vierteln der großen Städte den Gott verkünden wollen, der Sie bewegt. Sie zielen über ähnliche Einrichtungen des Auslands weit hinaus: „Der Kampf um die Einsetzung des Geistes in seine Rechte" schreiben Sie, „muß vom Kampf der Waffen die Organisation lernen." Eine solche Verbindung des Geistes mit der weltlichen Gewalt war zuletzt die christliche Kirche. Worin sich die neue Lebenseinheit, die wir alle ahnen, von der alten unterscheiden wird, läßt sich noch nicht sagen, eben weil — hier denke ich also anders als Sie — eine „Organisation" dieser Lebenseinheit in fernster Ferne verschleiert liegt. Eine Organisation unserer künftigen Erziehung läßt sich allmählich angeben (ich habe es im Septemberheft der „Rundschau" versucht), aber unsere Bildung im letzten und ganzen Sinn kann vorläufig nicht besprochen, nur beschwatzt werden. Das Gesetz des Lebens ist nicht aufgehoben, wonach alles Werdende schwer geschädigt

wird, wenn allzuviel Neugierde daran herumtastet. Bewußtsein des eigenen Inhalts bleibt Sache des Alters. Wenn die Jugend das Werk, das sie vorhat und das sie allerdings fühlen und ahnen und schauen soll, allzusehr formuliert, so entsteht nicht die scharfkantige bewußte Erfahrenheit charaktervollen Alters, sondern jenes inhaltarme Bewußtsein in allgemeinen Redewendungen — deren Wuchern auch Ihre Gefahr ist. Ähnlich verspricht ja Wyneken (nicht in Ihrer Zeitschrift) durch Erziehung „den Idealismus .... in die Weltgeschichte einzuführen". Aber ich kann nicht behaupten, daß Wyneken aus Ihnen redet, es ist eine allgemein erlebte Selbstberauschung, durch deren gründliche Verkörperung der merkwürdige Mann die Jünglinge mit Recht so lange bezaubert — bis sie das Recht haben, von ihm enttäuscht zu sein. Aus bestimmter Kraft, nicht aus kümmerlicher Verständigkeit! Bis sie anfangen, das Gefühl nicht in eine Art billiger abstrakter Lyrik umzusetzen, sondern in gute Dichtung oder in irgendeine andere Besiegung wirklicher Widerstände. Dies kann natürlich auch durch eine Zeitschrift geschehen und Beiträge wie der Blühers („Was ist Antifeminismus") haben das große Hindernis aller überverständigen Entwicklung, den Rationalismus der modernen Welt, nicht umgangen, sondern überwunden. Ich kenne fünf Stufen der Schriftstellerei wie des Lebens überhaupt: die unpersönliche (kindliche), subjektive (jünglingshafte), sachliche (männliche), dann die der Persönlichkeit und die überpersönliche, geniale. Man darf hoffen, daß „Der Aufbruch" sich alles bloß Subjektive, zu deutsch Persönlichkeitssüchtige vom Leibe halten wird — mit Humor; mit Humor um unserer Ehrfurcht willen.

Ebenso wie in der Zeitschrift werden Sie sich auch bei Ihrem übrigen Vorhaben nie unmittelbar auf das Unendliche beziehen können. Daraus folgt natürlich nicht, daß Sie beamtete Geistliche oder Lehrer werden müssen. Sie können in freien Gemeinden Unschätzbares leisten, wenn Sie nach Luthers Rat tun, was Ihnen vor die Hand kommt, helfen, wo Sie helfen können. Ich meine Sie aber zu ehren, wenn ich offen meinen Eindruck bekenne (und mehr als einen Eindruck kann ich noch nicht haben), daß die Geste eines bedeutenden Unternehmens Ihnen auch hier noch die Ausführung gefährdet. Ich erinnere mich aus einer Zeit, in der ich unsere Aufgabe noch gar nicht ahnte, daß Äußerungen van Goghs aus seinem Leben bei den Bergleuten mich sehr trafen: dort war eine tiefe und erschütternde Einfachheit. Und weil schwere Erlebnisse zur Einfachheit erziehen, darum möchte ich Sie dazu verführen, amtliche Lehrer zu werden.

Denn raten kann ich dazu nicht. Es gehört dazu nicht nur eine starke Persönlichkeit, sondern auch eine gute Gesundheit, oder man kann das eine nur auf Kosten des anderen retten. — Ausgeschlossen ist man auch in subalterner Stellung von einer lebendigen Tätigkeit nicht. (Ich verweise am besten auf ein Beispiel in meiner „Entstehung der neuen Schule" S. 32.) Sie haben schriftstellerische Neigung und Begabung, Ihre Zeitschrift enthält sogleich ein ungewöhnliches Gedicht (Alfred Wolfenstein „Kameraden") — wenn Sie es wagen: der „deutsche Unterricht" braucht Sie. Ein Dutzend Leute wie Sie ändern viel. In der Hoffnung, daß ich Sie so wenig mißverstanden habe, als ich von Ihnen mißverstanden zu werden wünsche, bin ich Ihnen aufrichtig ergeben

Ernst Hierl

Gedanken, wie sie uns beschäftigen, hat am strengsten und klarsten Christoph Schrempf durchlebt und durchdacht. Unsere Hochschulen können ihn nicht brauchen.

Michael Schwertlos

Der greise Zeichendeuter, der einen Traum seines Geistes „Rosmersholm" hieß und sich Menschen darin erschuf; um wieder zu zeigen, wie in der leisesten Schuld der Tod schläft und erwachen muß, nannte sein Tun: Gerichtstag über sich selber halten. Allein dieses ist nur die letzte und höchste Tat des Dichters; die erste ist: sich selbst begegnen. Albrecht Schaeffer, aus griechischem Traum hervorgetreten, von Ilion, vom Meere, von Ithaka, von Göttern und schönen Gestalten hergekommen, begegnete so seinem eignen Bilde. Eben erst von einer Reise heimgekehrt, in der lieblichen Umgegend von Tübingen wandernd, ward er mit einem Male Deutschlands inne. („Deutschland: Alte Festigkeit, Erzengelruhe, braun, kühn, irdisch und in himmlisch lauterem Duft, Täler voll Heimweh, Hölderlins Heimat".) Da war es, daß im Grunde des Tals Michael Schwertlos dastand, in seinem schwarzen Talare, und über die Landschaft hin ihm entgegen blickte. Die Einleitung zu dem Buche: „Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte" (Leipzig 1915, Insel-Verlag) erzählt diese Begegnung und wie eine Freundschaft aus ihr ward und die Gedichte entstanden. Der Leser freilich weiß es gleich, daß Michael Schwertlos Albrecht Schaeffer ist; er läßt sich gerne täuschen, wenn es so schön geschieht, und so glaubt er dem vermeintlichen Herausgeber den seltsamen Freund. Dem Buche verleiht diese Verwandlung eine stärkere Geschlossenheit, reinere Fassung, allgemeinere und tiefere Bedeutung. Eine Sammlung Gedichte, so vortrefflich sie sein mögen, ist selten ein Werk; diese ist's und nicht zum letzten dank der erfundenen Figur, die nun doch wahrhaftig ihr Dasein hat und mit dem Deutschlands fortan verbunden bleibt.

Nicht um ein rührendes Wort zu sagen, fügt der Dichter in der Einleitung bei der Nennung Tübingens hinzu: „Hölderlins Heimat". Hölderlin gehörte Schaeffer seit langem an, wie viele der jüngsten Dichter: Georg Trakl, Franz Werfel, jeder mit andrem Ton ihn widerklingend. Von ihnen allen ist Schaeffer ihm am reinsten verwandt. Als er noch in Griechenland weilte, war er der Bruder Hyperions, und nun zeigt er sich völlig von Hölderlins Geist, da Deutschland auch ihn zum Gesang ergriff. In der Widmung der Übersetzung des „König Ödipus" an die Prinzessin Auguste von Homburg sagt Hölderlin, er wolle, wenn es die Zeit gebe, „die Engel des heiligen Vaterlandes singen". Mit den ersten Versen, mit denen der neue Dichter dem Erlebnis des Krieges erwiderte, der herrlichen Hymne: „An den Deutschen", erfüllt er dieses Gelöbnis. Ein ganzes Buch deutscher Gedichte legt er auf den Tisch der Opfergaben.

Es sind außer Gesängen, Elegien, Liedern vorwiegend Gedichte epischen Charakters, von so besonderer Art und Form, daß die Bezeichnung der Ballade für sie nicht mehr gelten kann. Eine neue Gestalt und neue Ordnung der poetischen Erzählung ist hier geschaffen. Von der unfehlbarsten Treffsicherheit des sprachlichen Ausdrucks gebildet, getragen von einer vollendeten prosodischen Kunst, ganz von lebendiger Anschauung erfüllt, erscheinen diese Gedichte in der höchsten äußeren Schönheit, eine nicht mindere innere schon beim Anklang der ersten Verse verkündend. Es sind durchaus nicht nur Kampfgedichte, obschon der Gewalt und dem Zorne, selbst dem Haß das Ihrige gezollt wurde: aber das Beste ist dem Schmerze dargebracht. Auch vor dem Beglückendsten steht der Dichter gesenkten Haupts. Er weiß es doch, worüber die Räder der bekränzten Wagen rollen, und in den Nächten, die vom Siege leuchten, sieht er die dunklen Scharen der lautlos Weinenden und die Schatten der Abgeschiednen.

Ein Buch der Schicksale ist dieses; Schicksale sind verherrlicht, Schicksale

sind erträumt, eines ganzen Landes Schicksal: Ostpreußen; eines Kindes Schicksal: Rosa Zenoch. Frauengestalten wandeln durch Herbststunden trauervoll; Walther Heymanns, Hans Lodys Schatten kommen wieder; ein Pferdekopf, auf den Zuruf „Mimose" aufhorchend, wendet sich dem Leser zu mit unvergeßlich tiefem Blicke. Schon steht die große Gestalt des Marschalls in der Legende, vor dem Bauernhaus und dem Stern; in Legende versinkt das feuernde Kampfschiff; Legende folgt, mit Veilchen in den Haaren, den drei vergessenen Soldaten auf dem dunklen Rückmarsch in die ungewiß gewordne Heimat. Alles hier ist im Grunde Legende und Mirakel. Die kleinen Flügel an den Schläfen leis bewegend, im nächtlichen Saal des Lazaretts, wartet der Schlaf. Der Genesende, in die Landschaft hinaustretend, fühlt das tiefe Glück, für diese Erde sein Herzblut hingeströmt zu haben. Die Dinge sprechen: einer Bahre mütterliche, eines Geschützes gewalttätige Stimme; eine Harmonika erdröhnt in Schlachtmusik; und überall brandet und braust die See. Unmöglich kann die Fülle dieses schön Erfundenen und tief Gedeuteten, dieses stark und rein Geschaffenen aufgezählt werden. Ein deutsches Buch für alle Zeiten ist hier erstanden, die einzige Dichtung des Krieges, die als Werk währen wird mit den großen Plänen und Taten der Feldherren, der Heere und des Volkes.

Albrecht Schaeffers erstes Gedichtwerk: „Die Meerfahrt" wurde hier zuerst angekündigt; seither sind (im Insel-Verlag) zwei Gedichtbücher: „Attische Dämmerung" und „Heroische Fahrt" und ein ernstes Stück: „Die Mütter" erschienen. Ein Dichter ist der Nation gewährt, wie sie ihn sich oft herbeigewünscht hat: möge sie dies denn auch wissen und ihn nicht wieder versäumen. Auch die Kunst wird sich nach dem Kriege zu erneuern haben. Nicht anders als jedes andre Tun wird sie der festen Satzungen, der sicheren Wege, der bedeutenden Ziele bedürfen. Die Tage des Allgültigen und Allgemäßen sind vorüber. Das Hohe, das Reine, das Wahre erscheint in seinen alten Rechten wieder und die ewigen Sternbilder leuchten erneut. Unter den Dichtern, deren Stunde dann gekommen sein wird — und es sind ihrer schon heute nicht wenige —, ist Albrecht Schaeffer der Würdigsten einer. Mag er sich wieder am Inselmeer oder im göttlichen Gebirg in alte Schicksale verträumen: neben ihm wartet, geduldig im Grase ruhend, Michael Schwertlos in seinem schwarzen Talare und sagt ihm zur rechten Zeit das Rückkehrwort: Deutschland.

Felix Braun

Wallenstein*

Diesem Buche bin ich zuvörderst Dank schuldig, weil ich an ihm wieder lesen gelernt habe. Ein Winter und ein Sommer bei einem elsässischen Landsturmbataillon, wo ich keine Heldentaten, wohl aber Nützliches zu verrichten fand, das macht im Geistigen recht unbedürftig. Warum ich gerade nach dieser historischen Studie gegriffen habe? Weil man, wenn doch schließlich wieder gelesen werden muß, in dieser Zeit nur noch auf Geschichte eingestellt sein kann und weil der Prozeß Wallenstein trotz Schiller, von dem sich übrigens Ricarda Huch gar nicht so weit entfernt, durch die Dunkelheit des Tatbestandes wie durch die Unaufgeklärtheit des Dolus immer noch reizt. Von Wallensteins Wirken ist so wenig übrig geblieben, daß er um so restloser in den Sagenkreis poetischer oder romantischer Erscheinungen eintreten konnte. Als Feldherr stand er tief unter Gustav Adolf, der für die Kriegskunst Schöpferisches geleistet hat, und wenn man den Namen Richelieu nennt, so scheint er mit seiner primitiven Diplomatie um einige Jahrhunderte zurückzufallen. Den Zeit-

* Eine Charakterstudie von Ricarda Huch. Insel-Verlag 1915.

genossen waren diese Mängel nicht unbekannt, und dennoch schauderte ihnen vor seiner undurchsichtigen und imposanten Persönlichkeit. Was war dahinter, und war überhaupt etwas dahinter?

Die Geschichtsforscherin Ricarda Huch zeigt sich in ihrer feinen Studie sehr skeptisch, aber sie würde den Mann nicht so unablässig hin und her wenden, wenn sich die Dichterin von dieser „dunklen, saturnischen Seele", wie Kepler sagt, trotz Zweifeln und selbst Ironien nicht immer wieder angezogen fühlte. Sie ist die erste nicht. Hat doch Strindberg mit unbedenklichem und darum vielleicht ahnendem Geschichtsdilettantismus seinen schwedischen Nationalhelden Gustav Adolf dem dunklen deutschen Manne gegenübergestellt, nur um ihn geistig unterliegen zu lassen gegen eine größere Fülle und Tiefe gestaltender Herrscherideen. Schließlich geht es uns heute nicht anders. Die Unausgesprochenheit seines Dämonismus, die Unerkennbarkeit seines Endziels verleitet uns, seine Unternehmungen in einen vagen Komplex von weiten zukunfttragenden Entwürfen hineinzuspinnen. Man weiß jetzt, daß der große böhmische Magnat ein scharfer, ins Kleinste eingreifender Verwalter war, und man denkt an Friedrich Wilhelm I. Wollte der Herzog von Friedland mit Heranziehung Dänemarks eine deutsche Flottenpolitik führen, wollte der Generalissimus des Kaisers als ein deutscher Napoleon der Anarchie im Reiche ein Ende machen? Seine Vorurteilslosigkeit erhob ihn über die Befangenheit seiner Standesgenossen, seine persönliche Würde hält ihn abseits von der breiten Roheit der trinkfesten Reichsfürsten; dafür trug er andere individuelle Fesseln, dafür litt er an Hemmungen seines Temperaments, das man heute als neurasthenisch feststellen würde. Die undeutbarste Erscheinung in diesem, wie Ricarda Huch mit Recht sagt, interessantesten, anziehendsten, vielgestaltigsten und rätselhaftesten Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges!

Seine mächtigsten Vertreter, nicht nur der politischen Geschichte, vertreten nichts, weil sie sich in keinen Zusammenhang empfangender und darum mitschaffender Volkskräfte einstellen können, so daß ihnen nach ihrer leiblichen Existenz das Nachleben glatt abgeschnitten wird. Deutschland hat nach Grimmelshausen keinen stärkeren epischen Genius hervorgebracht, und um Angelus Silesius wieder zu entdecken und uns anzueignen, hat es erst der Erscheinung Schopenhauers bedurft. Wallenstein gehört der Sage an, und wir Norddeutsche wenigstens pflegen die politische Geschichte Deutschlands erst mit dem Großen Kurfürsten anzufangen. Auch heute noch? Das Buch von Ricarda Huch ist augenscheinlich vor dem Kriege geschrieben worden, aber der Krieg gebietet, daß wir es wie alles Geschichtliche jetzt anders lesen. Es gab eine preußische, eine süddeutsche und eine österreichische Geschichtsforschung, demzufolge der Unterricht in den Schulen nur beschränkt oder peinlich sein konnte. Jetzt erst ist 1866 in großdeutscher Geschichte aufgelöst und auch die andere Tatsache, daß Preußen 1859 Gewehr bei Fuß stehn blieb, als Österreich sich mit Italien und Frankreich schlug. Wo unsere Heere jetzt auch fechten, in Belgien, in den Ostseeprovinzen, in Polen und Galizien, sie treten auf den Boden alter deutscher Reichsherrlichkeit oder wenigstens deutschen Kolonial- und Kulturbesitzes, und Prinz Eugen hat wieder Belgrad genommen. Gewinnen wir den Landweg nach dem Orient, so breitet sich die deutsche Machtsphäre wieder zu ihrem einstigen mittelalterlichen Umfang aus, so wird der Geschichtsprozeß wieder zurückrevidiert bis vor die Zeit der englischen Seeherrschaft, der moskowitischen Expansion, und den kleindeutschen Gesichtspunkt nach vorwärts und rückwärts überwindend, werden wir uns unsere ältere Geschichte gegenwärtiger, sinnvoller, verehrungswürdiger machen können.

Arthur Eloesser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



